



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

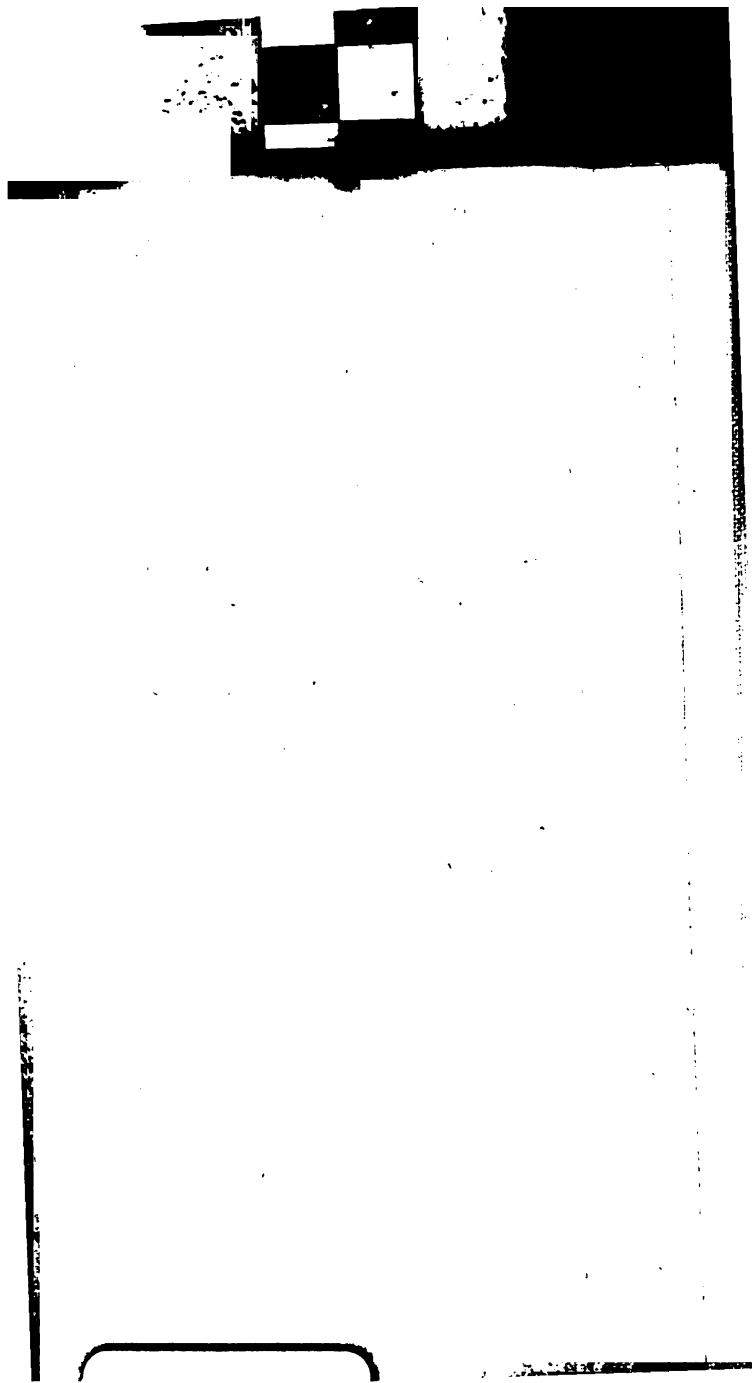
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

RIES



98 3









Schiller

und seine Zeit.



„Wiſſet, ein erhabner Sinn
L e g t das Große in das Leben
U n d e r ſ u c h t es nicht darin.“

Johann Christoph Friedrich von

Schiller

und seine Zeit.

Von


Johannes Scherr.

Erster Band.

Philadelphia :

Verlag von J. Kohler, 202 Nord 4te Straße.

1868.



„Wisset, ein erhabner Sinn
L e g t das Große in das Leben
Und e r s u c h t es nicht darin.“

V o r r e d e .

Es ist ein Lieblingswunsch meiner Jugend gewesen, die Lebensgeschichte des großen Mannes zu schreiben, welcher als ein Leitstern stätig ob den Wirrsalen meines Daseins geleuchtet hat. Ich wurde fröhe gewöhnt, mit Ehrfurcht und Liebe zu demselben anzublicken. In meinem väterlichen Hause gab es ein hochgeschätztes braungebundenes Buch, eine der ersten Ausgaben von Schiller's Gedichtsammlung, und oft sah ich dasselbe zur Feierabendzeit in den Händen meiner theuren Mutter, in Händen, welche tagüber unermüßlich mit der Sichel, dem Nähzeug oder Spinnrad sich abgemüht hatten. Noch steht mir die Stunde frisch im Gedächtniß, wo ich am Abend eines Sommersonntags mit der Unvergesslichen unter dem alten Apfelbaum vor dem Hause saß, während die Sonne rothglühend hinter dem Scheitel des Hohenstaufens hinabsank. Da las sie dem von schwerer Krankheit genesenden Knaben die schöne, ihren frommen Sinn besonders anmuthende Romanze vom Grafen von Habsburg vor und erklärte mir das Gedicht, so gut sie, die einfache Dörflerin, es vermochte. Das war

meine erste Bekanntschaft mit dem großen Dichter und der damals empfangene tiefe Eindruck ist geblieben.

Die dunkle Ahnung des Knaben von Schiller's Größe wurde in dem Jüngling zu begeisterter Vorliebe, welche mich schon in Studentenjahren nach Materialien zu einer Biographie des Dichters umschauen machte. Aber mancherlei innerliche und äußerliche Umstände, deren Erwähnung nicht hieher gehört, ließen erst den gereiften Mann, welcher die ganze Bedeutung Schiller's für Gegenwart und Zukunft verstehen gelernt hatte, zur Ausführung eines langgehegten Vorhabens kommen. Ueber die mir zu Gebote gestandenen literarischen Quellen will ich mich hier um so weniger auslassen, als die „Belege und Erläuterungen“, auf welche im Texte fortwährend verwiesen ist, die benützten Quellen und Hilfsmittel überall gewissenhaft nachweisen. Dieser eindringenden Lesern dürfte dieser Anhang zu meiner Schrift manchen nicht unwillkommenen Wink geben.

Nach vieljähriger, oft unterbrochener und wieder angeknüpfter Vorbereitung an die Arbeit gegangen, hielt ich die gegenwärtige Zeit als die passendste für das Erscheinen dieser neuen Lebensgeschichte des Dichters, dem die deutsche Nation, ja die Menschheit eine nie abzutragende Summe des Dankes schuldet.

Meine Arbeit beansprucht Selbstständigkeit der Forschung, des Urtheils und der Form. Der Standpunkt, von welchem ich ausging, war weniger der literarhistorische als vielmehr der kulturgeschichtliche. Ich wollte keine Aesthetik der Werke unseres Dichters schreiben, wie sie ja schon Karl Brün im Ganzen und fast ungenügende Andere im Einzelnen geschrieben haben, und darum ist der

hätten Kaalef von Schiller's Dichtungen nur so viel Raum gegeben als sich mit meinem Plane vertrug. Dieser war, ein Lebensbild Schiller's und seiner Zeit zu liefern. Gervinus hat uns den Weg gezeigt, auf welchem die Literaturgeschichte zur Kultur- und Sittenhistorie sich erweitert, und auf diesem Wege bin ich vorgegangen, indem ich versuchte, innerhalb eines nicht allzu weit gespannten Rahmens ein treues Gemälde jener Epoche zu entwerfen und auszuführen, auf welche, allen ihren Schatten zum Trost, kein Deutscher zurückschauen kann, ohne daß ihm gerechter Stolz die Brust schwellte. Um mit e i n e m Worte meine Absicht ins Klare zu setzen, wage ich zu sagen, daß ich ein biographisches Kunstwerk schaffen wollte. Eine unbefangene Kritik mag entscheiden, inwieweit das Können dem Wollen entsprochen habe.

Während ich, heimatfern, dieses schreibe, sehe ich drohendes Gewölk an des Vaterlandes Gränzmarken aufsteigen. Täuschen die Zeichen nicht, wird Deutschland binnen Kurzem wieder eine große Prüfung zu bestehen haben. Möge dann kein Herz und kein Arm vaterländischem Dienste sich versagen! Oder sollten alle die trauen Lehren unserer Geschichte für uns verloren sein? Sollten unsere edelsten Geister umsonst gearbeitet, gelitten und gestritten haben? Sollte Deutschland nie werden, was es werden kann, werden muß, sobald es thatkräftig will, der Hort des Rechtes, der Freiheit und des Friedens der Welt? Ich mag diese Borrede nicht mit trüben Ahnungen schließen, ich will nicht glauben, daß irgend ein Deutscher sich soweit erniedrigen könnte, zu wollen, daß die Zeiten des Rheinbunds, die Tage von Austerlitz, Jena und Wagram wiederkehrten. Damals, ach wurde die Mahnung übers-



— 8 —

hört, die unser großer Dichter und Seher als ein prophetisches Vermächtniß auf Altinghansen's Lippen gelegt hatte. Tausendmal sind die goldenen Worte wiederholt worden, aber nicht oft genug kann man jedem Deutschen jeden Standes zurufen: —

Die angebor'nen Bande knüpf' fest,
Aus Vaterland, aus theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!
Drum haltet fest zusammen, fest und ewig,
Eid einig, einig, einig!

Dr. J. Scherr.

Erstes Buch.

Schiller's Lehrjahre

1759—1782.



Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwimmt;
Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn,
Er aber stürzt mit stolzen Rasten
Sich rauschend in den Ocean!

So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und Nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Die Ideale.

Erstes Capitel.

Die Heimat.

Altwürttemberg. — Die Schwaben. — Zur Geschichte des Landes. — Der Herzog Karl Eugen. — Glanzvolle Hofhaltung. — Das „Schreiberparadies“. — Kirche, Schule und Gelehrsamkeit.

„In Deutschland dürfte sich kaum eine Gegend finden, welche schöner wäre als das Württemberger Land. Der Boden ist vortreflich, das Klima mild und gesund, Berge, Thäler, Wiesen, Quellen und Wälder, Alles höchst angenehm. Die Feldfrüchte gedeihen ungemein, der Wein ist wie das Land. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies; so anmuthig ist die Lage der Stadt.“

Es schrieb im Mai 1519 Ulrich von Hutten aus dem bei Eßlingen aufgeschlagenen Feldlager des schwäbischen Bundesheeres, welches in Württemberg eingerückt war, um die Wegnahme der Bundesstadt Reutlingen an dem übelberathenen Herzog Ulrich zu rächen. Der berühmte Ritter, welcher den wider Erwarten rasch beendigten Kriegszug im Sinne eines Bluträchers für seinen von Ulrich erschlagenen Vetter Hans mitmachte, war vollauf berechtigt, zwischen Württemberg und anderen deutschen Landschaften Vergleichen anzustellen; denn schon hatte er das Vaterland bis zu den Oberrheingebirgen hinaus, nach Olmütz hinüber und nach Wien hinab durchwandert und konnte daher aus eigener Anschauung reden. Er hat auch kaum zu viel gesagt, denn, in Wahrheit, Altwürttemberg ist ein schönes Stück Erde. Die Bergwälder des Schwarzwaldes im



Süden und Westen, der schwäbischen oder rauhen Alp im Osten, des Welzheimer Waldes im Norden umgränzten das Herzogthum, welches aus den Umwälzungen der napoleonischen Zeit als ein Königreich hervorgegangen ist, so ziemlich mit Verdoppelung seines früheren Flächeninhalts. Der Neckar, aus dem tannendunkeln Schwarzwald hervorbrechend, zuerst in nordöstlicher Richtung am Fuß der kühngegipfelten Alp hinströmend, dann nach scharfer Abbeugung bei Plochingen in malerischen Windungen westnördlich ziehend, ist der Hauptfluß des Landes. Von der Neckarniederung laufen links und rechts in reizendem Wechsel Höhenzüge und Thaleinschnitte aus, jene auf ihren Scheiteln Laub- und Nadelgebölg tragend und zahlreiche Quellen von kleinen Flüssen in die Thäler niederfendend, diese in saftigem Wiesengrün oder im goldenen Aehrenschmud prangend. Da und dort schon am oberen, überall aber am unteren Laufe des Neckars siehst du die anmuthig geschwungenen Hügelhalben mit Rebepflanzungen bedeckt. Zahlreiche kleine Städte, im Obstbaumschatten ruhende Dörfer, Weiler und Höfe bieten das Bild eines wohlbesiedelten Landes, welchem in Gestalt häufig vorkommender Burgruinen auch die Erinnerungsgelichen „romantischer“ Vergangenheit nicht fehlen.

Von ihren Stammesbrüdern im „Oberland“ lange durch politische und, seit der Reformation, noch einschneidender durch religiöse Verhältnisse getrennt, machen die Altwürtemberger oder „Unterländer“ ohne Frage einen begabtesten und eigenthümlichsten deutschen Volksstamm aus. Acker- und Weinbau, bei der unter ihnen außerordentlich vorgeschrittenen Güterzerstückelung mit beipiellosem Fleiße betrieben, bilden noch heutzutage die breite Grundlage ihres Daseins. Es sind zähe, beharrliche, an Arbeit und Entbehrung von Kindesbeinen an gewöhnte Menschen. Mit einem Stücke Brod und einem Kruge Eider ausgerüstet, geht der „Wingärter“ (Wetgärtner) frühmorgens an sein mühseliges Tagewerk, von welchem erst der letzte Dämmerchein des Abends ihn abrufft. Das Äußere dieses arbeitsamen Geschlechtes stellt sich durchschnittlich nicht gerade

vortheilhaft dar. Starker Knochenbau, mittelgroße, gebrungene, sehnige Leibesgestalt, flachblondes Haar, blaßblaue Augen, — das ist altwürttembergischer Typus. Das Landvölk in der Regel frühzeitig allzusehr „zusammengeschafft“, um schön sein zu können, in den Städten jedoch und überhaupt bei behaglicherer Existenz männliche und mehr noch weibliche Schönheit nicht selten. Die Frauen schlank, vollbusig, frischer Hautfarbe, und wenn nicht immer regelmässiger, so doch häufig anmuthiger Gesichtsbildung. Bei beiden Geschlechtern bemerkt man im Gang etwas Lässiges, in der Haltung etwas Unbeholfenes, im Gang das, was wir Schwaben „latzig“ nennen. Aber auch da, wo diese Mängel nicht durch höhere Bildung aufgehoben oder wenigstens gemildert sind, in den Augen ein Ausdruck zutraulicher Gutmüthigkeit, auf der Stirne ein Strahl von Intelligenz und um den Mund ein Zug halbverstreuter Schalkheit und Schelmerci, ohne welchen namentlich ein hübsches „Schwobamädel“ gar kein solches wäre. Summa: knorrige, bei der ersten Begegnung und besonders gegen Fremde zurückhaltende und verstopfte, mitunter ganz „vieredig“ sich anstellende, aber strebsame, ausdauernde, tiefinnerliche, auf das Ernste und Thätige gerichtete Menschen. Reich ausgestattet mit Phantasie und Abstractionskraft, sehr oft von einer starken Ader Humors durchzogen, zum Nachdenken wie zum Lebensgenuß geneigt, heute grüblerisch bis zur Hypochondrie, morgen lustig bis zum Exceß, gemüthliche „Kneipbrüder“ und finstere „Stündler“, nicht selten dem kühnsten Idealismus leidenschaftlich zugewandt und doch auch wieder bedächtig, zaudernd, hochfliegendste Entwürfe mit unerbittlichster Kritik zerlegend, — so sind die Schwaben.

Altwürttemberg war, wie Jedermann weiß, aus kleinen und dunkeln Anfängen allmählig zu einem Herzogthum des deutschen Reiches erwachsen. Wenn der Reisende heutzutage im Stuttgarter Bahnhof den Dampfzügen besteigt, gelangt er auf dem südöstlichen Schienenweg längs des schönen Schlossparks binnen wenigen Minuten in einen Tunnel, welcher unter der königlichen Villa Rosen-



stein durch den Hügel geböhrt ist. Beim Hinauströten aus dem finsternen Gewölbe auf die über den Strom gespannte Brücke geht ein Landschaftsbild von bezaubernder Anmuth vor seinen Blicken auf, das Neckarthal zwischen Cannstadt und Eßlingen. Mittelpunkt und Krone des ganzen Bildes ist der Rothe Berg, eine über dem Dorfe Untertürkheim aus dem reizenden Nebenhügelgelände vorspringende Kuppe, von welcher ein tempelförmiges Gebäude thalwärts schaut. Es ist das Mausoleum einer schönen, klugen und guten Frau, der Königin Katharina, deren Andenken in Württemberg zu den gesegnetsten gehört. An der Stelle, wo König Wilhelm der betrauernten Gemahlin dieses Denkmal erbaut hat, stand früher die Stammburg des alten Dynastengeschlechts der Herren zu Württemberg und Deutelspach. Im 12. und 13. Jahrhundert finden wir sie als Grafen und vortretende Anhänger der Hohenstaufen, von deren preisgegebener Hinterlassenschaft sie sich dann einen reichen Antheil zu erwerben wußten. Der Hohenstaufenberg selbst bildete bis zu den großen Veränderungen, welche zu Anfang des 19. Jahrhunderts eintraten, Altwürttembergs Gränzmatte gegen die reichsstädtischen und reichsritterschaftlichen Gebiete in den oberen Thalschaften der Rems und Fils. Nachdem am Ende des 15. Jahrhunderts durch den trefflichen Eberhard im Bart das Haus Württemberg den Herzogshut überkommen hatte, wurde zur Reformationszeit das Land durch seinen im Exil nachdenklich gewordenen Herzog Ulrich zum Lutherthum hinübergeführt. Es blieb von da an ein Hauptsitz und eine Hauptstütze des lutherischen Bekenntnisses im südwestlichen Deutschland. Hier, wie überall, war dieses Bekenntniß im 17. Jahrhundert dogmatischer Erstarrung verfallen und so konnte es bei dem schwäbischen Bedürfniß gemüthlicher Anregung nicht fehlen, daß beim Aufkommen des Pietismus viele Gemüther von der Landeskirche sich abwandten und in allerlei Sektirerei religiöse Befriedigung suchten. Mochte diese jedoch in orthodoxer oder in pietistischer Form gesucht werden, immerhin trug das Leben Altwürttembergs eine vorschlagend religiöse Färbung und

das theologische Studium blieb von allen gelehrten Disciplinen die am meisten gepflegte und geehrte.

Der verheerende Sturm des dreißigjährigen Krieges hat auch an Altwürttemberg seine volle Wuth ausgelassen. In diesen schrecklichen Drangsalen sanken 8 Städte, 45 Dörfer, 36,000 Häuser in Asche und verminderte sich die Bevölkerung von 400,000 Köpfen auf 48,000. Noch hatte sich das Land von den Nachwehen des ungeheuren Unglücks nicht erholt, als die Kriege Ludwig's XIV. neue Heimsuchungen brachten. Und das war noch nicht das Schlimmste. Denn mit dem 18. Jahrhundert begann auch für Württemberg die unheilvolle Wirkung, welche die Regierungs- und Hofhaltungsweise des genannten französischen Autokraten auf Deutschland übte, die Periode, wo jeder deutsche Fürst sein Versailles und seine Montespan haben wollte, die Periode, welche unter der Ueberschrift „die schweren Zeiten der Grävenitz“ ein düsterstes Kapitel der Geschichte von Altwürttemberg ausmacht. Damals fing die Franzöfisirung der vornehmen Kreise in Tracht, Sitte, Bildung und Sprache an. Zu dem bis dahin herrschend gewesenen, steiflutherischen, aber ehrbaren und patriarchalischen Ton des Lebens kam der ganze Wust französischer Etikette, französischer Geziertheit und — französischer Sittenlosigkeit. Widerhaarigstes stand da nebeneinander. Droben in den winkligen Gassen der Universitätsstadt Tübingen stiegen, mittelalterlich bemantelt, in steifster Gravität lutherische Scholastiker umher; drunten durch die breiten, schnurgeraden Straßen von Ludwigsburg tänzelten in Alongeperüden und Brandrosenschuhen Nachbilder der Versailler Hofherren, von Stidereien strohend, von Bändern und Spitzen flatternd, bisamduftend, galante Arien aus italienischen Opern trällernd.

Nachdem die Gewaltthaten der Regierung von Eberhard Ludwig's Nachfolger Karl Alexander durch den plötzlichen Tod dieses Fürsten — dem als tragisches Nachspiel die Hinrichtung seines verhassten Ministers, des „Jud Süß“ folgte — ein Ende

gefunden, gelangte nach kurzem vormundschaftlichen Interregnum Karl Eugen im Jahre 1744 als Sechzehnjähriger zum Regiment und das glühende Temperament des jungen Herzogs durchbrach bald die Schranken der weisen Lehren über Regentenpflichten, welche er aus dem Munde Friedrich's des Großen zu vernehmen Gelegenheit gehabt hatte. Es war in dem jungen Fürsten Etwas von dem Stoffe zu einem großen Herrscher, ja vielleicht für Altwürttemberg nur zu viel; denn es mag billig angenommen werden, daß er an der Spitze eines großen Staates seine unzweifelhaft bedeutenden Gaben zu wohlthätiger Entfaltung gebracht hätte, während er als Herzog von Württemberg die erste Hälfte seiner Regierungszeit an den Versuch verlor, wenigstens im Styl eines größten Monarchen von damals zu leben. Beseelt von einem Machtgefühl, wie es souverainer nicht die Brust des vierzehnten Ludwig's geschwellt hatte, wollte der Herzog gewiß nicht ein allbekanntes Wort des Bourbon parodiren, sondern nur seine innerste Ueberzeugung kundgeben, als er eines Tages dem Sprecher einer Bürgerdeputation von Tübingen, welcher bescheiden an die Noth des Vaterlandes erinnert hatte, zuherrschte: „Was Vaterland? Das Vaterland bin ich!“ Daß dieses absolute Machtbewußtsein mit der altwürttembergischen Verfassung schlecht sich vertrug, versteht sich von selbst. Wenn aber gesagt werden muß, daß Karl in seinen Zerwürfnissen mit der aus den Prälaten (Generalsuperintendenten) und den Abgeordneten der Städte bestehenden Landesvertretung mit äußerster Willkür dreinsuhr, so darf auch nicht verschwiegen werden, daß diese „Landschaft“ weit mehr nur eine oligarchische Familienkette als eine wirkliche Volksrepräsentation gewesen ist. Wie streng jedoch immer die Geschichte über Regiment und Lebensführung des Herzogs bis zum Jahre 1770 urtheilen mag und muß, gewiß ist, daß es selten einen populäreren Fürsten gegeben hat, als er war und noch ist. Ueberall, wohin man in Altwürttemberg den Fuß setzt, lebt das Andenken an Herzog Karl oder, landesmundartlich zu sprechen, an „Karl Herzich“ im Volke fort. Er

ist dem Altwürtemberger, was der alte Fritz dem Altpreußen ist, eine halbmythische Figur, der Held von hundert Anekdoten. Alle seine Irrthümer und Fehler, alles Gewaltthame und Verlesende, was er selbst beging oder Höflinge, Soldaten und Beamte mit Herzen von Stein und Stirnen von Bronze, wie Montmartin und Rieger, Wittleder und Gegel, begehen ließ, alle Folgen seines Soldatenluxus und seiner Jagdlust, seiner zügellosen Sinnlichkeit und seiner Sucht, um jeden Preis zu glänzen, kurz, alle seine Ausschreitungen sind vergessen; aber von seiner Leutseligkeit und Zugänglichkeit, von seiner ungemein geschickten Art, sich zu dem gemeinen Mann herabzulassen, von seinen Sentenzen und Scherzreden erzählt man sich noch immer in den Kunkelstuben. Zudem war er ein höchst stattlicher Mann, dessen feuriges Auge und männlich schönes Gesicht, dessen körperliche Rüstigkeit und frantes Auftreten der Menge imponirten, während seine Lebenswürdigkeit, wenn er lebenswürdig sein wollte, feinste Damen in Reizröden und Stelzschuhen und barsüßige Bauernmädchen gleichermaßen bezauberte.

Zur Zeit, von welcher hier die Rede ist, war des Herzogs Hofhaltung die glänzendste in Deutschland und der herzogliche Bibliothekar Uriot hatte vermittelst im umständlichsten Cursus verfaßter Festbulletins ("Descriptions") dafür zu sorgen, daß Mit- und Nachwelt hierüber in keinem Zweifel sein könne. Alles, was zum Hofe gehörte, war reich, prächtig, üppig. Zahllos die höhere und niedere Dienerschaft: es wimmelte da von Marschällen, Kammerherren, Jagdhuntern, Pagen, Lakaien, Heibulen, Mohren und Läufern. In mit Goldstickerei bedeckten, mit kostbarem Rauchwerk besetzten Uniformen zogen die Leibjäger auf, paradirten die Leibhusaren, thaten die Leibtrabanten ihren Dienst. Von einer zahlreichen Stalldienerschaft wurden im herzoglichen Marstall an sechshundert Pferde edler Zucht verpflegt. Ein wohlgerüstetes Waldgefolge begleitete mit englischen und dänischen Reuten den Gebieter zu seinen Festinsagden, wobei Tausende von Hirschen,



Bildschweinen und anderem Gemüld erlegt wurden. Alles betrieb der Fürst in großem Maßstab. So seine Baulust, so sein Gejallen an Musik, Oper und Ballet. Er hatte zu Architekten einen Leger, Bilsinger, Retti und De la Guepière, er baute das neue Schloß zu Stuttgart, das Seehaus, die Solitude, Hohenheim. Guibal malte die Deden der Prachtschlösser, welche des Gebieters Wink plötzlich in Wald und Bildniß erscheinen ließ, — Asyle ländlicher Zurückgezogenheit, wie er meinte, aber bald Sitze rauschender Feste. Eine Wolke vornehmer Gäste erschien dabei, Duzende von Fürsten, Reichsgrafen und Edeldamen. Jagden, Bankette, hohes Spiel, „Wirthschaften“, venetianische Messen und Concerte füllten die Festtage aus. Die Abende brachten theatralische Augenweide, Bälle, Illuminationen und Feuerwerke, welche Bgronese, der „erste Pyrotechniker Europa's“, anfertigte. Das Opernhaus zu Ludwigsburg, nach damaligem Geschmack im Innern mit Spiegelsglas bekleidet, war das größte in Deutschland. Künstler von europäischem Rufe, mit Gewährung jeder Forderung aus Italien und Frankreich verschrieben, waren da thätig. Jomelli führte den Taktstock, Roverre leitete das Ballet, in welchem Vestris auftrat, gnädig seine Zeit zwischen Paris und Stuttgart theilend. Aprile war Primuomo, die Nafi Primadonna, Nardini, Lolli und Zeller spielten Geige, Rodolfi blies das Horn, Plas die Hoboe. Wenn in den Prunkopern Schlachtszenen vorkamen, erschienen vier- bis fünfhundert Figuranten und ganze Schwadronen mit beschuhten Pferden auf der Bühne.

Abseits von diesem höfischen Glanz, in Kreisen, welche mit den hauptstädtischen nicht in allzunaher Berührung standen, ging inzwischen die altwürttembergische Lebensführung ihren herkömmlich einfachen genügsamen Gang. Frucht-, Obst- und Weinbau bildeten die Nahrungsquellen der Bevölkerung. Industrie und Handel befanden sich noch im Zustande schwächerner Anfänge und Versuche. Die Stände waren auch im geselligen Verkehr scharf getrennt, der durchschnittlich arme und auf Hofdienst angewiesene

Nel vom Bürgerthum und dieses von der Bauerschaft. Das Beamtenhum — Altwürttemberg hieß das „Schreiberparadies“, über welchem sich ein sehr erlustvoller „Verwandtschaftshimmel“ wölkte — bildete eine Welt für sich. Der barsche „Er-Styl“ und eine weitjähweilige, mit barbarischen Latinismen gepickte Kanzleisprache bezeichneten die weite Kluft zwischen Regierenden und Regierten. Durchschnittlich gering besoldet, suchten sich die öffentlichen Diener nicht selten durch Erlangung unrechtmäßiger Vorteile zu helfen. Die Landeskirche hielt sich streng innerhalb der Schranken lutherischer Rechtgläubigkeit und war in ein pedantisches Zerkelkenwesen verstrickt. Das ging mitander bis zum absolut Hässlichen¹⁾. Unter dem Volke wucherte der Pietismus und verlich seinem Dasein die Färbung düsterer Resignation. Für den Volksunterricht war übrigens seit der Reformation in Württemberg wenigstens so viel geschehen, daß auch auf dem Lande den Kindern die Möglichkeit offenstand, etwas lesen, schreiben und rechnen zu lernen. Aber wie überall vor der großen Pestalozzi'schen Reform, war auch hier das Volksschulwesen ein tochter Mechanismus²⁾. In philologischer und theologischer Gelehrsamkeit hatten seit den Tagen des Reuchlin und Brenz die Würtemberger einen guten Ruf. Das Gymnasium illustre in Stuttgart, die lutherischen Klosterschulen im Lande und die Universität Tübingen erzogen Schaaren jener wohlbelannten „schwäbischen Magister“, welche als Informatoren in alle Welt gingen. Aber dieses ganze altwürttembergisch-gelehrte Wesen hatte etwas klösterlich Enges, Befangenes, Gedrücktes, vermischt nicht selten mit einem Magisterdübel, welcher neuen Ideen den Zutritt nur deshalb wehrte, weil sie von auswärts kamen. Die aufstrebende vaterländische Literatur brach sich in Württemberg nur schwer und langsam Bahn; denn in gelehrten Kreisen wurde sie lange als bloße Spielerei über die Achsel angesehen, während von den höchsten Kreisen aus die französische Bildung gegen sie reagierte. Allerdings gab es zu Herzog Karl's Zeiten auch in Württemberg Gelehrte, welche sich nicht damit bes-



gütigten, auf herkömmlichen Standpunkten theologische und juristische Quartanten zu schreiben, sondern für die geistige Bewegung des Jahrhunderts ein offenes Auge und einen regen Sinn zeigten; allein wie sich zu dieser Bewegung die Entscheidung gebenden Kreise verhielten, erhellt klar genug aus dem Umstand, daß gerade die erlauchteten Geister, welche bis zum Ende des Jahrhunderts aus dem Lande hervorgingen, in der Heimat keine Stätte der Wirksamkeit finden konnten.

So war, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, Altwürttemberg, als in einem unbedeutenden Landstädtchen, unter dem Dach eines bürgerlichen Hauses, das mehr den Namen einer Hütte verdiente, der größte Genius geboren wurde, welchen Schwaben dem Vaterlande gegeben hat.

zweites Capitel.

Das Elternhaus.

Marbach. — Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Rodewisch. — Ein bürgerlicher Haushalt vom Jahre 1749. — Friedrich Schiller geboren. — Ein Gang am Ohermening. — Lorch. — Erster Unterricht und erste Freunde. — Die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd. — Ludwigsburg. — Zwei Ludwigsburger Figuren: Schubart und Billing. — Die Schule. — Das Landexamen. — Die Confirmation.

Eine starke Wegstunde unterhalb des Einflusses der Rems in den Neckar liegt am rechten Ufer desselben auf ansteigendem Boden das Städtchen Marbach. Die Landschaft trägt ganz den früher berühmten altwürttembergischen Charakter: sie ist weder großartig noch auch besonders malerisch, aber der stillgleitende Strom, das Wiesengrün der Thalsole, die Nebenhügel mit den Obstbaumgruppen dazwischen verleihen ihr idyllische Anmuth. Marbach ist ein so ächtes und gerechtes schwäbisches Landstädtchen, wie es nur eines geben kann. Die während des 15. Jahrhunderts im gothischen Styl schön erbaute Alexanderskirche, Ueberreste einer starken Ringmauer und ein wohlerhaltener mittelalterlicher Thorthurm bezeugen, daß die Marbacher Commune in früherer Zeit Anläufe genommen habe, wie sie seit den Kriegstrübsalen, welche im 17. Jahrhundert über den Ort ergingen, nicht mehr vorkamen. Was heutzutage die Städte zu Städten macht, die Theilnahme an der industriellen und commercieellen Bewegung, fehlt dem durch die modernen Verkehrsmittel zur Seite geschobenen Marbach. Es ist ein sogenanntes Bauernstädtchen, d. h. die Mehrzahl seiner Bewohner beschäftigt sich mit Landwirthschaft. Dem Fremden mag



gühten, auf herkömmlichen Standpunkten theologische und juristische Quartanten zu schreiben, sondern für die geistige Bewegung des Jahrhunderts ein offenes Auge und einen regen Sinn zeigten; allein wie sich zu dieser Bewegung die Entscheidung gebenden Kreise verhielten, erhellt klar genug aus dem Umstand, daß gerade die erlauchtesten Geister, welche bis zum Ende des Jahrhunderts aus dem Lande hervorgingen, in der Heimat keine Stätte der Wirksamkeit finden konnten.

So war, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, Altwürttemberg, als in einem unbedeutenden Landstädtchen, unter dem Dach eines bürgerlichen Hauses, das mehr den Namen einer Hütte verdiente, der größte Genius geboren wurde, welchen Schwaben dem Vaterlande gegeben hat.

Zweites Capitel.

Das Elternhaus.

Marbach. — Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Rodewiss. — Ein bürgerlicher Haushalt vom Jahre 1749. — Friedrich Schiller geboren. — Ein Gang am Ostermontag. — Lorch. — Erster Unterricht und erste Freunde. — Die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd. — Ludwigsburg. — Zwei Ludwigsburger Figuren: Schubart und Gilling. — Die Schule. — Das Landexamen. — Die Confirmation.

Eine starke Wegstunde unterhalb des Einflusses der Rems in den Neckar liegt am rechten Ufer desselben auf ansteigendem Boden das Städtchen Marbach. Die Landschaft trägt ganz den früher berühmten altwürttembergischen Charakter: sie ist weder großartig noch auch besonders malerisch, aber der stillgleitende Strom, das Wiesengrün der Thalsohle, die Rebenhügel mit den Obstbaumgruppen dazwischen verleihen ihr idyllische Anmuth. Marbach ist ein so ächtes und gerechtes schwäbisches Landstädtchen, wie es nur eines geben kann. Die während des 15. Jahrhunderts im gothischen Styl schön erbaute Alexanderskirche, Ueberreste einer starken Ringmauer und ein wohlerhaltener mittelalterlicher Thorthurm bezeugen, daß die Marbacher Commune in früherer Zeit Anläufe genommen habe, wie sie seit den Kriegstrübsalen, welche im 17. Jahrhundert über den Ort ergingen, nicht mehr vorkamen. Was heutzutage die Städte zu Städten macht, die Theilnahme an der industriellen und commerciellen Bewegung, fehlt dem durch die modernen Verkehrsmittel zur Seite geschobenen Marbach. Es ist ein sogenanntes Bauernstädtchen, d. h. die Mehrzahl seiner Bewohner beschäftigt sich mit Landwirthschaft. Dem Fremden mag



zunächst die Menge der Wirthshauschilder das Auffallendste sein. In der That, es ist dafür gesorgt, daß ein guter Theil des in der Umgebung gebauten Weines und Eiders in der Stadt selbst aus-
geschenkt werde.

Aber der Reisende, welchen eine fromme Absicht hergeführt, wird die langgestreckte Hauptgasse — sie macht eigentlich das ganze Städtchen aus — rasch durchmessen. Er beugt in südöstlicher Richtung in eine gegen die Kirche hinführende Nebengasse aus und gelangt auf einen freien Platz, wo ein Rohrbrunnen steht. Hier steht er sich einem kleinen Hause mit Kiegelwänden gegenüber, unter dessen linker Dachseite ein plumpes Bäderschild vorspringt. Es stellt sich recht arm und niedrig dar, dieses Bäderhäuschen, außen und innen. Ein kleiner vertrauchter Vorplatz führt dich von der Hausthüre zu einigen hölzernen Stufen, über welche hinweg du in die Stube gelangst. Bänke laufen längs der Wände hin, ein großer Kachelofen und ein plumper Tisch verengen den ohnehin knappen Raum. Die Stube steht ganz häuslich und gewöhnlich aus. Eine kleine schwarze Gipsbüste in der Wandnische und ein kleiner Schrank mit etlichen Bänden, deren Titelschild ein erlauchter Name ziert, erinnern dich nur schwach daran, daß du auf geweihtem Boden stehst. Aber alledem zum Trost und selbst der widerwärtigen Störung durch eine Unzahl summender Fliegen ungeachtet fühlst du in dir eine Regung vom Cultus des Göttlichen im Menschenleben.

Denn in diesem Räume wurde am 10. November 1759 Friedrich Schiller geboren *). Dort in der Ofenecke, wo jetzt eine große Bädermulde steht, stand einst die Wiege des Dichters.

An den Umstand, daß in Schiller's Geburtshaus noch jetzt das Bäderhandwerk betrieben wird, knüpft sich zwanglos die Bemerkung, daß der Dichter auf väterlicher und mütterlicher Seite Bäcker zu Vorfahren hatte. Sein Vater, Johann Kaspar Schiller, geboren am 27. Oktober 1728, war der Sohn des Bäckers und Schultheißen Johannes Schiller, welcher in dem großen, zwei

Stunden nordwärts von dem alten Hohenstaufenstädtchen Bittlingen gelegenen Dorfe Bittensfeld wohnte, wohin des Dichters Urgroßvater von Großheppach im Remsthal gezogen war. Wenn auch nicht mit voller, so doch mit einiger Sicherheit läßt sich Schiller's väterlicher Stammbaum bis in die Zeiten des Bauernkriegs hinauf verfolgen. In dem schönen, weinreichen Heimathal mögen die Altvorderen des Dichters schon in den Tagen, wo der „arme Konrad“ gegen unerträglichen Feudaldruck die Fahne bürgerlicher Empörung erhob, schlichte und fleißige Winzer gewesen sein. Johann Kaspar Schiller verlor im Alter von zehn Jahren seinen Vater. Er wurde zu einem Chirurgen in die Lehre gethan, nahm, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, als Feldscherer Dienste in einem bayerischen Husarenregiment, mit welchem er in den Niederlanden den österreichischen Erbfolgekrieg mitmachte, neben seinen wundärztlichen Pflichten gelegentlich auch die eines Unteroffiziers erfüllend. Nach dem Abschluß des Friedens von Aachen 1748 in die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich in Marbach als Wundarzt nieder. Hier lernte er im Hause des Bäckers und Gastwirths zum Löwen, Georg Friedrich Rodweß, dessen Tochter Elisabeth Dorothea kennen. Die Bekanntschaft gedieh zu gegenseitiger Neigung und im Jahre 1749 wurde das Paar Mann und Weib.

Des Sohnes Ruhm hat auch auf die Eltern einen verklärenden Schimmer zurückgeworfen; aber die poetische Ausstaffirung, welche man ihnen anthut, hält vor einer näheren Untersuchung nicht Stand. Johann Kaspar und Elisabeth Dorothea Schiller waren redliche, brave, gute Menschen und auch nicht ohne geistige Strebsamkeit, allein das Bemühen, Andeutungen von Genialität in ihnen aufzuzeigen, ist ein eitles. Der Chirurgus Schiller war ein Mann von kleiner Statur, aber wohlproportionirt, rüstig und lebhaft, verständigen Gesichtsausdrucks, etwas steifmilitärischer Haltung und nicht ohne einen Zug von Pedanterie um den Mund. Redlich bemüht, auch in späteren Jahren noch die Lücken seiner



Bildung möglichst auszufüllen, entzog er sich den Einwirkungen der aufklärerischen Tendenzen jener Zeit nicht, ohne darum im Wesentlichen den religiösen Ueberzeugungen seiner Jugend untreu zu werden. Er hielt sein Lebenlang mit Entschiedenheit die Bräuche lutherischer Hausandacht fest, aber er war auch einsichtsvoll genug, dem großen Sohne nicht mit engherzigen Belehrungsversuchen zur Last zu fallen. Ein Mann strenger Ordnung und Pflichterfüllung, gewann er sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Achtung seiner Untergebenen im hohen Grade. Es muß bei all der Festigkeit, womit er auf sein hausväterliches Ansehen hielt, in seinem Gebahren etwas Tiefgemüthliches gewesen sein; denn Gattin und Kinder bezeugten ihm bis zuletzt nicht allein tiefe Ehrerbietung, sondern auch innigste Liebe. Zuweilen scheint sein vorwiegend praktisches Naturell eines höheren Aufschwungs fähig gewesen zu sein und es wäre möglich, daß er in einer solchen Stunde wirklich jenen Morgenpsalm in Reimen verfaßt hätte, welchen man später unter den Papieren seiner Gattin fand ⁴⁾. Frau Elisabeth Dorothea war bei ihrer Verheirathung ein schlankes Mädchen mit hochblonden, ins Röthliche spielenden Haaren. Ohne schön zu sein, besaß sie eine edelgebildete Stirne, gewinnend milde Züge und seelenvolle Augen, deren Blick zu der lautereren Herzensgüte stimmte, welche in jungen und alten Tagen ihre Physiognomie wohlthuend auszeichnete. Sanft und demüthig, hing sie mit Zärtlichkeit an den Ihrigen, ertrug stillgefaßt die Prüfungen des Lebens und wartete ihrer Pflichten mit geräuschlosem Fleiß. Sie war keine Empfindlerin oder Schwärmerin, auch keine Musterin oder gar Dichterin, zu was Allem eine übelberathene Pietät sie hat machen wollen ⁵⁾. Aber ihr religiöses Gefühl war tief, und wenn ihre Bildung über das Maß der Kenntnisse eines altwürttembergischen Bürgermädchens im Ganzen nicht hinwegragte, so wohnte ihr doch ein reger Sinn für die Natur, wie für das Schöne und Große in der Geschichte inne. In ihren knappzugemessenen Mußestunden las sie gerne, neben der Bibel die Gedichte von Gellert und Uz,

auch Naturgeschichtliches und mit besonderer Vorliebe die Lebensbeschreibungen großer Männer.

In Betracht der genügsamen bürgerlichen Verhältnisse von damals begann der Hausstand der Neuvermählten unter nicht ungünstigen Umständen. Der Bräutigam hatte als Jungesell sparsam gelebt und der Marbacher Löwenwirth, welcher später verarmte, war zu jener Zeit noch ein Mann, der seiner Tochter Etwas mitgeben konnte. So brachten die jungen Eheleute ein Vermögen von siebenhundert Gulden zusammen *). Allein obgleich ihr Bund acht Jahre lang kinderlos blieb, mußte der Gatte bald bemerken, daß die Erträgnisse seiner Barbierstube und seiner wundärztlichen Praxis doch nur ein kümmerliches Auskommen boten. Gerade zur Zeit, als der siebenjährige Krieg ausbrach, scheint er sich verlangender als bisher nach einer Aenderung und Besserung seiner Lage umgesehen zu haben. Vielleicht auch ermunterte ihn das Beispiel seines Herzogs, den Krieg, wie dieser in Form eines Subsidienvertrags mit Frankreich im Großen, so für seine Person und mit Einsetzen seiner Person im Kleinen zu einer Erwerbsquelle zu machen. Wahrscheinlicher jedoch ist, daß er es satt hatte, den Marbachern ihre Wochenbärte abzunehmen und den Marbacherinnen zur Aber zu lassen. Genug, er nahm wieder Militärdienste und erhielt ein Patent als Fähnrich und Adjutant im württembergischen Regiment Prinz Louis. Während er sich anschickte, mit demselben nach Böhmen zu rücken, gab Frau Elisabeth Dorothea ihrem Eheherrn im September 1757 das erste Kind, ein Töchterlein, welches den Namen Christophine erhielt. Bekanntlich haben sich der Herzog von Württemberg und seine Soldaten im Kampfe gegen den alten Fritz, wie der große Preußenkönig an den Weiswächtern schon damals hieß, nicht eben hervorgethan, außer etwa in dem, was in der neueren und neuesten Kriegssprache euphemistisch „Rückwärtsconcentriren“ genannt wird. Der Fähnrich Schiller indeß hatte Gelegenheit, seine vielfachen Gaben für seine Kameraden nutzbar zu machen, indem er neben dem Degen

gelegentlich auch das stürmische Wetter führte und außerdem, wo es noththat, den Dienst eines Feldkaplans versah.

Es war im Spätherbst 1759, als Schiller, zum Lieutenant im Romann'schen Infanterieregiment avancirt, in dem Uebungslager stand, welches, so lange die Soldatenlust des Herzogs währte, zu dieser Jahreszeit jedesmal auf dem Nedarplateau zwischen Ludwigsburg und Cannstadt aufgeschlagen war. Zufolge einer Ueberslieferung, welche anzuzweifeln kein Grund vorliegt, stattete Frau Elisabeth von ihrem elterlichen Hause in Marbach aus ihrem Gatten einen Besuch im Lager ab und wurde unter dem Dach seines Zeltes von den Vorwehen ihrer zweiten Niederkunft überfallen: Mit Noth konnte sie noch die kurze Striede ins Elternhaus zurücklegen und wurde hier am 10. November von einem Knaben entbunden⁷⁾. Vielleicht dachte die Mutter lebhaft an jenen Lagerbesuch zurück, als sie später „Wallenstein's Lager“ las.

Am 11. November 1759 wurde der Knabe getauft und zwar auf die Namen Johann Christoph Friedrich. Er war ein gutes Kind, welches von den Kinderkrankheiten viel zu leiden hatte. Besonders hart setzten ihm die Kinderkrämpfe zu, welche man in Schwaben mit dem Namen „Wichter“ bezeichnet. Wie gemüthlich war der Junge auch körperlich mehr nach der Mutter als nach dem Vater geartet. Von Frau Elisabeth hatte er den schlanken Körperbau, das röthlichblonde Haar, die breite Stirn und sanftblickenden Blauaugen, welche, in jungen Jahren oft krampfhaft afficirt, ein gutmüthig-schelmisches Winkeln sich angewöhnten. Die robuste Gesundheit, das rüstige Wesen des Vaters fehlte dem Kinde; aber es hatte von demselben andere treffliche Anlagen übernommen, die sich später zu schönsten Charaktereigenschaften entwickeln.

Der kleine Fritz blieb mit der Mutter und Schwester im großväterlichen Hause zu Marbach, bis nach Abschluß des Hubertsburger Friedens (1763) der Vater nach Württemberg zurückkam. Eine bleibende Stätte war aber der Familie Schiller noch nicht bereitet. Frau Elisabeth mußte ihrem Gatten nach Cannstadt fol-

gen, wo er in Garnison stand, und von da bei der Verlegung seines Regiments nach Ludwigsburg. Jetzt begann auch die väterliche Einwirkung auf den Raaben und zwar war dieselbe nach der Sinnesweise des Vaters hauptsächlich eine religiöse. Schwester Christophine, in schwäbischer Abkürzung Phinele, welche mit grenzenloser Liebe an dem Bruder hing, hat, hochbetagt, aus dem Schacht ihres außerordentlich treuen Gedächtnisses Erinnerungen heraufgeholt, wie sich der kleine Fritz bei dem patriarchalischen Hausgottesdienst der Familie benahm. Wenn der Vater, erzählt sie, aus der Bibel vorlas oder die Morgen- und Abendgebete sprach, „da war es ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirne umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehen eines Engelsköpfcchens.“ Christophine hat uns auch einen weiteren charakteristischen Zug aus ihren und ihres Bruders Kindertagen überliefert. Frau Elisabeth pflegte die sonntägliche Muße zu benutzen, um mit ihren Kindern von Ludwigsburg aus in's großväterliche Haus nach Marbach zu wandern. Auf einem solchen Gang an einem frühlingemilden Ostermontag erzählte die Mutter den Kindern die evangelische Geschichte, wie sich auf dem Wege der zwei Jünger nach Emmaus Jesus zu ihnen gesellte. Während der Erzählung waren die Dreie auf den Gipfel der Anhöhe gelangt, wo der Weg in's Redarthal abfällt, und, hingerissen von dem Zauber feiertäglicher Ruhe ringeher und wie inspirirt von dem Hauche der Andacht, welcher aus dem evangelischen Berichte sie anwehte, knieten Mutter und Kinder auf den Rasen nieder und beteten still.

Im Jahre 1765 ward Herr Johann Kaspar unter Verleihung des Hauptmannescharakters mit einer Mission betraut, welche gewiß seinen Wünschen nicht sehr entsprach. Er wurde commandirt, als Werke=Offizier nach der Reichsstadt Schwäbisch=Ölmünd zu gehen, mit der Erlaubniß, in dem württembergischen Gränzfließen Lorch zu



wohnen. Der Hauptmann nahm seine Familie mit und schlug zu Lorch in der Herberge zur Sonne sein Quartier auf. Das langsgereckte Dorf liegt anderthalb Stunden unterhalb der genannten Stadt an der Rems. Durch tiefgrünen Wiejengrund schlängelt sich der Fluß. Tannenbewaldete Höhen schließen das Thal ein. Ostwärts vor dem Dorfe windet sich die Rems um den Fuß eines steilvorspringenden Hügels, der auf seinem breiten Rücken das alte Kloster Lorch trägt, welches mit vielem Anderen aus der hohenstaufischen Verlassenschaft an das Haus Württemberg gekommen. Zur Zeit der Römerherrschaft im südlichen Deutschland stand hier ein Castell, welches die Römerstraße durch den Belzheimer Wald bedekte. Die Hohenstaufen begabten das Kloster reichlich und machten die Klosterkirche zu ihrer Familiengruft. Doch ruht keiner der großen Kaiser und Könige des Hauses in derselben, wohl aber neben vielen Gliedern der Familie jene byzantinische Prinzessin Irene, Gemahlin des durch Otto von Wittelsbach ermordeten Königs Philipp, welcher der Schrecken und Gram über die That das Herz brach. Auf der Nordseite des im Bauernkrieg halbzerstörten Klosters breitet eine ungeheure, vielhundertjährige Linde ihre Aeste aus. Von der südlichen Ringmauer herab genießt man eines prächtigen Anblickes auf das Remsthal und auf die kühngeformte Bergreihe des Albuch. Von dieser zweigen sich zwei isolirte Kalksteinpyramiden ab, der Hohenstaufen, der Hohenrechberg und der Hohenstaufen, welche sich auf der Hochebene zwischen Rems- und Elsthal wie die Winkelpunkte eines unregelmäßigen Dreiecks gegenüberstehen. Es ist ein ziemlich heimelig und romantisch gelegener Ort, dieses Lorch, und mit seiner Natur, seinen jagenhaften Ueberlieferungen und geschichtlichen Erinnerungen wohlgeeignet, in jungen begabten Menschen dichterische Stimmungen zu erregen. Wohl möglich daher, sogar wahrscheinlich, daß während seines Aufenthalts in Lorch den kleinen Fris zum ersten Mal jene ebenso vage als süße Träumerei und Traumbildnerei überkam, jener gaukelnde Instinkt des Schaffens und Gestaltens, welcher zu Dichtern

Geborene schon mit Knabenaugen die Welt anders ansehen lehrt, als gewöhnliche Menschenkinder sie sehen.

In Lorch erhielt der Knabe den ersten regelmäßigen Unterricht und zwar durch den Pfarrer des Ortes, Philipp Ulrich Moser, welcher der Hausfreund der Schiller'schen Familie wurde. Er hatte zum Mitschüler den Sohn des Pfarrherrn, Christoph Ferdinand Moser, mit welchem und der Schwester Christophine er gemeinsam lesen, schreiben und die übrigen Anfangsgründe des Wissens lernte. Bald wurde auch zum Latein vorgeschritten. Der Lehrer war eifrig und streng, gewann sich aber doch die Zuneigung seines von Haus aus an strenge Zucht gewöhnten Zöglings. Was Fritzens Fortschritte im Lernen betrifft, so waren es keine ungewöhnlichen. Er ist überhaupt keines jener frühreifen Wunderkinder gewesen, deren ungesunde Treibhausentwicklung nur in seltensten Fällen die erregten Erwartungen erfüllt. Man weiß auch von keinen pikanten Einfällen und vorzeitigen Genieblitzen aus seinen Kinderjahren oder, wo solche ein Biograph kritiklos dem andern nachzählt, lassen sie sich unschwer auf die trübe Quelle Demler'scher Phantasie zurückführen. Unzweifelhaft wahr dagegen ist die bekannte Erzählung Christophine's, daß ihr kleiner Bruder schon frühzeitig das Bedürfnis fühlte, den Vorstellungen, welche ihn bewegten, Worte zu verleihen, und bei der vorherrschenden Richtung, welche die schwäbische Bildung damals zur Theologie hatte und zum Theil noch jetzt hat, ging es ganz natürlich zu, daß Fritzle von der Mutter oder Schwester sich eine schwarze Schärze umbinden und ein Rappchen aufsetzen ließ, auf einen Stuhl stieg, und von dieser Kanzel herab eine Predigt hielt. Die Kinder zu thun pflegen, nahm er die Sache sehr ernst und wurde unwillig, wenn Jemand über seine Vorträge lachte. „Tiefer Sinn liegt oft im Kind'schen Spiele.“ Allerdings, nur darf man dabei Zweierlei nicht vergessen: erstlich, daß Schiller vermöge seiner ganzen Geistesanlage weit mehr dazu berufen war, ein Prediger für die Menschheit als für die Kirche zu werden, und zweitens, daß die

Symptome theologischer Neigungen in dem Knaben scheinlich von der Mutter und wohl auch vom Vater genährt wurden, theils aus frommem Sinn theils in Berücksichtigung des Umstandes, daß die im protestantischen Württemberg bestehenden Klosterschulen die Mittel boten, den Sohn ohne bedeutende Kosten zu einem geachteten Berufe heranzubilden.

Frisch hielt sich fleißig zur Schule und Kirche und seine unbegrenzte Herzenzgieße gewann ihm die Liebe Aller, mit welcher er in Berührung kam. Das Leben im elterlichen Hause oder vielmehr Quartiere war einfach, sparsam, selbst dürftig, denn der Sold des Vaters blieb aus und die Familie mußte von den Ersparnissen früherer Jahre zehren. Doch herrschte Friede und Eintracht in diesem genügsamen Kreise. Kam der Vater von seinen Geschäftsgängen heim, so beschäftigte er sich viel mit den Kindern, erklärte ihnen die geschichtlichen Denkmäler der Gegend, erzählte ihnen vom großen Friedrich und schilderte, was er selbst vom Kriege und Lagerleben gesehen. In ihren Freistunden tummelten sich die Geschwister mit dem jungen Moser in Feld und Wald und machten weite Gänge in die Berge. Zu den drei Spielgenossen hatte sich noch ein vierter gesellt, der einige Jahre jüngere Karl Philipp Konz aus Vorch, welcher sich später in seinem Heimatland als Philolog und Poet bekannt machte und ein treuer Freund Schiller's blieb. Waren die Kinder spielmüde, so saßen sie wohl mitihammen droben unter der uralten Klosterlinde, sahen in die schöne Landschaft hinaus, erzählten sich Geschichten und vertrauten einander, was sie Alles im Leben werden und thun wollten²⁾.

Eindrücke und Anregungen ganz neuer Art mußte Frisch in der nahen Stadt Gmünd empfangen, wohin er mit Vater und Mutter nicht selten kam³⁾. Es gab hier für einen streng im lutherischen Lehrbegriff erzogenen Knaben viel Ueberraschendes zu sehen und zu hören. Die alte Reichsstadt, sowie die an ihr kleines Gebiet angrenzende Grafschaft Neuchberg waren im Gegensatz zum württembergischen Land der alten Concession zugethan geblieben. Die

Gmünder galten sogar weithin für ganz besonders eifrige Katholiken. Die Stadt zählte nicht weniger als vier Mönchsklöster und zwei Nonnenklöster. Aber ihre Einwohner, durch eine blühende Gold- und Silberindustrie und einen ausgebreiteten Handel in behaglichen Umständen, waren nicht nur sehr katholisch, sondern auch sehr lebenslustig. Daher begleitete ein ebenso glänzender als heiterer Pomp die zahlreichen religiösen Feste. Auf dem freien Platz bei der schönen gothischen Kathedrale war zu Ostern die weitläufige Mystorienbühne aufgeschlagen, auf welcher nach mittelalterlichem Brauche die Passionsgeschichte Christi tragirt wurde. Es ist aber kaum anzunehmen, daß bei Anschauung dieses Mystorienspiels der junge Schiller die ersten theatralischen Eindrücke erhalten habe, und zwar darum nicht, weil dem strengen Vater solches Spiel wie eine Profanirung von Heiligstem vorkommen und er deßhalb die Seinigen davon fernhalten mochte. Dagegen ist ausgemacht, daß Fripke und Döhnele häufig nach dem sogenannten Salvator oder Kalvarienberg bei Gmünd gingen, einem aus der katholischen Umgegend stark besuchten Wallfahrtsort. Eine Reihe von halboffenen Kapellen, in welchen die Leidenshistorie Jesu in lebensgroßen, bemalten Figuren und Gruppen aus Holz und Stein dargestellt ist, zieht sich die Anhöhe hinauf. Oben steht eine weitherrliche, zum Theil in den lebendigen Fels gehauene Kirche. An gewissen Festtagen war der Salvator, dessen Höhe eine reizende Fernsicht gewährt, das Ziel städtischer Prozessionen, welche sich mit wehenden Fahnen, tönenden Hymnen und klingender Musik den Berg hinaufbewegten. Droben wurde im Freien gepredigt und hierauf in einer offenen Halle, wo die am Altar dienende Priesterschaft der Volksmasse sichtbar war, ein solennes Hochamt celebrirt. Weihrauchwolken wirbelten empor, Orgelklänge antworteten dem Messgesang des Priesters und die dichtgedrängte Menge sank vor der erhobenen Monstranz auf die Kniee. Ich glaube keiner Willkürlichkeit mich schuldig zu machen, wenn ich annehme, daß auf den Anblick dieses Schauspiels, dessen der junge Schiller zu wiederhol-



ten Malen genossen haben mag, die Reize jenes ästhetischen Interesses für das Poetische im katholischen Cult, von welchem im Gang nach dem Eisenhammer, in der Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans so beredte Beweise gegeben sind, zurückzuführen sein dürften.

Den Hauptmann drängte es inzwischen um so mehr, von seinem unergiebigem Posten wegzukommen, als sich seine Familie zu Anfang des Jahres 1766 wieder um ein Töchterlein, Luise, vermehrt hatte. Er war außerdem vielleicht der ganzen Soldaterrei und jedenfalls des Werbegeschäftes müde. Seine Herzenseigung ging auf die Landwirtschaft und zwar speziell auf die Obstzucht, deren theoretische und praktische Seite er eifrig cultivirte. Hiezu erhielt er Gelegenheit, als ihn auf eine nachdrückliche Vorstellung hin 1768 der Herzog endlich von Lorch abrief und zur Garnison von Ludwigsburg commandirte. Der einschränkende Garnisonsdienst genügte dem Thätigkeitstrieb des Mannes nicht. Er mietete in der Umgebung der Stadt ein Stück Land und legte auf demselben eine Baumschule an, deren treffliches Gedeihen bald auch die Aufmerksamkeit des Herzogs erregte, welcher bei allen seinen Fehlern doch schon damals ein Auge für Tüchtigkeit und Strebsamkeit hatte. Was den jungen Friß angeht, so mochte er sich nur schwer und ungeru von dem ihm Liebgewordenen Lorch trennen. Wenigstens hat er in späterer Zeit gern und oft an das vom Hohenstaufen überragte Remothal zurückgedacht. Auch seines dortigen Lehrers Moser erinnerte er sich mit dankbarer Pietät, wie das edle dem würdigen Pastor in den Räubern aufgerichtete Denkmal bezeugt.

Zunächst freilich mag das rauschende Leben, welches sich damals auf den breiten Straßen von Ludwigsburg entfaltete, die Erinnerung an das idyllische Lorch in dem Knaben zurückgedrängt haben. Die Stadt war zu dieser Zeit herzogliche Residenz, denn Karl hatte seine ewigen Handel mit der „Landschaft,“ die in Stuttgart tagte, diese Hauptstadt des Landes dadurch entgelten lassen wollen, daß er seinen glänzenden Hof nach Ludwigsburg ver-

lagte. Wir haben diesen Gang schon früher berührt und ist also hier nur zu sagen, daß die Szenen des Lurus und Prunkes, namentlich die phantastischen Aufzüge zur Carnevalzeit, die venetianischen Messen und dergleichen Schaustellungen mehr, auf Friens lebhafteste Phantasie bedeutend gewirkt haben müssen. Er sah auch — bei welcher Gelegenheit, ist nicht anzugeben — zum ersten Mal eine theatralische Darstellung, eine jener italiischen Prunkopern, welche mit der höchsten Verschwendung von Decorations- und Maschinenkünsten über die Bretter des prächtigen Opernhauses gingen. Die Folgen blieben nicht aus. Der künftige Dramatiker regte sich in dem heranwachsenden Knaben. Pläne zu Trauerspielen gingen ihm durch den Kopf und auch zu Versuchen zur Ausführung derselben kam es, aber die Hauptsache blieb doch vorerst eine spielende Nachahmung des Gesehenen. Mit Beihülfe der treuen Christophine, welche ein hübsches Talent zum Zeichnen und Malen besaß, wurde ein Theaterchen zusammengepappt, wurden Figuren ausgeschnitten und so ward ein leidliches Puppenspiel zuwegegebracht, welches die Geschwister mitsammen agierten, vor einem Kreise von leeren Stühlen, welche die Zuschauerschaft vorstellen sollten.

Damals muß Friß auf den Straßen von Ludwigsburg oft einem Manne begegnet sein, aus dessen schwelgerisch aufgedunsenem Gesicht unter einer prachtvollen Stirne hervor geistvolle Augen lech in die Welt blickten und der seinen modischen Anzug mit genialer Nachlässigkeit trug. Das war Christian Friedrich Daniel Schubart, der Poet und Musiker, welcher, nachdem er in dem Bergstädtchen Weiskirchen den Schulmeisterbatsel geführt und ein ehrjames Bürgermädchen geheiratet hatte, als Stadtorganist nach Ludwigsburg berufen worden war. Nicht zu seinem Glücke, denn das heiße Temperament des Mannes fand in der üppigen Residenz, wo ihn sein Wiß und seine poetischen und musikalischen Gaben in den Kreisen vornehmer und niedriger Lebemänner beliebt machten, Gelegenheit zu zügelloser Entwicklung. Ludwigsburg war in

jenen Tagen eine Stätte stülplicher Verborbenheit und die überwiegende Zahl der dortigen Gesellschaft illustrierte recht klärllich das goldene Dichterwort von den schlimmen Einflüssen fürstlicher Ausschreitungen¹⁰⁾. Schubart schwamm lustig mit dem Strome. Nicht genug, daß er das Erinken bis zum Exceß trieb, er hielt sich auch eine Art von Mattresse. Einen schroffen Gegensatz zu dem leichtsinnigen Organisten bildete aber sein Vorgesetzter, der Special Zilling, seines Zelotismus halber vom Volke nur „der Lutherische Pfaff“ genannt. Dieser Zilling ist eine recht typische Figur eines altwürttembergischen Hierarchen. Orthodor bis zur Borntrütheit, hielt er, wenigstens nach unten, mit solcher Gravität auf seine geistliche Würde, daß ihm sogar sein leiblicher Bruder, welchen der Zufall zu seinem Rüster gemacht, den Kirchenrod nicht ohne tiefe Verbeugungen umhängen durfte. Zwischen ihm und Schubart mußte es natürlich bald zu heftigen Reibungen kommen. Der leichtfertige Lebenswandel des Organisten bot dem Special begierig ergriffene Gelegenheit zu Denunziationen; allein er drang entscheidenden Ortes erst dann damit durch, als Schubarts unbegreiflicher Hang zu Spott und Satire über die Zilling'sche Religion hinausgriff. Jetzt erhielt der Poet im Mai 1773 jenen Laufpaß, welcher eine so köstliche Probe altwürttembergischen Kanzleistyls abgibt¹¹⁾, und begann sofort seine publizistische Odysee, welche vier Jahre später in der Kerkerhöhle auf Hohenasperg ein schreckliches Ende nehmen sollte.

Bei der Uebersiedelung der Eltern nach Ludwigsburg wurde Fris ein Zögling der lateinischen Schule der Stadt, wo, da dieselbe wesentlich eine Vorbereitungsanstalt für die theologischen Klosterschulen war, hauptsächlich Latein, sowie die Anfangsgründe des Griechischen und Hebräischen gelehrt wurden. Der Magister Johann Friedrich Jahn, unter dessen Obhut Fris hier kam, war weder mehr noch weniger Pedant als andere Magister von damals, und wenn er gerne vermittlest des Stodes seinen Schülern „der großen Admer Weisheit auf den Rücken malte“¹²⁾, so that er da-

nicht weder mehr noch weniger als andere Präceptoren auch. Gegen Ostern 1769 mußte Friß nach Stuttgart wandern, um dort das Landexamen zu bestehen. „Landexamen“! furchtbares Wort, dessen Furchtbarkeit in ihrem ganzen Umfang nur ein altwürttembergisches Knabenherz ermessen kann. Die Einrichtung besteht meines Wissens noch heute. Alljährlich müssen die Zöglinge der niederen lateinischen Schulen, welche sich der Theologie widmen wollen, nach Stuttgart kommen, um sich von den Lehrern des dortigen Gymnasiums prüfen zu lassen, ob sie der Aufnahme in die klostertlichen „Seminarien“ würdig seien. Viermal, von 1769—72, hat der junge Schiller diese Prüfungen mit gutem Erfolg bestanden. Er war ein fleißiger Schüler, schon um dem strengen Vater genugszuthun. Nur mit der Religion haperte es, d. h. der würtembergische Präceptor konnte es gar nicht begreifen, daß, während er in der Schule mit der ganzen trostlosen Trockenheit damaliger Rhetorik dogmatische Langeweile trieb, der Friß lieber unter der Bank heimlich geistliche Lieder von Luther und Gerhard las. Da wurde denn der Stock in Thätigkeit gesetzt und ohne Weiteres der Schluß gezogen, es habe „der Knabe noch gar keinen Sinn für Religion“. Charakteristisch genug las Friß zur nämlichen Zeit, wo dieser Ausspruch geschah, gerade mit besonderem Eifer die Psalmen und die Visionen und Orakel der Propheten. Von dem Genius, welcher in dem Knaben schlummerte, hat keiner seiner Ludwigsburger Lehrer auch nur die entfernteste Ahnung gehabt und man kann es ihnen auch kaum verdenken, eben weil dieser Genius noch ein schlummernder war. Friß gehörte zwar zu den besten Zöglingen der Schule und that sich in den oberen Classen, wo Ovid, Virgil und Horaz „tractirt“ wurden, namentlich im Latein hervor. Aber es muß gesagt werden, daß die lateinischen Distichen, welche er da verfertigte, den übriggebliebenen Proben nach zu urtheilen, den künftigen Dichter nicht errathen ließen. Sie erheben sich, sowohl Inhalt als Form betreffend, durchaus nicht über das Niveau lerartiger Schulerexercitien. Lebhaft erhielt sich unter seinen Schül-

Amtraden die Erinnerung an seine Seelengüte und Liebenswürdigkeit. Die schwächeren seiner Mitschüler appellirten nie vergeblich an seine Gutmüthigkeit, den Härteren imponirte sein furchtloser Sinn.

Das Jahr 1770 entzog dem Knaben das Glück des Familienlebens. Herzog Karl glaubte nämlich mit Grund, in dem Hauptmann Schiller den rechten Mann gefunden zu haben, die Aufsicht über die umfangreichen Gärten und Baumpflanzungen zu führen, welche um das prächtige, in den Jahren 1763—67 erbaute Lustschloß, die „Solitude“, her angelegt worden. Dorthin wurde Herr Johann Kaspar versetzt, bezog in einem der zahlreichen Nebengebäude des Schloßes eine Amtswohnung und verbrachte, später zum Rang eines Majors erhoben, in dieser neuen Stellung seine ganze übrige Lebenszeit. Frau Elisabeth gebar auf der Solitude 1777 ihr letztes Kind, Nanette oder, wie sie in den Briefen der Familie heißt, Nane. Der Vater soll bis zu seinem Tode nicht weniger als 60,000 Baumsämme gepflanzt haben. Auch trat er in seinem Fache als Schriftsteller auf, indem er 1795 das geschätzte Buch „die Baumzucht im Großen“ herausgab. Friß blieb, seinen Schulcurfus zu beendigen, in Ludwigsburg zurück und wurde beim Präceptor Jahn in Wohnung und Kost gegeben. Das war ein schlimmer Tausch und unter der Zuchttruthe des wohlmeinenden und in seiner Art tüchtigen, aber griesgrämigen und nachsichtslosen Mannes verbüßerte sich das muntere Wesen des Knaben. Es konnte nicht an „Collisionen“ zwischen ihm und dem Präceptor fehlen. Zum Glück hatte er unter seinen Schulkameraden zwei Herzensfreunde gefunden, Friedrich Wilhelm von Hoven und Immanuel Gottlieb Elwert, bei denen er, wie sie seine Knabenfreuden getheilt hatten, jetzt in seinen Knabenleiden Trost fand. Aber noch tröstlicher war es doch, wenn er sich der geliebten Mutter mittheilen konnte, und wie sehnüchtig mag er stets dem Sonntag entgegengeharret haben, wo er die schnurgerade, fast drei Stunden lange Allee, welche von der Stadt zur Solitude führte, hinauseilen

bauste, um drohend die Liebe zu finden, wie nur eine Mutter sie geben kann.

Die gedrückte Stimmung, die sich während seiner zwei letzten Ludwigsburger Schuljahre bei dem Knaben bemerklich machte, wurde gewiß eher vermehrt als gemindert durch den Umstand, daß er bei dem leidigen Zionswächter Jilling den Vorbereitungsunterricht zur Confirmation ausstehen mußte. Der Special hat ihn auch am 1. Martsonntag 1772 eingesegnet. — Es wird uns erzählt, daß am Vorabend dieses religiösen Actes Schiller's erstes Gedicht in deutschen Reimen entstanden sei. Denn die Mutter sei von der Solitude herabgekommen und habe ihren Friß müßig auf der Straße schlendernd getroffen, statt daß er daheim auf den morgigen Tag andächtig sich gesammelt hätte. Sie warf ihm diese Gleichgültigkeit vor und, den Vorwurf zu entkräften, habe der Knabe seine Confirmandengefühle noch an demselben Abend in einem lyrischen Erguß ausgesprochen. Die gute Frau Elisabeth wurde dadurch sicherlich befänstigt, als aber der Sohn am folgenden Tage sein Gedicht auch dem Vater zeigte, fragte ihn dieser nur mit Lächeln: „Bist du närrisch geworden, Friß?“¹²⁾ Im Herbst sollte er in eine der niederen Klosterschulen eintreten, um daselbst in mönchlicher Tracht und Zucht einen mehrjährigen Vorbereitungscursus zum theologischen Universitätsstudium durchzumachen. Bei Annäherung des entscheidenden Zeitpunktes verdoppelte Friß seinen Fleiß. Ein strenger Examinator gab ihm das Zeugniß, „er übersehe die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament, mit ziemlicher Fertigkeit; er habe auch einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, doch seine Handschrift sei sehr mittelmäßig.“ Der Knabe sollte aber das zunächst gesteckte Ziel seines Eifers nicht erreichen. Es war anders beschlossen.

Wie sehr haben wir es zu beklagen, daß Schiller nie die nöthige Ruhe gefunden, uns mit eigener Hand den Entwicklungsgang seines Geistes zu zeichnen. Welch ein ganz anderes Bild

würde uns dann schon seine Knabenzeit gewähren, über welche jetzt nur dürftige und abgerissene Notizen auf uns gekommen sind. Der Dichter scheint in der That einmal mit dem Gedanken sich getragen zu haben, seine Jugendgeschichte selber zu schreiben. Es war in der Zeit stiller Befriedigung in den ersten Tagen seiner Ehe, als er seinen Vater bat, ihm Alles zu senden, was sich unter dessen Papieren von seinen frühesten Arbeiten etwa noch vorfinden möchte, weil ihn „diese Dinge jetzt interessirten und er sie zur Geschichte seines Geistes brauche.“ Der Vater interessirte sich höchlich für den in diesen Worten angedeuteten Voratz, welcher leider unausgeführt blieb¹⁴). Ein reizendes reichsstädtisches Idyll, liegt die Jugendgeschichte Göthe's in „Wahrheit und Dichtung“ vor uns. Schillern sollte es nicht so gut werden, eine solche Kinderzeit zu durchleben und sie später in behaglicher Rückerinnerung mit künstlerischer Anmuth zu beschreiben. Doch hier ist noch nicht der Ort, hervorzuheben, wie sehr seinem großen Freunde und Mitstrebbenden gegenüber Göthe ein Glücklicher genannt werden muß,

Drittes Kapitel.

Die Akademie.

Herzog Karl in der zweiten Hälfte seiner Regierungzeit. — Die Gräfin von Hohenheim. — Eine fürstliche Beichte. — Schubart's Einklerkung. — Genoss der Karlschule. — Die militärische Pflanzschule auf der Solitude und Schiller's Eintritt in dieselbe. — Die Mühlde-Akademie. — Wie den jungen Schiller, welcher Jurist werden soll, seine Mitschüler beurtheilen. — Ein vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten. — Verlegung der Akademie nach Stuttgart und Uebertritt Schiller's von der Jurisprudenz zur Redekunst. — Das Leben in der Akademie. — Schiller als Schauspieler. — Poetische Versuche und prosaische Hindernisse. — Ein gedruckter Erstling. — Bekanntschaft mit Rousseau, Diderot und Shakspeare. — Ein kaiserlicher Besuch. — Göthe in der Akademie.

Später als in vielen anderen deutschen Ländern erfolgte in Altwürttemberg die Wendung von der gedankenlosen Willkürherrschaft zu jener Regierungsweise, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als „aufgeklärter Despotismus“ auftrat und als solcher in der Einleitung charakterisirt worden ist. Aber doch erfolgte auch hier diese Wendung. Der heile Verstand, womit Herzog Karl begabt war, trat aus der vielfährigen Verbunkelung durch ein Leben voll Saus und Braus und die Schmeichlerkünste ehevergeffener Menschen mehr und mehr hervor. Freilich war die Besserung keine plötzliche und konnte es auch nicht sein. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft, man tritt die Geseze nicht ungestraft mit Füßen. Die augenblicklichen Aufwallungen und Launen der Willkür verhärteten sich gar zu leicht zu Gewohnheiten und das verneigte Bewußtsein absoluter Machtvollkommenheit wird nur schwer dazu gebracht, anzuerkennen, daß auch Andere Rechte haben. Indessen mußte der Herzog einsehen, daß in der bisherigen

Welse nicht mehr fortzuführen sei. Die Mittel waren schlechterdings nicht mehr zu erschwingen. Und dann, wie sehr auch die deutsche Reichsgewalt heruntergekommen war, in den Händen eines reblichen Mannes, wie Kaiser Joseph II. gewesen ist, erwies sie sich doch noch immer „competent“ genug, zu entscheiden, daß die Bewohner eines deutschen Reichslandes doch nicht so ganz nur eine Schaar frohnender Knechte seien. Genug, die württembergischen Stände hatten ihren Herzog gehäufte Verfassungsverletzungen halber beim Kaiser verklagt und nach langem Hin- und Herziehen der Sache kam, unter preussischer Vermittelung, zwischen Karl und der „Landtschaft“ 1770 jener Ausöhnungsvertrag zu Stande, welcher unter dem Namen „Erbvergleich“ in der Geschichte Württembergs bekannt ist und demzufolge der Fürst sich verpflichtete, fortan nach Verfassung und Gesetz zu regieren, das Land der übermäßigen Belastung zu entheben und jene schreienden Mißbräuche abzustellen, welche die rührende Muse in „Kabale und Liebe“ mit unauslöschlichen Flammenzügen verzeichnet hat.

Der gute Wille Karl's mochte ein aufrichtiger sein, denn die Zeit hatte das Feuer seiner Leidenschaften gedämpft. Es fehlte auch, ihn nachdenklich zu stimmen, nicht an düsteren Erlebnissen, wie z. B. ein solches die Gefahr war, durch die Hand der eigenen, an den Fürsten Anselm von Th... vermählten Schwester vergiftet zu werden. Aber die Gewohnheit war stark und man darf mit Grund bezweifeln, daß die Bestimmungen des Erbvergleichs zur Ausführung gekommen wären, wenn nicht um diese Zeit eine seltene Frau den heilsamsten Einfluß auf den Herzog zu üben begonnen hätte. Man mag über das Verhältnis Franziska's von Hohenheim zu Karl unter dem Gesichtspunkt strenger Moral urtheilen, wie man will, immer wird man zugeben müssen, daß dasselbe dem Land zum Heile geworden. Franziska, nicht so sehr durch Schönheit als vielmehr durch Grazie in Haltung, Benehmen und Ausdrucksweise ausgezeichnet, war als armes Edelstäubchen 1748 zu Adelsmannsfelden bei Kalen geboren. Ihr Vater, ein

Herr von Bernardin, hatte sie mit einem bückigen, aber reichen Herrn von Leutrum verheiratet. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, als der Herzog sie bei einer Adelsreunion zu Dörzheim kennen lernte und einen so außerordentlichen Eindruck von ihr empfing, daß er auf der Stelle seine Maßregeln traf, um in den Besitz der jungen Frau zu gelangen. Er ernannte den Herrn von Leutrum sofort zu seinem Reisemarschall, was diesem die Verpflichtung auferlegte, dem heimreisenden Herzog vorauszuweichen, während seine Gemahlin die Reise in der herzoglichen Kutsche machte. Diese hielt vor dem Lustschloß La Favorite im Ludwigsburger Parke, wo sich der Herzog mit der Dame verständigte. Einer munteren Sage zufolge, die, wahr oder erfunden, jedenfalls das Hofleben von damals kennzeichnet, habe sich der Herr Reisemarschall, während draußen in der Favorite seine Frau die Favorite Karl's ward, droben im Stadtschloß im Gefühl seiner neuen Würde gebläht, ohne sich das Hüßern und Lächeln der Hofleute deuten zu können. Weil aber seine Anwesenheit unbequem geworden, habe ein gewiegter Kammerherr auf einen Wink Serenissimi dem Herrn Reisemarschall die erstaunliche Neuigkeit mitgetheilt, es sei in der Residenz ein seltenstes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, das auf der Heerreise plötzlich in einen Hirsch von sechzehn Enden sich verwandelt hätte. Da endlich habe der arme Mann gemerkt, welche Stunde die Noth geschlagen, und sei, ohne die entführte Gemahlin zu reclamiren, auf seine Güter abgereist.

In Franziska gewann der Herzog nicht allein eine Geliebte, sondern auch eine Freundin, die es verstand, ihren Liebhaber, wenn nicht ganz, so doch großen Theils auf eine bessere Bahn zu lenken. Ihr vorzugsweise ist die Umwandlung des Fürsten zuzuschreiben. Die verfassungsmäßige Regierung wurde jetzt wenigstens annähernd eine Wahrheit. Die größtlichen Uebelthäter und Quäler, wie Montmartin und Wittleber, erhielten ihre Entlassung und es wurden mit Eifer und Kenntniß vom Herzog Anstalten getroffen, dem erschöpften Lande aufzuhelfen. So durch Milderung des

zerstörerischen Wildstandes, durch Verbesserung der Landwirtschaft, Bereidung des Weinbaus, Anlegung von Straßen und Wegen, Einführung einer Forstpolizei, Abstellung der kostspieligen Soldatenpracht, Unterstützung von Gewerben und neuen Industriezweigen. Franziska, den rauschenden Vergnügungen abgeneigt, insgeheim von einem brennenden Schamgefühl gequält, daß sie im besten Falle doch nur einen tiefsinnig Shakespeare'schen Spruch bestätige¹⁶⁾, und deshalb die Zurückgezogenheit suchend, wußte auch dem Herzog Geschmack an ländlicher Stille beizubringen. So wurde jetzt das Schloß Hohenheim Hauptresidenz Karl's. Er hatte es 1768 zu bauen angefangen, auf der Hochebene zwischen Stuttgart und Echterdingen, wo Angesichts der Bergspitzen der schwäbischen Alp der Garbenhof gestanden. Anfangs war es nur auf den Bau eines Landhauses abgesehen gewesen, aber es ging auch hier, wie es mit der Solitude gegangen war. Hohenheim wurde ein Prachtpalast, umgeben von ausgedehnten Gartenanlagen mit all den bizarren Spielereien der Horticultur von damals. Aber das bunthimmernde Getümmel von Höflingen, Gästen, Künstlern und Soldaten, welches vormals die Wälder der Solitude mit Heßgeräusch erfüllt hatte, zog nicht mit in Hohenheim ein. Der Herzog lebte hier nicht so fast auf fürstlichem, als vielmehr auf dem Fuß eines wohlhabenden Gutsbesizers. Daher verödete Ludwigsburg, die Solitude entsprach jetzt mehr und mehr ihrem Namen und aus Stuttgart verschwanden die vornehmen Parasiten, die italischen Triller schläger und Tänzerinnen, die französischen Virtuosen und Actricen. Franziska lehrte den Herzog zum ersten Mal in seinem Leben das Glück der Häuslichkeit kennen und er erwies sich dankbar dafür. Er ließ die Freundin, sein „Franzele“, durch den kaiserlichen Hof zur Reichsgräfin von Hohenheim ernennen, vermählte sich nach dem Tode seiner Gemahlin mit ihr (1786) und erhob sie zuletzt förmlich zur Herzogin.

Unter dem sanften, aber dauernden Hausregiment dieser Frau scheint den alternden Fürsten beim Rückblick auf die Vergangenheit

zuweilen eine Empfindung von Scham und Reue angewandt zu haben. Hieraus erklärt sich die Entstehung jenes höchst eigenthümlichen Actenstückes, welches Karl 1778 ausgehen ließ, damit es am 11. Februar, seinem fünfzigsten Geburtstag, von allen Ranzeln des Landes verlesen werde. Es war ein förmliches Sündenbekenntniß mit angehängter Reuebezeugung und dem schließlichen Versprechen an seine Unterthanen, daß „die Zukunft von nun an von ihm einzig zum Wohle derselben verwendet werden solle, so daß sie in ihrem Landesherren stets einen sorgenden, treuen Vater würden verehren können.“ So ganz streng und stricte wurde dieses feierliche Gelöbniß freilich nicht erfüllt. Es fehlte auch in der zweiten Hälfte von Karl's Regierung nicht an hartem Mißbrauch der Gewalt. Selbst von der früher im weitesten Umfange betriebenen Seelenwer—mutherei konnte er nicht ganz absteigen und noch im Jahre 1786 wurden tausend Mann württembergischer Soldaten an die Holländer zum Dienst in den Colonien „überlassen“. Auch die an dem unglücklichen Schubart, der nicht einmal ein Unterthan des Herzogs war, mit Anwendung schändlicher List verübte Rache gehört hieher. Dieser Streich fand gerade ein Jahr vor Veröffentlichung des erwähnten Sündenbekenntnisses statt und Karl's Zerknirschung ging keineswegs so weit, das schreiende Unrecht sofort gutzumachen. Schubart wurde von Ulm weg, wo er in reichsständischer Stabsarbeit seine „Deutsche Chronik“ schrieb, in den letzten Tagen des Januar 1777 durch einen württembergischen Beamten nach Blaubeuren gelockt, dort gefangen genommen und auf den Asperg geschleppt, wo er zehn volle Jahre ohne Verhör und Urtheil schmachtete. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu sagen, warum dieser Frevel an ihm begangen werde; zweifelsohne aber geschah es aus Rache, denn Schubart hatte sich in seiner Zeitschrift und mehr noch am Wirthshausstische mißfällige Anspielungen auf den Herzog erlaubt. Der Herzog war selber auf den Asperg gekommen, um der Einkerkelung des unglücklichen Mannes zuzusehen¹⁴⁾. Frangiola war mit ihm und dieser Umstand bestet

würde uns dann schon seine Knabenzeit gewähren, über welche jetzt nur dürftige und abgerissene Notizen auf uns gekommen sind. Der Dichter scheint in der That einmal mit dem Gedanken sich getragen zu haben, seine Jugendgeschichte selber zu schreiben. Es war in der Zeit stiller Befriedigung in den ersten Tagen seiner Ehe, als er seinen Vater bat, ihm Alles zu senden, was sich unter dessen Papieren von seinen frühesten Arbeiten etwa noch vorfinden möchte, weil ihn „diese Dinge jetzt interessirten und er sie zur Geschichte seines Geistes brauche.“ Der Vater interessirte sich höchlich für den in diesen Worten angedeuteten Vorsatz, welcher leider un- ausgeführt blieb¹⁴). Ein reizendes reichstädtisches Idyll, liegt die Jugendgeschichte Göthe's in „Wahrheit und Dichtung“ vor uns. Schillern sollte es nicht so gut werden, eine solche Kinderzeit zu durchleben und sie später in behaglicher Rückerinnerung mit künstlerischer Anmuth zu beschreiben. Doch hier ist noch nicht der Ort, hervorzuheben, wie sehr seinem großen Freunde und Mitstrebbenden gegenüber Göthe ein Glücklicher genannt werden muß,

Drittes Capitel.

Die Akademie.

Herzog Karl in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit. — Die Gräfin von Hohenheim. — Eine fürstliche Beichte. — Schubart's Einklerung. — Genesiß der Karlschule. — Die militärische Pflanzschule auf der Solitude und Schiller's Eintritt in dieselbe. — Die Mülke-Akademie. — Die den jungen Schiller, welcher Jurist werden soll, seine Mitschüler beurtheilen. — Ein vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten. — Verlegung der Akademie nach Stuttgart und Uebertritt Schiller's von der Jurisprudenz zur Poesie. — Das Leben in der Akademie. — Schiller als Schauspieler. — Poetische Versuche und prosaische Hindernisse. — Ein gedruckter Erlösing. — Bekanntschaft mit Rousseau, Ossian und Shakspeare. — Ein kaiserlicher Besuch. — Odiße in der Akademie.

Später als in vielen anderen deutschen Ländern erfolgte in Württemberg die Wendung von der gedankenlosen Willkürherrschaft zu jener Regierungsweise, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als „aufgeklärter Despotismus“ auftrat und als solcher in der Einleitung charakterisirt worden ist. Aber doch erfolgte auch hier diese Wendung. Der heile Verstand, womit Herzog Karl begabt war, trat aus der vielfährigen Verbunkelung durch ein Leben voll Gaus und Braus und die Schmeichlerkünste ehrvergessener Menschen mehr und mehr hervor. Freilich war die Besserung keine plötzliche und konnte es auch nicht sein. Man verlegt die Sitten nicht ungestraft, man tritt die Geseze nicht ungestraft mit Füßen. Die augenblicklichen Aufwallungen und Launen der Willkür verhärten sich gar zu leicht zu Gewohnheiten und das verfestigte Bewußtsein absoluter Machtvollkommenheit wird nur schwer dazu gebracht, anzuerkennen, daß auch Andere Rechte haben. Indessen mußte der Herzog einsehen, daß in der bisherigen

Welfe nicht mehr fortzufahren sei. Die Mittel waren schlechterdings nicht mehr zu erschwingen. Und dann, wie sehr auch die deutsche Reichsgewalt heruntergekommen war, in den Händen eines redlichen Mannes, wie Kaiser Joseph II. gewesen ist, erwies sie sich doch noch immer „competent“ genug, zu entscheiden, daß die Bewohner eines deutschen Reichslandes doch nicht so ganz nur eine Schaar frohnender Knechte seien. Genug, die württembergischen Stände hatten ihren Herzog gehäufte Verfassungsverletzungen halber beim Kaiser verklagt und nach langem Hin- und Herziehen der Sache kam, unter preussischer Vermittelung, zwischen Karl und der „Landschaft“ 1770 jener Ausöhnungsvertrag zu Stande, welcher unter dem Namen „Erbvergleich“ in der Geschichte Würtbergs bekannt ist und demzufolge der Fürst sich verpflichtete, fortan nach Verfassung und Gesetz zu regieren, das Land der übermäßigen Belastung zu entheben und jene schreienden Mißbräuche abzustellen, welche die rächende Muse in „Kabale und Liebe“ mit unauslöschlichen Flammenzügen verzeichnet hat.

Der gute Wille Karl's mochte ein aufrichtiger sein, denn die Zeit hatte das Feuer seiner Leidenschaften gedämpft. Es fehlte auch, ihn nachdenklich zu stimmen, nicht an düsteren Erlebnissen, wie z. B. ein solches die Gefahr war, durch die Hand der eigenen, an den Fürsten Anselm von Th... vermählten Schwester vergiftet zu werden. Aber die Gewohnheit war stark und man darf mit Grund bezweifeln, daß die Bestimmungen des Erbvergleichs zur Ausführung gekommen wären, wenn nicht um diese Zeit eine seltene Frau den heilsamsten Einfluß auf den Herzog zu üben begonnen hätte. Man mag über das Verhältniß Franziska's von Hohenheim zu Karl unter dem Gesichtspunkt strenger Moral urtheilen, wie man will, immer wird man zugeben müssen, daß dasselbe dem Land zum Heile geworden. Franziska, nicht so sehr durch Schönheit als vielmehr durch Grazie in Haltung, Benehmen und Ausdrucksweise ausgezeichnet, war als armes Edelfräulein 1748 zu Adelsmannsfelden bei Kalen geboren. Ihr Vater, ein

Herr von Bernardin, hatte sie mit einem buckligen, aber reichen Herrn von Leutrum verheiratet. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, als der Herzog sie bei einer Adelsreunion zu Pforzheim kennen lernte und einen so außerordentlichen Eindruck von ihr empfing, daß er auf der Stelle seine Maßregeln traf, um in den Besitz der jungen Frau zu gelangen. Er ernannte den Herrn von Leutrum sofort zu seinem Reisemarschall, was diesem die Verpflichtung auferlegte, dem heimreisenden Herzog vorauszuellen, während seine Gemahlin die Reise in der herzoglichen Kutsche machte. Diese hielt vor dem Lustschloß La Favorite im Ludwigsburger Park, wo sich der Herzog mit der Dame verständigte. Einer munteren Sage zufolge, die, wahr oder erfunden, jedenfalls das Hofleben von damals kennzeichnet, habe sich der Herr Reisemarschall, während drunten in der Favorite seine Frau die Favorite Karl's ward, droben im Stadtschloß im Gefühl seiner neuen Würde gebläht, ohne sich das Nüstern und Lächeln der Hofleute deuten zu können. Weil aber seine Anwesenheit unbequem geworden, habe ein gewiegter Kammerherr auf einen Wink Serenissimi dem Herrn Reisemarschall die erstaunliche Neuigkeit mitgetheilt, es sei in der Residenz ein seltenstes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, das auf der Heerreise plötzlich in einen Hirsch von sechzehn Enden sich verwandelt hätte. Da endlich habe der arme Mann gemerkt, welche Stunde die Glocke geschlagen, und sei, ohne die entführte Gemahlin zu reclamiren, auf seine Güter abgereist.

In Franziska gewann der Herzog nicht allein eine Geliebte, sondern auch eine Freundin, die es verstand, ihren Liebhaber, wenn nicht ganz, so doch großen Theils auf eine bessere Bahn zu lenken. Ihr vorzugswelse ist die Umwandlung des Fürsten zuzuschreiben. Die verfassungsmäßige Regierung wurde jetzt wenigstens annähernd eine Wahrheit. Die gröblichsten Uebelthäter und Quäler, wie Montmartin und Wittleder, erhielten ihre Entlassung und es wurden mit Eifer und Kenntniß vom Herzog Anstalten getroffen, dem erschöpften Lande aufzuhelfen. So durch Milderung des

zerstörten Wildstandes, durch Verbesserung der Landwirtschaft, Bercdlung des Weinbaus, Anlegung von Straßen und Wegen, Einführung einer Forstpolizei, Abstellung der kostspieligen Soldatenpracht, Unterstützung von Gewerben und neuen Industriezweigen. Franziska, den rauschenden Vergnügungen abgeneigt, insbesondere von einem brennenden Schamgefühl gequält, daß sie im besten Falle doch nur einen tiefsinnig Shakespeare'schen Spruch bestättige¹⁶⁾, und deshalb die Zurückgezogenheit suchend, wußte auch dem Herzog Geschmack an ländlicher Stille beizubringen. So wurde jetzt das Schloß Hohenheim Hauptresidenz Karl's. Er hatte es 1768 zu bauen angefangen, auf der Hochebene zwischen Stuttgart und Echterdingen, wo Angesichts der Bergspitzen der schwäbischen Alp der Garbenhof gestanden. Anfangs war es nur auf den Bau eines Landhauses abgesehen gewesen, aber es ging auch hier, wie es mit der Solitude gegangen war. Hohenheim wurde ein Prachtpalast, umgeben von ausgedehnten Gartenanlagen mit allen bizarren Spielereien der Horticultur von damals. Aber das buntschimmernde Getümmel von Höflingen, Gästen, Künstlern und Soldaten, welches vormals die Wälder der Solitude mit Festgeräusch erfüllt hatte, zog nicht mit in Hohenheim ein. Der Herzog lebte hier nicht so fast auf fürstlichem, als vielmehr auf dem Fuß eines wohlhabenden Gutsbesizers. Daher verödete Ludwigsburg, die Solitude entsprach jetzt mehr und mehr ihrem Namen und aus Stuttgart verschwanden die vornehmen Parasiten, die italienischen Trillererschläger und Tänzerinnen, die französischen Virtuosen und Actricen. Franziska lehrte den Herzog zum ersten Mal in seinem Leben das Glück der Häuslichkeit kennen und er erwies sich dankbar dafür. Er ließ die Freundin, sein „Franzese“, durch den kaiserlichen Hof zur Reichsgräfin von Hohenheim ernennen, vermählte sich nach dem Tode seiner Gemahlin mit ihr (1786) und erhob sie zuletzt förmlich zur Herzogin.

Unter dem sanften, aber dauernden Hausregiment dieser Frau scheint den alternden Fürsten beim Rückblick auf die Vergangenheit

gewollten eine Empfindung von Scham und Reue angewandt zu haben. Hieraus erklärt sich die Entstehung jenes höchst eigenthümlichen Actenstückes, welches Karl 1778 ausgehen ließ, damit es am 11. Februar, seinem fünfzigsten Geburtstag, von allen Ranzeln des Landes verlesen werde. Es war ein förmliches Sündenbekenntniß mit angehängter Reuebezeugung und dem schließlichen Versprechen an seine Unterthanen, daß „die Zukunft von nun an von ihm einzig zum Wohle derselben verwendet werden solle, so daß sie in ihrem Landesherren stets einen sorgenden, treuen Vater würden verehren können.“ So ganz streng und stricte wurde dieses feierliche Gelöbniß freilich nicht erfüllt. Es fehlte auch in der zweiten Hälfte von Karl's Regierung nicht an starkem Mißbrauch der Gewalt. Selbst von der früher im weitesten Umfange betriebenen Seelenwerthetherei konnte er nicht ganz absteigen und noch im Jahre 1786 wurden tausend Mann württembergischer Soldaten an die Holländer zum Dienst in den Colonien „überlassen“. Auch die an dem unglücklichen Schubart, der nicht einmal ein Unterthan des Herzogs war, mit Anwendung schnöder List verübte Rache gehört hieher. Dieser Streich fand gerade ein Jahr vor Veröffentlichung des erwähnten Sündenbekenntnisses statt und Karl's Zerknirschung ging keineswegs so weit, das schreiende Unrecht sofort gutzumachen. Schubart wurde von Ulm weg, wo er in reichsfürstlicher Sicherheit seine „Deutsche Chronik“ schrieb, in den letzten Tagen des Januar 1777 durch einen württembergischen Beamten nach Blaubeuren gelockt, dort gefangen genommen und auf den Asperg geschleppt, wo er zehn volle Jahre ohne Verhör und Urtheil schmachtete. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu sagen, warum dieser Frevel an ihm begangen werde; zweifelsohne aber geschah es aus Rache, denn Schubart hatte sich in seiner Zeitschrift und mehr noch am Wirthshausstische mißfällige Auspielungen auf den Herzog erlaubt. Der Herzog war selber auf den Asperg gekommen, um der Einkerkelung des unglücklichen Mannes zuzusehen¹⁸⁾. Franziska war mit ihm und dieser Umstand heftet

einen dunkeln Makel an den Charakter derselben. Die sonst so gutmüthige Frau scheint nicht die Kraft gehabt zu haben, zu verstehen, daß der arme Poet beim Weinglas nicht eben erbauliche Wiße über ihr Verhältniß zum Herzog losgelassen und ihr den Spottnamen „Donna Schmergallina“ geschöpft hatte.

Karl konnte nicht stillstehen. In dem Grade, in welchem seine Genußsucht nachließ, wuchs sein Thätigkeitstrieb. Auch jetzt noch sollte und mußte von ihm gesprochen werden, aber nicht mehr um solcher Großthaten willen, wie sie Uriot vordem in die Welt hinausposaunt hatte. Eine Liebhaberei mußte er haben, er mußte ein Stedenpferd tummeln und man könnte glauben, daß ein bloßer Zufall ihm gerade das pädagogische untergelegt habe, wüßte man nicht, daß die Erziehungslust mit zur Signatur der Zeit gehörte. Rousseau's „Emile“ war 1762 erschienen und hatte seine epochemachende Wirkung auch auf Deutschland ausgebeutet. Es ist freilich entschieden zu verneinen, daß die pädagogische Liebhaberei des Herzogs direct auf Rousseau zurückzuführen sei. Eine so autokratische Natur, wie die Karl's, mußte sich, ganz wie die Friedrich's des Großen, von dem Demokratismus des berühmten Genfers nicht angezogen, sondern abgestoßen fühlen. Aber der pädagogische Trieb lag einmal in der Luft, er machte einen wesentlichen Theil des aufgeklärten Despotismus aus und traf außerdem bei Karl mit einer bedeutsamen Wendung seines Lebens zusammen. Es war seine Art, was er angriff, mit leidenschaftlichem Eifer anzugreifen und geringfügige Anfänge rasch zu großartigen Veranstellungen zu erweitern. Die schulmeisterliche Färbung seines Wesens wurde binnen kurzer Zeit eine so prononcirt, daß sie den Spott herausforderte. Aber als Schubart seinen bekannten Wippfeil auf den Herzog abschoss¹⁷⁾, da hätte er sich wohl nicht träumen lassen, daß der Verspottete zehn Jahre hindurch seine pädagogische Zuchttruthe über ihm schwingen würde. Es steht nämlich ganz so aus, als wäre die Gefangenhaltung des Dichters, wennschon zunächst vom Rachegefühl eingegeben, von dem Herzog wie ein pädagogisches

Experiment betrachtet worden. Das Experiment blieb denn auch nicht erfolglos: die Kerkerschule auf dem Asperg triebte den hochstrebenden Geist Schubart's und machte den Mann zum Heuchler und Hofspoeten. In Wieland's Agathon hat man ebenfalls satirische Anspielungen auf den Schulmeisterleut Karl's gefunden, aber Wieland entging wenigstens dem Unglück, mit demselben nähere Bekanntschaft zu machen¹⁸). Im Uebrigen ist es selbstverständlich, daß der eitle oder komische Anstrich, welchen des Herzogs pädagogischer Eifer nicht selten zeigte, uns nicht abhalten darf, anzuerkennen, daß Karl mit ganzer Seele bei der Sache war und daß er durch Gründung einer Anstalt, aus welcher eine ganze Reihe ausgezeichneter und ausgezeichnetster Männer der Kunst und Wissenschaft, sowie treffliche Generale und Staatsmänner hervorgegangen sind, Deutschland und der Welt einen großen Dienst erwiesen hat.

Die Anfänge dieser Anstalt waren so, daß nicht zu vermuthen stand, es würde sich daraus die berühmte Militär-Akademie entwickeln, welche, zur Zeit ihrer Blüthe mit Zöglingen aus der Heimat und Fremde angefüllt, endlich durch kaiserliches Diplom (datirt vom 22. Dezember 1781) förmlich zur Hochschule erhoben wurde und zwar unter dem offiziellen Titel: „Die Hohe Karlschule“ oder „Karls-Hohe-Schule“¹⁹). Der Herzog hatte 1770 auf der Solitude unter dem Namen „Militärisches Waisenhaus“ ein Erziehungs- und Wohlthätigkeitsinstitut gestiftet, bestimmt, arme Soldatenkinder aufzunehmen und dieselben zum Dienst in den herzoglichen Gärten und bei den herzoglichen Bauten heranzubilden. Die Leitung hatte der Hauptmann Seeger, ein wohlmeinender Mann, dessen Ein- und Umsicht aber mit militärischer Pedanterei stark verquickt war. Im Februar 1771 erhielt das Waisenhaus den Namen „Militär-Pflanzschule“ und zugleich ein erweitertes Reglement, wonach in dieser Anstalt nicht nur Soldatenjöhne zu Handwerkern und „Artisten“, sondern auch „junge Cavaliers- und Offiziers-Knaben zu künftigen Ministerial-, Hof-



und Kriegsdiensten gebildet werden sollten.“ Demzufolge wurde das Lehr- und Aufsichtspersonal bedeutend vermehrt, es wurden Professoren für wissenschaftliche und künstlerische Disciplinen, sowie Fechtmeister, Stallmeister, Tanzlehrer und Exerciermeister angestellt. Schon 1771 zählte das Institut 861 Zöglinge, welche in 18 Zimmer und Säle „einrangirt“ waren.

In diese militärische Pflanzschule auf der Solitude trat zu Anfang des Jahres 1773 der vierzehnjährige Friedrich Schiller als Zögling ein, angethan mit „einem blauen Röcklein nebst Camisol ohne Ermel“, im Besitze von fünfzehn Schulbüchern und einer Baarschaft von 43 Kreuzern. Er kam nicht freiwillig. Der Herzog, begierig, seine Pflanzschule möglichst rasch mit Pflänzlingen zu füllen, hatte in den Schulen Nachfragen nach fähigen Offizierssohnen anstellen lassen. Frisch wurde ihm als ein solcher bezeichnet und der Fürst machte dem Hauptmann den, wie er meinte, höchst gnädigen Vorschlag, dessen Sohn in der Pflanzschule kostenfrei unterrichten und erziehen zu lassen. Diese Gnade war ein Befehl: hing doch die ganze Existenz der Schiller'schen Familie unbedingt von dem Herzog ab. Damals mögen viele bittere Thränen aus Frau Elisabeth's Augen geflossen sein; denn sie mußte ihren Herzenswunsch, den geliebten Sohn dereinst auf der Kanzel zu sehen, einem Willen opfern, welcher keinen Widerspruch duldete. Daß Frisch selber den Eingriff in seinen Lebensplan schmerzlich empfand, ist gewiß; doppelt schmerzlich deshalb, weil dadurch die Lieblingshoffnung der heißgeliebten Mutter scheitern ging. Herr Johann Kaspar, der sich ebenfalls gewöhnt hatte, in seinem Sohne den künftigen Geistlichen zu erblicken, mochte sich im Stillen grämen; aber den Seinigen zeigte er ein strenges Gesicht und sprach davon, daß es eines Offiziers „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit“ sei, die Ordre seines Kriegsherrn zu pariren. Also keine Winkelzüge, kein Geseufze, kein Gegetne! Was sein muß, muß sein, und zudem, Serenissimus meint es ja so gut mit dem Jungen! . . . Es ist der Gluck der Militär, daß sie selbst da, wo sie wohlthun will,

Schmerzen bereitet. Einigen Trost mochte der betrübten Mutter der Umstand gewähren, daß ihr Fritz, welcher — so wollte es der Herzog — statt eines Predigers ein Jurist werden sollte, zunächst in ihrer Nähe, im Umkreise der Solitude lebte.

Verfolgt man die vom Rothenbühlthor Stuttgarts aus den Hasenberg hinanführende Straße, so empfängt Einen auf der Höhe ein Buchenwald, durch welchen hin man binnen einer Stunde bequem dem berühmten Lustschloß zuschlendert. Es steht mit seinem Treppenvorban und seiner schönen Kuppel jetzt recht still an dem Bergabhang, von welchem man über das weite Blachfeld hinweg zum Aiperg hinüberseht. Nur Sonntags wird die herrschende Stille durch städtische Besucher für ein paar Stunden unterbrochen. Von den zahlreichen Nebengebäuden des Schlosses existiren nur noch wenige. Auch die Militär-Akademie — denn diesen Namen erhielt die Pflanzschule schon 1773 — ist verschwunden. Ebenso die Wunder damaliger Gartenkünste. Spuren derselben trifft du noch überall bei einer Wanderung durch die Umgebungen des Schlosses, und wenn du dich endlich ermüdet auf einer Rasenbank in einem verwilderten Boskett niederlässest, hast du vielleicht eine Stelle betreten, wo vor Zeiten Friedrich Schiller sein vierzehnjährig Herz in den Entzückungen des Klopstock'schen Messias badete. Denn Klopstock war der große Liebling des werdenden Jünglings und der erhabene Idealismus dieses Dichters hat unstreitig auf seinen jungen Verehrer bedeutsame Wirkung gethan. Aber die Gelegenheit, auf einsamen Spaziergängen oder etwa in Gesellschaft seines Jugendkameraden Hoven, mit welchem Fritz in der Pflanzschule wieder zusammengetroffen, solchen poetischen Genüssen zu fröhnen, war keine häufige. Der Herr Major von Seeger, welcher dem Institut als Intendant vorgelegt war, hielt streng auf das Reglement, das mit militärischer Pünktlichkeit eine Tagesordnung festsetzte, welche für Alotria, wozu die vaterländische Literatur gerechnet wurde, nur spärlichsten Raum ließ. Fritz hatte genug zu thun, seine Vorbereitungsstudien zur Jurisprudenz vorchriftsmäßig

zu treiben. Er vervollkommnete sich im Latein und beim Stiftungsfest der Akademie am 14. Dezember 1773 erhielt er den ersten Preis in der griechischen Sprache, eine silberne Medaille mit dem Bilde des Herzogs, welcher so recht *con amore* sein pädagogisches Stedenpferd ritt. Er war fast täglich in der Akademie, wohnte den Lectionen und Prüfungen an, verkehrte traulich mit den Zöglingen, nannte sie seine Söhne, und wenn er mit seiner „Franzel“ nach Stuttgart hinabfuhr, sah man die herzogliche Kutische nicht selten außen und innen mit Pflanschülern vollgepöpst, welche zur Belohnung guter Aufführung diese Fahrten mitmachen durften.

Gewöhnliche Geister konnten einen so väterlich geübten Zwang, welcher übrigens auch häufig zum Stocke griff und mit verlegenden Strafmaßregeln dreinfuhr, un schwer sich gefallen lassen und in den Geleisen reglementarischer Studien gemächlich fortjchleudern. Ebenso natürlich aber ist es, daß ein Jüngling, in welchem der Genius sich zu regen begann, nur widerwillig in eine Existenz sich fand, welche zugleich die einer Kaserne und eines Klosters war. Wir wissen daher von bitteren Klagen, welche der junge Schiller in Briefen an Jugendfreunde austief, die mit der größten Heimslichkeit geschrieben und an ihre Adressen geschmuggelt werden mußten. Doch waren solche trübe Stimmungen vorerst mehr nur vorübergehende als bleibende und es hatte sich des vulkanischen Feuers noch nicht genug in der Brust des Jünglings angesammelt, um schon jetzt auszubrechen. Wir besitzen ein merkwürdiges Document, aus welchem ersichtlich ist, in welchem Lichte Schiller während der ersten Jahre seines Aufenthalts in der Akademie seinen Mitschülern erschien. Es war nämlich vom Herzog angeordnet worden, daß die Zöglinge von Zeit zu Zeit Aufsätze an ihn einliefern sollten, in welchen sie sich selbst und ihre Mitzöglinge schilderten. Eine Zusammenstellung der Aeußerungen von 47 Akademisten über Schiller ergab in der Hauptsache folgendes Resultat: — „Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich und geht

auch besonders Beider Neigung auf die Poesie, und zwar bet Schiller auf die tragische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich, liebt beständig Gedichte. Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr, wie Andere, hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit. Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig. Ist gewiß ein guter Christ, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poesie. Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. Hat einen Hang zur Theologie. Wendet seine Gaben nicht gut an ²⁰).“

Man sieht, dieses Bild ist ein ziemlich schwankendes. Aber drei Züge treten aus demselben mit Bestimmtheit hervor: der gute Charakter des Jünglings, dann seine Kränklichkeit, welche, ach, die Qual seines ganzen Lebens werden sollte, und endlich der dichterische Instinkt, welcher sich noch während des Aufenthalts auf der Solitude mehr und mehr zum Bewußtsein herausbildete. Freilich äußerte sich der poetische Drang Schillers zunächst mehr nur empfangend und nachbildend denn schöpferisch. Klopstock's Messias gab ihm den Gedanken ein, Moses zum Helden eines religiösen Epos zu wählen, die düstre Tragik von Gerstenberg's Ugolino, welchen er schon 1773 kennen lernte, regte ihn an, ein Trauerspiel, der Student von Nassau, zu versuchen, und Zeisewitz's Julius von Tarent begeisterte ihn zu einer Nachahmung, welche den Titel Cosmus (oder Julian?) von Medici führte. Diese nachmals verschollenen Versuche fanden in dem engeren Freundeskreise, welcher sich um Schiller her gebildet hatte, beifällige Anerkennung, um so mehr, da Frey die poetischen Anläufe seiner Freunde Hoven, Petersen und Scharffenstein ebenfalls schön fand. Der Abgott der strebenden Jünglinge war Göthe, dessen Götz und Werther, eben erschienen, eine so unwiderstehliche Wirkung thaten, daß sich selbst

Die streng gehörten Thore der Militär-Akademie auf der Esplanade nicht vor diesen Werken eines Genius verschließen konnten, mit dessen Auftreten eine neue Epoche der deutschen Literatur anhub. Herzog Karl freilich, durch und durch ein Adept der französischen Bildung, war nicht geneigt, diesem neuen Ton Zutritt zu gestatten, auch vorausgesetzt, daß er denselben verstanden hätte. Oder verstand er ihn vielleicht nur allzugut? Ahnte er, daß die neue kraftgeniale Poesie einen Geist großzog, welcher allem Despotismus todselblich gekannt war? Wenigstens that er sein Möglichstes, diesen Geist von seiner Akademie fernzuhalten. Mit welchem Erfolge, beweist, von Schiller ganz abgesehen, schon der Umstand, daß der alte Fürst ein Jahr vor seinem Tode, als er bei dem furchtbaren Gange, welchen die französische Revolution genommen, in seiner Akademie eine antirevolutionäre Warnungs- und Strafrede hielt, von den Karlsruhülern förmlich ausgepiffen wurde. Es muß die bitterste Kränkung gewesen sein, die er in seinem Leben erfahren. Er hat damals zur Antwort bloß einen stummen Blick kummervollen Vorwurfs auf die ledigen Jünglinge geworfen und von da ab die Räume der Karlschule nur noch selten betreten.

Auf unser vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten zurückzukommen, so ist zu sagen, daß man den jungen Leuten einige Selbstgefälligkeit bei gegenseitiger Anerkennung ihrer Versuche schon zu Gute halten wird, wenn man bedenkt, daß sie die Zeit und Gelegenheit zur Uebung in dichterischer Kunst einem unnachlässigten und pedantischen Aufsichtspersonal förmlich ablisten mußten. Charakteristisch war dabei die frühzeitige Hinneigung Schiller's zu großen oder wenigstens tragischen Stoffen, welche ihn jene träumerische Weichheit und Sentimentalität, wie sie dem ersten Jünglingsalter häufig eigen, verschmähen ließ. Als Scharffenstein in den Tagen seines Alters seine Erinnerungen an jene Zeit sammelte, machte er die treffende Bemerkung, die eigentliche Wurzel der erwachenden Poesie seines großen Freundes sei dessen Haß gegen den Zwang der Convenienz gewesen, welchem er in der Akademie un-

herworfen war. Wenigstens in Versen wurde gegen einen Druck angekämpft, dessen Wucht gerade die begabteren Jüglinge doppelt fühlen mußten. Es unterliegt keinem Zweifel, das Leben in der Akademie gab dem Genius Schiller's für immer jene Richtung auf die Freiheit, welche auch Göthe als das große Merkmal der Schiller'schen Dichtung anerkannt hat²¹⁾. Scharffenstein erzählt uns, daß Schiller eine Ode, in welcher er die freimüthige Festigkeit feierte, welche der Freund (Scharffenstein) bei Gelegenheit gegen den Intendanten bewiesen, für das beste seiner Erstlingsgedichte gehalten hätte. Den ernsten, auf das Tüchtige und Große gerichteten Sinn des Jünglings erkennt man auch aus seiner damaligen Lectüre. Er las mit Vorliebe die luther'sche Bibelübersetzung, welche auf die Bildung seines Styls bedeutenden Einfluß hatte, dann die Schriften von Lessing, Mendelssohn und Garve. Aber über Alles ging ihm Plutarch, welcher die großen Gestalten des Alterthums an seiner Seele vorüberführte. Wenige Jahre später las in der Militärschule zu Brienne der junge Bonaparte den Plutarch mit der nämlichen Vorliebe, aber der junge Corse zog eine andere Nahrung daraus als der junge Schwabe. Während der griechische Rhetor diesen hellenische Humanität und römischen Republikanismus lehrte, begeisterte er jenen für die Idee des Cäsarismus.

Die Ausdehnung, welche die Militär-Akademie binnen wenigen Jahren gewonnen hatte, machte eine Erweiterung der Räumlichkeiten nöthig, in welchen die Anstalt untergebracht war. Der Herzog hatte schon 1772 den Plan zu einem großen neuen Gebäude entwerfen lassen und die feierliche Grundsteinlegung hatte auf der Solitude stattgefunden. Dabei blieb es aber; denn Karl beschloß, die Akademie nach Stuttgart zu verlegen, und zwar in die Kaserne hinter dem neuen Schlosse, welche zu diesem Zwecke zu einem großen vierflügeligen Hause umgebaut wurde. Das Gebäude trägt noch heutzutage den Namen Akademie: es breitet seine langen Fensterreihen, seine Corridore und Hofräume zwischen

der sogenannten Planie, der Neckarstraße und dem Schlosspark aus. Man hatte zwar einiges Bedenken getragen, die jungen Leute den Gefahren der „verführerischen“ Stadt — für solche galt Stuttgart damals — auszusetzen, aber man glaubte diesen Gefahren vermittels einer Potenzirung der militärischen Disciplin und einer raffinirten Ueberwachung doch wohl die Spitze bieten zu können. Die festliche Uebersiedelung der Anstalt in die Hauptstadt erfolgte am 18. November 1775. Der Herzog wollte den Stuttgartern, welchen er durch Verlegung der Akademie keinen geringen Vortheil zuwandte, deutlich zeigen, wie sehr ihm das Institut am Herzen lag. Eine feierliche Einholung war angeordnet. Karl begab sich Vormittags, gefolgt von dem noch jetzt bestehenden Corps der bürgerlichen Stadtreiter, den Hasenberg hinauf, auf dessen Höhe er die Akademisten erwartete. Geführt von ihren Offizieren, kamen sie in Paradeuniform von der Solitude herüber und defilirten vor dem Herzog, welcher sich zu Pferde an die Spitze des Zuges setzte und denselben die Steige hinab und im Parademarsch durch die Stadt führte. In dem von den Stuttgartern mit lautem Zuruf begrüßten Zuge marschirte auch der sechzehnjährige Schiller, aber der langhalsige Jüngling, dessen blasses Gesicht Sommerprossen bedeckten, muß nicht eben reizend ausgesehen haben in seiner hellblauen Aermelweste von Commistuch mit Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch, weißtuchenen Hosen, in welchen unverhältnißmäßig lange Beine steckten, auf dem Kopf einen kleinen Dreimaster, unter welchem an den Schläfen zwei mit Gips gekleisterte Papilloten hervorstanden, während hinten ein enormer falscher Zopf vom Nacken den Rücken hinabbaumelte. Beim Eintritt in die Akademie wurde der Herzog von den Professoren der Anstalt empfangen, worauf sich der Zug unter Trompeten- und Paukenschall nach der Akademiekirche bewegte. Der Prälat Faber hielt die Festpredigt, nach deren Beendigung der Herzog selbst die Zöglinge in ihre neue Behausung einführte und einem jeden seinen Platz anwies. Ein Bankett in dem großen Speisesaal beschloß

die Feler²²). Zugleich mit der Akademie wurde noch ein zweites Institut von der Solitude nach Stuttgart verlegt und daselbst im alten Schloß untergebracht, die unter dem Patronat der Gräfin von Hohenheim stehende "École des Demoiselles," in welcher Töchter adeliger Häuser für das vornehme Gesellschaftsleben und arme Bürgermädchen zur Ausübung der „Theatalkünste“ erzogen und gebildet wurden. Die Planie trennte die beiden Anstalten: Hüben regierte der Herr Intendant Seeger, drüben die Frau Intendantin Seeger.

Die Uebersiedelung der Akademie nach Stuttgart wurde wiederum zu einem Wendepunkt in Schiller's Jugendleben und zwar nicht allein in örtlicher Beziehung. Er hatte während des ersten in der Akademie verbrachten Jahres alte Sprachen unter dem Professor Naß, Französisch unter Uriot, Geographie und Geschichte unter Schott, Mathematik unter Moll und Philosophie unter Abel studirt. An den Letztgenannten, den populärsten Lehrer der Anstalt, hatte er sich innig angeschlossen. Im zweiten Jahre hatte er das Rechtsstudium zu betreiben angefangen, aber es in dem noch dazu von zwei entschiedenen Debanten vorgetragenen spitzfindigen Formelwesen, welches damals Jurisprudenz hieß, nicht eben weit gebracht. Ja, er war hinter seinen Mitzöglingen so offenbar zurückgeblieben, daß die oben mitgetheilten ungünstigen Censuren hierin ihre Erklärung finden. Hoven, dessen Selbstbiographie manchen Lichtstral auf die Jugendgeschichte seines großen Freundes wirft, erzählt, einer der Rechtslehrer auf der Solitude hätte Schiller zuletzt geradezu für talentlos erklärt. Da sei aber der gerade anwesende Herzog, dessen psychologischer Blick tiefer ging als der des Ratheshermannes, dazwischentreten mit den Worten: „Laßt mir den da nur gewähren; aus dem wird was.“ Daß einen jungen Menschen, der bei äußerst lebhafter und reizbarer Phantasie in den unklaren Stimmungen und Strebungen der Entwicklungsperiode schwankte, instinktmäßig seiner wahren Bestimmung entgegensteht und doch bei jedem Schritte von äußeren

Verhältnissen gehemmt und zurückgehalten wurde, die Jurisferet von damals nicht anziehen konnte, begreift sich leicht. Ebenso, daß er eine gebotene Gelegenheit, das unerquidliche Berufsstudium mit einem anderen zu vertauschen, gerne ergriff. Der Herzog hatte bei Verlegung der Akademie nach Stuttgart derselben neben anderen Erweiterungen auch eine medizinische Facultät beigelegt und unter den Jöglingen Umfrage halten lassen, welche von ihnen zum Studium der Arzneiwissenschaft geneigt wären. Unter den Sieben, welche sich zunächst meldeten, waren Schiller und Hoven, welche, im akademischen Styl zu sprechen, nur der Abscheu vor der Themis dem Aeskulap in die Arme trieb. Herr Johann Kaspar auf der Solitude droben murrte über diese abermalige „Umjattelung“ seines Fris und brummte so etwas von den kostspieligen juristischen Büchern, welche vergeblich angeschafft worden seien; aber der Herzog, welcher nun einmal in seiner Akademie auch Mediziner haben wollte, billigte die Umjattelung vollkommen.

Der Rahmen der Militär-Akademie war jetzt ein so weitgespannter, daß innerhalb desselben Juristen, Verwaltungs- und Finanzbeamte, Mediziner, Offiziere, Kaufleute, Baukünstler, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Modellirer, Musiker, Schauspieler, Länger, Kunstgärtner, Jäger und Bereiter ihre Ausbildung finden konnten. Die ganze Organisation der Anstalt war bekanntlich eine streng militärische. Die Direction hatte der Oberst Seeger, unter ihm commandirten die Generale Alberti und Wolff, sowie Aufseher verschiedener Grade, unter welchen der Lieutenant Nieß sich hervorthat, eine Corporalsnatur höchster Potenz, zugleich der Schrecken der Akademisten und die Zielscheibe aller guten und schlechten Wiße, welche von den jungen Leuten ausgehet wurden. Dieser Nieß witterte verpönte Bücher hinter wohlverschlossenen Schrankthüren, und wehe dem Jüngling, welcher der Sehnjucht seines Alters nach dem verbotenen Genuß einer Pfeife in einem entferntesten Winkel der Akademie nachgab. Der Nieß schnüffelte Raucher und sogar Schnupfer unerbitlich auf und hatte es bald

herausgebracht, daß Schiller zu diesen beiden Classen von Verbrechern gehörte. Die ordnungsmäßige „Propreté“ des Lieutenants stieß sich auch nicht wenig an der Lässigkeit, womit der Eleve Schiller sein Aeußeres behandelte und welche allerdings weit gegangen sein muß, denn wir haben allen Grund, anzunehmen, daß Herr Nieß keineswegs ohne Ursache eines Tages zu dem Eleven Schiller das historische Wort gesprochen habe: „Er ist ein Schweinpelz!“²³⁾ Freilich ist es nicht unbegreiflich, daß eine Schiller'sche Natur gerade durch die unausgeglichene Nöthigung zur „Propreté“, deren widerwärtigste Seite das ewige Jopfmachen und Frisuren war, wobei sich die Zöglinge gegenseitig helfen mußten, in das entgegengesetzte Extrem verfiel.

Die Akademisten waren in fünf Divisionen eingetheilt, deren jede von einem Hauptmann commandirt wurde. Die erste Division bildeten ausschließlich die „Cavalliersöhne“, welche unter anderen Vorrechten auch das besaßen, dem Herzog bei feierlichen Gelegenheiten die Hand küssen zu dürfen, während die Offiziersöhne und übrigen bürgerlichen Eleven ihre Huldigungsküsse einem Zipfel des herzoglichen Rodes ausdrücken mußten²⁴⁾. Jede Division hatte ihre besondere Tafel in dem großen Speisesaal und ihren besonderen Schlaßsaal. Der Herzog hatte auch einen akademischen Orden „bene merentibus“ gestiftet und die damit Besetzten, die „Chevaliers“, deren Zahl aber selten mehr als acht oder neun betrug, genossen ebenfalls einiger Privilegien, bekamen an ihrer eigenen runden Tafel bessere Gerichte und hatten ein eigenes Schlafzimmer²⁵⁾. Trommelschlag und Commandowort regelten Alles. Auf Commando wurde Toilette gemacht, wurden die Lectionen gehört, wurde studirt, gespeist, gebetet, schlafen gegangen²⁶⁾. Das ging so das ganze Jahr hindurch, denn Ferien gab es in der Akademie keine. Spaziergänge im Freien wurden nur selten gemacht und dann immer unter strenger Aufsicht. Doch fehlte es den Akademisten nicht an Gelegenheit zur Bewegung, denn sie erhielten Unterricht im Tanzen, Fechten und Reiten. In



dem geräumigen Garten war jedem ein Beet zugetheilt, das er selbst bebaute, und auch Wasserbassin zur Uebung im Schwimmen waren da. Wunderlich machte es sich, wenn die älteren Eleven zuweilen Winters truppweise auf Maskenbälle („Redouten“) commandirt wurden. Sie mußten dabei paarweise mit den Schülerinnen der Ecole des Demoiselles gehen und das linksche Benehmen der jungen Leute, die unter dem unausgesetzt über ihnen schwebenden Commandostock in hölzerner Schüchternheit neben einander hergingen, erregte auf der Redoute immer große Heiterkeit. „Da kommen die Mönche und Nonnen!“ hieß es bei ihrem Erscheinen. Im Uebrigen wurden die Eleven vor Berührung mit dem weiblichen Geschlechte sorgfältigst gehütet. Nur Mättern und unerwachsenen Schwestern war an bestimmten Tagen der Eintritt in die Akademie gestattet. Außerdem durfte vom gesammten Frauengeschlecht nur die Gräfin Franziska diese Räume betreten, wo im engen Bunde gelehrte Pedanterei und soldatischer Kamassendienst ihre Herrschaft aufgeschlagen hatten. Es konnte nicht fehlen, daß sich viele Karlschüler später der Erscheinung dieser anmuthigen Frau wie eines Sonnenstrals erinnerten, welcher tröstend und erhebend in die dumpfe Kasernenwirthschaft fiel ²⁷.)

Der Herzog kam, wenn er in der Gegend war, viele Jahre hindurch fast täglich aus dem Schlosse herüber oder von Hohenheim herab. Die Akademie war jetzt seine Leidenschaft. Er untersuchte Alles bis ins Einzelne hinein, vertheilte Belohnungen und dictirte Strafen ²⁸). Neben dem großen Speisesaal hatte er sich ein bekuppeltes Gemach mit corinthischen Säulen einrichten lassen, wo er oft mit seiner „Franzel“ Abendtafel hielt, zu welcher Beamte oder Professoren der Anstalt gezogen wurden. Mit den Jünglingen unterhielt er sich häufig, oft ganz cordial und väterlich. Den vierteljährlich wiederkehrenden Prüfungen wohnte er vom Anfang bis zum Ende bei, mischte sich wohl auch schulmeisterlich darein, selbst auf die Gefahr hin, daß sein Mangel an Fachkenntnissen ihn arg profluirte ²⁹). Der Fürst konnte das Brillirenwollen noch im-

wert nicht lassen und daher mußte sich sein akademisches Stedenpferd nicht selten, namentlich vor fremden Gästen, zum wohlbedressirten Paraderock aufpuzen. So besonders am 14. Dezember, dem Tag der Stiftungsfeier der Akademie, und an den Geburtsfesten des Herzogs und der Gräfin von Hohenheim. Da wurden Preise ausgetheilt, von Professoren und Eleven Festreden gehalten, deren adulatorischen Beibrauch der Fürst wohlgefällig einsog, und da wurden auch auf dem in der Akademie eingerichteten, unter Uriet's Leitung stehenden Theater eigens zu diesen Festen gedichtete und von Jünglingen der Akademie in Musik gesetzte Festspiele aufgeführt, und zwar von den Akademikern selber in Gemeinschaft mit den Demeiselles der Ecole, welchen in diesen allegorischen Stücken die Rollen der Göttinnen und Nymphen zufielen, während die übrigen Frauentrollen wohl oder übel von Karlsruhülern gespielt werden mußten. Natürlich bestand das Orchester ebenfalls aus Mitgliedern der Anstalt. Daß Schiller bei solchen Gelegenheiten wiederholt als Schauspieler aufgetreten, ist gewiß; nicht minder aber, daß er ein wahrhaft schrecklicher Schauspieler war, der sich in komische Rollen gar nicht zu finden wußte und in tragischen den Herodes so überherodisirte, daß er die Zuschauer viel mehr zum Lachen als zum Weinen brachte. Am ärgsten muß er es, dem Bericht des Augenzeugen Petersen zufolge³⁰⁾, als Träger der Titelrolle von Göthe's Clavigo getrieben haben, welches Stück die Akademikern zur Feier des herzoglichen Geburtstages am 11. Februar 1780 aufführten. In der großen Scene mit Beaumarchais sei Clavigo=Schiller wie besessen auf dem Stuhle herumgerückt, so daß die Zuschauer lachend erwarteten, er würde herunterfallen. Dagegen scheint er als Festredner mehr Glück gemacht zu haben. Er wurde bei zwei Geburtsfesten der Gräfin von Hohenheim (1779—80) zu einem solchen bestellt und sprach das eine Mal über das vom Herzog gegebene Thema: „Gehört allzu viel Gatte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?“ — das andere Mal über das Thema: „Die La-

gend, in Ihren Folgen beleuchtet." Beide Reden sind voll von Bombast, durch welchen dann und wann ein rhetorischer Witz glückt, und beide laufen auf die Verherrlichung des Herzogs und der Gräfin hinaus. Zu ihrem Geburtsfest i. J. 1778 brachte Schiller im Namen der Akademie der Gräfin auch ein Huldigungsgedicht dar, in welchem sie, die damals eben doch nur die Maitresse en titre war, als „das Musterbild der Tugend“ gefeiert wurde²¹⁾. Zu einem der Geburtsfeste des Herzogs endlich schrieb Schiller ein kleines Vorspiel, betitelt „der Jahrmarkt“, welches in der gewöhnlichen Weise von den Eleven aufgeführt wurde. Einer der Lebensbeschreiber des Dichters adoptirt in Beziehung auf diese jugendlichen Produkte den Satz einer Zeitschrift vom Jahr 1806, wo gesagt ist, es hätten diese Versuche schon den genialischen Kopf verrathen, „der mit Proteus' Zauberkraft sich in jede Form zu wandeln wußte.“ Wir unsererseits können beim besten Willen wenig Genialität in diesen Sachen finden, wohl aber Spuren jener Verwirrung der sittlichen Begriffe, wie sie, von oben herab gepflanzt und ermuthigt, damals in Deutschland häufig genug war. Oder sollen wir auch den Nebenumstand in Anschlag bringen, daß sämtliche Akademisten, wie uns einer derselben ausdrücklich bezeugt, in die Gräfin von Hohenheim „so zu sagen förmlich verliebt waren?“ Aber wenn auch, so bleibt immer die Thatfache stehen, daß der jugendliche Schiller zur gleichen Zeit in öffentlichen Lobpreisungen des Herzogs und der herzoglichen Geliebten sich erschöpfte, wo er im Geheimen schon an den Räubern dichtete, sein Genius also bereits sich gefunden hatte. Wollen wir damit einen Vorwurf aussprechen? Keineswegs. Wäre es doch eine große Thorheit, von einem neunzehnjährigen Jüngling zu fordern, daß er im Besitze einer consequenten Charakterbildung sei, und überdies erscheint uns Schiller in seiner Lobrednerrolle durchaus in der Lage eines Sklaven, welcher weiß, daß er loben und huldigen muß, und deshalb in einer Art von Verzweiflung lieber den Mund gleich recht voll nimmt.

Es wäre ungerecht, wollte man die den Akademikern gebotene Gelegenheit, als Mimen und Rhetoren öffentlich sich hervorzuthun, durchaus nur auf Herzog Karl's Sucht, zu glängen, zurückführen. Allein an den gelegentlich früher von einem ehemaligen Karlsruher selbst hervorgehobenen Tadel der ganzen Anstalt, daß sie einseitig auf Stachelung des Ehrgeizes hingewirkt habe, ist hier doch zu erinnern. Welche Verlodung jugendlicher Gemüther zur Eitelkeit lag in allen diesen Schaustellungen! Zumal für Schiller, dem noch von anderer Seite her eine gute Meinung von sich selbst beigebracht wurde. Da waren die befreundeten Akademielegenossen — zu dem schon früher Genannten hatten sich in Stuttgart noch Jumbrecht, Danneder, Schlotterbeck, Heidehoff, Haug und Rapp geßellt — welche den angehenden Poeten bewunderten. Da war ferner Balthasar Haug, der Vater des eben erwähnten Eleven, welcher an der Akademie schöne Wissenschaften und deutsche Stylistik docirte und, selber ein Etüd Poet, eine Monatsschrift, das „Schwäbische Magazin“, herausgab, in welchem den schwäbischen Mufen von damals Raum zur Aeußerung gegeben war. Es mochte dem Lehrerbewußtsein des Professors nicht wenig wohlthun, als er im 10. Etüd des Jahrgangs 1776 seiner Zeitschrift ein Gedicht von seinem Schüler Schiller, betitelt „der Abend“, abdrucken und darunter schreiben konnte: „Dies Gedicht hat einen Jüngling von sechzehn Jahren zum Verfasser. Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum.“ So sah sich also der sechzehnjährige Knabe zum ersten Mal gedruckt — wonnevolle Empfindung, wie sie eben nur ein werdender Autor kennt — und es steht zu vermuthen, daß das Blatt sofort nach der Solitude gewandert sei und dort der zärtlichen Mutter eine Freudenthräne, ja selbst dem strengen Herrn Hauptmann ein beifälliges Kopfnicken entlockt habe.

Dieses erste von Schiller gedruckte Gedicht ist eine Art Dialekt, in welchem eine aus Uß'schen und Klopstock'schen Tönen gemischte Reminiscenz vor schlägt. Solche Anlehnung an hochgehaltene

Vorbilder ist bei dem Alter, in welchem der Dichter stand, sehr begreiflich. Man weiß, daß die Erstlinge selbst größter Dichter wenig Originalität verrathen. Dante schrieb Canzonen im Styl der provençalischen und sicilischen Troubadours, bevor das Göl ihm zum Schöpfer der Göttlichen Komödie weihte, Shakespeare erging sich in der aus Italien nach England verpflanzten Conceitlyrik seiner Zeitgenossen, bevor er in Romeo und Julie als er selbst austrat, und auch blindeste Göthomanen werden kaum behaupten wollen, daß schon in der „Raune des Verliebten“ oder in den „Mitschuldigen“ der Dichter des Faust, der Iphigene und Dorothea sich angekündigt habe. Zwei Stellen jedoch müssen in dem Gedicht, womit Schiller zuerst vor die Oeffentlichkeit getreten ist, als eigenthümlich betont werden, die, wo er Gott nicht um Macht und Reichthum, sondern um Gesänge bittet²²), und die Anfangsstrophe, in welcher man wohl mit Grund eine Andeutung der außerordentlichen Theilnahme erblickt hat, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner zu jener Zeit in allen jungen Herzen erregte²³). Die Zöglinge der Akademie schwärmten für Washington und Franklin, wenigstens die Mehrzahl; denn es gab unter ihnen auch Parteilgänger der Engländer und so fand der große weltgeschichtliche Streit jenseits des Ozeans in der streng soldatisch eingerichteten Lieblingsanstalt eines deutschen Fürsten sein Heines Spiegelbild. Es hätte müssen mit einem Wunder zugehen, wenn Schiller dieser Angelegenheit kein Interesse abgewonnen hätte. Mag sein, daß er, wie Petersen versichert, damals wenig Zeitungen las — sie waren auch darnach — allein schon der glühende Fluch, welchen er in dem Gedicht der „Eroberer“, das 1777 im Schwäbischen Magazin erschien, dem Despotismus zuschleuderte, verräth laut genug, daß der Jüngling das Wehen des Sturm- und Dranggeistes der Zeit zu fühlen angefangen hatte.

Wie sehr ihm aber dieser Geist die Seele schwellen mochte, seine in widerwärtigen Verhältnissen frühgeübte Kraft des Willens lehrte ihn eine Selbstbeherrschung, welche ihn nur selten mit der

Dissipeln der Akademie in Conflict kommen ließ. Im Kreise seiner poetischen und künstlerischen Freunde wich er einem Scherze nicht aus, versuchte sich mit denselben in dichterischen Kampfspielen, die nicht gerade immer auf dem saubersten Boden sich bewegten, und ließ manche perfisirte Nedelei ausgehen. Sonst lebte er ernst und still vor sich hin. Viel in sich gelehrt, wie er war, schenkte er der äußeren Welt nicht jene geschmeidige Aufmerksamkeit, welche sie fordert, und diesem Umstand, verbunden mit dem etwas steifen Gange und der aufrechten Haltung des Jünglings, mag es zugeschrieben werden, daß er Solchen, die ihm immer näher standen, stolz ersahen. Wie mir aber scheinen will, muß etwas von dem „Stolgen und Großartigen“ in Haltung und Gang, welches sechsundvierzig Jahre später Göthe dem heimgegangenen Freunde nachrühmte, wohl schon in dieser Zeit hervorgetreten sein. Eine Frau, welche ihren Sohn in der Akademie besuchte und bei dieser Gelegenheit Schiller den Schlaßaal hinunterschreiten sah, rief überrascht aus: „Sieh' doch, der dort bildet sich wohl mehr ein als der Herzog von Württemberg“³⁴). Mitunter kam auch wohl die dichterische Begeisterung so wild und gewaltiam über ihn, daß er ihre Eingebungen unter wüthendem Auffahren, Zuden und Schnauben zu Papiere brachte, mit den Füßen den Boden stam-pfend. Einem Kranken, bei dem er im Krankenzimmer der Akademie wachte, erschien er in einem solchen Augenblicke wie ein Tobfuchtiger³⁵). Es lockte und stürmte damals aber auch heftig in der jungen Dichterbrust. Von seinem Berufsstudium nur nach der physiologischen und psychologischen Richtung hin angezogen, gab sich Schiller den Einwirkungen einer ziemlich bunten Lectüre mit Begierde hin. Voltaire's ägender Spott stieß ihn ab, obwohl es nicht fehlen konnte, daß im Vorschritt seiner Bildung jene blüh-Kopfstod'sche Gläubigkeit, welche noch das Gedicht „der Abend“ geathmet hatte, mehr und mehr der Eklepsis wich. Den süßen Rausch, womit Rousseau's Neue Heloise junge und unverdorbene Gemüther unwiderstehlich erfüllen muß, hat er redlich durchgeloset. Eine Zeitlang nahm ihn die melancholische Natursehnsucht der

Lieber Ossian's gefangen, welche ihm Petersen und Hoven verdeutschten. Aus den kraftgenialischen Dramen Klingers sprach ihn eine verwandte Natur an. Aber am nachhaltigsten wirkte auf ihn die Bekanntschaft mit Shakespeare. Wie er sie machte, ist bekannt. Professor Abel, ein Mann von Geist, war gewohnt, in seinen Vorträgen philosophische Sätze durch Stellen aus Dichtern zu illustriren. So verdeutlichte er eines Tages seinen Zuhörern die Conflicte der Leidenschaften, indem er passende Züge aus Shakespeare's Othello nach Wieland's Uebersetzung anführte³⁶⁾. Schiller schaute hoch auf und wurde ganz Ohr. Nach beendigter Stunde erbat er sich von dem Professor das Buch und warf sich mit Feuerelster auf das Studium des großen Dichters. Von den ersten Eindrücken desselben auf sein Gefühl hat er später in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung klare Rechenschaft gegeben³⁷⁾ und es ist von nicht geringem Interesse, mit der betreffenden Aeußerung Schiller's jene Stellen in Wilhelm Meister's Lehrjahren und im ersten Buch von Wahrheit und Dichtung zusammenzuhalten, wo sich Göthe über die erste Wirkung Shakespeare's auf ihn ausläßt. Auf Göthe wirkte der Brite unmittelbar und allgewaltig wie eine ungeheure Naturerscheinung, Schiller dagegen mußte sich, um eine reine und große Wirkung zu empfangen, das Verständniß Shakespeare's erst philosophisch vermitteln.

Während in der angedeuteten Weise die Welt der Phantasie um den Jüngling her sich erweiterte, gingen auch in der Wirklichkeit eindrucksvolle Erscheinungen an ihm vorüber. Wenn Herzog Karl bezweckt hatte, die Augen der Welt auf seine Akademie zu lenken, so konnte er sich freuen, daß diese Absicht in Bälde vollausgeführt wurde. Der Ruf der Anstalt ging weit. Nicht nur aus der Mehrzahl der europäischen Länder, sondern selbst aus Amerika und Ostindien kamen Jöglinge und aus dem In- und Auslande führte Theilnahme oder Neugier Besucher aus allen Ständen herbei. Gewiß war es erstere, welche den Besuch Kaiser Joseph's II. veranlaßte. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein kam der edle Monarch auf seiner Reise nach Paris am

7. April 1777 in Stuttgart an, wo er mehrere Tage verweilte und mit seiner gewohnten Einfachheit und Unscheinbarkeit austrat. Er wollte auch hier lernen und verbrachte daher fast seine ganze Zeit in der Akademie, welche ihm zeigen zu können der Herzog nicht wenig stolz war. Der Kaiser hörte am ersten Tag ein von den Eleven gegebenes Concert und sah sich ihren Aufmarsch im großen Speisesaal an. Am zweiten Tage besuchte er mehrere Vorlesungen in der Akademie, unterhielt sich in seiner schlichten und freundlichen Weise mit Professoren und Zöglingen und ließ sich Abends die Aufführung einer Oper durch Akademisten und Demoiselles der Ecole gefallen. Er hinterließ einen sehr günstigen Eindruck.

Aber mochte es auch für den Eleven Schiller kein geringes Ereigniß sein, zu sehen, wie das Haupt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, der, wenn auch nicht mehr der Macht, so doch immer noch dem Titel und der Würde nach höchste Potentat der Erde, so menschlich frei und gut in seiner Nähe verkehrte, — dennoch darf angenommen werden, daß ein anderer Besuch, welcher anderthalb Jahre später in der Akademie eintraf, den jungen Dichter noch tiefer bewegt habe. Auf der Rückkehr von der „Geniereise“, welche Karl August von Weimar mit seinem Freunde Göthe im Herbst 1779 nach der Schweiz unternommen, wurde der Stuttgarter Hof besucht und kamen die Reisenden noch gerade recht, das Stiftungsfest der Akademie am 14. Dezember mitzubegehen. Nachdem Göthe und sein herzoglicher Freund der Morgenseier in der Akademiekirche angewohnt und im Schlosse gespeist hatten, führte Herzog Karl seine Gäste Abends in den großen Saal der Akademie, wo die festliche Preisvertheilung stattfand. Draußen schlug die Trommel, Commandoworte tönten, die beiden großen Thoren thaten sich auf und herein marschirten die Colonnen der Eleven. Die leuchtenden Augen Hunderter von Jünglingen, die sich am Göp begeistert, am Werther berauscht hatten, waren auf die lange Tafel am oberen Saalende gerichtet, auf welcher die zu vertheilenden Preise lagen. Dort stand Herzog Karl, zu seiner Rechten der Herzog von Weimar, zu seiner Linken der Dichter mit



der stattlichen Gestalt und den männlich-schönen Zügen, mit dunkeln Feuer Augen das eigenthümliche Schauspiel betrachtend. Den jugendlichen Herzen mochte es wohlthun, zu bemerken, daß Herzog Karl wie seinen fürstlichen Gast so auch dessen Freund mit ausgezeichneter Artigkeit behandelte⁸⁸). Professor Cosebruch hielt die Festrede und der Eleve Hoven will bemerkt haben⁸⁹), daß darin eine Anspielung auf den Werther vorgekommen und Göthe darüber roth geworden sei. Als die Eleven, welche sich im abgelaufenen Schuljahr ausgezeichnet hatten, zur Empfangnahme der Preise aufgerufen wurden, näherte sich auch Schiller der Tafel, denn er hatte sich Preise in zwei medizinischen und einem chirurgischen Fache verdient. Wie muß ihm das Herz gepocht haben, als er sich da dem berühmten, auch von ihm so sehr bewunderten und geliebten Dichter gegenüber sah, welchen Fürsten wie Einen Ihres Gleichen behandelten! Ob Göthe damals den hochaufgeschossenen Jüngling beachtete? Schwerlich. Gling er doch, wie wir sehen werden, bei einer zweiten, viel näheren Begegnung theilnahmslos an ihm vorüber und noch mußten nachher Jahre vergehen, bevor die beiden größten Geister ihres Landes in Freundschaft sich zusammenfanden.

Aber hier unterbrechen wir für eine Weile die Fortführung der Jugendgeschichte Schiller's; denn es scheint mir passend, an die Erscheinung des Chorführers der Sturm- und Drangzeit unserer Literatur in der Militär-Akademie eine Schilderung dieser denkwürdigen, in das deutsche Kulturleben so tief eingreifenden Epoche zu knüpfen.

Viertes Capitel.

Sturm und Drang.

Die Stürmer und Dränger oder Kraftgenies. — Der Göttinger Hainbund. — Mitglieder, Tendenzen und Lebensführung desselben. — Textonischer Patriotismus, sittlicher Rigorismus und sentimentale Schwärmerei. — Die main- und rheinländische Dichtergenossenschaft. — Herder. — Shakspeare in Deutschland. — Lenz. — Klinger. — Hamann. — Goethe. — Werd. — Lavater. — „Geniereisen.“ — Die Geniezeit in Weimar. — Herzogin Amalia. — „Ein neuer Stern geht auf.“ — Herzog Karl August und Herzogin Luise. — Der Weimarer Kreis. — Kraftgeniefest. — Gäste. — Das „Wüthen.“ — Theatralische Freuden und Leiden. — Ende der Geniewirtschaft.

Während der junge Schiller in Ludwigsburg auf der Schulanstalt saß und dann auf der Solitude und zu Stuttgart in der akademischen Clausur seinen Studien oblag oder unsicheren Schrittes die ersten Gänge in der Welt der Phantasie versuchte, hatte sich draußen in Deutschland eine literarische Revolution vollzogen, welche vielfach auch auf das soziale Gebiet herüberspielte und überhaupt in ganz unverhältnismäßig höherem Grade, als es bis dahin der Fall gewesen, Literatur und Leben in Wechselbeziehung und Wechselwirkung setzte. Man ist übereingekommen, die Helden dieser tumultuarischen Bewegung unter dem Gesamtnamen der „Stürmer und Dränger“ oder auch der „Kraftgenies“ zu begreifen, und es ist die erstere Bezeichnung von ihnen selbst, die letztere von ihren Begnern aufgebracht worden. So ein Collectivname verleitet aber leicht zu Mißverständnissen, und wenn auch wahr ist, daß sämmtlichen Stürmern und Drängern die mehr oder weniger ungekürzte, mehr oder weniger rücksichtslose Fehdelast gegen alles *Klas- und Abgelebte*, *Griessenhafte*, *Unzulängliche* und *Verrottete*

in Kunst und Wissenschaft, Dichtung und Wirklichkeit, Staat, Kirche und Gesellschaft, ein mehr oder weniger tapferes Sturm-
laufen gegen religiöse, soziale und literarische Beschränktheit, gegen
Kastenwesen und Standesvorurtheile, gegen die Zopfigkeit in
Denkweise, Sitte und Tracht, als das gemeinsame Merkmal zu-
kommt, so muß doch betont werden, daß innerhalb der „Partei der
Zukunft“ von damals sehr bedeutende Farbennuancen vorlamen,
daß man weder über den schließlich zu erreichenden Zweck noch über
die anzuwendenden Mittel einig war und daß daher die Einen den
Bruch mit der Vergangenheit prinzipiell, die andern nur formell
verstanden wissen wollten. Die verschiedenen Ursachen und Aus-
sagen, deren Zusammenwirken den Anstoß zu der in Rede stehen-
den Bewegung gab, habe ich in der Einleitung zu meinem Buche
ausreichend dargelegt, darf also, dorthin zurückweisend, hier der
Wiederholung mich enthalten und kann sogleich an die drei Grup-
pen oder Kreise herantreten, in welchen hauptsächlich das Thun
und Treiben der Original- und Kraftigenies sich sammelte. Dem-
nach werden wir zunächst den Göttinger Hainbund in's Auge fas-
sen, dann von der Dichtergenossenschaft reden, welche sich in dem
Rhein- und Maingegenden um ihren Mittelpunkt Goethe zusam-
menthat, und uns endlich die „Geniewirtschaft“ mit ansehen,
welche einige Jahre hindurch am Weimarer Musenhof sauste und
brauste.

An der Universität Göttingen, einem Hauptsitze der deutschen
Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, hatte sich zu Anfang der
siebziger Jahre ein Kreis von strebsamen Männern und Jünglin-
gen zusammengefunden, welche von der aufgeregten Zeitstimmung
alle mehr oder weniger tief ergriffen waren: Boff, Hölty, Müller,
Wehre, Ewald, Hahn, die beiden Grafen Christian und Friedrich
Stolberg, Esmarch, Clauswitz, Glosen, Gramer, Klöntrup, Bürger.
Die Rolle eines Mentors hatte in diesem Kreise der empfängliche;
aber bedächtige Boie, welcher 1770 den Göttinger Musenalmanach
gründete als einen Sammelplatz für junge Dichter. Auch Leis-
witz, der Dichter des Julius von Lorent, fand dem Göttinger

Freife: nahe und ebenso Claudius, unter dem Namen des *Wanders* jeder Voten vielgenannt, ein Sänger von Liedern, deren Schönheit selbst ihre mitunterlaufende pietistische Verdstlerung kaum beeinträchtigen kann. Die Poesie des Alterthums, mehr aber noch die englische Literatur, so eben durch die Percy'sche Sammlung alter Balladen und durch den Macpherson'schen Ossian, diese letzte und zugleich genialste aller literarischen Fälschungen, aufgefriecht, wirkten bedeutend auf die Göttinger ein. Am uermeisten aber that dies Klopstock, der Abgott dieser Jünglinge, welche die geschworenen Feinde der Wieland'schen Richtung waren, die um diese Zeit durch die Nicolay (nicht zu verwechseln mit dem Aufklärer Nicolai) und Meissner zu langweilliger Breite sich forspann, um in Arzinger zur Platttheit und in Blumauer zur baaren Gemeinheit abzusinken. Das chteste Dichtertalent der ganzen Genossenschaft war ohne Frage Bürger, zu frühe und nicht ohne eigene Schuld vom Wirbel unglücklicher Verhältnisse verschlungen, als daß es ihm vergönnt gewesen wäre, das Gold seiner Poesie von ihren Schlacken reinzuschmelzen, aber bei Alledem als urkrftiger Balladenmeister in die Entwicklung unserer Literatur schöpferisch eingreifend. Auch in Bürger whlte der Sturm und Drang jener nach neuen Lebensformen unsicher tastenden Zeit hetig genug, aber er war doch lange nicht hinreichend schwärmerisch, die Illusion seiner Freunde zu theilen, das Poetische würde sich in Form eines Dichterbundes auch sozial verwirklichen lassen. Der Hauptträger dieser Idee war Voss, nachmals durch Verdeutschung des Homer um die deutsche Kultur so hochverdient und bis zu seinem Tode ein unerschütterlich thatkrftiger Kämpfe für Vernunft und Recht, ein Mann, ein Charakter, wie es in unserer Literatur nur wenige gibt. Von Kindheit auf hatte er die Mittel seiner Bildung der Entbehrung abgerungen und es bewegt Einem das Herz, zu sehen, welche Reinheit und Weichheit des Gefühls, welchen hochstehenden Idealismus unter allem Druck frühzeitiger Sorgen der Jüngling sich bewahrte. Selbst da, wo diese Hingabe an das Ideal in kindliche Schwärmerci, ja mitunter selbst in thrnenfllige Sentimental

talität sich verliert, ist sie immer noch achtungswerth, wenigstens verglichen mit dem broncestirnten Realismus unserer Tage, und wenn andererseits der ebenso vage als überstiegene Teutonismus, welchem wir in dem Göttinger Kreise begegnen, nicht selten ein Lächeln auf unsere Lippen rufen muß, so ist darob doch nicht zu vergessen, daß es in dem erniedrigten Deutschland von damals nichts Kleines war, sich als Deutscher zu fühlen und auszusprechen. Endlich ist in dem Treiben der Göttinger ein idyllischer Zug, welcher Jeden anmuthen muß, welchem in dem Geräusch und Raffinement von heute der Sinn für Naturfreude und Einfachheit in Führung des Lebens noch nicht abhanden kam.

Boll der Begeisterung für Freundschaft, Freiheit und Vaterland, welche die Poesie Klopstock's in ihm angezündet hatte, war Bosc nach Göttingen gekommen, um seine Studien fortzusetzen, und bald sammelten sich um ihn und Bote die schon oben Genannten, welche alle mehr oder weniger Dichter waren oder sich wenigstens dafür hielten. Denn es mag gleich hier gesagt werden, daß die poetischen Resultate des Hainbundes, wenn wir die Gedichte von Bosc, Bürger, Hölty und etwa die des jüngeren Stolberg annehmen, den großen Anläufen und Erwartungen keineswegs entsprachen. Aber das Leben und Treiben innerhalb des Bundes selbst macht eine eigenthümlichste Episode der deutschen Literaturgeschichte aus. Die Briefe von Bosc an seinen Freund Brüdner und an seine nachmalige Frau, Ernestine Bote ⁴⁰), führen uns mit köstlicher und unnachahmlicher Naivetät und Frische dieses kulturgeschichtliche Idyll vor, in welchem Kraftgenialität und Empfindsamkeit seltsam genug sich mischen. Am 17. Juni 1772 deutet Bosc in einem Briefe an Brüdner an, daß die Grundlagen des Bundes gelegt seien: — „Wir versammeln uns der Reihe nach bei einem, gemeinlich Sonntags Nachmittags. Die Producte eines jeden — (nämlich die von jedem Mitgliede des Kreises die Woche über gefertigten Gedichte) — werden vorgezeigt und beurtheilt und von Bote verbessert.“ Schon Ende Septembers wird dann der Freund von der förmlichen Eristung des Bundes be-

Barden — die Klopstock'sche Fiction vom altdeutschen Bardenwesen wurde nämlich von den Jünglingen adoptirt — freudig in Kenntniß gesetzt: — „Ach, den 12. September hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Miller, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hütte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen und tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Zwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten.“ Ueber die Einrichtung dieser Versammlung gibt dann ein Schreiben vom 3. November das Nähere an. „Alle Sonnabend um 4 Uhr kommen wir bei einem zusammen. Klopstock's Oden und ein in schwarz-vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier liegen auf dem Tische. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode aus Klopstock her und man urtheilt alsdann über die Schönheiten derselben. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Das schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von Gedichten unseres Bundes werden.“ Es ging aber in den Versammlungen der Barden nicht immer so trocken her. Am 26. October schrieb Boß: „Einige Tage vor seiner Abreise nöthigte Ewald den ganzen hiesigen Parnas zum Abschiedsschmause. Das war nun eine Dichtergesellschaft und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus. Boie oben im Lehnstuhl und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenjünger. Ges

sundheiten wurden getrunken. Erstlich Klopstock's. Voie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's, nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Gessner's Gerstenberg's, Uzens, u. s. w. und nun mein allerliebster bester Brüdner mit seiner Doris. Ein heftiger Schauer muß Sie den Augenblick ergriffen haben, wie der ganze Chor, die Miller mit ihrer männlichen deutschen Kehle, Voie und Bürger mit Silberstimmen und Hölty und ich mit den übrigen das feurige: Lebe! zuriefen. Jemand nannte Wieland, mich denkt Bürger war's — (ohne Zweifel, denn der Dichter der Lenore theilte die Klopstock'sche Befangenheit seiner Freunde nicht). Man stand mit vollen Gläsern auf und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!"

Nicht selten fällt der heilige Eifer, womit die jungen Leute sich ans Dichten geben, ins Komische. So schreibt Boff am 8. November: „Bei Voie war eben der Bund versammelt und wie wir um sieben Uhr weggingen, flüsterte mir Voie ins Ohr, die Grafen Stolberg würden um neun Uhr ihn besuchen; ich sollte auch kommen. Ich ging nach meiner Stube, fühlte aber Begeisterung und wollte anfangen zu schreiben, als Hahn hereintrat. Kurz, er fühlte auch so was und wir entschlossen uns, Hölty abzufordern und wieder ins Dorf zu gehen, um die Nacht hindurch Verse zu machen. Ich sagt' es Voie; der nahm mich lächelnd beim Arm, schob mich zur Thüre hinaus und gab mir seinen Segen. Und so wanderten wir drei bei Mondschein nach Wehnde und da dichteten wir um die Wette.“ Der Eintritt der beiden jungen Grafen Stolberg in den Hainbund erhöhte die Hoffnungen der Mitglieder sehr bedeutend und bei der scharffen Ständescheidung, welche damals wie im politischen so auch im geselligen Leben Deutschlands noch existirte, war diese enge Befreundung hochadelliger Studenten mit armen bürgerlichen in der That ein Ereigniß, das einem Symptom bevorstehender Umwälzungen gleichsah. Frh Stolberg insbesondere schloß sich innig an Boff an und wetteiferte mit diesem in textueller

Begeisterung, wie denn der Letztere einmal (16. Juni 1778) seiner Ernestine schreibt, er sei mit dem jüngeren Stolberg und Bohn bis Mitternacht ohne Licht in seiner Stube herumgegangen und „da sprachen wir von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären.“

In der That, sie träumten vom Handeln, diese jungen Lyriker, während sie ihre zornschnaubenden Tyrannenoden dichteten und einander vordeclamirten. Vom „Hain“ (=Bund hegten sie eben so große als unbestimmte Erwartungen. „Es kann nicht anders sein“, schreibt Bohn am 24. Februar 1773 an Brückner, „der Bund muß einmal Deutschlands Vorthell stiften, mit dem Eifer, der alle seine Glieder beseelt und dem würdigen Zuwachs, den er erhält.“ Als vollends Klopstock mit dem Bunde in freundlichen Verkehr trat und dessen Tendenzen billigte, kannte der Enthusiasmus keine Gränzen mehr. „Komm her, mein liebster Bundesbruder, und umarme mich!“ ruft Bohn unterm 6. März 1774 Brücknern zu. „Boie hat einen Brief von Klopstock an den Bund mitgebracht. Der größte Dichter, der erste Deutsche von denen die leben, der frömmste Mann, will Anthell haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Werstenberg, Schönborn, Göthe und einige Andere, die deutsch sind, einladen und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Tyrannei aufzuhalten suchen.“ Als Klopstock im Spätherbst 1774 nach Göttingen kam; wurde er von den Hainbündlern mit einer Ehrfurcht empfangen; wie sie solche keinem Kaiser gezollt hätten. Sie saßen den ganzen Tag „um ihn herum“, seinen Worten zu lauschen. Der verehrte Mann zeigte seinen Jüngern auch den Brief, vermittelst dessen ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden zu sich eingeladen hatte⁴¹⁾. Das Jahr zuvor hatte der Hainbund den Geburtstag des Christen-

und Hermannsfängers mit großer Feierlichkeit begangen⁴²). Ein Brief von Boff an Brückner (4. August 1773) zeichnet das charakteristische Bild dieser Feier. „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahn's Stube (es regnete den Tag) zusammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Ledolien bestreut, und auf ihm Klopstock's sämtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Ertzumphgefangen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; die Hildbus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Vole, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's und Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Ebert's, Göthe's, Herder's. Klopstock's Ode, der Rheinwein, ward vorgelesen. Nun war das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Jugendgesang; und du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten und zuletzt verbrannten wir Wieland's Idris und Bildniß.“

Gewiß konnte der ehrliche Boff, als er einundzwanzig Jahre später Wieland's Haus betrat und daselbst mit der ganzen Bonhommie des Geschichtschreibers der Abderiten empfangen wurde, nicht ohne ein Gefühl von Scham und Reue auf dieses Autodestruktionsbild⁴³). Fast aber will mir scheinen, in dem erwähnten Brandopfer verrathe sich schon ein Vorgeschnack von der Repertiererei und Repertiererei des später — einen Boff'schen Ausdruck zu gebrauchen — unter die „Dunkler“ gegangenen Fritz Stolberg, welcher sich ja auch, wie wir seines Ortes sehen werden, durch Erlassung eines Fehdebriefes gegen Schiller den Helligenschein zu verdienen suchte. Während seines Zusammenlebens mit den Hainbündlern in Göttingen war jedoch Stolberg ganz Feuer und Flamme, ganz Kraftgenie, dessen poetische Manifeste gegen Despoten und Pfaffen nicht selten in ein unarticulirtes Lallen der Worte

verkleben. Aus solchem aufgebauschten Jähren fielen unsere jungen „Tyrannenererschütterer“ dann häufig in die allerweichsten Nührungen, so daß man z. B. glauben könnte, es handle sich um ein ungeheuerstes Unglück, wenn Boff seiner Ernestine am 18. September 1773 den Abschied der Stolberge beschreibt: — „Der 12. September wird mir noch oft Thränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Des jüngeren Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie . . . Jeder wollte den Andern aufheitern und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unfinn nahekam (ja wohl!). Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Miller's Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns. Jetzt schlug es 3 Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von Neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen.“ — Natürlich konnte bei so empfindsamer Disposition auch die Liebe nicht ausbleiben. Es wurde im Hainbund eine schwere Menge von Oden und Elegieen „an die unbekannte Geliebte“ gemacht, aber wenn dann an die Stelle der Phantasiebilder ein wirkliches Mädchen trat, so ging es dabei höchst ehrbar her. Diesen Jünglingen war es Ernst mit ihren Jugendgefühlen und Jugendgesängen und sie dachten nur daran, die Erwählte ihres Herzens als ehrliebe Hausfrau heimzuführen. Dann und wann mischt sich in diese hainbündlerische Erotik auch ein komisch-spießbürgerlicher Ton: so, wenn der gute Boff mitten in dem ersten halb jähuchternen, halb ernstlichen Geständniß, womit er gegen seine Ernestine herangeht, plötzlich nach seiner Lakatspieße ruft“).

Wie leicht erklärlich, zerrannen all die großen Entwürfe und Hoffnungen des Hainbundes in Nichts. Die jungen Leute zerstreuten sich bald nach allen Himmelsgegenden und wandelten sehr verschiedene Wege im Leben. Bosh heiratete seine Ernestine, zog mit ihr nach Wandsbeck, wo er, seine Uebersetzung Homer's beginnend, mit seiner jungen Gattin und mit der Familie des Wandsbeder Boten ein so idyllisch-genüßsames Leben führte, daß wir Epigonen kaum begreifen können, wie man in solcher Beschränkung und Armuth nicht nur idealistisch gestimmt bleiben, sondern auch zufrieden und glücklich sein konnte. Im Herbst 1778 kam Bosh als lateinischer Schulmeister nach Ottendorf im Lande Hadeln und von dort 1782 in gleicher Eigenschaft nach Eutin, wo er wieder mit Friß Stolberg zusammentraf, aber auch den Jugendfreund durch dessen Uebertritt zum Katholicismus verlor. Später ging er nach Jena und von da endlich nach Heidelberg. Er hatte sich an der Hand der Griechen und Römer, die er verdeutschte, aus den Rebelregionen Klopstock'schen Teutonismus zu klareren Anschauungen emporgearbeitet und für das eigene Talent in der poetischen Schilderung des bürgerlichen und bäuerlichen Klein- und Stillebens den passenden Ton gefunden, wie seine Idyllen von der Diarsterstochter Luise und vom redlichen Dorfschulmeister Lamm unvergänglich bezeugen. Aber die Erinnerung an die enthusiastische Zeit des Hainbunds blieb dem trefflichen Manne stets eine goldene und noch im Jahre 1803 sprach er in einem Briefe an Miller in Ulm seine Sehnsucht „nach der späten Erneuerung eines ehemaligen Bundestages“ aus.

Etwas früher als in Göttingen die jugendliche Kraftgenialität träumte, schäumte und — weinte, hatte sich in Straßburg um den jungen Göthe, welcher im Frühjahr 1770 zur Vollendung seiner Rechtsstudien diese Universität bezog, ein Kreis von Stürmern und Drängern gesammelt. Göthe selbst erfuhr hier wirksamste Anregungen für die Entfaltung seines Genius und zugleich wob sich im schönen Elsaß in das vielbewegte und unruhvolle Treiben des jungen Dichters die reizendste Episode seines Lebens, seine Liebe zu

Friederike Brion, die anmuthige, gute und edelmüthige Pfarrers-
tochter von Sesenheim. Viele Jahre später, als er seine Selbst-
biographie niederschrieb, ging dem alten Herrn noch das Herz auf,
als er sich den Augenblick vergegenwärtigte, wo das schöne Kind
zum ersten Mal vor ihn trat, „schlan und leicht, als wenn sie
Nichts an sich zu tragen hätte, aus heitern blauen Augen deutlich
umherblickend, die gewaltigen blonden Zöpfe vom niedlichen Köpf-
chen niederhängend, im kurzen, weißen, runden Röschchen mit einer
Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die
Knöchel sichtbar blieben, im knappen weißen Nieder und schwarzer
Laffschürze auf der Gränze zwischen Bäuerin und Städterin
stehend.“ Kein Zweifel, mancher von jenen launigsten Herzens-
lauten, denen wir in Göthe's Werken begegnen, ist durch Friederike
hervorgerufen worden. Aber der Verlauf, welchen das Verhältniß
des Dichters zu diesem Mädchen nahm, kann uns auch zeigen, daß
im Göthe'schen Kreise in Sachen der Liebe weit „geniallicher“
verfahren wurde als in dem der Hainbündler.

Als das „bedeutendste Ereigniß“, welches in seinen Aufenthalt
zu Straßburg fiel, hat Göthe seine daselbst mit Herder gemachte
Belanntschaft bezeichnet. Herder war als Hofmeister eines Prinzen
von Holstein-Eutin nach Straßburg gekommen und verweilte
längere Zeit daselbst, um ärztliche Hülfe gegen ein schmerzhaftes
Augenübel zu suchen. Fünf Jahre älter als Göthe liebte er es,
diesen um der jahrligen Unruhe oder, wie sich Herder ausdrückte,
um des „Spaßemäßigen“ in seinem Gebahren willen zu Hofmei-
stern. Trotzdem bildete sich bald ein freundschaftliches Verhältniß
zwischen ihm und Göthe, denn diesen ließen die großen Vorzüge
Herder's dessen Wunderlichkeiten mit guter Laune ertragen. Her-
der war bereits ein Mann von Ruf. In die Fußstapfen Lessing's
tretend, hatte er wie dieser seine Laufbahn als Kritiker begonnen,
aber, ein Product der Sturm- und Drangperiode, ging die Kritik
in Herder's Erstlingschriften („Fragmente über die neuere deutsche
Literatur“ und „Kritische Wälder“) im Sturmischritt einher.
Schon in diesen Jugendarbeiten jedoch ließ Herder das Wesen

seiner rastlosen und umfassenden literarischen Thätigkeit durchblinden: — das Vermitteln der antiken Bildung mit der christlichen, die universelle Empfänglichkeit für die über den ganzen Erdboden hin zerstreuten Kulturschätze, das kosmopolitisch gebildete Ohr, welches die Klänge der Universalharmonie der Poesie vernahm, verstand und Andere verstehen machte. Man weiß, daß die edle Natur Herder's später vielfachen Trübungen ausgesetzt war, in Folge deren auch das herzliche Verhältniß zu Göthe zuletzt völlig sich löste. Unzufrieden, ein Geistlicher zu sein, und doch zu gewissenhaft und zu stolz, um die Pflichten seines Amtes nicht mit Würde zu erfüllen, unzufrieden mit seiner amtlichen wie mit seiner socialen Stellung, gerieth der große Schriftsteller in älteren Jahren auch zur Literatur seines Landes in ein so unerquickliches Verhältniß, daß er die besten Geistesthaten Göthe's und Schiller's nicht mehr verstehen konnte oder wollte und sich, wie wir später erfahren werden, nicht schonte, dem Schönsten gegenüber das Elendste anzupreisen.

In der Straßburger Zeit jedoch waren Herder's Verstimmungen und Morositäten erst nur vorübergehend. Mit offener Seele ließ er die hochwogende Flut jener Tage auf sich wirken und seine Gedichte aus dieser Periode tragen den Stempel der Kraftgenialität. Göthe ließ sich gerne von ihm belehren und Herder verstand es, dem jungen Titanen ganz neue Blicke in Wesen und Form der Dichtkunst anzuthun. Herder drang überall auf das Ursprüngliche, verwarf das französisch Gemachte und Gekünstelte, grub mit sicherer und frommer Hand die Quellen der Volkspoesie auf und ließ nur solche Dichter gelten, welche aus diesem ewigen Jungbrunnen ihre Inspiration geschöpft hatten. So erschloß er dem Freunde die Welt Homer's, Ossian's und Shakespeare's. Wer Göthe kennt, weiß, wie diese Drei auf ihn gewirkt haben. Was insbesondere Shakespeare angeht, so ist Jedem bekannt, welches wichtige Moment in der Aufschwungsgeschichte unserer Literatur die Bekanntschaft mit diesem Heros abgab. Und doch war es noch gar nicht lange her, seit der Name Shakespeare's in Deutschland bekannt

geworden. Zwar hatte denselben Georg Morhof schon 1682 zum ersten Mal erwähnt und dann 1708 Barthold Feind, aber noch Bodmer kannte nicht einmal den wahren Namen des Dichters und nannte in seiner Abhandlung vom Wunderbaren in der Poesie (1740) denselben Caspar oder Casper. Ein Jahr darauf erschien zu Berlin die erste Uebersetzung eines Shakespeare'schen Stücks, des Julius Cäsar, und gab Gottsched Gelegenheit zu einem bornirten Verdict⁴⁵). Allein selbst Wieland noch äußerte in den Anmerkungen zu seiner Verdeutschung Shakespeare'scher Dramen ganz abgekehrte Ansichten über den größten der Dichter, welchem erst durch Lessing und Herder eine richtigere Würdigung widerfuhr.

Für die rhein- und mainländische Dichtergenossenschaft, in welcher neben Göthe Klinger, Lenz, Hahn (nicht zu verwechseln mit dem Hainbündler dieses Namens) und Wagner hervorragten, war Shakespeare das A und O. Die Strebungen dieser Jünglinge, welche mit dem ganzen Feuer und Ungestüm der genialen Jugend von damals gegen das Herkömmliche in Literatur und Leben sich auflehnten, werden ganz gut mit dem Wort Titanismus bezeichnet. Denn in Wahrheit wühlte und brauste in ihnen ein titanisches Wollen, eine Kraftgenialität, deren Gefühle und Uebersetzungen sie, im Gegensatz zu der lyrischen Richtung der Hainbündler, mit Vorliebe vermittelt der „Wucht des dramatischen Pathos“ geltend zu machen suchten. Red griffen sie nach den größten Stoffen und Formen, rissen die Sprache aus ihrem allständig-langweiligen Mennettgang heraus, lehrten sie neue Wendungen und gewagteste, aber auch vielfach gelungenste Sprünge und gaben der in den Studirstuben Verblähten wieder ein lebensfrisches Colorit, indem sie an die Stelle der conventionellen Phrase den leidenschaftlich-unmittelbaren Ausdruck, an die Stelle des abstracten Begriffs die concret-volkethümliche Anschauung setzten. Es ist wahr, die deutsche Muse kränzte sich Anfangs gegen die gewaltthamen Umarmungen der Wildlinge, aber bald erwiderte sie die feurigen Küsse der munteren Jungen, obgleich diese nicht sehr ceremoniös mit ihr verfuhr. Denn sie schlugen ihr das Thor-

artige Toupet vom Kopfe, daß der Puder davonstob, traten ihr die stehenhaften Absätze von den Schuhen, wischten ihr Schminke und Schönpflästerchen von den Wangen, entzürten sie ohne Umstände des Fischbeinharnisches, genannt Corset, entledigten sie des schrecklichen Reifrocks und führten sie in einem mitunter nicht gerade übermäßig decenten Anzug hinaus in Wald und Gebirge, mitten hinein wie in den Kirmesjubiläum unter der Dorflinde so auch in den Tumult der Weltgeschichte.

Aber freilich entsprach zunächst nur bei dem einen Göthe dem dichterischen Willen vollauf das Können. Einige seiner Mitstreben, wie Hahn und Wagner, verschwanden ein unzulängliches Talent an tragischen Vorwürfen, aus welchen sie nur kraftgenialische Ungeheuerlichkeiten zu machen verstanden, Andere wußten sich trotz reichster Begabung weder im Leben noch in der Dichtung zurechtzufinden. So besonders der arme Lenz, den der Zwiespalt von Ideal und Wirklichkeit endlich nach Verübung zahlloser genialischer „Äffenstreich“ dem Wahnsinn in die Arme jagte und der zuletzt im fernen Moskau elend verlam. Seine Dramen veranschaulichten, was Göthe damit meinte, wenn er sagte, die Verehrung Shakespeares sei unter seinen Jugendfreunden bis zur Anbetung gestiegen. Hier ist überall ein Stück Shakespeare, aber ein tollgewordener Shakespeare. Da fährt Tragik und Komik, das Barockste, Fahrenhafteste und doch auch wieder Zartestes und Innigstes in einem Gewimmel und Gewusel durcheinander, daß es Einem vor den Augen flimmert. Von gediegenerem Stoffe war Klingner, ein Mann voll sittlichen Ernstes, nach Ueberwindung seines jugendlichen Vulkanismus in der Uniform eines russischen Generals die stoisch-unabhängige Gesinnung eines altrömischen Republikaners bewahrend. Unter seinen Erstlingswerken findet sich das Drama „Sturm und Drang“, welches dieser ganzen Literaturperiode ihren Namen gegeben hat. Die Personen, welche darin auftreten, charakterisiren recht gut den titanischen Uebermuth und die titanische Verzweiflung einer poetischen Jugend, welche sich, mit Klingner zu reden, „über eine Trommel spannen lassen wollte, um

eine neue Ausdehnung zu kriegen, oder im Raume einer Pistole hätte existiren mögen, harrend, daß eine Hand sie in die Luft knallte" ⁴⁶⁾). Das wahre Wesen der Kunst, ihre Selbstherrlichkeit, hat Klinger nie begriffen. Er vulkanisirte erst in einer Reihe von Trauerspielen, welche jetzt nur noch als erstarrte Lavablöcke in der Literaturgeschichte dastehen, dann in einer Reihe von Romanen, um zu demonstrieren, zu warnen, zu strafen. Und worauf lief seine ganze Weltanschauung hinaus? Auf das bekannte Rousseau'sche Axiom, daß Alles, wie es aus der Hand der Natur komme, gut sei und daß Alles unter den Händen der Menschen schlecht werde — ein Axiom, welches in Klinger's Schriften zu der trostlos fatalistischen Ueberzeugung versteinerte, das Gute und Edle sei in dem großen Narrenhaus, genannt menschliche Gesellschaft, nur da, um zu leiden und unterzugehen, während das Böse triumphire.

Goethe selbst war in der Straßburger Zeit eine Beute der widerstrebenden Stimmungen und Tendenzen, welche durch das „Labyrinth“ seiner Brust schwankten. Der Tumult um ihn her mußte auch ihn verwirren. Er hatte trotz seiner Jugend schon viel erlebt, mehr noch gesehen, manches versucht. Mit den beengend religiösen Eindrücken, welche der Umgang mit dem frommen Fräulein von Klettenberg in ihm hinterlassen, war er nach Straßburg gekommen und hier war sein schon vorher erregtes Interesse für Hamann, einen Frommen anderer Art, durch Herder aufgefrischt worden. Hamann, der „Magus im Norden“, wie seine Verehrer ihn hießen, hat ebenso sehr in die religiöse wie in die literarische Bewegung jener Zeit mächtig eingegriffen. Durch alle seine zahllosen Pamphlete, geschrieben in einem dunkeln, stöcklinisch-orakelnden „Heuschreckenstyl“, geht der kraftgenialische Grundgedanke, daß dem greisenhaften Geist der Ueberlebung, der gelehrten Kleingeisterei und Pedanterei, allen den veralteten Schulsatzungen im Leben und Dichten ein Ende gemacht werden sollte. Zur Natur, zum Kindesalter der Völker müsse man zurückkehren, damit aus der *Einfaht des kindlichen Glaubens* eine neue Einheit des Bes

wußtens, eine neue Gesellschaft, eine neue Poesie hervorgehe. Diese Forderungen konnten sich, mit Abrechnung der Hamann'schen Bibelgläubigkeit, die Originalgenies schon gefallen lassen. Herder's mehr humanistische und ästhetische als theologische Betrachtung der alten Religionsurkunden wies dem Wolfgang einen Weg, zu menschlich-freier Auffassung der religiösen Probleme zu gelangen, und da Naturgenuß und Freundschaft, mehr aber noch die sonnige Liebe Friederike's ihm das Herz wärmte, so trieb den jungen Dichter Alles, die „inneren Stimmen“ sprechen und singen zu lassen. Mehrere seiner süßesten Lieder sind damals entstanden und großartigste Stoffe drängten sich an ihn heran: Mohammed, Ahasver, Prometheus, Faust. Er entschied sich aber, wie bekannt, zunächst für den Götz von Berlichingen, welchen ihm seine damalige enthusiastische Hinnelgung zu „deutscher Art und Kunst“ nahegebracht hatte. Zu diesem Drama kam nach dem Aufenthalt in Weßlar, wohin der Doctor Göthe im Sommer 1772 gegangen, um beim vortigen Reichskammergericht schwebenden Andenkens, wie sein Vater wollte, „sich in praxi zu versuchen“, der Roman Werther's Leiden, welchen er, die volle Glut seiner Leidenschaft für die einem Andern verlobte Lotte Buff ausströmend, binnen vier Wochen auf's Papier warf. Mit diesen beiden epochemachenden Dichtungen entrichtete Göthe der Sturm- und Drangstimmung seinen Tribut. Was seine Zeitgenossen fühlten und dachten, er stellte es zum Kunstwerk gestaltet vor sie hin. Der Götz veranschaulichte in weit höherem Grade den reinmenschlichen und individuellen als politischen Freiheitsdrang jener Zeit; der Werther repräsentirt die andere Seite der Kraftgenialität, die absolute Vertiefung in ideale Herzensbedürfnisse, eine Schwärmerel, welche an den Klippen der Convenienz lieber scheitern als sie umschiffen will.

„Bei Zeit auf die Zäun', so trocken die Windeln!“ hatte der Kriegszahlmeister Merck gemahnt, als Göthe, ins väterliche Haus nach Frankfurt zurückgekehrt, mit Veröffentlichung des Götz und Werther zögerte. Die Freundschaft Merck's, des verständigen, mit

hüthlichem Takt und doch auch mit lebhaftem Interesse für alles Schöne und Tüchtige ausgestatteten Mannes, war einer der besten Gewinnste, welche Göthe aus der Glücksurne zog. Ueberhaupt machte es einen Theil seines Glückes aus, daß er in jeder Periode seines Lebens Freunde fand, die wahrhaft fördernd auf die verschiedenen Phasen seines Genies einwirkten. Der Dichter hat in seinem Alter nicht ganz gerecht den trefflichen Merd als den Meschisto des Faust-Göthe bezeichnet. Denn der Freund war keineswegs ein Geist, der stets verneinte. Allerdings warnte er: „Die Andern — (dies ging wohl auf die Hatnbündler) — suchen das Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt nur dummes Zeug; dein Beruf ist es, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben“ — und warf wohl auch ein trodenes Wort hin, „leinen so Quark zu machen, wie die Andern auch machen könnten“, aber gerade in einem der angeführten Worte hat Merd mit sicherstem Instinkt die Aufgabe des Göthe'schen Genies, dem Realen das ideale Gepräge aufzudrücken, dargelegt. Göthe that in dessen, wie der Freund wollte, indem er 1773 den Göt und 1774 den Werther gedruckt ausgehen ließ, prächtige Blitze der Poesie, denen sofort ein mächtiger Donner des Beifalls nachrollte.

Die Wirkung dieser Werke war, ein Lieblingswort jener Zeit zu gebrauchen, erschauend. Eines schönen Morgens stand Göthe als berühmter Mann auf. Sein elterliches Haus wurde eine Wallfahrtsstätte bedeutender Menschen. Die Mutter, jene originelle Frau, welche unter dem Titel der Frau Rath oder der Frau Aja ⁴⁷⁾ in der Göttheliteratur eine so prächtige Figur macht, hatte alle Hände voll zu thun, die zu- und abgehenden Gäste, mitunter wunderliche Heilige, zu bewirthen, und selbst der stiefreichstädtische Herr Rath schüttelte nur im Stillen den Kopf, wenn der kräftigmalische Tumult in die strenge Ordnung des Hauses zu den drei Leibern hereinbrach, wie bei dem Besuche der Gebrüder Stolberg geschah, wo dem Weinkeller des alten Herrn übel mitgespielt wurde. Es kam aber auch Klopstock, der in der deutschen Gesellschaft das priesterliche Andenken eines antiken Vaters behauptete, und es kam

Lavater, der vielberufene Heilige vom Ufer der Limmat. Nach Gessner's Lebensbeschreibung Lavater's ging die erste Zusammenkunft desselben mit Göthe im echtkraftgentialen Styl vor sich. „Bist's?“ — „Ich bins!“ — Lavater, eine ursprünglich reine und edle Natur, wurde Seitens heiliger und unheiliger Frauen nach und nach zu jener sublimen Verschrobenheit hinaufgehähelt, die den Mann in so notorischen Charlatanen und Gaunern, wie Gassner und Tagliostro waren, grösste Menschen und gottbegnadigte Wunderthäter erblicken ließ und ihn zuletzt alles Ernstes glauben machte, er sei wirklich der Sanct Lavatus, für welchen ihn seine Verehrerinnen hielten. Seine Missionsreisen in Sachen eines mit kraftgentaler Fühlsamkeit seltsam verquidten Christenthums, das aber bei aller Warmbrüderlichkeit doch auf das zelotische Dilemma: „Entweder Christ oder Atheist!“ hinauslief, sowie in Sachen der auf thörichteste Willkür basirten, von ihm aufgetragten Mode der Physiognomik, welche dann der geisteshelle Lichtenberg vermittelt seiner „Physiognomik der Hundeschwänze“ gehührend lächerlich mache, gehörten mit zur Signatur der Zeit, — wie auch die Figur des im Göthe'schen Hause ebenfalls seine Aufwartung machenden Leuchsenring mit dazu gehörte, jener Typus eines Empfindlers, Briefwechselers und Schwarmgeists von damals, der allen Berühmtheiten nachjagte, einen geheimen „Orden der Empfindsamkeit“ stiften wollte und immer mit Briefstaschen bepackt war⁴⁸).

Fehlte es gerade daheim an Besuchen, so unternahm der Wolfgang zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen „Genlereisen“ in die Nähe und Ferne. Es ist uns davon manche hübsche Geschichte überliefert und auch davon, wie der Dichter den Zauber seines Ruhmes durch die Magie seiner Persönlichkeit noch erhöhte. Freund Merd zu besuchen, ging er oft nach Darmstadt hinüber. Da gaben ihm die artigsten Frauen das Geleite bis zur Stadt hinaus und in Darmstadt setzte er sich auf die steinerne Treppe vor Merd's Hausthüre, um den um ihn versammelten Mädchen „Genleaudieng“ zu geben⁴⁹). Nach allen Seiten hin wurden mit dem ganzen Freundschaftsenthusiasmus jener Tage Verbindungs-

gen: angekündigt, rheinabwärts: besonders mit dem Jacobi'schen Kreise in Dempelfort, der wie alle Welt alsbald von Göthe bezau- bert war⁶⁰). Die drolligste Geniereise war aber wohl jene, welche im Sommer 1774 das „Wesekind“ Göthe mit den beiden „Propheten“ Lavater und Basedow nach Ems und Koblenz machte. Lavater, dem der Glaube an den historischen Christus Herzenssache war, mit Basedow, dem pädagogischen Radicalreformer und enra- gierten Rationalisten, welcher zu dem Dogma von der Trinität so zu sagen im Verhältniß persönlicher Feindschaft stand, und mit Göthe, welcher damals an seinem Prometheus und seinem Faust dachte, in einem Wagen auf einer gemeinschaftlichen Vergnü- gungsreise begriffen — da haben wir einen der schönsten Contraste einer contrastvollen Epoche. Auf dieser Reise hatte am Wirths- stische des Gasthofs zu den drei Reichskronen jene classische Szene statt, welche uns Göthe in der kraftgenialen Manier beschrieben hat, womit er seine zu jener Zeit vom Stapel gelassenen satirischen Brander, „Götter, Helden und Wieland“, „Vater Breit“ und „Satyros“ aufstellte⁶¹). Im folgenden Jahre machte Göthe in Gesellschaft der beiden Stolberge eine Schweizerreise, die hauptsäch- lich Lavatern galt, welcher aber mit den gräflichen Brüdern, welche sich als vollständige Kraftgenies gebärdeten, seine liebe Noth haben mochte⁶²). Göthe's Freundschaft für den Züricher Propheten währte ungeachtet der zudringlichen, auch an Göthe versuchten Proselitenmacherei des Letzteren bis zur italischen Reise des Dich- ters, welche ja überhaupt den großen Wendepunkt in seinen An- schauungen ausmachte⁶³.)

Inzwischen hatte im Februar 1774 die durch Knebel vermit- telte Begegnung Göthe's in seiner Vaterstadt mit dem Erbprinzen Karl August von Sachsen-Weimar und dessen Bruder Constantin stattgefunden. Göth und Werther hatten auf den selbst von einer vollen Ader von Kraftgenialität durchzogenen Erbprinzen, welcher damals ein siebzehnjähriger Jüngling war, mächtig gewirkt und die persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter wob zwischen diesem Karl August, der wirklich ein Fürst, ein Vordrister seiner Zeit

und seiner Nation wurde, ein Band der Sympathie, welches nur der Tod zerreißen sollte. Der Prinz hatte dem Geiſt des Jahrhunderts gemäß eine liberale Erziehung erhalten. Seine Mutter, die geiſt- und gemüthvolle Amalia von Braunschweig, in ihrem ſiebzehnten Jahre mit dem Herzog Ernst August von Weimar vermählt, war ſchon als Achtzehnjährige Wittwe geworden und hatte damit Pflichten übernommen, denen ſie ſo Genüge that, daß ſie in jenem edlen Document, ihrem Selbſtbekenntniß („Meine Gedanken“) mit Recht ſagen durfte, die ſchönſte Frühlingszeit ihres Lebens ſei Nichts als Aufopferung für Andere geweſen. Klein von Statur, machten ihre ſpirituellen Züge, ihr großzügiger Gang, ihre Gewandtheit im mündlichen Ausdruck ſie zu einer angenehmen Erſcheinung. Mit warmem Blut, einem zärtlichen Herzen und einer lebhaften Phantaſie verband ſie eine große Lernbegierde. Als ſie 1762 Wieland zum Lehrer ihres Erbgeborenen berufen hatte, ward ſie ſelber noch ſeine Schülerin und lernte bei ihm Griechiſch, um den „Grazlenſchlingel“ des Alterthums, den Ariſtophanes, in der Urſprache leſen zu können. Dieſer Zug deutet ſchon auf ein heiteres Temperament, welchem nachgebend ſie auch wohl einem derberen Scherze nicht pröde aus dem Wege ging⁴⁶). Mit Papa Wieland ſtand ſie auf ſo freundschaftlichem Fuße, daß der Freund in ſeinen älteren Jahren ſich's zuweilen herausgenommen habe, neben der Herzogin auf dem Sopha ſitzend ſein Mittagsſchläſchen zu halten.

Weimar war damals noch „mehr Dorf als Stadt“, aber die Feſtſetzung Wieland's bezeichnet den Anfang der Entwicklung dieſer kleinen Reſidenz zur geiſtigen Metropole von Deutſchland, was ſie in Wahrheit lange Jahre geweſen iſt. Unlange nach Wieland kam Bertuch, der Ueberſetzer des Don Quijote, dann der ſeine, ehrenwerthe, tüchtig gebildete Knebel, als Erzieher des Prinzen Konſtantin berufen. Nahm man dazu noch den launigen Märchenerzähler Muſäus, Profeſſor am Gymnaſium, und die beiden Hofherren F. H. von Einſiedel und R. S. von Sedenſdorf, dieſer ein nicht verächtlicher Componiſt und Dicht, jener ebenfalls in

Kunst und Begreifsvorrichtung gewandt und in seiner schwankhaften Lebenswürdigkeit und Herzensgüte der „ami“ par excellence, aber nicht, wie oft geschehen ist, mit seinem abenteuerlichen jüngeren Bruder zu verwechseln⁵⁵) — so hatte man schon Etwas, was einem „Weimarer Musenhof“ ähnlich sah. Aber die wirkliche Eröffnung desselben datirt doch erst von der Ankunft Göthe's. Im September 1775 trat Karl August die Regierung an. Im October führte er seine Brant heim, die Prinzessin Luise von Darmstadt, sah bei dieser Gelegenheit Göthe abermals in Frankfurt und wiederholte demselben die schon früher an den Dichter gerichtete Einladung an seinen Hof. Göthe, der in dem jungen Fürsten eine gleichgestimmte Natur gefunden, ergriff die gebotene Gelegenheit, von Frankfurt wegzukommen, um so herzhafter, als die quälenden Nachwehen seines ebenso leidenschaftlichen als unerquidlichen Verhältnisses zu Lili (Elisabeth Schönmann) einen Wechsel des Ortes und der Umgebungen räthlich machten. Am 7. November langte er zu Weimar an, in der obligaten „Genietracht“ — blauer Werthesfrack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, weiße Cannevasbekleidung und Stulpenstiefeln⁵⁶) — welche, weil der junge Herzog sie adoptirte, für eine Weile so zu sagen Weimarer Hoftracht wurde⁵⁷).

Die Erscheinung des von Genialität, Lebenslust, Lebenswürdigkeit und Muthwillen funkelnden Dichters, dessen hochwogende Seele in einem Leibe wohnte, welcher ihn zum schönsten Manne seiner Zeit machte, war eine unwiderstehlich siegreiche. Selbst der Harverständige Knebel berichtet, wie ein Stern sei Göthe am Weimarer Himmel aufgegangen⁵⁸). Wieland, der kurz zuvor von dem muthwilligen Dichter so herb satirisirte Wieland schrieb am 10. November an Fris Jacobi: „Morgens um 5 Uhr ist Göthe in Weimar angelangt. O mein bestes Brüderchen, was soll ich dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, als ich beim Geheimrath von Kall, wo er wohnt, am nämlichen Tage an der *Erst* des herrlichen Jünglings zu Tische sah. Alles, was ich

Ihnen nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging, jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe wie ein Thautropfen von der Morgensonne" ⁶⁹). Dem jungen Fürsten ging in der Freundschaft mit Göthe, die so dauernd und für Beide so fruchtbar werden sollte, das Leben erst recht auf, um so mehr, da sich in dieser ersten Zeit zwischen ihm und seiner jungen Gemahlin kein recht gedeihliches Verhältniß, wie es später eintrat, gestalten wollte. Karl August war das, was Göthe eine „dämonische Natur“ nannte. Er hat den fürstlichen Freund auch ausdrücklich als eine solche bezeichnet, d. h. als einen geborenen großen Menschen. Zwei weitere Ausprüche Göthe's über den Herzog: „Er pflanzt und möcht' auch, daß es schon gewachsen wäre“ — und: „Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm Nichts; hätte er sich eines erringen, erjagen, erstürmen können, das wäre ihm Etwas gewesen“ — deuten an, wie sich der Fürst in der Jugend hatte und gebahrte. Der Sturm und Drang der Zeit war mächtig in ihm und er hat das Bacchanal der Kraftgenialität redlich mit durchgemacht. Aber er war auch eine edle Natur, ein wahrhaft guter Mensch, der es sich angelegen sein ließ, alles Rechte und Schöne nach Kräften zu fördern. Jenes bekannte Epigramm, worin Göthe erklärt hat, es wäre „ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein“, wenn alle deutsche Fürsten seinem Herzog glichen, ist wahrlich keine höfische Schmeichelei, sondern, Alles zusammengekommen, ein verdientes Lob gewesen. Der Ruhm Karl August's beruht keineswegs allein darauf, daß sein Name mit größten unserer Kulturgeschichte als der eines Helfers und Freundes unzertrennlich verknüpft ist, nein, es muß auch gesagt werden, daß er ein rechter und treuer Patriot, daß er wie der freisinnigste so auch, im höchsten und weitesten Sinne des Wortes, der menschlichste Fürst gewesen ist, welchen Deutschland je gehabt hat ⁶⁰). Seine Gemahlin Luise nimmt in dem Ehrenkranz deutscher Frauen für immer eine vortretende Stelle ein. Gegen die Ausschreitungen der Geniemirthschaft am Hofe, welche in die ersten Jahre ihrer Ehe fiel, bildete die

Herzogin ein wohlthätiges Gergengewicht, indem sie auf ihre Würde hielt und darauf bestand, daß wenigstens in ihrer nächsten Umgebung gewisse Gränzen eingehalten würden. Temperament und Gewöhnung verliehen ihr eine Haltung, welche kalt und stolz erscheinen konnte; aber ihr Herz war voll Edelmut, und wie groß sie dachte, trat herrlich zu Tage, als sie in der furchtbaren Trübsal, welche 1806 nach der Schlacht bei Jena über ihr Haus und über das Land hereinbrach, dem zornsprühenden Welteroberer gegenüber den ganzen Heroismus einer schönsten Weiblichkeit entfaltete und dem rücksichtslosen Despoten Hochachtung vor einer deutschen Frau und Fürstin abzwang⁶¹⁾.

Eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Persönlichkeiten, Männer und Frauen, stand zu dem kleinen Weimarer Hof, als Göthe an demselben erschien, in bleibender oder gastfreundlicher Beziehung. Schon im October 1776 kam Herder, auf Göthe's Betreiben als Oberhofprediger und Generalsuperintendent vom Herzog berufen. Zu den schon früher namhaft gemachten Hofherren von Geist gehörte auch der Kammerherr von Wedel, Karl August's Jugendgepiel und treuer Jagdgenos. Mit Dalberg, dem kurmainzischen Statthalter in Erfurt, mit dem Prinzen August von Gotha und Adolf von Barchfeld, mit dem Fürsten Franz von Dessau wurden lebhafteste Verbindungen unterhalten. Von Frauen, die zum Hofkreise gehörten, seien die witzige Thuesnelde von Göchhausen genannt, das in alle Schwänke der Kraftgenies mit guter Laune eingehende Hoffräulein der Herzogin Amalia, dann die Kammerpräsidentin Kalb, die Gräfin Werther, Luise von Imhof, die „kleine“ Schardt, und Charlotte von Stein, Gemahlin des Oberstallmeisters, zehn Jahre hindurch die große Flamme Göthe's, für welchen die anmuthige Frau, obgleich nie eigentlich schön und über die Jugendfrische schon hinaus, in dem Tumult der „lustigen Weimarer Zeit“ ein rechter Leitstern wurde⁶²⁾. Auch Corona Schröter, die schöne Sängerin, muß hier noch genannt werden, welche in den theatralischen Spielen des Hofes voranstand und in Göthe's Brust ein altes Liebesfeuer neu entzachte⁶³⁾. Auf der

früheren Genossen Göthe's mußte die große Reizigkeit von Glück, welches der Wolfgang am Weimarer Hofe gemacht, anziehend wirken. Lenz kam, meldete Göthe seine Ankunft den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen und zu wohin er seinen Fuß setzt“, wurde gastlich aufgenommen: machte „Äffensstreiche“ und „Eseleien“, bis man ihn fortschicken mußte. Dann erschien Klinger und las seine titanisirenden Erzählspiele vor, bis Göthe davonlief mit den Worten: „Das halte Teufel aus!“ Ein noch sonderbarerlicherer Gast war der Schwabe Kaufmann, von dem der wunderföchtige Lavater sagte: „Er laß was er will“ — der aber in Wahrheit Nichts konnte als Kraftgenialität zur höchsten Potenz der Extravaganz und Unschämtheit erheben. Göthe machte ihn unsanft „abfahren“, worer nach Dessau ging, um am dortigen Hofe den Rousseau'schen Natursohn zu spielen⁶⁴). Bei der Anwesenheit der Brüder Schlegel, die noch im vollen Gaste ihrer phantastischen Jugendblüthe standen, wurde teutonisch gezecht und wurden sonst allerhand geniale Kraftstücke ausgeführt. Später nahm auf wiederholte Einladung hin Merck „seinen Rappen zwischen die Beine“ und that eine Fährte nach Hofe. Er gesel den Weimarer Fürstlichkeiten und Notabilitäten sehr, soll aber, wenn Hall tren berichtet hat⁶⁵), das höfliche Genietreiben Göthe's mit nicht sehr günstigen Augen angesehen und gemurt haben: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu schernwenzeln, Anzudeckeln oder, was mir Alles Eins ist, sich von ihnen hudelein lassen! Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?“

Aber der kraftgenialische Most wollte und mußte ausgähren. Diesen Gährungsprozeß weiter im Einzelnen zu verfolgen, ist nicht statthaft. Wildlustig und ungefüge genug that sich mitunter die vom Herzog ganz offen und von der Herzogin Mutter unter Hand begünstigte Geniewirthschaft auf. Es mag Etwas Böttiger'schem Klatsch in der Ueberlieferung sein, daß Göthe, woin der dämonische Drang erfaßte, sich mit aufgelöstem Haar: modisch auf dem Boden gewälzt habe, daß der Dichter und

herzoglicher Dapbruder oft stundenlang auf den Marktplatz der Stadt sich gestellt hätten, um mit „abscheulich großen“ Parforcekarbatschen mit einander um die Wette zu knallen⁶⁶), daß das studentische „Schießen“ von den Originalgenies im größten Styl betrieben worden sei und Anderes der Art mehr. Aber so ganz unwahrscheinlich ist das Alles keineswegs, denn Göthe selbst schrieb (5. Januar und 8. März 1776) an Merd: „Ich treib's hier freilich toll genug. Wir machen Teufelszeug“ — und Wieland meldet Denselben (26. Januar 1776): „Göthe lebt und regiert und wütet und gibt Regenwetter und Sonnenschein tour à tour, comme vous savez, und macht uns Alle glücklich, er mache, was er will.“ Göthe, ein Virtuos in allen Körperlichen, wie in so vielen geistigen Übungen — er führte unter Anderem auch das Schützschuhlaufen in Weimar ein — hat zwar in dem kraftgenialen Tumult, dessen Mittelpunkt er war, sein edleres Selbst nie verloren, aber doch war er immer mit dabei, wo es galt, „die bestialische Natur zu brutalisiren“⁶⁷), nicht selten bis zum Uebermaß. „Wir waren oft sehr nahe am Halsbrecher“, erzählt er selbst. „Auf Parforcejagden über Heiden und Gräben und durch Flüsse, bergauf, bergab, Tage lang sich abzuarbeiten und dann Nachts bei einem Feuer im Walde zu campiren, das war nach des Herzogs Sinn“⁶⁸). Die Lustschlösser Belvedere, Ettersburg und Tiefurt, dann die Umgebungen von Stülpersbach, Ilmenau, Dornburg, Saachstädt waren die Schauplätze des poetischen Zigeuner-treibens, wobei natürlich tüchtig poculirt und nicht weniger „gemitselt“, d. h. geliebelt wurde, denn die Mädchen hießen in dem kraftgenialen Nothwelsch „Mifels“. Das vergrößernde Gerücht, d. h. eine von neidlichem Uebelwollen aufgepöbelte Klatschsuche ließ es nicht fehlen, die geniewirthschaftlichen Vorkommnisse ins Ungeheuerliche auszumalen und so konnte Zimmermann aus Hannover an Herder die lächerlichen Worte schreiben, er habe aus Weimar eine Menge Dinge vernommen, bei denen sich „alle seine Haare seitwärts in die Höhe gerichtet hätten.“ Das eben war das *Eigenenthümliche* der Weimarer Kraftgenialität, daß durch die

Unbändigkeit, ja durch die mitunterlassende Robheit derselben, wie Goethe in dem eben citirten Gedicht sagt, immer wieder edle Sitte durchschlug⁶⁹). War man des Treibens und Hefens und „Wüthens“ in Feld und Wald und Gebirge müde, so griff man daheim zum Komödienspiel, der Hergensfreude der Herzogin Amalia. Weimar hatte damals noch kein stehendes Theater und nur eine Komödiantenbande unter Bellomo's Direction ging ab und zu. In der eigentlichen Genieperiode aber ward bei Hof ein Privattheater eingerichtet, auf welchem die Fürstlichkeiten und die Hofleute selber die Rollen übernahmen. Goethe war Dirigent, Theaterdichter und Schauspieler zugleich. Der Apparat war sehr einfach und die Kosten unbedeutend. Muthwilligste Rederei hatte dabei freilich nicht selten offenen Raum. So wurde in einer tollkomiſchen, von Goethe gedichteten, von Sedendorf componirten Oper, „die geſtaltete Braut“, nachmals zum „Triumph der Empfindſamkeit“ abgeſchwächt, dem bei der Aufführung zu Ettersburg anweſenden Papa Wieland vermittelſt einer Parodie ſeiner „Alceſte“ ſo arg mitgeſpielt, daß er im Zorne davonlief⁷⁰). Aber auch Goethe's Iphigene in ihrer erſten Geſtalt kam am 6. April 1779 auf dem fürſtlichen Privattheater zuerſt zur Aufführung und man möchte ſagen, daß mit der Erſcheinung dieſer edlen Dichtung die kraftgenialiſche Atmosphäre Weimars ſich zu klären und zu reinigen begonnen habe⁷¹).

Den Abſchluß des Kraftgenieweſens bildete die Geniereiſe, welche der Herzog im Herbſt 1779 mit Goethe und Wedel zu Pferde — wie das übrigens damals noch eine ſehr gewöhnliche Reiſeart für Männer war — in die Schweiz unternahm. Bei der Zurückkunft nach Weimar trug der Herr Geheimerrath, welcher jedoch nach Wieland's Zeugniß (an Merck, Juli 1776) „ſchon lange vorher und von dem Augenblick an, wo er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, mit aller ziemlichen Weltſtingheit ſich ausgeführt hatte“, — bordirte Weſten und Staatsröde und trat auch äußerlich mit dem ganzen Miniſteraplomb auf. Er mochte bemerkt haben, daß ſich das „Regiment“ denn doch nicht

so im Späße führen lasse, und auch „das nahe an stille Wuth gränzende odium Vaticanianum“ gegen den beneideten Günstling konnte ihm nicht entgangen sein⁷²). Er warf sich jetzt mit allem Ernst in die Geschäfte, aber er fühlte und sagte, daß er „eigentlich zum Schriftsteller geboren“ und demnach die Zeit, welche er diesem seinem wahren Beruf entzöge, eine verlorene sei. Auch der fürstliche Freund machte ihm Sorge; besonders wirkte des Herzogs leidenschaftliche Neigung für's Militär vielfach störend und verwirrend. Der Ueberdruß des Dichters am Hofleben ging um diese Zeit bis zu hypochondrischer Verstimmung. Damals schrieb er an Frau von Stein: „Die Verdammniß, daß wir des Landes Markt verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen“ — und das Mißfallen an der Gegenwart verdüsterte ihm auch die Erinnerung an die Vergangenheit, besonders an die Kraftgeniale, so sehr, daß er nur noch mit Widerwillen, ja mit Reue auf dieselbe zurückblicken mochte⁷³). Karl August seinerseits, jünger und leichtblütiger als der Freund, war von der Gravität und „Taciturnität“ seines Herrn Kammerpräsidenten Anfangs nicht sehr erbaut⁷⁴) und meinte auch später noch, es sei „gar possierlich, wie der Mensch gar so feierlich werde“⁷⁵). Er selbst, der Herzog, gehörte zu den glücklichen Sterblichen, die an Geist und Gemüth nicht altern. Er hat sich den studentischen Humor seiner Jugend bis zuletzt bewahrt und es ist ergötlich, zu hören, wie der Fürst dem ceremoniös gewordenen Jugendfreunde gegenüber mit kraftgenialisch=ungenirter Redeweise herausging⁷⁶).

Aber es lag in der Natur der Sache, daß eine Episode, wie die Sturm- und Drangperiode im deutschen Kulturleben war, nicht von langer Dauer sein konnte. Je heftiger die An- und Aufspannung der Gemüther gewesen, um so rascher mußte sie nachlassen, um so mehr, da das deutsche Staatsleben nicht danach angeban war, dem Thatendrang einer kraftgenialen Jugend entgegenzukommen. Die deutsche Geniezeit, in welcher auch Schiller's Erscheinung wurzelt, ist eines der Vorspiele der großen Umwälzungen gewesen, die sich am Ausgang des Jahrhunderts vollzogen.



Der Saug und Braus der Kraftgenialität glich den Aequinoctialstürmen, welche den Frühling ankündigen. Es brach auch wirklich in jenen Tagen für Deutschland ein neuer Geistesfrühling an. Und nicht nur Das. Denn wenn auch die neue Literatur als ihr nächstes Ziel nur die Souveränität der Kunst im Auge hielt, so war sie doch zugleich voll befruchtender Anregungen für die Weiterentwicklung des politischen und socialen Lebens unseres Landes. Wer die Zustände der deutschen Gesellschaft in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts näher kennt, wird nicht bestreiten wollen, daß es schon ein Stück socialer Revolution war, wenn der Dichter des Götz und Werther mit einem deutschen Herzog auf Du und Du stand.

Fünftes Capitel.

Die Räuber.

Eine vergoldete Pille und eine eitle Berechnung. — Schiller steht im Bosperwaß seinen Freunden die Räuber vor. — Entstehungsgeschichte dieser Tragödie. — Ihr Charakter. — Melancholie und Arbeit. — Die Dissertation. — Schiller disputirt. — Ein fataler Revers. — Regimentsmedicus ohne Degenquaste mit 18 Gulden monatlich bei Augé's Grenadieren.

„Ich muß gestehen“, äußerte Herzog Karl am 13. November 1779 gegen den Intendanten seiner Akademie, — „ich muß gestehen, der Eleve Schiller hat in seiner Dissertation viel Schönes gesagt und besonders viel Feuer gezeigt. Eben deswegen aber und weil solches wirklich noch zu stark ist, denke ich, kann die Dissertation noch nicht öffentlich in die Welt ausgegeben werden. Daher glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm⁷⁵), sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.“

Diese Entscheidung des herzoglichen Censors war ein wider Censurstrich kreuz und quer durch eine Hoffnung, welcher sich der Eleve Schiller das ganze Jahr her überlassen hatte. Von dem brennenden Wunsch getrieben, endlich aus der akademischen Kaserne loszukommen, hatte er sich in dieser Zeit den nöthigen Zwang angethan, um mit Fleiß und Beharrlichkeit seinem Brotsudlum obzuliegen. Nicht ohne Erfolg; denn über ein Thema aus ihrer

Fachwissenschaft eine Abhandlung einzureichen, waren die Akademisten erst dann ermächtigt, wann sie ihren Lehrern hiezu befähigt genug vorkamen. Erschienen diese Abhandlungen den beurtheilenden Fachmännern und in letzter Instanz dem Großpädagogarchen, dem Herzog, der Veröffentlichung durch den Druck würdig, so galt die Erziehung der Verfasser für vollendet und die Stunde der Erlösung aus der Akademie hatte geschlagen. Schiller's Probechrift vom Jahre 1779 führte den Titel „Philosophie der Physiologie“, und er hatte sich in dieser deutsch entworfenen, dann lateinisch ausgeführten Dissertation vorgesetzt, das leibliche und das seelische Leben, sowie die Wechselbeziehungen beider im Menschen zu betrachten und darzulegen, was, den übriggebliebenen Bruchstücken nach zu urtheilen, in einer Weise geschah, welche zeigt, daß der Jüngling schon hier aus den Schranken handwerkemäßiger Anschauungen zu philosophischer Durchdringung der Naturgesetze vorzuschieben strebte. Weil vollends dieser Versuch mit etlichen kräftigen Ausfällen auf anerkannte Autoritäten gewürzt war, so langte Schiller mit seiner Abhandlung etwas unsanft an den medizinischen Pöbel seines Lehrers und jetzigen Beurtheilers Klein, welcher zwar den „guten und auffallenden Seelenkräften und dem Alles durchsuchenden Geist“ des jungen Mannes Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber zugleich — und allerdings nicht ganz mit Unrecht — verlangte, daß derselbe erst noch die „jugendlichen Gährungen“ überwinde, bevor er von der Schule losgesprochen werde. Demzufolge entschied der Herzog in der angegebenen Weise. Ob der Herr Intendant, indem er dem jungen Mann diese Entscheidung mittheilte, denselben auch die Vergoldung der Pille, nämlich die Meinung des Herzogs, daß Schiller dereinst gewiß ein „recht großes Subjectum“ werden könne, sehen ließ, vermag ich nicht zu sagen. Aber gewiß ist wohl, daß der Fürst, als er jenes Wort sprach, nicht geahnt hat, in welchem Umfange dasselbe ein prophetisches sei.

Also das „zu starke“ Feuer Schiller's sollte vermittlest der Verlängerung seines akademischen Curjes um ein Jahr „noch ein wenig gedämpft werden.“ Eitle Berechnungen der Menschen! Ge-

nabe dieses Jahr verlängerten Zwanges blies das Feuer zur Sturm- und drangvollen Lohe an. Gerade dieses Jahr übte auf den Vulkan in der jungen Dichterbrust einen solchen Druck, daß er um so heftiger aufstiege, überschäumte und einen wildprächtigen Lavaström auswarf: — „Die Räuber.“

In der Morgenfrühe eines schönen Sommersonntags — so will eine durchaus glaubwürdige Ueberlieferung⁷⁸⁾, die sich aber nach Art mündlicher Traditionen um genaue Angabe des Tages leider nicht bekümmert hat — war die Division, bei welcher Schiller und mehrere seiner Freunde standen, unter Führung ihres Hauptmanns zu einem ordonanzmäßigen Spaziergange ausgerückt. Der Zug ging die alte Weinsteige hinauf zu dem Wald, welcher noch jetzt, irreführend vielgelächelt, die Bopferhöhe krönt. Hier gab's ein Gemunkel unter der Schiller umgebenden Gruppe — Hoven, Heideloff, Danneder, Kapf, Schlotterbed — und während die Andern auf dem Wege nach Birlach vorwärts gingen, schlugen sich die sechs Freunde einzeln und verstohlen seitwärts in den Wald. An einer heimlichen Stelle machten sie Halt und lagerten sich auf das Moos, mit Ausnahme Schillers, welcher, an den Stamm einer Fichte gelehnt, ein zerschnittenes, vielfach um- und durchgearbeitetes Manuscript aus der Brusttasche seiner Uniform zog. Es war ein Trauerspiel, daß er bei dieser dem Reglement der Anstalt abgelisteten Gelegenheit den Freunden im Zusammenhange vorlesen wollte. Der Vortrag des Dichters war Anfangs ruhig und gehalten, als er aber zu der Stelle in der fünften Scene des vierten Actes kam, wo Karl Moor seinen todtgeglaubten Vater in dem Thurmkerker wiederfindet, steigerte sich der Ausdruck des Vorlesers so sehr, daß die Freunde über die Großartigkeit der Dichtung und die Leidenschaftlichkeit der Declamation in Erstaunen, ja in Bestürzung geriethen, um dann in laute Beifallsbezeugungen auszubrechen.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob diese Scene, von welcher Heideloff als Augen- und Ohrenzeuge eine Skizze entworfen hat und welche nachmals von Dramatikern und Künstlern mit künstlerischer Freiheit reprodukt wurde, in das Jahr 1779 oder aber in

das folgende zu setzen sei, glaube aber, das letztere Datum sei vorzuziehen. Die Räuber wurden nämlich anerkannter Maßen während des letzten Jahres von Schiller's Aufenthalt in der Akademie im Wesentlichen vollendet und konnten kaum vor dem Sommer 1780 so weit vorgerückt sein, wie die berührte Vorlesung schließen läßt. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß aus schon beregten Ursachen der jugendliche Dichter gerade im Jahre 1780 in der rechten Räuberdichtungsstimmung sich befinden mußte. Doch soll damit keineswegs bestritten werden, daß die Anfänge der epochemachenden Tragödie von früher datiren können und wirklich datiren. Sie reichen in Wahrheit in das Jahr 1777 zurück. Schiller's Genius war nie so geartet, daß er in *e i n e m* Wurf ein Werk fertig brachte. Er arbeitete langsam, immer vor-, wieder zurück- und abermals vorschreitend, sein Dichten war kein improvisatorisches. Außerdem verwehrt ja schon die peinlich strenge Tagesordnung der Akademie jede Möglichkeit, ein solches Stück in *e i n e m* Zuge oder auch nur in unbedeutenden Zwischenräumen zu schreiben. Jede darauf verwandte halbe oder ganze Stunde war eine der akademischen Haus- und Studienordnung förmlich abgestohlene und es liegt hierin ein Erklärungsgrund, und zwar kein unbedeutender, von der bis zum wilden Grimm vorgehenden Gewaltthatigkeit des Gedichts. Man denke sich einen jungen Titanen, welcher, mit Spiegelberg zu reden, „unter der milzfüchtigen Laune eines gebieterischen Corporals“ zu leiden hat, d. h. einem schnäffelnäßigen Nieß die Augenblicke ablauern muß, wo er seine Geliebte, die Muse, küssen kann, und man wird sich über den Ungeßüm dieser Küsse nicht eben verwundern.

Es ist seines Ortes erwähnt worden, wie frühzeitig schon der junge Schiller mit dramatischen und zwar mit tragischen Entwürfen sich getragen habe. Erst in einer viel späteren Zeit seines Lebens, damals, als der Wallenstein entstand, kam es ihm zu klarem Bewußtsein, daß er geboren, ein Tragöde zu sein. Doch mußte den Jüngling schon die Bekanntschaft mit Shakespeare entschiedener auf seine Bestimmung hinführen und dann gaben die theatralischen

Spiele, denen wir in der Akademie begegneten, für die Entwicklung seines dramatischen Hanges auch äußerliche Anregungen ab. Sein Freund Heideloff, angehender Maler und Architect, wurde noch als Zögling der Militär-Akademie von dem Herzog bei Festausstattungen höflicher Feste vielfach als Decorateur verwendet und hatte sich bei solchen Anlässen besonders auch Kenntniß der Bühnentechnik erworben. Er war demzufolge bei den dramatischen Darstellungen in der Akademie selbst der eigentliche Schöpfer und Lenker des szenischen Apparats und ermunterte einerseits, um über die nöthigen Prologe, Epiloge u. dgl. m. verfügen zu können, den Freund zur theatralischen Gelegenheitsdichtung, andererseits zur Uebernahme von Rollen. Das Letztere war freilich ein Fehlgriß, denn wenn je ein Mensch nicht zum Schauspieler geboren wurde, so war es Schiller. Aber die Beschäftigung mit der Bühne befruchtete den eigensten Trieb der jungen Dichterstelle und verlangend sah er sich nach einem Stoff um, aus welchem sich ein Drama bilden ließe. Freund Hoven machte ihn auf die Geschichte von zwei feindlichen Brüdern aufmerksam, welche in Hang's Schwäbischem Magazin stand und wahrscheinlich von Schubart herrührte⁷⁹). Dieses Thema ergriff der Dichter und begann es dramatisch zu formen. Aber die Ausführung schritt langsam vor. In aller Heimlichkeit ward hier ein Monolog, dort eine Szene zu Papier gebracht. Es klingt sagenhaft, darf jedoch auf das Zeugniß von Schiller's treiflicher Schwester Christophine hin⁸⁰) als volle Wahrheit angenommen werden, daß der Dichter zuweilen ein Unwohlsein fingirte, um im Krankenfaal der Akademie über die reglementarische Abendstunde hinaus die Vergünstigung einer Lampe zu genießen, deren Schein einen Theil der Räuber entstehen sah. Kam dann der visitirende Aufseher, so fuhr das Manuscript unter bereitlegende medizinische Bücher, und wenn, wie nicht selten geschah, der Herzog selbst die Runde machte, mochte er das spätnächtliche Aufsitzen des Eleven Schiller bei scheinbar sachwissenschaftlichen Studien nicht ungnädig vermerken.

Es entstanden bis zum Schluß des Jahres 1780 allmählig die

Räuber. Da ich aber, wie schon im Vorwort zu meinem Buch erklärt worden, keine Aesthetik der Werke Schiller's, sondern die Geschichte seines Lebens schreibe, mag der Leser weder hier noch weiterhin lange Abhandlungen über die ersteren erwarten. Zu meinem Zwecke reicht es aus, die Bedingungen und Verhältnisse anzugeben, unter welchen Schiller's Werke geschaffen wurden, und hervorzuheben, was sie wollten und wie sie wirkten. Was die Räuber angeht, so war das Stück seinem Gehalt wie seiner Form nach ein Product der Sturm- und Drangzeit, eine glänzendste Offenbarung der Kraftgenialität, welche hier unter dem Druck äußerer Umstände zur ganzen Energie ihres Ausdrucks sich erhob. Die Aeußerung Karl Moor's in der zweiten Scene des ersten Acts, daß das Geiz noch keinen großen Mann gebildet habe, aber die Freiheit Kolosse ausbrüte, enthält das ganze Drama im Reim. Die Räuber waren also ein Fehdebrief, ein wilder Kriegesruf gegen das Geiz, d. h. gegen die gesellschaftliche Convenienz, und wie sich der Geist des Stückes gegen diese aufbäumt, so wirft auch die Sprache alle Schranken des conventionellen Anstandes revolutionär vor sich nieder. Das geht so weit, daß man deutlich merkt, der Dichter habe sich der bei Studenten der Medizin häufig vorkommenden Gewohnheit, mit physiologischen Cynismen förmlich Parade zu machen, nicht entschlagen können oder wollen. Die Freiheit, die er verlangt und anstrebt, ist im Grund eine so inhalts- und ziellose, daß sie aus der Luft Rousseau'scher Abstractionen mit Nothwendigkeit in den Schmutz des Räuberlebens herabfallen muß. Positiv ist in der Tragödie nur der unbändige Veränderungsdrang einer Jugend, welcher es in der eigenen Haut zu enge geworden war. Alles Uebrige ist abstract und so sind auch die Personen, obgleich Schiller in den Figuren seiner Bande verschiedene seiner Nützglinge zu porträtiren versucht hat. Lebenswirklichkeit muß man in dem Stücke nicht suchen: was für eine Schemengestalt ist z. B. Amalia! Aber freilich, als Göthe die Maria und Elisabeth im Götz, die Lotte im Werther zeichnete, standen ihm schon die *realen Züge* zu Gebote, welche er an Gretchen, Hermann, Friede-

the und Charlotten erfahren hatte. Was wußte dagegen Schiller, als er die Räuber schrieb, von den Frauen? Nichts. Was von der Welt überhaupt? Nur, was im Plutarch und Rousseau stand, denn den Shakspeare hat er selbstständig erst viel später verstanden. Die Charaktere in den Räubern sind daher keine Menschen, sondern nur Abstractionen himmelhoher Tugenden oder höllentiefer Laster, wie eben der ins Ungeheuerliche vergrößernde und zugleich verzerrende Hohlspiegel sie zeigt, in welchem eine geniale und unerfahrene Jugend die Welt zu sehen leicht sich verführen läßt. Schiller, als Verfasser der Räuber, wird, scheint mir, vortreflich charakterisirt, wenn man auf ihn anwendet, was Jean Paul von einem seiner Jünglinge sagt: — „Dieser Heros, in der Karthause und mehr unter der Bormwelt als Mitwelt aufgewachsen, legte an Alles antediluvianische Riesenellen.“ Wie Jedermann weiß, hat der Dichter in späterer Zeit keineswegs mit väterlicher Zärtlichkeit auf seinen wilden Erßling zurückgesehen, ja er hat die Räubertragödie schon vier Jahre nach ihrer Vollendung als ein „Ungeheuer“ verdammt⁸¹⁾. Er ist dabei mit jener ganzen Strenge gegen sich selbst verfahren, welche nicht der geringste adliche Vorzug eines Mannes gewesen ist, dessen Muse das Gewissen war⁸²⁾. Aber, wie mir scheint und wie es auch einem so feinen und gegen Schiller keineswegs freundlich gesinnten Kenner wie Ludwig Tieck schien, keineswegs mit Recht. Denn auch abgesehen davon, daß die Räuber ein unvergängliches Document der Stimmung ihrer Entstehungszeit sind, und abgesehen von der ungeheuren Wirkung, die sie gethan, kann diese Tragödie Züge einer ursprünglichen Kraft und Größe aufweisen, wie sie der Dichter später kaum je wieder erreicht und jedenfalls nicht übertroffen hat. Wer jemals aus dem Munde eines bedeutenden Darstellers den Traum Franz Moor's vom Weltgericht vernommen hat (Act 5, Sz. 1), der wird gestehen müssen, daß hier eine Region des Erhabenen erreicht ist, welche selbst ein Aeschylos, ein Dante und Shakspeare nur in glücklichsten Momenten erreichen.

Die düstere, gewaltthum aufgeregte Phantasiwelt der Räuber,

in welcher der junge Dichter während der Jahre 1779—80 lebte und webte, muß tiefe Schatten in sein Gemüth geworfen haben. Wir finden ihn um diese Zeit in einer trüben, lebensüberdrüssigen, fast verzweifelnden Stimmung⁸³). Aber es ist nichts ungewöhnliches, das begabte Naturen in Jünglingsjahren einer solchen vorübergehenden Ruthlosigkeit verfallen, vollends bei widerwärtigen äußeren Verhältnissen. So ein jugendlicher Himmelsstürmer bildet sich ein, mit der Convenienz Fangball spielen, mit des „Reimes Hammer“ die spröde Wirklichkeit in Trümmer schlagen zu können. Stößt dann der idealistische Wollenwandler recht hart mit realen Zuständen zusammen, so verfällt er zeitweilig jenem Welt- und Lebensfessel, welcher ja auch den jungen Göthe, der doch schon als solcher schon ziemlich praktisch mit der Wirklichkeit sich abzufinden wußte, eigenem Geständniß zufolge mit dem selbstmörderischen Dolche spielen ließ. Zum Glück kennen die „melancholischen Jacques“ von achtzehn bis zwanzig Jahren die Welt noch nicht hinlänglich, um aus dem Spiele Ernst zu machen. Schiller übrigens fand gegen trübe Gedanken schon damals ein heilsames Gegengewicht in der „Beschäftigung, die nie ermattet.“ Er wandte sich mit neuem Eifer dem Studium des Alterthums zu, als ob er das Bedürfnis fühlte, das sturm- und drangvolle Chaos, aus welchem Karl Moor hervorging, wenigstens auf Stunden mit dem klaren Himmel und dem goldenen Sonnenlicht der antiken Poesie zu vertauschen. Wahrscheinlich angeregt durch die eben erschienenen Gesänge von Bürger's metrischer Verdeutschung des Homer, versuchte er wie zur Vorübung auf eine spätere Arbeit Bruchstücke aus Virgil's Aeneis in Hexametern zu übertragen⁸⁴). Aus mehr innerlichem Drang entsprang um dieselbe Zeit, veranlaßt durch den Tod von Hoven's in der Akademie gestorbenen jüngeren Bruder, die Elegie „eine Leichenphantase“, eines der wenigen Jugendgedichte, welche Schiller später der Aufnahme in seine Gedichtsammlung würdig erachtete⁸⁵).

Inzwischen war die Zeit herangekommen, den im vorigen Jahre mißlungenen Versuch zu wiederholen. Behufs der Entlas-

fung aus der Akademie mußte eine neue Dissertation verfaßt werden. Unser Candidat der Medizin wählte als Thema: „Der große Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“ Es wurde gebilligt, aber unter der Bedingung, daß Schiller daneben noch eine lateinische Abhandlung *De differentia febrium inflammatoriarum et putridarum* schreibe, was denn auch beiläufig und obenhin geschah. Mit viel mehr Ernst und Eifer wurde das selbstgewählte Thema angefaßt und ausgeführt. Es mußte einen strebsamen Geist anziehen, welcher am Secirtisch, das Skalpell in der Hand, oft genug dem geheimnißvollen Punkte nachgespürt haben mochte, wo animalisches und spirituelles Leben sich berühren. Man wird es ganz in der Ordnung finden, daß ein junger Mediziner in seiner Abhandlung die Sinnlichkeit zur Basis aller menschlichen Thätigkeit machte, aber bemerkenswerth war das immerhin für den künftigen großen Repräsentanten des Idealismus. Der Poet verleugnete sich übrigens auch in dieser Arbeit nicht, indem zur Erhärtung physiologischer und psychologischer Sätze mit Vorliebe Dichter citirt wurden, z. B. Shakespeare. Recht ergötzlich aber mußte es dem Candidaten vorkommen, seine Herren Censoren ein Bißchen zu mystifiziren. Er hatte nämlich den Freunden versprochen, eine Stelle aus den Räubern in die Dissertation einzuschmuggeln, und er hielt Wort, indem er sein Werk unter dem fingirten Titel: „*Life of Moor, tragedy by Krake,*“ citirte. Noch mehr, es kam in der Abhandlung auch eine ganz bestimmte Hindeutung vor, daß Schiller schon damals einen zweiten tragischen Stoff ins Auge gefaßt hatte, den Fiesco. Die von Amtswegen bestellten Beurtheiler der Abhandlung zollten dem Verfasser das Lob, er habe sein Thema „mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftsteller schädlich benutzt, sondern auch selbstn über die Materie gedacht.“ Die Dissertation wurde demgemäß gedruckt. Schiller hatte sie dem Herzog zugeeignet und am Schlusse der Widmung gesagt: „Diese Blätter seien dem Stifter meines Glückes geheiligt; aber die Nachsicht des Vaters beschütze diesen schwachen Versuch vor den

gerechten Forderungen des Fürsten“ — Worte, die sich in der Feder, welche so eben die Räuber niedergeschrieben hatte, ziemlich sonderbar ausnehmen.

Dem Reglement gemäß sollte der Candidat seine Dissertation in öffentlicher Disputation vertheidigen und war das auch auf dem Titelblatt des ursprünglichen Druckes in Aussicht gestellt⁸⁶). Da aber das ausführliche Prüfungsprogramm der Akademie für 1780 einer solchen Disputation nicht erwähnt, so scheint es, die Ceremonie sei dem Dichter erlassen worden. Dagegen wissen wir aus einer der lautersten und wichtigsten Quellen der Jugendgeschichte Schiller's⁸⁷), daß dieser bei der in Rede stehenden Jahresprüfung, wenn nicht in eigener Sache, so doch als Opponent gegen einen Professor in lateinischer Sprache disputirend aufgetreten ist. In den Reihen des zahlreich bei dieser Feierlichkeit anwesenden Publikums stand, schüchtern Neugierde voll, ein junger Tonkünstler, bestimmt, in der trübsten Periode von des Dichters Leben diesem als treuester Freund sich zu bewähren. Der Jüngling wußte bis dahin Nichts von Schiller und kannte nicht einmal dessen Namen. Aber während der Dichter dem Professor opponirte, machte die Erscheinung desselben — die röthlichen Haare, die gegen einander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft sprach, das öftere Lächeln während des Sprechens, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete — einen unauslöschlichen Eindruck auf den jungen Musiker. Als die Disputation zu Ende und die von Zöglingen der Akademie aufgeführte Festcantate verklungen war, schloß er sich dem Zug in den großen Speisesaal an und bemerkte hier, daß Herzog Karl sich huldvoll mit Schiller unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung lange mit ihm sprach; wie auch, daß Schiller gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln behielt wie vorhin gegen den Professor⁸⁸).

Hiemit war des Dichters Lehrzeit in der Militär-Akademie beschlossen. Aber indem sich Ende Decembers 1780 die Thüren

der Aufsicht endlich zum Austritt vor ihm aufstehen, führten sie den jungen Mann keineswegs in die ersehnte Freiheit. Es gab da ein fatales Document, einen Revers, welchen der Hauptmann Schiller und seine Frau am 23. September 1774 unterzeichnet hatten. Kraft dieses Reverses war der Dichter — wie alle unentgeltlich in der Militär-Akademie erzogenen Jünglinge — verpflichtet, „sich gänzlich den Diensten des herzogl. württembergischen Hauses zu widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubniß nicht daraus zu treten“⁸⁹). Gestützt hierauf, geruhte der Herzog, das Gängelband militärischer Subordination, an welches der Dichter bisher gebunden gewesen war, nicht zu lösen, sondern nur etwas zu verlängern. Mit andern Worten, Schiller wurde bei dem nach seinem Commandanten, dem General Augé, genannten und in Stuttgart garnisonirenden Grenadierregiment, welches bei der Verwahrlosung, in die das Militärwesen gefallen, aus dritthalbhundert nicht so fast Soldaten als vielmehr Invaliden bestand, die in jämmerlich gestickten Uniformen und gelegentlich bettelnd durch die Straßen schlichen, als Regimentsarzt ohne Porte d'épée — eine herbe Demüthigung für den Jünglingsstolz — angestellt mit einer Monatsgage von — 18 Reichsgulden. Das war kein ermunternder Anfang, um so weniger, da der junge Mann die medizinische Praxis von vorneherein mit Abneigung betrachtete. Gewiß, es muß eine Stunde bitterer Enttäuschung für Herrn Johann Kaspar und Frau Elisabeth gewesen sein, als der neugebadene Regimentsmedicus sein Patent nach der Solitude brachte. Hatte nicht der Herzog den Eltern für ihren Sohn, als er diesen willkürlich der gewünschten theologischen Laufbahn entriß, eine „sehr gute Versorgung“ in Aussicht gestellt? Und jetzt — „Feldscherer“ ohne Degenquaste, d. h. ohne Offiziersrang, mit 216 Gulden jährlich, schon damals in Stuttgart zu viel zum Sterben und nicht genug zum Leben, — nicht ganz 36 Kreuzer täglich, eine „sehr gute Versorgung“ in der That! Als nach der berührten akademischen Feierlichkeit der Herzog, traulich auf Schiller's Stuhl gelehnt, sich so lange und gnädig mit dem jungen Manne unter-



halten hatte, konnte dieser denken, er habe doch wohl nicht ohne Grund in der Widmung seiner Dissertation den Fürsten den „Stifter seines Glücks“ genannt. Jetzt, aus dem knappzugemessenen Urlaub von der Solitude nach der Residenz zurückgehend, mochte er, die bestürzten Mienen der Seinigen noch vor Augen, mit Bitterkeit empfinden, daß Herzog Karl eine eigenthümliche Methode habe, die Leute glücklich zu machen.

Sechstes Capitel.

Der Regimentsmedicus.

Auf dem Kleinen Graben. — Die Vischerin. — Eine Junggesellenwirthschaft. — Portrait des Dichters. — Tracht und Pracht eines herzogl. württembergischen Festscherers. — Der Rost gährt. — Frau von Woljogen. — Emotica und Aesthetica. — Die Räuber gebracht. — Wirkung. — Anknüpfung mit Dalberg. — Ein Theatercoup auf dem Kasperg. — Ein Freund. — Dramaturgische Leiden. — Heimliche Reise nach Mannheim.

Von der Königsstraße, heute der Hauptpulsader der Stadt und Residenz Stuttgart, führen mehrere enge Gassen nach dem Marktplatz hinunter. An der südöstlichen Ecke desselben läuft die schmale Marktstraße auf eine Brücke zu, welche hier über die Partihonteuze der Residenz, über den Resenbach gelegt ist. Wenn du, statt die Brücke zu überschreiten, dich zur Rechten hinaufwendest, so befindest du dich in der Eberhardsstraße, welche zwischen dem an die Strichgasse angelehnten Häusergewirre auf der einen und der Hauptstädtergasse auf der andern Seite mitten inne liegt. Hier, auf dem Kleinen Graben, denn so hieß die Eberhardsstraße damals, besaß der mehrerwähnte Professor Haug zwei Häuser. Das eine bewohnte er, im andern hatte er sich sein Auditorium eingerichtet und die hievon nicht in Anspruch genommenen Räume an die Frau Luise Dorothea Vischer, Wittve eines Hauptmanns, vermietet. Die Vischerin, wie sie auf gut schwäbisch hieß, war eine magere Blondine von dreißig oder doch „stark neunundzwanzig“ Jahren, ohne körperliche Vorzüge, man hätte denn ihre schmach= tenden blaßblauen Augen für einen solchen gelten lassen wollen. Aber sie war eine gutherzige Frau, ein „Bißle“ musikalisch und

mehr als ein „Bispe“ schwärmerisch. Sie muß für Männer, namentlich für junge und unerfahrene, nicht ohne Anziehungskraft gewesen sein; denn noch 1783 hatte sie mit einem jungen Edelmann aus Wien, welcher auf der Karlschule studirte, ein Abenteuer, das in eine förmliche Entführung auslief⁹⁰). Die Hauptmannswittwe, Mutter von zwei Kindern, besand sich in ökonomischen Verhältnissen, welche es räthlich machten, die entbehrlichen Räume ihrer Wohnung ihrerseits wieder zu vermietthen, und das geschah auch mit einem nicht sehr großen Parterrezimmer, welches zwei Kameraden von der Akademie her, der Lieutenant im Gablenz'schen Infanterieregiment Franz Joseph Kapf und der Regimentsmedicus Friedrich Schiller, gemeinschaftlich bezogen.

Es war da eine nichts weniger als elegante Junggesellenwirtschaft etablirt. Ein großer Tisch, zwei Bänke, ein Kleiderrechen an der Wand, in einem höhlenartigen Alkoven zwei Feldbetten, in einer Ecke ein Magazin von rohen Kartoffeln, nebst leeren Bouteillen, Tellern, Tabakspfeifen, — das war die Ausstattung des gewöhnlich von einer schweren Tabaksatmosphäre gedrückten Raumes. Der gute Scharffenstein — nach seinem Austritt aus der Akademie ebenfalls Lieutenant im Regiment Gablenz — als er sich später dieses Parterrezimmer ins Gedächtniß zurückrief, nahm keinen Anstand, auf dasselbe die respectswidrige Bezeichnung „Loch“ anzuwenden.⁹¹). Zu dieser Wohnung paßte dann recht gut die groteske Figur des in einer geflickten Uniform stehenden Fourierschützen Kronenbitter, welchen Schiller aus den Soldaten seines Regiments zu seinem „Kerl“, will sagen Aufwärter, ausgewählt hatte und welcher, ein echtschwäbischer „Latsche“, halb aus Dummheit halb aus Schelmerei allerlei Störung und Verwirrung in dem ärmlichen Haushalt anrichtete.

Aber die Erscheinung des Herrn Regimentsmedicus selbst spielte nicht wenig ins Groteske. Mit durchaus nicht schmeichelndem, aber marktigem Pinzel hat Scharffenstein das Portrait des Dichters aus jener Zeit entworfen. Es zeigt uns, daß Schiller von „langer, gerader Statur war, gewölbter Brust, langgespalten, langarmig,

sehr langhaltig. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorpelich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tieflegenden dunkelgrauen (blauen?) Augen inclinirten sich bei der Nasenwurzel mehr zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingesunken als voll und ziemlich mit Sommerspotten besät; die Augenlider waren meistens entzündet, das buschige Haupthaar roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geisternäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle Sprache, wenn Schiller declamirte.“ Der Zeichner fügt hinzu, Schiller habe damals etwas Streifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournüre gehabt. Aber, gerechter Himmel, wie hätte sich auch irgend ein Mensch elegant haben können in dem reglementarischen Regimentsmedicinsgehäuse, in welchem der arme Junge sedete? Scharffenstein sah den Freund, als sich dieser zuerst auf der Parade bei seinem Chef zu Dienst meldete, also zum ersten Mal in voller Tracht und Pracht seiner Charge aufmarschirte, — „eingepreßt in die Uniform nach altem preussischem Schnitt, die bei den Regimentsfeldsherren noch extra steif und abge schmact war; drei von Gips starrende Rollen, welche Loden vorstellten, an jeder Seite des Gesichts, während der kleine Militärhut kaum den Kopfwirbel bedeckte, in dessen Gegend ein langer und dicker Zopf gepflanzt war, und eine rothhaarene Binde den langen Hals einzwängte.“ Das Merkwürdigste aber war das Fußwerk, denn vermöge des den Kamasschen unterlegten Filzes waren die Beine des Regimentsmedicus „wie zwei Cylinder und von einem größeren Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel,“ und da er in den schredlichen, „ohnehin mit Schnurwische sehr besetzten“ — (o „Reck“ Krouen-



bitter!) — Kamajßen die Kniee nicht recht biegen konnte, so bewegte er sich „wie ein Storch“.

Das gewährte freilich kein so poetisches Bild wie Göthe, im idealen griechischen Gewand auf dem herzoglichen Liebhabertheater zu Weimar seinen Drest darstellend. Indessen haßte das Caricaturmäßige nur an dem Amtshabit Schiller's, nicht an seiner Persönlichkeit, deren Aeußeres sich noch dazu mit den Jahren vortheilhaft veränderte. Da er beim Austritt aus der Akademie die nicht gewöhnliche Höhe von sechs Fuß drei Zoll erreicht hatte, so ist anzunehmen, daß er schon damals völlig ausgewachsen war. In männlichen Jahren nahm dann seine Nase entschieden die adlermäßige Form an, sein Teint wurde rein und klar, die Entzündung wich von seinen Augenlidern, die Sommerprossen verschwanden von seinen Wangen, die Farbe der Haare milderte sich zum Goldblond. Bei aller Lebenswürdigkeit seines Benehmens, welches Alle, die ihm nähertraten, empfanden und anerkannten, muß in reiferen Jahren seine Haltung eine imponirende gewesen sein. Göthe bezeugt dies. Als am 18. Januar 1825 das Gespräch zwischen ihm, Edermann und Riemer auf Schiller kam und Riemer bemerkte, der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen sei stolz, nur die Augen wären sanft gewesen, da sagte Göthe: „Ja, alles Uebrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft.“

Ein Kreis alter lieber Freunde schloß sich um den angehenden Regimentsmedicus. Da waren, wie schon erwähnt wurde, Kapf und Scharffenstein und da waren auch die Akademiegenossen Pestersen und Reichenbach, beide an der herzoglichen Bibliothek angestellt. Von Ludwigsburg herein, wo er als Waisenhausarzt fungirte, kam Hoven, so oft es sich machen ließ, und von den Hildern herab Schiller's Jugendgepiet aus der Lorch'ser Zeit, Conz, welcher jezt nach durchlaufener Studienbahn droben in Baihingen Vicarius geworden. Das Parterrezimmer auf dem Kleinen Graben war oft der Schauplatz heiterster Symposien, deren materielle Hauptbestandtheile „Knadwurk“ und selbstbereiteter Kartoffelsalat

andmachten. Denn diese jungen Leute besaßen viel Humor, einen vortrefflichen Appetit, desgleichen einen studentischen Durst und wenig Geld. Aber sie waren jung, lebenslustig und alle mehr oder weniger genialisch gestimmt, kraftgenialisch nämlich. Und bei allen konnte der in der Akademie durch strenge Disziplin niedergehaltene jugendliche Muth und Uebermuth jetzt erst ausschlagen. Da schlug er denn wohl auch mitunter tüchtig über die Stränge. Es wurde gezechet, geraucht, gespielt und geliebelt. Drüben in der Hauptstädterstraße befand sich das Wirthshaus zum Ochsen, so ein echtischwäbisch-gemüthliches Wirthshaus, das sich vortrefflich zur „Geniesherberge“ eignete. Da ging es, an Winterabenden bei der Manille, zur Sommerszeit auf der Regelbahn, in Sprache und Gebahren kraftgenialisch her⁹²). Man mußte doch auch einmal burlescos leben. Wenn der Peterßen den Kameraden einen Abschnitt aus dem „stupid gelehrten“ Buch „Ueber die Rationalneigung der Deutschen zum Trunke“, an welchem er damals schrieb, zum Besten gab, so wirkte das so sympathetisch, daß man es bei einem Schoppen nicht bewenden lassen konnte, sondern dem zweiten der dritte und diesem wohl auch ein vierter folgte⁹³); und wenn der Kapf, der Don Juan der Tafelrunde, mit seinen neuesten Eroberungen pralte, so konnte man sich doch wohl nicht enthalten, das schlanke Kellermädchen zu haschen und die Frische seiner Wangen und Lippen küßend zu proben. Es geht nun einmal so zu in der jungen Welt. Zudem war Stuttgart zu Herzog Karl's Zeiten eine „gefährliche“ Stadt. Die moralische Anschauung der Bevölkerung war eine so lax, daß man nur zu geneigt sein mochte, zu den Ausschreitungen der Jugend ein Auge oder gar beide zuzudrücken. Es ist nicht zu verschweigen, daß diese unlautere Atmosphäre auch auf Schiller nicht ganz ohne Wirkung blieb. Einzelheiten anzugeben vermögen wir freilich nicht, aber selbst eine so discrete und zartfühlende Lebensbeschreiberin, wie Karolina von Wolzogen war, hat sich nicht enthalten können, anzudeuten, daß „Sinnentaumel“ und „jugendliche Thorheit“ nach so lang unbehrter Freiheit auch auf den Regimentsmedicus ihre Macht

geübt und „Finanzverlegenheiten“ zur natürlichen Folge gehabt hätten. Ein heilsames Gegengewicht zu den ressenzlichen Verlodungen bildete indessen die Nähe von Schiller's Familie. Wo das strenge Kopfschütteln des Vaters nicht wirkte, da wirkte eine „im weichen Liebeston“ Seitens der Mutter angebrachte Warnung um so sicherer. Die Solitude blieb auch, so oft ein kurzer Urlaub zu erlangen war — ohne einen solchen durfte der Regimentsmedicus die Stadt nicht verlassen — das Lieblingsziel der Ausflüge Schiller's und seiner Freunde, wenn sie, wie Scharffenstein erzählt, „einen guten Tag haben wollten; denn was wurde dort für das liebe Wunderrhies von Sohn gebaden und gebraten!“ Der General ging an dieser Stelle seiner Jugenderinnerungen nicht vorüber, ohne der guten Frau Elisabeth ein Ehrenmal aufzurichten. „Nie — sagt er — habe ich ein besseres Mutterherz, ein häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt, als die Mutter Schiller's war.“

Zu dem süßigenden Einfluß, welchen eine solche Mutter auf den brausenden Jüngling üben mußte, kam der einer mütterlichen Freundin, welche Schiller um diese Zeit in Frau Wilhelmine von Wolzogen gewann. Sie war die Gattin des Freiherrn Ernst Ludwig von Wolzogen, aber schon seit 1774 verwittwet. Der Freiherr hatte seiner Wittwe die Sorge für fünf Kinder und dazu nur die im Rhöngebirge gelegenen beiden kleinen Waldgüter Bauerbach und Oberharles hinterlassen⁹⁴). Sie brachte 1775 ihren ältesten Sohn Wilhelm in die Militär-Akademie nach Stuttgart, in welcher dann auch die drei übrigen Söhne erzogen wurden. Die beiden älteren Brüder Wolzogen waren in dieser Anstalt Schiller's Commilitonen gewesen, aber, etwas jünger als er und einer anderen Lehrabtheilung angehörend, wenig mit ihm in Berührung gekommen. Wilhelm von Wolzogen konnte damals noch nicht ahnen, daß er mit dem Dichter später in so nahe verwandtschaftliche Beziehungen treten würde; aber angezogen von dem steigenden Dichterruf Schiller's, welcher in der Akademie ein öffentliches Geheimniß war, empfahl er den aus der Anstalt getretenen Mitzögling an seine Mutter, welche von ihrem gewöhnlichen

Aufenthaltort Danerbach häufig zu längerem Verweilen nach Stuttgart kam, um ihren Söhnen näher zu sein. Frau von Wolzogen bildet mit jenen Kreis auserwählter Frauen, welche unseren großen Geistern des vorigen Jahrhunderts in Freundschaft nahegetreten sind und wohlthätig auf sie eingewirkt haben. Für Schiller war die Bekanntschaft mit dieser Dame ein großer Gewinn. Denn er konnte im Umgange mit ihr, die eine lebhafteste Theilnahme für das Gute und Schöne mit seltener Herzengüte und geselliger Anmuth verband, edlere Sitten kennen lernen als in der Geniesherberge zum Döhlen im Schwange gingen. Der freundlich Empfangene schloß sich innig an die treffliche Frau an, brachte sie auch nach der Solitude hinauf und stütete zwischen ihr und den Seinigen eine treue Freundschaft. Ebenso führte er die Hauptmännin Bischer bei Frau von Wolzogen ein, und daß die Letztere dies nicht nur geziehen ließ, sondern auch zu der Bischer in ein freundschaftliches Verhältniß trat, beweist, daß der Ruf der Hauptmännin damals noch ein unverfälschter gewesen sein muß. Eine dritte Freundin gewann Schiller in Ludovike Reichenbach, einem hoch und rein gestimmten, künstlerisch begabten Mädchen, welches mit Schwester Christophine befreundet war und es dem Dichter für das ganze Leben wurde.

Im Umgange mit seinen Freunden und Freundinnen vergaß der Regimentsmedicus gerne die Widerwärtigkeiten seines Amtes. Dieses war keine Sinecure, denn, wie schon erwähnt worden, gehörten die 240 Augé'schen Grenadiere so ziemlich in die Classe der Invaliden. Da machte denn der Lazarethdienst unserem Dichter nicht wenig zu schaffen. Er scheint aber bei seinen Curen sehr kraftgenialisch zu Werke gegangen zu sein, denn sein medizinischer Vorgesetzter, der Leibmedicus Elwert, hatte wiederholte Veranlassung, gegen allzu drastische Experimente des jungen Heilkünstlers einzuschreiten. Das verräucherte Gehölze der Gaststube zum Döhlen hat gewiß manche tolle Schnurre mitangehört, welche der sarkastische Peterjen im Kreise der Genossen über Schiller's ärztliches Gebahren losließ. Und der Regimentsmedicus selbst stand

nicht an, die Sache vom Standpunkt des Humors anzusehen. In einer Selbstkritik des Räuber, welche er nach dem Erscheinen des Stückes anonym in das Württembergische Repertorium einrücken ließ, spöttelte er: „Der Verfasser der Räuber soll ein Arzt bei einem Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Scharfsinne seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Cur übergeben.“ Die Wahrheit ist, Schiller liebt seinen amtlichen Beruf nicht. Eine Zeit lang suchte er sich darüber zu täuschen, indem er meinte, nur der praktischen Seite der Arzneiwissenschaft vermöge er keinen Geschmack abzugewinnen, und so trug er sich jetzt und auch später mit dem Plane, die theoretische Seite der Heilkunst zu cultiviren, um als Dozent derselben aufzutreten. Aber jetzt wie später ist es bei dem Vorhaben geblieben. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß Schiller etwas Anderes werde, als eben er selbst, Schiller ⁹⁵).

Im Anfang zwar machte er gute Miene zum bösen Spiele, und wenn er vorschriftsmäßig Morgens zur Kaserne, dann von da nach dem Lazareth und von dort zur Wachtparade „störchte“, so tröstete ihn auf diesen Gängen die Aussicht auf einen mehr oder weniger burschicosen Abend im Döhlen. Allein auf die Länge konnte das Genügen an dem eintönigen Lauf eines zwischen Emeticaverschreiben, Rapportabstatten und „gemüthlichem Kneipen“ verstreichenden Lebens nicht vorhalten. Es ist nicht Jedem gegeben, sich zu bescheiden, in dem zur Abpielung trivialer Weisen construirten Drehorgelwerk ein kleines, unbeachtetes Stiftdchen vorzustellen. Das Licht will leuchten: das ist seine Natur und sein Recht. Außerdem waren 36 Kreuzer täglich auch gar kein Einkommen, auf dessen Vermehrung man nicht bedacht zu sein brauchte. Ach, jenes bittere Wort eines englischen Porten auf einen armen Bruder in Apoll ⁹⁶) paßt nur allzu gut auf Schiller. Auch er hätte nur allzu oft sagen können, Muse, dein Name ist Armut! Freilich, der Einfall, zur Verbesserung seiner Finanzen

ein Schriftsteller, ein deutscher Schriftsteller zu werden, wäre uns verzeihlich, wenn nicht einem Jüngling von einundzwanzig Jahren, der noch dazu ein Dichter war, wunderlichste Einfälle zugute gehalten werden müßten.

Eines Abends — der Tag mochte für den Herrn Regimentsmedicus ein besonders verdrießlicher gewesen sein — flüchtete Schiller in die böhmischen Wälder, d. h. er nahm das Manuscript der Räuber wieder vor, um es noch einmal durchzuarbeiten. Denn das Stück sollte gedruckt werden, das war beschlossen und die Freunde billigten von Herzen diesen Beschluß. Abel und Petersen legten auf Spaziergängen dem Dichter feierlich an's Herz, an dem Gedicht noch diese und jene einschneidendere Veränderung vorzunehmen, und nach seiner ihm damals schon zur Gewohnheit gewordenen Art, in Betreff seiner Arbeiten das Für und Wider gerne mit Freunden durchzusprechen, was so sehr gegen die Weise Göthe's war⁹⁷), nahm er die gemachten Einwürfe wohlwollend auf; allein viel Beachtung hat er denselben doch nicht geschenkt und durfte das auch nicht, wenn die Originalität des Werkes nicht darunter leiden sollte. Endlich war es druckfertig und es fehlte nur noch ein Verleger — wahrlich keine Kleinigkeit! Hatte doch auch Göthe für seinen Götz keinen gefunden und dieses Drama auf eigene Kosten drucken lassen müssen. In Stuttgart wollte sich kein Buchhändler zu dem Wagniß verstehen und Schiller trug deshalb seinem Freunde Petersen, welcher gerade auf einem Ausflug nach dem Rhein begriffen war, brieflich auf, dort herum anzuklopfen. „Höre, Kerl, — schloß der Brief — wenn's reüssirt! Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen.“ Mit dem Burgunder hatte es aber gute Weile, denn Petersen fand auch auswärts keinen Verleger, obgleich Schiller erklärt hatte, mit einem Honorar von 50 Gulden sich begnügen zu wollen⁹⁷). Nun blieb dem Dichter nur übrig, sein Werk auf eigene Rechnung drucken zu lassen; aber der obscure Buchdrucker, an welchem sich Schiller zu diesem Behufe wandte, hatte die obscure Idee, die Druckkosten baar in Händen haben zu

woßen, und die Kasse des Regimentsmedicus befand sich natürlich in dem gewohnheitsmäßigen Zustande der Leere. Die Bürgerschaft eines Freundes ermöglichte es dem Dichter, die nöthige Summe aufzunehmen, und die Räuber gingen unter die Presse.

Während des Druckes sandte Schiller die Aushängebogen an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan nach Mannheim, welcher sich als Freund und Förderer der Poesie, insbesondere der dramatischen, einen Namen gemacht hatte. Herr Schwan war gebildet genug, den Genius des Dichters sofort zu erkennen, und Schiller seinerseits fühlte so sehr das Richtige mancher Bemerkung und Ausstellung des Mannes, daß er mehr als eine grelle Stelle des Stückes noch geschwind änderte und namentlich die Borrede ganz unterdrückte, indem er dieselbe durch eine neue ersetzte. Der briefliche Verkehr mit Schwan hatte aber noch eine wichtigere Folge. Der Hofkammerrath ließ nämlich, wie er am 11. August 1781 dem Dichter schrieb, mit den Aushängebogen der Räuber sogleich zu dem Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, welcher das Mannheimer Theater als Intendant leitete, las demselben die dramatische Novität „brühwarm“ vor und veranlaßte den Freiherrn, mit dem Dichter wegen Umarbeitung des Stückes Behufs der Darstellung auf der Mannheimer Bühne in Unterhandlung zu treten — ein Ereigniß von äußerster Wichtigkeit in Schiller's Leben, welches damit eine entscheidende Wendung nahm.

Inzwischen erschien im Hochsommer 1781 die erste Ausgabe der Räuber^{oo}), und zwar ohne den Namen des Verfassers, welcher demnach das ganz bestimmte Bewußtsein hatte, daß die Veröffentlichung seiner Tragödie ihn mit seiner Stellung als Diener des Herzogs von Württemberg in schroffen Widerspruch setzen mußte. Die Wirkung war die eines furchtbar prächtigen Meteors, dessen Erscheinung nur um so mehr überraschte, als es aus der seit einem Jahrzehnt sehr still und eintönig gewordenen Stuttgarter Atmosphäre plötzlich emporstieg. Damals gab es in Deutschland noch *literarische „Ereignisse“* und die Räuber wurden sofort als ein sol-

des anerkannt, in Liebe und Haß; denn während das Stück die Jugend elektrisirte, in den Brennstoff, welchen die Sturm- und Drangzeit in den jungen Herzen aufgehäuft, wie ein zündender Blitz einschlagend, verursachte es den Anhängern des Bestehenden, den Ruinierern der alten Ordnungen und Satzungen Grauen und Furcht. Wäre zu jener Zeit das „rothe Gespenst“ schon erfunden gewesen, gewiß, man hätte es in den Räubern drohend spuken sehen. Und in Wahrheit, das Gedicht war eine Drohung. Wie ein Schrei bacchantischen Zerstörungsjubels scholl es in eine abgelebte Gesellschaft herein, welche sich widerstrebend zu einer weltgeschichtlichen Häutung anrichtete. Der poetische Instinkt hatte die richtige Witterung der ungeheuren Erschütterungen, welche Europa bevorstanden; aber erst als sie da waren anerkannte man die Richtigkeit der Vorahnung. Doch nein, man hütete sich wohl, so gerecht zu sein, und zog es vor, in den Symptomen, womit die Katastrophe sich angekündigt hatte, die Ursachen von dieser zu sehen und zu haßen. So jener Fürst, von dem Göthe, wie er Edermann mittheilte, in Karlsbad das Wort vernahm: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriffe, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in diesem Augenblicke vorausgesehen, daß Schiller's Räuber darin würden geschrieben werden, — ich hätte die Welt nicht erschaffen!“

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß auch beim Erscheinen des Stückes schon mißbilligende Stimmen laut wurden; zunächst jedoch nur von ästhetischer und moralischer Seite her. Allein die Mißbilligung vermochte gegen den Beifallsturm gar nicht auszusommen. Freilich äußerte sich dieser kaum weniger unverständlich als jene und überhaupt ist meines Wissens zu jener Zeit nur eine einzige Kritik der Räuber erschienen, welche diesen Namen verdiente. Ich meine die, welche in der Erfurterischen gelehrten Zeitung vom 24. Juli 1781 stand¹⁰⁰.) Hier war Lob und Tadel mit Verstand und Sachkenntniß motivirt und die außerordentliche Bedeutung des Gedichtes namentlich dadurch anerkannt, daß von dem Verfasser gesagt wurde: „Haben wir je einen deutschen

Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser!" Ein solcher Ausspruch, noch dazu offenbar von einem competenten Richter abgegeben, mußte dem zweiundzwanzigjährigen Regimentsmedicus nicht wenig wohlthun und es steht zu vermuthen, daß er Sorge getragen, das Erfurter Blatt auch nach der Solitude hinaufgelangen zu lassen. Galt es doch, dort droben die residenzlichen Klatschbasereien zu paralyßiren, wie sie von „guten Freunden“ hinsichtlich des Einzdrucks, welchen das „erschreckliche Theaterstück“ in Stuttgart hervor gebracht, sicherlich den Eltern des Dichters zugetragen wurden. Der Name des Verfassers war natürlich in Aller Mund und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß auch der Herzog frühzeitig von der Autorschaft seines Regimentsmedicus unterrichtet wurde. Sei es nun, daß der Fürst die Sache Anfangs leicht nahm, sei es gar, daß sich sein Stolz geschmeichelt fühlte, einen Dichter, der mit seinem ersten Wurf so großes Aufsehen erregte, aus der Karlschule hervorgegangen zu sehen, — genug, es mußten noch anderweitige Umstände hinzukommen, bevor Karl sich bewogen fand, als gestrenger Cenior einzuschreiten.

Vor der Hand mochte sich der Dichter unbehelligt in den Stralen seines jungen Ruhmes sonnen, welche ja kräftig genug waren, selbst ein so steinernes Herz zu erwärmen, wie es der General Rieger, Commandant auf Hohenasperg, in der Brust trug. Dieser Mann, dessen Schicksale Schiller später in seiner Novelle „Spiel des Schicksals“ beschrieben hat, war aus dem Glanz der Günstlingschaft plötzlich in das Dunkel eines unterirdischen Kerkers auf Hohentwiel hinabgeschleudert worden. Nach mehrjähriger, wohl am würtemberger Land, nicht aber an dessen Herzog verbienter Haft war er in die Verbannung gewandert, dann von Karl zurückgerufen und als Befehlshaber auf den Asperg gesetzt worden, wo er namentlich als Kerkermeister Schubart's eine traurige Berühmtheit erlangte. Die furchtbare Prüfung welche er erfahren, hatte Rieger's Hergenehärte nicht gemildert, wohl aber seine Phantasie in die Irrgänge pietistischer Schwärmerei hineingelenkt und mit dieser amalgamirte sich wunderbar die Laune, den

Schöngeist zu spielen. Was damals, aus dieser Rieger'schen Laune resultirend, auf dem Asperg geschah, gehört, will mir scheinen, nicht zu den am wenigsten merkwürdigen Charakterzügen des Jahrhunderts. Rieger commandirte die Besatzung abwechselnd zum Exerciren, zum Gassenlaufen, zur Gottesfurcht, zum Komödienpiel und zum Ballet. Ja, die armen Teufel von Soldaten mußten auf Rieger's Commando singen, springen, tanzen und schauspielern. Eine Bühne ward etablirt und Schubart commandirt, für das Repertoire zu sorgen. Selbst der Hof, den Herzog an der Spitze, besuchte die Vorstellungen dann und wann mit seiner Gegenwart. Hoven kam mehrmals von Ludwigsburg herauf, sich das Ding mitanzusehen, und was er da hörte, war seltsam genug. So wurde am Geburtsfest des Commandanten ein Schauspiel aufgeführt, dessen von Schubart — gewiß unter heimlichem Zähnknirschen — gedichteter Prolog mit den Worten anhub: „Edler Rieger!“ Der edle Rieger stand alsbald auf, klatschte entzückt und schrie: Da capo! worauf der Prolog abermals: „Edler Rieger!“ Uebrigens that der frömmelnde und schöngeistelnde General nur nach, was sein herzoglicher Gebieter ihm vorthat. Auch diesen mußte der unglückliche Poet in befohlenen Prologen und Festgedichten überschwänglich loben und preisen, — zur nämlichen Zeit, wo der Grimm des Gefangenen in einem unsterblichen Fluche sich entlud, betitelt „die Fürstengruft“. Als Hoven erst über das Erstaunen hinaus war, den General von diesem selbst commandirte und ihm ins Gesicht abgeleierte Schmeicheleien beklatschen zu sehen, stach ihn der Schall und er klatschte aus Leibesträften mit. Dadurch wurde Rieger auf den jungen Mann „von so feinem Geschmac“ aufmerksam und nach gemachter Bekanntschaft forderte er Hoven auf, doch auch einmal dessen Freund, den Verfasser der Räuber, mit auf den Asperg zu bringen. Als Hoven zugesagt, bereite der Herr General einen Theatercoup vor. Schubart ward commandirt, eine Rezension über die Räuber zu schreiben, und als dann Hoven eines Tages mit Schiller heraufkam, stellte der Commandant den Lepteren unter dem Namen eines Dr.

Fischer dem gefangenen Dichter vor und lenkte baldmöglichst das Gespräch auf die Räuber. Der angebliche Dr. Fischer bemerkte, er kenne den Verfasser der Tragödie genau, und wünschte Schubart's Urtheil über dieselbe zu hören. Das war das Stichwort für den General, welcher sofort seinen Gefangenen aufforderte, seine Kritik vorzulesen. Nachdem dieses geschehen, äußerte Schubart, er möchte wohl den Dichter der Räuber persönlich kennen lernen. Nun Rieger, dem Gefangenen auf die Schulter klopfend: „Ihr Wunsch ist erfüllt. Hier steht er vor Ihnen!“ Ist's möglich? rief Schubart enthusiastisch, fiel dem Dichter um den Hals, küßte ihn und brach in Thränen aus ¹⁰¹).

Wenn die Bekanntschaft mit dem armen Gefangenen des Aspergs in dem Regimentsmedicus nur schmerzliche Gefühle erzeugen konnte, so mußte ihm dagegen eine andere, um dieselbe Zeit ihm nahegetretene Persönlichkeit freundlichste Eindrücke bereiten. Ein junger Musiker, Andreas Streicher, 1761 zu Stuttgart geboren, so ein echtes, gutes, treues Schwabenherz, hatte mit Begeisterung die Räuber gelesen und ein Freund erfüllte seinen Wunsch, ihn mit dem Dichter persönlich bekannt zu machen. Mit Ueberraschung erkannte er in diesem den Jüngling wieder, dessen Erscheinung etwa anderthalb Jahre früher bei Gelegenheit der Prüfungsfeierlichkeiten in der Akademie seine Aufmerksamkeit so sehr erregt hatte ¹⁰²). Streicher hat diese erste Zusammenkunft mit Schiller treu im Gedächtniß bewahrt. Er hatte sich den Dichter der Räuber als einen heftigen jungen Mann vorgestellt, dessen Feuer in Sprache und Gebahren alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse. Er fand sich angenehm enttäuscht. Das seelenvollste, anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden entgegen. Beiseitend ablehnend wurde die schmeichelhafte Anrede des jungen Künstlers erwidert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über Alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich. Das anfänglich blasse Aussehen, welches im Verfolg des

Gespräch in hohe Wöthe überging, die kranken Augen, die kunkel-
los zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblühte Hals, gaben
dem Dichter eine Bedeutung, die ebenso vorthellhaft gegen die
Geizertheit der Gesellschaft abstach als seine Aussprüche über ihre
Reben erhaben waren ¹⁰³). Es war eine günstige Stunde, als
der junge Dichter den jungen Musiker kennen lernte. Sie wurden
Freunde und keine der idealen Freundschaften jener Zeit war
idealeren Schwunges als die, welche Streicher seinem Schiller
weihete. Der Dichter hatte hier ein Herz gefunden, in welches er
alle seine Ansichten, Entwürfe, Sorgen und Kümernisse nieder-
legen konnte, und der weiche, träumerische Musiker gewann in dem
täglichen Umgange mit dem verehrten und geliebten Freund eine
Kraft der Aufopferungsfähigkeit, welche zu bewähren er bald Ge-
legenheit erhalten sollte.

Unterdessen hatte die Unterhandlung des Dichters mit Dalberg
ihren Fortgang. Der Freiherr, ein gebildeter, kunstfönniger, für
alle Regungen empfänglicher, wenn auch nicht sehr charakterfester
Mann, machte durch seine von dem Kurfürsten von Pfalz=Balern
ihm übertragene Direction des Mannheimer Theaters in der deut-
schen Theatergeschichte Epoche. Zwar übersiedelte 1778 der pfalz-
bairische Hof nach München, doch wurde für die Mannheimer
Bühne eine jährliche Subvention ausgeworfen, welche es dem
Freiherrn ermöglichte, eine tüchtige Anstalt zu gründen. Er ging
mit Kenntniß, Geschmac und Eifer ans Werk und auch der aristo-
kratische Anstand, der Ton vornehmer Weltbildung, womit Dalberg
das Institut leitete, kam diesem nicht wenig zu gut. Der rohe
Naturalismus oder auch die Gottsched'sche Unnatur, welche bisher,
verbunden mit einem zuchtlosen Bandenleben, unter den deutschen
Schauspielern gäng und gäbe gewesen, sie fanden hier keine Dul-
dung und das im Herbst 1779 eröffnete Mannheimer National-
theater durfte, mit Schauspielern wie Ifland, Voel, Beil und
Bed, den Schülern Echhof's, wie Meyer und Zuccharini, und mit
Schauspielerinnen wie die Seyler, Toskani, Meyer, Wallenstein
und Kammersfeld besetzt, vor allen anderen deutschen Schaubühnen

damaliger Zeit auf die Geltung einer Kunstanstalt Anspruch machen.

Schiller hatte natürlich die Aussicht, seine Tragödie auf einer solchen Bühne zur Darstellung zu bringen, mit lebhafter Freude begrüßt. Aber sofort begannen die dramaturgischen Leiden, welche an diese Aussicht sich knüpften. Denn es galt, das Stück „bühnengerecht“ zu machen, und über Bühnengerechtigkeit gingen die Ansichten des Dichters und die des Intendanten himmelweit auseinander. Es half jedoch Nichts, sie mußten vermittelt werden. Wohl mag Schiller, während er sein Gedicht für das Theater „gerecht“ machte, manchmal mit dem Helden desselben verzweifelt ausgerufen haben: „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust?“ Aber ohne Schnürbrust keine Aufführung! So kam endlich das Bühnenmanuscript, in welchem das Original vielfach verdreht und verstümmelt erscheint, zu Stande und ging am 6. October 1781 an Dalberg ab, welcher all der „eifrigen Fürsprache eines Vaters für sein Kind“ gegenüber unerbittlich geblieben war. Gewiß, Dalberg hatte Rücksichten zu nehmen: schon als Edelmann und mehr noch als Director einer fürstlichen Bühne mußte ihm daran gelegen sein, den Sturm- und drangvollen oder, wenn man will, den revolutionären Ton des Stückes möglichst zu dämpfen. Aber es war, ästhetisch angesehen, geradezu eine Monstrosität, den Sinn des Gedichts, welches, wie eine echte Ausgeburt des Jahrhunderts, so auch eine Kritik und eine Befehdung desselben war, dadurch zu fälschen, daß man die Handlung auf der Bühne willkürlich um Jahrhunderte zurückverlegte, in die Zeit, „wo Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden in Deutschland stiftete.“ Dadurch sollte dem Werk sein Stachel genommen werden; allein in Wahrheit wurden durch ein solches Beginnen, welches noch dazu bloß ganz Blödsichtige täuschen konnte, nur „alle seine tiefer liegenden Motive gelähmt und die besten Lebensnerven der Charaktere durchschnitten“¹⁰⁴). Neben solcher Mißhandlung des Stückes im Großen und Ganzen, war es kaum noch von Belang, wenn im Einzelnen auf theilweise ganz absurden Veränderungen bestanden

wurde. So z. B. meinte Dalberg, es sei doch gar zu gräßlich, daß Karl Moor seine Geliebte umbringe — ein Zug, der wesentlich zur Rolle des Räuberchefs gehört — und so mußte die arme Amalia auf der Bühne zur Selbstmörderin werden.

Daß, nachdem endlich alle Hindernisse, welche der Aufführung sich entgegenstellten, wohl oder übel beseitigt waren, Schiller den Gang seines Erstlings über die Bretter mitansehen wollte, verstand sich von selbst. Dem Dichter das verwehren wollen, wäre etwa, als wollte man einem zärtlichen Vater gebieten, abwesend zu sein, wenn seine geliebte, in Sorgen und Schmerzen erzogene Tochter unter dem Brautkranz geht. Aber es war Grund da, zu befürchten, daß ein zu erbittender Urlaub dem Dichter verweigert werden würde, der sich doch, wie er an Dalberg schrieb, auf die Aufführung freute wie ein Kind. Falls eine von Schwab beigebrachte Ueberslieferung¹⁰⁶⁾ begründet ist, mußte der Lärm, welchen die Räuber machten, zu dieser Zeit droben im Hohenheimer Schloß bereits Staub aufgeworfen haben. Ein früheres Urlaubsgeßuch, vermuthlich von Schiller zu dem Zweck eingereicht, der Generalprobe seines Stückes in Mannheim anzumohnen, war verweigert und mit einer herzoglichen Resolution begleitet worden, des Inhalts, der Regimentsmedicus möge sich ernster und eifriger als bisher seinen Amtsgeschäften und nur diesen widmen. Aber — schrieb Schiller an seinen Jugendfreund Moser — „welcher kräftige Jüngling würde nicht wünschen, das Kind seiner ersten Liebe zu sehen?“ Dagegen half kein Bedenken, und weil der Dichter voraussah, daß er nicht öffentlich, d. h. mit Urlaub, nach Mannheim würde gehen können, beschloß er, heimlich zu gehen. Die Aufführung der Räuber war auf den 10. Januar 1782 festgesetzt worden, aber Dalberg verschob sie um ein paar Tage, weil Schiller an dem genannten in der ganzen Glorie seines Regimentsmedizinerthums die Gratulationscour sämtlicher Militär- und Civilchargen zu Ehren des Geburtsfestes der Gräfin von Hohenheim mitmachen mußte. Dann aber war kein Halten mehr. Mit Freund Peterjen machte sich der Dichter



in aller Heimlichkeit auf den Weg, wäre aber, wie der Gemann bezeugt, beinahe zu spät in Mannheim eingetroffen, weil ihn das Wohlgefallen an einem schmucken Schenk mädchen ungebührlich lange in Schwepingen festhielt. Glückliche Sorglosigkeit der Jugend, die selbst auf der Schwelle zu wichtigsten Entscheidungen von den hübschen Augen eines Schenk mädchens sich fesseln lassen kann.

Siebentes Capitel.

Die Flucht.

Die Räuber auf der Bühne. — Ein Triumph. — Dichter und Regimentsmedicus. — Nur fort von hier! — Fiesco. — Die Anthologie. — Schiller als Lyriker. — Die Laura. — Oden. — Zweite Fahrt nach Mannheim. — Das Gewitter bricht los. — Der Herzog. — Im Kerker. — Rache und Liebe. — Ein Denkmahl und eine letzte Anklage. — Der Entschluß zur Flucht. — Andreas Streicher. — Ein Abschiedsgefang. — Der 17. September 1827. — „O, meine Mutter!“

Sonntags den 13. Januar 1782 lebten an den Brunnenanlagen und Straßenecken der Stadt Mannheim Theaterzettel, welche einem werthen Publicum anzeigten, daß „Abends präcise 5 Uhr“ auf der „hiesigen Nationalbühne“ aufgeführt würden: „Die Räuber, — ein Trauerspiel in sieben Handlungen, für die Mannheimer Nationalbühne von dem Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.“ Am Ende des Personens- und Schauspielerverzeichnisses stand ein auf Dalberg's Wunsch vom Dichter verfaßtes „Avertissement“, welches die moralische und poetische Berechtigung des Stückes nachweisen sollte. Die Erwartung war hochgespannt und die ganze Woche her hatte man in der Umgegend darüber hin und her gesprochen, wie sich wohl das Trauerspiel auf der Bühne machen würde. Denn, wie literarische, so gab es damals in Deutschland auch noch theatralische Ereignisse. Aus den rheinischen Städten, aus Heidelberg, Darmstadt, Worms, Speyer, Frankfurt und Mainz waren die Leute zu Fuß und Wagen gekommen, und wer sich einen Platz sichern wollte, mußte schon um 1 Uhr Mittags



im Theater sich einfinden. Schiller selbst kam noch mit knapper Noth vor dem Aufziehen des Vorhangs auf den ihm reservirten Platz im Parterre und da stand er nun ungelant unter der Menge, dem Wahrspruch entgegenharrend, welcher seine Zukunft bestimmen, sein Schicksal entscheiden sollte. Wie muß dem Jüngling das Herz in der Brust geschlagen haben, wenn er seine Blicke über das „vielsköpfige Ungeheuer“, genannt Publicum, hinschweifen ließ, welchem jetzt die Anerkennung oder Verdamnung dessen anheimgegeben war, was er in glühenden Stunden gesonnen und geschaffen. Aber der Vorhang hob sich und das Spiel begann.

Die Hauptrollen waren vortrefflich besetzt: Boel spielte den Karl, Jffland den Franz, Beil den Schweizer, Beck den Kossinsh, Frau Loskani die Amalia. Zwar die drei ersten „Handlungen“ thaten keine bedeutende Wirkung, aber mit der vierten trat ein vollständiger Umchwung ein. Mit dem Feuer der Schauspieler steigerte sich auch das der Zuschauer und die wilde Großartigkeit der Dichtung riß Alle mit sich fort. Ein tiefes Schauern bebte durch das Haus, als Jffland in seiner großen Szene, wo er sich anschickte, die furchtbare Vision Franz Moor's zu erzählen, mit geisterbleichem, vom irren Lampenlicht beleuchteten Gesicht ohnmächtig zusammenbrach¹⁰⁶), und als nach 10 Uhr der Vorhang fiel, machten die Zuschauer ihren stürmisch erregten Gefühlen durch angestimmten Beifall Luft. Stralend von Glück mag in diesem stolzen Augenblick Schiller seinen Peterßen angesehen und zitternd vor Aufregung den beglückwünschenden Händedruck des Freundes erwidert haben. Nach beendigter Vorstellung speiste er in Gesellschaft sämmtlicher Rollenträger zu Nacht und es war wohl bei dieser Gelegenheit, daß er, noch ganz warm von der Bühnenwirkung seines Stückes, gegen Beil den Einfall aussprach, selber Schauspieler zu werden. Aber Beil entgegnete mit prophetischer Einsicht: „Nein, nicht als Schauspieler, sondern als Schauspielerdichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühne werden“¹⁰⁷). Am folgenden Tage bevor der Dichter die Heimreise antrat, empfing

ihn Schwan mit zuvorkommendster Artigkeit in seinem Hause, übergab ihm 4 Carolin als „Reiseloſtenwergütung“ — welche das damals in Deutschland noch ſo ziemlich unbekannte Bühnenhonorar vertreten mußte — und ſtellte ihn ſeiner Tochter Margaretha vor. Das ſchöne Mädchen machte einen bedeutenden Eindruck auf Schiller und die Bekanntschaft mit ihr trug nicht wenig zu der gehobenen Stimmung bei, womit er nach Stuttgart zurückkehrte. Wie lebhaft der Dichter empfand, daß, was er in Mannheim erlebte, beſtimmend auf ſein Schickſal eingewirkt habe, bezeugt ſein Brief vom 17. Januar 1782 an Dalberg, wo er ſagt: „Beobachtet habe ich ſehr Vieles, ſehr Vieles gelernt; und ich glaube, wenn Deutschland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Allein die Lage des Regimentsmedicus war ſo, daß ſeine gute Laune nicht lange vorhalten konnte. Zwar ſeine heimliche Fahrt nach Mannheim blieb verholen, denn Peterſen und die übrigen etwa ins Geheimniß gezogenen Freunde hielten reinen Mund und ſo hatte der begangene Subordinationsfehler vor der Hand keine unangenehmen Folgen. Dagegen mußte der Dichter ſchon aus inneren Gründen mehr und mehr mit ſeiner Stellung zerfallen. Während des kurzen Ausflugs nach Mannheim hatte ihn ein Freiheitshanc angeweht und er hätte müſſen viel älter ſein, als er war, wenn der Peiſalſtürm, welcher am 13. Januar ihn umraufchte, nicht Illuſionen in ihm erregt hätte, Träume von einer Zukunft voll freien Strebens, voll Ruhm und Glüd. Da drunten in Mannheim war er der Dichter Schiller geweſen, dem Männer von Geiſt, Bildung und Stellung, Frauen voll Anmuth und Enthuſiasmus anerkennend, lobend, huldigend ſich genadt hatten. Hier oben in Stuttgart war er nur der R e g i m e n t s - m e d i c u s Schiller, im Rang etwa einem Feldwebel gleichſehend und zu widerwärtigen Berrihtungen verpflichtet, dem monotonen Garniſonſchlendrian unterworfen. Es bedarf eben keines großen Aufwandes von Phantaſie, um ſich die Gefühle zu vergegenwärtigen, womit der junge Mann nach ſeiner Zurückkunft

aus Mannheim wieder in die verhasste Felscherermondour fuhr. Er empfand, daß er zum Dichter, zum Dramatiker bestimmt sei, aber auch, daß ihm die Heimath zur Entfaltung und Gethendmachung seines Genies keinen Raum gewähre. Es ist nicht unendlich bezeugt, aber doch psychologisch sehr wahrscheinlich, daß die innere Stimme, welche die höchste Instanz genialer und dabei redlicher Menschen ist, ihm schon damals zugerufen habe: Fort von hier! Nur fort von hier!

Aber Schiller ist selbst in leidenschaftlichsten Tagen seiner Jugend des schwäbischen Charakterzuges der Bedächtigkeit nie ganz ledig gewesen. Er fühlte, daß die Räuber wohl ein Anfang seien, draußen in der Welt etwas vorzustellen, aber eben nur ein Anfang, und daß es daher gelte, auf der gewonnenen Basis eines ehrenhaften Rufes rüstig weiterzubauen. So sah er sich denn nach einem Stoffe zu einer zweiten Tragödie um und glaubte zunächst in der Geschichte des unglücklichen Konradin von Hohenstaufen einen glücklichen Fund gemacht zu haben. Allein nach reiflicher Prüfung kam er davon zurück und wandte sich wieder der Geschichte des Fiesco zu, welche, wie wir sahen, schon in der Akademie seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er besuchte fleißig die Bibliothek, um des historischen Materials seiner Arbeit Herr zu werden¹⁰⁰), entwarf den Plan, schrieb ein Schema des Inhalts und seiner Gruppirung nieder und begann dann die einzelnen Szenen und Acte auszuarbeiten. Es war ihm schon zur Gewohnheit geworden, gerne zu beobachten, wie die unter seiner Hand entstehenden dramatischen Gestalten und Ereignisse auf einen Dritten wirkten, und so ward denn Freund Streicher der Vertraute, welcher „die Verschönerung des Fiesco zu Genua“ Schritt für Schritt entstehen sah¹⁰⁰). Neben den Anfängen der neuen Tragödie beschäftigte aber den Dichter um diese Zeit noch ein anderes literarisches Unternehmen. Es war damals die Periode der Musenalmanache. Wo nur immer in Deutschland ein Kreis von jungen Poeten sich zusammengefanden, kam ein solches Jahrbuch dichterischer Erzeugnisse heraus, nachdem einmal 1770 der Boie- und Götter'sche Musenalmanach

den Anstoß dazu gegeben hatte. Auch das alte Schwabenland wollte seine jährliche poetische Blumen- oder Aehrenlese haben und so veröffentlichte der Dichterling G. F. Ständlin auf das Jahr 1781 eine „Schwäbische Blumenlese“, welche jedoch, wenn man die Beiträge von Schiller, Haug und Long abrechnet, mehr wie eine Distelenlese ansah¹¹⁰⁾. Ständlin gebärdete sich aber als ein so anmaßlicher Redactor, daß nicht mit ihm auszukommen war, und so kam Schiller auf die Idee, selber einen poetischen Almanach zu veröffentlichen. Er durchstöberte den Vorrath von Gedichten, welcher sich allmählig in seinem Schreibpulte — vorausgesetzt, daß er ein solches befaß — angehäuft hatte, bot auch die Contingente seiner dichtenenden und reimenden Freunde auf und ließ die „Anthologie auf das Jahr 1782“ drucken, wiederum auf eigene Rechnung, wodurch der Passionsstand seiner Finanzen abermals nicht unbedeutend vermehrt wurde.

Diese, angeblich „in der Buchdruckeret zu Lobolsz“, in Wahrheit aber bei J. B. Nepler in Stuttgart gedruckte, von dem Herausgeber nicht sehr geschmackvoll „seinem Prinzipal, dem Tod“ gewidmete und mit einer bis zu Lohenstein'schem Schwulst sich ver steigenden Vorrede¹¹¹⁾ ausgestattete Anthologie darf für die Sammlung der jugendlichen Lyrik Schiller's angesehen werden; denn es ist festgestellt¹¹²⁾, daß weitläus die Mehrzahl dieser Gedichte von ihm herrührt, obgleich er später nur eine kleine Minderzahl derselben der Aufnahme in seine Gedichtsammlung würdigte. Dies konnte bei seinen geläuterten Schönheitsbegriffen nicht anders sein, da die Gedichte der Anthologie mit den Schlacken kraftgenialischen Ueberchwangs und kraftgenialischer Rohheit allzu stark behaftet waren¹¹³⁾. Die Anthologie berührt nicht selten die Grenzlinie, wo die Poesie aufhört und die pathologische Rhetorik, ja der physiologische Cynismus anfängt. Es fehlt auch in den Gedichten der Anthologie nicht an echt Schiller'schen Wendungen, an Kraft des Ausdrucks, an einzelnen Silberbliden des Genius. Allein im Ganzen floßen wir hier doch auf ausreichende Beweise, daß in Schiller's Seele die rein lyrische Seite fehlte. Es ist eigen, daß

der Dichter, welcher in seinen Dramen den vollen lyrischen Bauston so oft, vielleicht nur zu oft gefunden hat, kein eigentliches Lied hervorbrachte. Freilich, die Erklärung ist leicht. Schiller's Dichtung ist wesentlich Gedankenpoesie. Der Gedanke vermittelt bei ihm stets den Ausdruck der Empfindung. Die Stimmung geht bei ihm nicht unmittelbar heraus, sondern, wenn ich mich richtig ausdrücke, durch das Medium der Idee hindurch. Nur in ganz wenigen seiner Gedichte strömt das Gefühl unmittelbar. Deshalb ist er als Lyriker nur groß, — dann aber auch unerreicht groß, — in der philosophischen Rhapsodie. Hier erfüllt er auch lyrisch, was Bürger so bündig wie schön als die Aufgabe der Poesie bezeichnet hat ¹¹⁴).

Die merkwürdigsten Gedichte der Anthologie sind die Laura-Oden. Wenn man dieselben zum ersten Mal liest — nämlich mit jugendlichen Augen, so ist man geneigt, zu glauben, hier sei „geschöpft aus tiefer Brust des Liebes Flammenborn.“ Die novellistische und dramatische Mythenbildnerie ist auch nicht angestanden, aus den zerstreuten Farbentönen der Lauragedichte eine Lauragestalt zusammenzumalen und dieselbe in leidenschaftliche Beziehung zu Schiller zu setzen. Die biographische Wahrheit muß aber dieses Nebelgebilde ohne Weiteres bei Seite schieben. Ebenso muß sie die Annahme, der Gegenstand der Laura-Oden sei Margaretha Schwan gewesen, nicht nur als willkürlich, sondern als geradezu anachronistisch verwerfen, denn die meisten der Oden an Laura, vielleicht alle, waren gedichtet, bevor Schiller das genannte Mädchen zum ersten Mal sah. Endlich ist auch der sonst so verlässliche Scharffenstein auf der unrichtigen Spur, wenn er angibt, die Hauptmännin Bischof sei Schiller's Laura gewesen. Es hat zwischen dieser Frau und dem Dichter ein freundschaftliches, nicht aber ein erotisches Verhältniß bestanden ¹¹⁵). Die Wahrheit ist, daß, wie schon Karoline von Wolzogen richtig angedeutet hat ¹¹⁶), Laura nie etwas Anderes als eine Phantasiegestalt war. Sonst, der damals viel mit Schiller verkehrte, hatte diese Ansicht schon früher des Bestimmtesten ausgesprochen und den Nagel auf den

Kopf getroffen, indem er bemerkte, daß an den Laura=gebüden die Phantasie bei Weitem mehr Antheil habe als die Empfindung ¹¹⁷). Das ist's. Die Laura=Oden sind ihrem Wesen und ihrer Form nach eine so phantastische Wollenwanderung, wie es nur jemals eine gegeben hat. Trotz ihres starken Aufwands von sinnlichen Bildern sind sie ohne alle sinnliche Begreiflichkeit, — nicht Produkte der Erfahrung, sondern vielmehr der Erwartung, der Erwartung eines Jünglings, dessen glühende Einbildungskraft nicht nur die „unbekannte Geliebte“ vor Augen, sondern auch sich selber schon in ihren Armen sieht, trunken von Wonne, stammelnd vor Entzücken. Aber so eine gegenstandslose Schwärmererei hat immer etwas Hohles, innerlichst Kaltes und ich bekenne mich gerne zu der Aecherei, daß mich die Laura=Oden an das gebadene Eis der Chirsen gemahnen, welches den Gaumen verbrennt und den Magen verflüht. Schiller hat sich später die Mühe genommen, an diesen Gedichten viel zu ändern, zu kürzen, zu feilen. Nicht zu ihrem Vortheil; denn nur in ihrer ursprünglichen Form geben sie ein authentisch=psychologisches Document von dem jugendlichen Ueberschwang des Dichters ab.

Unterdessen war es Frühling geworden und die Raiberrlichkeit drang ließ dem jungen Mann seine Lage noch enger und gedrückter erscheinen. Fühlen doch zur Zeit, wo Alles sproßt und grünt und blüht, alle jugendlichen Herzen ein wunderbares Drängen und Treiben, das mit dem der Natur in geheimnißvoller Beziehung steht. Schiller empfand das Bedürfnis, seine Seele wieder einmal zu lichten und zu lüften, und so unternahm er am 25. Mai eine zweite heimliche Reise nach Mannheim. Diesmal begleiteten ihn zwei Freundinnen, Frau von Wolzogen und Frau Bischof. Dalberg hatte der vorausgegangenen Bitte des Dichters gemäß eine Vorstellung der Räuber bewilligt und abermals ließ der Erfolg des Stückes den Verfasser nur um so widerwilliger auf seine Stellung in Stuttgart zurückschauen. Inmitten der Huldigungen, welche ihm in Mannheim zu Theil wurden, ersähen ihm dieser Ort wie ein Paradies, dessen „glücklichere Sterne und glic-

solches Klima ihn zum wahren Dichter erwärmen würden.“ Der Plan, als Theaterdichter zu der Mannheimer Bühne in ein festes Verhältnis zu treten, gewann festere Gestalt. Er eröffnete sich dem Freiherrn, ging ihn um Fürsprache und Unterstützung an und glaubte in dem theilnehmenden Blick und in dem stummen Händedruck Dalberg's die feste Gewährschaft des erbeteten Beistandes erhalten zu haben. In diesem Sinne schrieb er, unpäßlich nach Stuttgart zurückgekehrt, wiederholt an den Freiherrn und unterbreitete demselben einen Plan, vermittelt dessen es gelingen könnte, sein Dienstverhältnis zu dem Herzog von Württemberg friedlich zu lösen. Dalberg sollte, mit Beimischung von Complimenten wie der Herzog sie liebte, an diesen schreiben und sich den Dichter förmlich von ihm erbitten, zunächst nur für einen bestimmten Termin. Allein Schiller mußte bald erfahren, daß er theilnehmenden Blicken und stummen Händedrüden eine viel zu große Bedeutung beigelegt habe. Dalberg war nicht der Helfer, welchen sich Schiller in ihm vorgestellt hatte. Das in den rührendsten Ausdrücken dargelegte Vertrauen des Dichters war dem Freiherrn unbequem. Er gab zwar eine „gnädige“ Antwort, aber dabei blieb es. Auch auf einen zweiten, noch dringenderen Brief Schiller's scheint Dalberg entweder gar nicht oder doch nur ausweichend geantwortet zu haben ¹¹⁸).

Und doch wäre gerade jetzt die Dazwischenkunft eines so einflußreichen Mannes, wie der Reichsfreiherr war, höchst nöthig und erwünscht gewesen, um der ganz peinlich gewordenen Lage Schiller's eine bessere Wendung zu geben. Das Gewitter, welches sich schon seit längerer Zeit drohend über dem jungen Dichter angesammelt hatte, war losgebrochen. Alles drängte zu einer Entscheidung und Schiller konnte mehr und mehr sich überzeugen, daß er dieselbe selbst herbeiführen müsse.

Herzog Karl hatte, wie wir sahen, den Regimentsmedicus bisher gewähren lassen, aber dabei denselben keineswegs aus den Augen verloren. Jetzt bestimmte das Zusammentreffen verschiedener Umstände den Fürsten zu einem Eingreifen, welches erst in

seinem Verlaufe aus der gelinderen Tonart in die gewaltthätige umschlug. Es ist nur billig, dieses hervorzuheben und überhaupt das Benehmen des Fürsten nicht kurzweg zu verdammen. Karl war im Grunde seines Wesens ein Mann der alten Zeit und die Strebungen und Ausbreitungen einer kraftgenialen Dichterjugend mußten ihn um so widerwärtiger berühren, als er dafür kein Verständnis besaß. Dennoch hatte er, obgleich es von höflicher Seite her sicherlich nicht an Aufreizungen fehlte, unserem Dichter die Ränder hingehen lassen, ja es liegt sogar eine Andeutung vor, welche vermuthen läßt, es habe den Herzog verdrossen, daß Schiller das Städt statt dem Mannheimer nicht lieber dem Stuttgarter Theater zur Aufführung angeboten hatte. Nun waren aber inzwischen von Schiller Gedichte veröffentlicht worden, wie das an den Tod des Generals Rieger, ferner „der Venuswagen“ und „die schlimmen Monarchen“, welche — so drückt sich Karoline von Wolzogen in ihrer discreten Weise aus — sammt und sonders „verschiedene Seiten der Existenz des Herzogs verletzten.“ Nicht nur, fügen wir hinzu, die despotische, sondern auch, und vielleicht in noch höherem Grade, die pädagogische Seite dieser Existenz. Französischer Geschmack und Poesie waren dem Fürsten ein und Dasselbe. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, mußte ihm Schiller's Dichten als ein höchst geschmackloses, ja monströses erscheinen und es konnte doch wohl, auch abgesehen von dem revolutionären Belgeschmack desselben, nicht geduldet werden, daß ein junges Talent, aus seiner Akademie hervorgegangen, in seinen Diensten stehend, auf diesem falschen Wege fortginge. Der vertirte junge Poet wurde daher zur Auidienz bei dem Herzog commandirt und diesmal noch zeigte ihm Karl nicht das strenge Antlitz des unbeschränkten Gebieters, sondern nur das des wohlwollenden Pädagogen. Er verbot seinem Regimentsmedicus keineswegs das Dichten, aber er verwies ihm die Verfüße seiner Gedichte gegen den „guten Geschmack“, und um ihn künftig vor solchen zu bewahren, that er, was Czar Nikolaus im 19. Jahrhundert gegenüber von Puschkine that, d. h. er bot sich dem Dichter

zum Censor an. Es geschah dies ganz in dem alten väterlich vertraulichen Tone von der Akademie her und Schiller wurde gerührt. Aber das Gewissen war schon damals seine Muse, er fühlte, daß dieser Censur sich unterwerfen der Poesie entzagen hieße, und so lehnte er den gnädigen Antrag ab, — eine Handlung des Muthes, welcher wir es mit zu verdanken haben, daß wir einen Schiller besitzen.

Der „Tropf“ des Regimentsmedicus wurde natürlich ungnädig vermerkt. Doch hielt der Herzog, zu seiner Ehre sei es gesagt, noch an sich, bis er sich durch eine äußere Veranlassung bewogen fühlte, dem jungen Menschen den Meißer zu zeigen. Die erste Reise Schiller's nach Mannheim war verheimlicht geblieben, bei der zweiten aber waren Damen mitgewesen und — kurz diese Damen hatten es sich nicht versagen können, das Vergnügen, welches ihnen die in des Dichters Gesellschaft genossene Aufführung der Räuber gemacht, ihren Stuttgarter Freunden und Freundinnen mitzutheilen, — unter dem Siegel des Geheimnisses, versteht sich. Dieses Siegel nahm allmählig so große Dimensionen an, daß nicht nur der General Augé, sondern auch der Herzog selbst erfuhr, der Regimentsmedicus Schiller habe nicht allein mehrere Tage lang seinen Lazaretdienst vernachlässigt, sondern sei auch ohne Urlaub aus seiner Garnison abwesend gewesen und noch dazu im „Ausland“; denn ein gemeinsames Deutschland existirte damals nicht einmal als „geographischer Begriff“, obgleich das Gespenst des deutschen Reiches noch offiziell umging. Abermals zum Landesfürsten befohlen, erkannte der Dichter, daß er es nicht mehr mit dem Pädagogarchen der Akademie, sondern mit dem „Karl Herzog“ zu thun habe. Er wurde barsch angerungenelt. In seiner keinen Widerspruch duldbenden Weise verwies der Fürst dem Regimentsmedicus dessen Benehmen, verbot ihm streng, sich jemals wieder mit dem „Ausland“ in Beziehung zu setzen, und befahl ihm schließlich, sofort nach der Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und sich beim Wachkommandanten als Arrestant auf vierzehn Tage zu melden.

Dieser Arrest, welchen der Dichter späterhand in der ersten Hälfte Juli's bestanden haben muß¹²⁰), war an und für sich eine mäßige Strafe. Der Herzog über sah nur, daß derartige Hausmittelchen des patriarchalischen Despotismus wohl auf Regimentsmedici, nicht aber auf Poeten wirken können, und vollends auf einen Poeten von Schiller's Schlag! Karl ahnte auch nicht, daß in der trüben Einsamkeit des Arrestlokals die Bitterkeit, wovon Schiller's Seele voll war, statt sich vor dem fürstlichen Nachtwort zu demüthigen, vielmehr zu jener Begeisterung des Jornes sich erheben würde, aus welcher der Plan zu der Tragödie „Kabale und Liebe“ entsprang, der Plan also zu einer Dichtung, welche den Ausschreitungen der Gewalt im 18. Jahrhundert das fürchterlichste Brandmal ausdrücken sollte. Und neben dem dichterischen reifte während der vierzehn Hafttage noch ein anderer Plan im Gemüthe des Arrestanten: es ist Thatsache, daß er die Hauptwache mit dem Entschlusse verließ, einem ihm möglicher Weise drohenden Schicksal durch die Flucht sich zu entziehen¹²¹). Daß, so, wie er nun einmal mit dem Herzog stand, seine Befürchtungen keine leeren waren, daß der Fürst völlig entschlossen sei, den Willen seines Unterthans, zwischen welchen und ihn kein wohlwollender Vermittler trat, unbedingt unter den seinigen zu beugen, darüber konnte sich Schiller bald unmöglich mehr täuschen, auch wenn er es gewollt hätte. Eines Tages — wohl nicht früher als in der zweiten Hälfte des August — erhielt der Regimentsmedicus von einem Chef den Befehl, sich in Hohenheim zur Audienz bei Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu melden. Ihm ahnte nichts Gutes, um so mehr, da sein Freund Zumbroeg, den sein Beruf als Musiklehrer mit den Kreisen der vornehmen Welt in Berührung brachte, deutliche Winke hatte fallen lassen, daß Etwas gegen ihn im Werke sei. War doch die bössige Welt längst feindselig gegen den kühnen Dichter gestimmt, welcher Gedanken zu fassen und zu sagen wagte, vor denen diese Welt sich entsetzte.

Es ist wunderbar, wie die Dinge im menschlichen Leben zusammenhängen. In Hamburg lebte damals ein junger Gelehrter,

Wredow geheißen, der einige Jahre in der Familie Salls in Graubünden als Hofmeister verbracht hatte. Er mochte sich dort wohl befunden haben und entrüstete sich daher höchlich über den nachmals vom Dichter getilgten Ausfall, welchen in der dritten Scene des zweiten Acts der Räuber Spiegelberg auf das Graubündnerland that, indem er dasselbe als ein „Spitzbubenklima“ und als das „Athen der Gauner“ bezeichnete. Natürlich hatte der Dichter keine absichtliche Beleidigung im Sinne gehabt und es ist wahrscheinlich, daß er nicht Graubünden selbst, sondern vielmehr das unter bündnerischer Herrschaft stehende und allerdings übelberufene italiische Veltlin unter dem „Spitzbubenklima“ verstanden habe; denn Razmann entgegnet an der bezeichneten Stelle dem Spiegelberg, man habe ihm überhaupt ganz Italien gerühmt, nämlich als ein Gauner-Athen. Wredow fühlte sich verpflichtet, als Kämpfe für die Ehre Graubündens aufzutreten, und that dies in einem geharnischten, an den Verfasser der Räuber adressirten Artikel, welcher im Dezember 1781 in den Hamburgischen Adress-Comtoir-Nachrichten erschien. Die betreffende Nummer dieses Blattes gelangte nach Chur und ein gewisser Doctor Amstein beeilte sich, Wredow's Aufsatz in der bündnerischen Wochenschrift „der Sammler“ abdrucken zu lassen und mit Glossen zu begleiten, welche giftig sein sollten, aber bloß dumm waren. Der Herausgeber des Sammlers wandte sich außerdem brieflich an Schiller und forderte von demselben einen öffentlichen Widerruf der anstößigen Stelle. Der Dichter ließ die Zuschrift unbeantwortet, denn in seinen damaligen Bedrängnissen mochte ihm die Sache zu unwichtig vorkommen, um sich damit zu befassen. Darüber sich erbosend, schickte der patriotische Bündner Wredow's und Amstein's Aufsätze an einen Bekannten in Würtemberg, den Garteninspector Walter in Ludwigsburg, damit in Sachen weiter verfahren werde. Dieser Walter war gerade der Mann dazu, aus der Bagatelle ein Unheil zu machen. Darum er sich zum Denuncianten gegen Schiller bergab, hat die novellistische Mythenbildnerei verschiedenartig zu erklären versucht; aber alle diese Erklärungen sind unsichtbar

und so müssen wir einfach annehmen, der Herr Gartentafelbecker sei einer jener Menschen gewesen, deren angeborene Gemeinheit durch ihre Stellung zu jener bedientenhaften Bosheit und Lüge ausgebildet wird, welche sich mit besonderer Vorliebe gegen die Träger nichtpatentirter Vorzüge kehrt. Walter legte also die Anklageschriften Wredow's und Amstein's dem Herzog vor und blies damit den schon von anderer Seite her gegen den Dichter gereizten Zorn des Fürsten zur hellen Flamme an.

Eines heißen Sommertags stieg der Regimentsmedicus die nach Hohenheim führende Straße hinauf, zu der Audienz bei seinem Landesherrn, welche seine letzte sein sollte. Es war ihm schwül und bang genug ums Herz, denn das kürzlich Erlebte ließ ihn errathen, was kommen würde. Er ging durch den Park, aber schwerlich hat ihm die damals hier bunt zusammengehaufte Herrlichkeit von römischen Häusern, gothischen Tempeln, ägyptischen Säulenhallen, türkischen Moscheen und künstlichen Burgruinen viel Interesse abgewonnen. Als er endlich vor dem Herzog stand, sagte ihm schon dessen Diener, daß Alles verloren sei. Wir besitzen leider keinen detaillirten urkundlichen Bericht über diese Audienz, aber die Phantasie kann sich die schmerzliche Demüthigung, welche Schiller zu dieser Stunde erfuhr, unschwer vorstellen. Er mußte den Sturm über sich ergehen lassen, widerstandslos, denn die Stimmung des Fürsten, welcher den ehemaligen Zögling seiner Akademie jetzt als einen ausgemachten Unruhmüßiger betrachtete, war eine unnahbare. Mit der ganzen Härte und Herbigkeit des Gebieters, welche ihm zu Gebote stand, trat Karl zu dem jungen Mann heran, rüdte ihm alle angeblichen oder wirklichen Verfehlungen vor, überschüttete ihn mit Vorwürfen und schleuderte ihm endlich das drohende Wort zu: „Jetzt geh' Er, und ich sag' Ihm, Er läßt ins Künftige keine anderen, durchaus keine anderen Schriften mehr drucken als medizinische! Hat Er mich verstanden? Ich sag' Ihm, Er schreibt keine Komödie mehr, bei Cassation und Festungsstrafe!“ 122)

Betäubt von diesem Keulenischlag, trat der arme Dichter den

Rückweg an. Wie muß es, als er sich von dem ersten lähmenden Eindruck erholt hatte, in ihm gestürmt haben! Sollte er, konnte er, dem Befehl des Herzogs gemäß, der Vorste entsagen? Nein! Seine Bestimmung, seine Zukunft, sein Eigensies und Bestes der Willkür opfern? Nein! Also fort von hier — es muß sein! Aber während ihm diese Nothwendigkeit in ihrer ganzen Klarheit und Schärfe vor die Seele trat, sah er auf seinem Wege, da, wo dieser von dem Degerlocher Plateau gegen Stuttgart zu abfällt, links ob den Wäldern die Kuppel der Solitude herüberbunkeln. Er wollte die Eltern verlassen, die Heimat fliehen? Wie würde der Vater stumm sich grämen, wie würden Mutter und Schwestern weinen! Und wußte er, was es hieße, heimatlos zu sein? Nein, denn, ach, das kann man nur erfahren, nicht ahnen. Aber was ragte dort rechts über der in der Abendsonne glänzenden Hochebene von Ludwigsburg für ein finsterner Schatten? ... Höhenasperg! ... War es nicht genug, daß schon ein Dichterherz dort hinter Eisengittern sich verzehrte? Wie, sollte auch er, gleich dem unglücklichen Schubart, dort „erzogen“ werden bis zu jenem Grade von Selbstverlorenheit, wo das Opfer „mürbe“ genug geworden, seinen Verderber in Prologen und sonstigen Festreden anzuschmeicheln? Niemals! Mußte es doch selbst der zärtlichen Mutter tröstlicher sein, den geliebten Sohn als irrenden Wanderer denn als Gefangenen zu wissen. Sein Entschluß war gefaßt. Als ein Mann, der seine Partie ergriffen, schritt er die Weinstelge hinab, und als er beim Vorübergehen am Dohlen daselbst die Freunde vorfand, verbrachte er, wie uns Peterjen berichtet, in heiterer Gelassenheit den Abend mit ihnen.

Unter dem Gesichtspunkt der staatsbürgerlichen Rechte von heute kann man die Frage aufwerfen, warum denn Schiller, statt zu einem gewaltthamen Schritte sich zu entschließen, nicht lieber einfach um seinen Abschied eingekommen sei. Allein dies hieße die Sachlage ganz verkennen. Herzog Karl war gewohnt, sich als den unbedingten Herrn seiner Unterthanen zu betrachten, und außerdem hatten sich ja Schiller's Eltern bei dessen Aufnahme in die Akade-

nie förmlich verpflichten müssen (s. Kap. 5), daß ihr Sohn sich den Diensten des Fürsten widmen würde. Eine Bitte des Regimentsmedicus um Entlassung hätte daher schon an und für sich den Herzog sicherlich höchlich erzürnt, unter den jetzigen Umständen aber mußte sie bei dem Fürsten nur einen jener Ausbrüche seines Zorns hervorrufen, von denen die Kieger, Moser, Schubart und so viele Andere erzählen konnten. Dennoch versuchte der Dichter, wohl hauptsächlich aus Rücksicht auf seine Eltern, noch ein Mittel gütlicher Ausgleichung. Am 1. September setzte er sich hin und entwarf ein Schreiben an den Herzog, in welchem er in bescheidenster Weise um die „gnädigste Erlaubniß“ bat, „ferner literarische Schriften bekannt machen zu dürfen“, ja sogar zu dem Zugeständniß sich herbeiließ, „alle künftigen Producte einer scharfen Censur unterwerfen zu wollen.“ Vorschriftsgemäß ließ er dann durch seinen Chef bei dem Herzog um die Erlaubniß nachsuchen, diese Bittschrift einreichen zu dürfen. Aber nicht nur wurde diese Erlaubniß barsch verweigert, sondern auch ließ Karl dem Dichter „bei Strafe des Arrests“ verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten. Die Lawine der Ungnade war also in unaufhaltsamem Rollen und Schillet hatte keine Lust, sich von ihr fassen und erdrücken zu lassen.

Er erkannte, daß nicht viel Zeit zu verlieren sei, die beschlossene Flucht ins Werk zu setzen. Nach einem Freunde, dem er sich ganz anvertrauen konnte, brauchte er nicht lange umzusehen. Da war ja der ehrliche, treue Streicher, der sich nicht nur herzlich erbot, die nöthigen Vorbereitungen treffen zu helfen, sondern auch, dem Freund zu begleiten. Der junge Musiker hatte schon lange die Absicht gehegt, nach Hamburg zu gehen, um sich dort bei dem berühmten R. Ph. E. Bach, einem Sohne des großen Johann Sebastian, in seiner Kunst zu vervollkommen. Jetzt wollte er die Ausführung dieses Vorhabens beschleunigen und so wollten die beiden Freunde Stuttgart mitkommen den Rücken kehren. Auch seine Schwester Christophine welchste der Dichter in den Fluchtplan ein und es mußte ihn freuen, daß das sturmhuthige, leidenschaftliche

an dem Bruder hängende Mädchen seine Beweggründe verstand und seine Absicht billigte. Einmal so weit, wandte sich der Dichter mit energischem Willen von seinen Sorgen und Kümmernissen ab und mit ganzer Kraft seiner Arbeit am Fiesco zu, welchen er fertig mitnehmen wollte, um in Mannheim, wohin die Flucht gehen sollte, sogleich durch eine neue dichterische Schöpfung sich legitimiren zu können.

Die Wahl eines günstigen Zeitpunkts zur Ausführung des unwiderruflich Beschlossenen war nicht schwer; denn ein glücklicher Zufall kam hierbei dem Dichter zu Hülfe. Der Hof erwartete hohen Besuch, den Bruder des Herzogs, Friedrich Eugen, nebst dessen Gemahlin und Tochter Maria, welche von ihrem Gemahl, dem russischen Großfürsten und nachmaligem Czaren Paul, begleitet war. Noch einmal erwachte im Herzog Karl die ganze Heißlust seiner üppigen Vergangenheit. Er wollte dem Gemahl seiner Nichte zeigen, welche Gastfreundschaft ein Herzog von Württemberg dem Sohn und Thronfolger Katharina's der „Großen“ zu erweisen vermöge. Fürwahr, in diesen Tagen hatte Karl mehr zu thun, als auf einen Tropfopf von armseligem Regimentsmedicus zu achten, und der Regimentsmedicus seinerseits zauderte nicht, bei Gelegenheit der Hofeste ebenfalls ein Fest zu feiern, — das der Befreiung. Seine Zurüstungen waren freilich nicht so umständlich wie die des Herzogs, der Alles in Bewegung setzte, um die alte Manzell noch einmal herauszubeschwören. Stuttgart, dessen Häuser neu herausgeputzt, dessen Straßen gereinigt und theilweise neu gepflastert wurden, Ludwigsburg, die Solitude und Hoheneheim sollten die Schauplätze der Feste sein. Am 15. September trafen der Prinz und der Großfürst mit ihren Damen ein und die herzoglichen Schlösser füllten sich mit vornehmen Gästen, denn 22 fürstliche, 59 gräfliche Personen und 361 einfache Von's hatten der Einladung des Herzogs entsprochen. Außer diesen hatte die Schaulust noch eine Menge von Fremden herbeigezogen. Die Reihenfolge der Bankette, Jagden, Concerte, Bälle, Opern, Feners-

werke und anderer Kurzweil begann und währte vom 15. bis zum 28. September.

Unter den eingetroffenen Fremden befanden sich auch zwei Mannheimer Bekannte Schiller's, der Freiherr von Dalberg und die Frau des Regisseurs Meyer, eine geborene Stuttgarterin. Der Dichter besuchte den Baron, ohne ihn jedoch von seinem Vorhaben Etwas merken zu lassen. Theils wollte er sich keiner Einnrede gegen seinen Entschluß ansetzen, theils trug er sich trotz der mit Dalberg bereits gemachten Erfahrung noch immer mit der Illusion, wenn er nur erst in Mannheim wäre, würde ihm der Freiherr schon hülfreich entgegenkommen, und vielleicht insgeheim überzeugen, daß das nur eine Selbsttäuschung sei, mochte er sich jetzt um so weniger darin stören lassen. Auch durch die Frau Meyer nicht, die, offen, wahrhaftig und dem Dichter herzlich befreundet, wie sie war, Schiller's auf Dalberg gesetzte Hoffnungen leicht hätte als nichtige aufzeigen können; denn sie kannte die Charakterchwäche des Freiherrn und wußte, daß hinter den glatten und zuthunlichen Lebensarten desselben nicht selten nur eine vornehme Herzenskälte sich barg. Aber der Dichter ging auch gegen Frau Meyer nicht offen mit der Sprache heraus, obgleich ein Gang nach der Solitude, wohin er mit Freund Andreas die Freundin begleitete, hiezu eine günstige Gelegenheit geboten hätte.

Der klare, milde Herbsttag, an welchem die Drei über den Rücken der Feuerbacher Halde, dann durch das reizende Thälchen von Bodnang und von da den Baldsteig zur Solitude hinauf gingen, war wohl einer der schmerzlichsten Tage in Schiller's Leben. Es galt, Abschied zu nehmen. Frau Elisabeth empfing die Gäste mit gewohnter Herzlichkeit, allein Streicher bemerkte, daß die Gute ihre Unruhe vergeblich zu bemeistern suchte und daß ihr das Wort versagte, so oft sie den Sohn ansah. Schwester Christophine hatte der Mutter nicht verschweigen dürfen, daß der Fris fliehen wolle, müsse. Zum Glück kam bald der Herr Hauptmann herein und machte der peinlichen Situation dadurch ein Ende, daß er *kurz vor dem außerordentlichen Vorbereitungen erzählte*,

welche zu einer großen, auf den 17. September angesetzten Festlichkeit gerade jetzt im Gange waren. Das Hauptstück des Festes sollte eine große Jagd abgeben. Aus vielen Revieren des Landes waren an 6000 Hirsche in die Wälder der Solitude zusammengetrieben worden und wurden hier durch eine Kette von Banern am Durchbrechen verhindert. Diese ungeheure Menge edlen Wildes war bestimmt, am Tage der Festjagd eine steile Anhöhe hinaufgeschenkt und gezwungen zu werden, sich von der Hügelhalde hinab und in den Bärensee zu stürzen, um dort von einem eigens zu diesem Zwecke erbauten prächtigen Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit Bequemlichkeit erlegt zu werden. Nach beendigter Jagd sollte dann in dem Kuppelsaal des Schlosses ein Bankett und nach Einbruch der Nacht eine glänzende Illumination der Gärten stattfinden.

Während der Vater — welchem der Sohn, abgesehen von anderen Motiven, seinen Fluchtplan schon deshalb verhehlte, damit Herr Johann Kaspar nöthigen Falls dem Herzog sein Ehrenwort als Offizier geben könnte, daß er von der Sache nichts gewußt hätte — in diesen Schilderungen sich erging, fand Frau Elisabeth Gelegenheit, mit ihrem Friß unvermerkt sich zu entfernen. Nach Verlauf einer Stunde — ach, es muß eine herzerreißende gewesen sein! — lehrte der Dichter mit gerötheten Augen zur Gesellschaft zurück, aber ohne die Mutter, welche ihr verweintes Gesicht nicht sehen lassen wollte, um bei ihrem Gatten keinen Verdacht zu erregen. Auf dem Rückweg nach Stuttgart war Schiller ernst und traurig und nur allmählig vermochte ihn die zerstreute Unterhaltung seiner Begleiter wieder zu einiger Munterkeit zu bringen.

Am Morgen des 17. Septembers, an dem zur Flucht des Dichters bestimmten Tage¹²⁸), ging eine kleine Völkerverwanderung aus den Thoren Stuttgarts den Hasenberg hinaus. Alles, was abkommen konnte, enteilte der Stadt, um die Herrlichkeiten auf der Solitude mitanzusehen. Der gute Andreas aber lief geschäftig zwischen der Wohnung seiner Mutter und dem Parterrezimmer auf dem Kleinen Braken hin und her, um die Hofgesellschaften

Schiller's nach der Inszenierung zu schaffen. Um 8 Uhr Morgens kam der Dichter von seinem letzten Gang ins Lazareth zurück und sollte nun ans Einpacken gehen; aber bei diesem Geschäfte fielen ihm Klopstock's Oden in die Hände und eine Lieblingsode fesselte sein Interesse so, daß er alles Andere darüber vergaß und sich daran machte, ein Seitenstück zu dichten. So traf Streicher den Freund und brachte ihn mit Mühe aus der Welt der Ideale in die der Wirklichkeit zurück. Endlich, gegen Abend zu, war Alles geschnitten. Um 9 Uhr kam der Dichter in Streicher's Wohnung, wosin der Hauderer bestellt war, mit ein Paar alter Pistolen unter dem Rock. Die eine dieser Waffen hatte wirklich noch einen ganzen Hahn, daß aber, erzählt Streicher, „beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst.“ Der Regimentsmedicus entpuppte sich, d. h. er zog die verhaßte Uniform aus und das bereitgehaltene bürgerliche Kleid an. Dann wurden die zwei bescheidenen Koffer der Freunde nebst dem kleinen Clavier Streicher's auf den vor dem Hause haltenden Wagen gepackt und endlich musterte man noch die Reisefasse. Ach, sie war dürftig genug bestellt. Schiller's Baarschaft betrug 23 und die des guten Andreas 28 Gulden. Von den Thränen und Segenswünschen der Mutter Streicher's begleitet, stiegen die Freunde in den Wagen und der Hauderer kniete das Gefährt dem Eßlinger Thore zu, welches zum Austritt aus der Stadt gewählt worden war, weil es das „dunkelste“ und weil ein bewährtester Freund Schiller's — wahrscheinlich Scharffenstein — heute dort die Wachtmannschaft commandirte. Als der Wagen unter der Thorswölbung angekommen war, rief der auf Posten stehende Soldat sein: „Halt! Wer da? Unteroffizier heraus!“ Der Corporal kam und fragte in den Wagenschlag hinein: „Wer sind die Herren? Wohin?“ — „Doctor Ritter und Doctor Wolf, nach Eßlingen reisend“, gab Streicher mit nicht ganz fester Stimme zur Antwort. — „Passirt!“ Das Thor wurde geöffnet. Schiller suchte vergebens hinter dem offenstehenden, aber dunkeln Fenster der Offizierswachstube die Gestalt des

befreundeten Lieutenants zu erspähen, der, wenn es Scharfseiner war, dem fliehenden Freunde gewiß die herzlichsten Wünsche nachsandte.

Nachdem die Flüchtlinge das Thor hinter sich hatten, athmeten sie auf, hielten sich aber stille, bis sie in einem großen Bogen nach links hin die Stadt umfahren hatten, um die Ludwigsburger Straße zu gewinnen. Langsam ging es die Galgensteige hinauf, auf deren Höhe 1738 der Jüd Sälz in einem eisernen Käfig ein schreckliches Ende genommen hatte. Jetzt erst kam zwischen den Freunden das Gespräch in Gang, aber der ruhige Verlauf desselben würde bald durch einen heftigen Affect unterbrochen. Als der Wagen das Dorf Juffenhausen passirt hatte, sahen die Reisenden den Himmel über dem Waldhang zur Linken in rother Gluth stehen. Es war der Widerschein der festlichen Illumination auf der Solitude. Weiter auf der Straße vorgerückt, kamen sie in gleiche Linie mit dem Lustschloß, welches, wie in ein Feuermeer gebettet, auf die Ebene herableuchtete. Die Helle war so groß, die Nachtlust so rein, daß der Dichter, im Wagen sich aufrichtend, dem Gefährten mit dem Finger die elterliche Wohnung zeigen konnte. Aber da schnürte ihm der Gedanke, daß mitten in dem Festglanz da droben das treueste Mutterherz in einsamer Sorge um den Sohn sich härmte, plötzlich die Brust zusammen und mit dem halbunterbrückten Schmerzensruf: „O, meine Mutter!“ sank er in dem Wagen zurück.



Zweites Buch.

Schiller's Wanderjahre.

1782—1796.



Wohin soll ich (mich) wenden?

Der Flüchtling.

Ein hohes Weib, das Freunde schützt
Und den Verfolgten eine Zuflucht bent

Fragment des Wacch.

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bärden lebend theilest,
Du, die ich frühe such' und fand.

— — — — —
Die Liebe mit dem süßen Lohne

Die Ideale.

Erstes Capitel.

Oggersheim.

Kaufmann und Entdeckungen. — Schreiben an Herzog Karl. — Der Fiesco macht in erster Vorlesung Placet. — Die „verwünschte Declamation.“ — Ausflug nach Frankfurt. — Dalberg und Schiller. — Die Herberge zum Viehhof. — Abendliche Schöpfungskunden. — Ein panischer Schrecken. — Entschluß, den Wanderstab weiter zu setzen. — Zurückweisung des Placet. — Druck des Stiches. — Die gelächelten Kreidestriche. — Abschied von Streicher. — Eine Winterreise und eine Parallele.

„In den Ozean schiff mit tausend Masten der Jüngling“ — und von jeder Mastspitze weht eine Hoffnungsflagge lustig im Winde. Fern im blauen Duft liegt die lockende Atlantis, die Insel des Glücks, des Ruhms, der Liebe, schöner und seliger noch, als sie der von Indien's Glutsonne gezeiligten Phantasie des Dichters der Lustaden erschien. Ueber Strudel und Sandbänke hin, durch Klippen und Risse geht die Bahn und „nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland“. Aber das ist ja das Vorrecht der Jugend, daß sie an Wunder glauben darf. Also hinauf mit den Segeln! Der ungeflümmte Hauch jugendlichen Enthusiasmus macht sie schwellen und am Steuer steht wagend die jugendliche Abenteuerlichkeit. So geht die Willingsfahrt led und munter hinaus auf die tückische See. Was Klippen und Risse, was Orkane und Tromben! Laß den Wogenschaum unter dem Bug aufspritzen, laß die Planen krachen und die Raaen brechen, hell leuchtet dir der Begeisterung Polarstern und „dort muß die Küste sich zeigen!“ Ach, nur wenigen, ganz wenigen Auserwählten gelingt es, den ersehnten Strand zu erreichen. Viele, und unter

ihnen gerade oft die kühnsten Segler, werden von den Strudeln hinabgerafft oder von Feinden in den Grund gebohrt. Die meisten bleiben auf der Sandbank der Gewöhnlichkeit sitzen. Noch Andere, durch die Stürme abgekühlt und gewispt, bescheiden sich, Atlantis einmal von ferne flüchtig gesehen zu haben, wenden auf halbem Wege das Steuer und „Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.“

Als in der Morgenfrühe des 18. Septembers 1782 der Dichterflüchtling den blau und weiß bemalten Gränzpfehl der Pfalz erblickte, ward ihm leicht und fröhlich zu Muth, als ob „rückwärts alles Lästige geblieben wäre und das ersehnte Eldorado bald erreicht sein würde“ ¹⁾. Er sollte nur zu bald erkennen, wie das Dorado der Fremde eigentlich beschaffen sei, und wenn ihm Dante's göttliche Komödie bekannt gewesen wäre, hätte er nach wenigen Tagen schon Gelegenheit gehabt, der markigen Worte sich zu erinnern, womit der große Florentiner das Elend der Heimatlosigkeit gezeichnet hat ²⁾. Solche trübe Gedanken lagen ihm aber fern, als er am Morgen des 19. Septembers in Schwetzingen seinem besten Anzug hervorholte, um möglichst wohlstandig seinen Einzug in Mannheim zu halten. Hatte er nicht den Hiesco vollendet im Koffer und durfte er nicht mit Grund erwarten, daß eine Bühne, welche die Räuber mit so viel Erfolg und Vortheil zur Aufführung gebracht, seine zweite Tragödie sofort annehmen und in Szene gehen lassen würde? Musste dadurch nicht sein Ruf und auch der dünne Inhalt seiner Börse einen Zuwachs erhalten und sollten ihn wohl die Freunde, welche sich bei seiner zweimaligen früheren Anwesenheit in Mannheim bewundernd um ihn gedrängt, nicht mit offenen Armen aufnehmen? Ach, mit dem Eintritt in das „Paradies“ Mannheim begannen auch schon die Enttäuschungen.

Herr Meyer, der Theaterregisseur, bei welchem die Freunde abstiegen, war höchlich überrascht, den Dichter vor sich zu sehen, welchen er als Zuschauer bei den Stuttgarter Festen anwesend glaubte, und seine Ueberraschung ging in Besorgniß über, als er erfuhr,

daß Schiller der Unentzählbarkeit seiner Stellung daheim in gewagter und gewaltthamer Weise ein Ende gemacht habe und als Flüchtling nach Mannheim gekommen sei. Er besaß freilich weltmännischen Tact genug, des Tadels sich zu enthalten, die jungen Männer zu seinem Mittagstisch zu laden und ihnen eine Wohnung in der Nähe der seinigen auszumitteln; allein er bestand auch darauf, daß der Dichter seinen schon in Stuttgart gefaßten Vorsatz³⁾, von Mannheim aus mit dem Herzog von Württemberg sich auseinanderzusetzen, sofort zur Vollziehung brächte. Schiller abgerte nicht, diesen Rath zu befolgen, und entwarf nach Tisch im Nebenzimmer ein Schreiben an den Herzog, welches einem Brief an den Intendanten von Seeger beigeislossen, aber, wie es scheint, erst ein paar Tage später auf die Post gegeben wurde. Der Flüchtling hat in dieser Vorstellung an seinen Landesherren den verzweifeltsten Schritt, welchen er gethan, zu rechtfertigen gesucht und drei freimüthige Bitten gestellt: — 1) daß das herzogliche Verbot, keine anderen als medizinische Schriften zu veröffentlichen aufgehoben werde; 2) daß ihm gestattet würde, alljährlich eine kurze Reise ins Ausland zu machen; 3) daß der Fürst sein Wort gäbe, dem Dichter seine eigenmächtige Entfernung straflos hinzugehen zu lassen und ihm überhaupt verzeihen zu wollen. Wie mir aber scheint, mußte Schiller den Herzog zu genau kennen, als daß er von diesem Bittgesuch einen Erfolg sich hätte versprechen dürfen. Er wußte sicherlich, daß Karl nicht der Mann war, mit einem Unterthan, der sich eigenmächtig seiner Gewalt entzogen, in Unterhandlung einzutreten. Es bleibt also nur übrig, anzunehmen, daß der Dichter mit seinem Schreiben in erster Linie einer Form genügen und in zweiter seine Familie vor den Wirkungen seiner Flucht möglichst sichern wollte, und diese Annahme wird von ihm selbst bestätigt⁴⁾.

Frau Meyer, welche folgenden Tages aus Stuttgart heimkam, brachte nicht eben tröstliche Neuigkeiten mit. Nach ihrer Aussage war das Verschwinden des Dichters schon am Vormittag des 18. Septembers in der württembergischen Hauptstadt bekannt und rief

zum Stadtgespräch geworden, welches auf das Resultat hinauslief, der Herzog würde dem „Deserteur“ nachsehen lassen oder auch seine Auslieferung fordern. Schiller bestritt das und meinte — mehr wohl um seine Freunde als sich selber zu beruhigen — dazu sei Herzog Karl viel zu großmüthig. Indessen bestand doch namentlich Frau Meyer, in welcher der Dichter eine mütterlich um ihn besorgte Freundin gewonnen hatte, darauf, daß der Flüchtling Vorsicht beobachte und sich vorherhand nicht öffentlich zeige. Die Unbehaglichkeit dieser Lage wurde nicht gemindert durch ein Antwortschreiben des Intendanten, welches binnen Kurzem eintraf. Herr von Seeger hatte sich in seinem Verhältniß zu Schiller stets als ein Mann von Bildung und humaner Denkart erwiesen und auch jetzt wieder als ein solcher gehandelt. Er hatte sich bereit das Bittgesuch des Dichters dem Herzog vorzulegen und dasselbe durch sein Fürwort zu unterstützen. Dem alten Soldaten mochte es Freude machen, seinem früheren Untergebenen melden zu können, daß er höherem Auftrage zufolge ihm wissen lasse, „S. herzogliche Durchlaucht wären bei Anwesenheit der hohen Verwandten sehr gnädig gestimmt und Schiller solle daher nur zurückkommen.“ Aber der Flüchtling konnte sich an dieser vagen Zusicherung der herzoglichen Gnade um so weniger genügen lassen, als er fest entschlossen war, nicht bedingungslos zurückzukehren. In diesem Sinne schrieb er an den Intendanten, ebenso an seine Eltern und einige Freunde, welche Letzteren er bat, von etwa beabsichtigten Verfolgungsmaßregeln ihn bei Zeiten in Kenntniß zu setzen.

Dies abgethan, bemühte er sich, vermittelt des Fiesco den Mannheimer Freunden zu zeigen, daß sie ihre Theilnahme an keinen Unwürdigen verschwenden. Allein gerade hierbei begegnete ihm ein Mißgeschick, welches, obgleich im Grunde mehr komischer als ernster Natur, schmerzlich genug war. Der Dichter hatte schon bei seiner Ankunft gegen Meyer seines neuen Trauerspiels erwähnt und am dritten Tagen versammelte der Freund die vorragendsten Mitglieder der Mannheimer Bühne in seiner Wohnung, damit sie den Autor sein Werk vorlesen hörten. Da waren

Issland, Beil, Beß und Andere und erwartungsvoll becomplimentirten sie den Dichter der Räuber schon zum Voraus um seiner neuen Dichtung willen. Die Gesellschaft setzte sich um einen großen runden Tisch und Schiller begann zu lesen. Der gute Andreas war seelenvergnügt über den bevorstehenden Triumph des Freundes; seine Augen hingen an den Mienen der Zuhörer, um die zweifellose Wirkung des Trauerspiels auf so berühmte Künstler ja recht genau zu beobachten. Aber wie ward ihm, als der erste Act zwar aufmerksam, jedoch ohne das geringste Beifallszeichen angehört wurde, als Beil sich entfernte und die übrigen ein flüßiges Gespräch über Tagesneuigkeiten begannen! Und vollends, als während des Vorlesens vom zweiten Act die Gesichter mehr und mehr sich verlängerten, nicht das kleinste Zeichen von Zustimmung erfolgte, die Zuhörer gelangweilt aufstanden und, wie um dem dritten Act zu entfliehen, fortgingen. Der junge Musler wurde ordentlich zornig über diese empörende Gleichgültigkeit und alle vernommenen Sagen von dem Kabalengeist des Schauspielervolles schienen ihm traurig bestätigt. Er war im Begriffe, in diesem Sinne sich gegen Meyer zu äußern, als ihn dieser in ein Nebenzimmer zog und bestürzt fragte: „Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, welcher die Räuber geschrieben?“ — Zuverlässig! Wie können Sie daran zweifeln? — „Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer die Räuber geschrieben oder Schillern wenigstens dabei geholfen hat?“ — Ich bürgte mit meinem Leben dafür, daß er die Räuber ganz allein geschrieben. Aber warum diese Frage? „Weil der Hiesco das Allerschlechteste ist, was ich je gehört, und weil es unmöglich ist, daß der Verfasser der Räuber etwas so Elendes gemacht haben sollte.“ — Wie? — „Ja, ich bleibe dabei, und wenn Schiller wirklich die Räuber und den Hiesco geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nur noch erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen.“ Der arme Andreas war durch dieses Urtheil eines anerkannt ausgezeichneten Schauspielers so niedergebeunert, daß ihm für den Augenblick die Sprache versagte.

Der Abend verging in peinlicher Verstimmung. Schiller, dem der ungünstige Eindruck, den sein Stück hervorgebracht, natürlich nicht hatte entgehen können, war schweigsam und entfernte sich bald. Doch hatte Meyer zuvor den glücklichen Einfall, daß er den Dichter ersuchte, sein Manuscript da zu lassen, weil er gern wissen möchte, welchen Ausgang das Trauerspiel nähme. Zu Hause brach Schiller los, schalt auf den Unverstand der Schauspieler und erklärte dem Freunde, er selbst wolle auf die Bretter gehen, da doch seine Stücke „eigentlich Niemand so gut declamiren könne, wie er.“ Streicher wagte einige kleinlaute Einwürfe und verbrachte in der Sorge um den Freund eine sehr schlechte Nacht. In banger Erwartung begab er sich am folgenden Morgen möglichst früh zu Meyer, welcher, kaum seiner ansichtig geworden, ihm entgegenrief: „Sie haben Recht! Fiesco ist ein Meisterstück und weit besser gearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie, was Schuld ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Nachwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er Alles declamirt. Er sagt Alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her. Aber jetzt muß das Stück in den Theaterausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und Alles in Bewegung setzen, um es bald auf die Bühne zu bringen.“ Hocherfreut eilte Streicher zu dem Dichter zurück, diesem die gute Nachricht zu bringen, aber er sagte nichts von der „schwäbischen Aussprache“ und „verwünschten Declamation“, um das ohnehin leidende Gemüth des Freundes nicht zu kränken.

Einige Tage später wanderte Schiller mit dem treuen Andreas über die Neckarbrücke nach Sandhofen hinaus. Es war nämlich vom Intendanten Seeger eine Antwort auf den zweiten Brief des Dichters eingelaufen, die aber gerade so unbestimmt lautete wie die erste. Dies schien verdächtig und der Gedanke, daß man in Stuttgart darauf sinne, die pfälzische Regierung um die Auslieferung des Glücklings anzuugehen, gewann eine so bestimmte Gestalt, daß, da in Abwesenheit des Freiherrn von Dalberg ohnehin über den Fiesco Nichts entschieden werden konnte, die Rammels-

mer Freunde riechen, Schiller wüßte sich für einige Wochen entfernen. Geschähe inzwischen von Stuttgart aus Nichts gegen ihn, so wäre das wohl ein Zeichen, daß man dort seine Entweichung vergessen hätte, oder wenigstens auf sich beruhen lassen wollte. So machten sich denn die Beiden mit sehr leichtem Gepäc und noch leichteren Börjen nach Frankfurt auf den Weg, wanderten die schöne Bergstraße entlang und übernachteten nach einem zwölfstündigen March in Darmstadt, wo sie mitten in der Nacht durch ein „fürchterliches Trommeln“ — die Reveille, ein allmitternächtliches Vergnügen der Bewohner der landgräflichen Residenz — aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden. Bei Tagesanbruch fühlte sich Schiller in Folge der ungewohnten weiten Fußreise von gestern etwas unpaß, glaubte jedoch, die sechs Wegestunden bis nach Frankfurt wohl noch zurücklegen zu können, und so begann die Wanderschaft wieder. Allein etliche Stunden herwärts der alten Reichsstadt verließen den Rücken die Kräfte und Streicher bemerkte ängstlich, wie der Freund von Minute zu Minute blässer wurde und immer mühsamer sich fort schleppte. Die Straße trat in einen Wald ein und hier legte sich der ermattete Dichter schließlich auf das Moos nieder, um vermittelst einiger Stunden Schlafes die verlorene Spannkraft wieder zu ersetzen. Der brave Andreas setzte sich auf einen Baumstumpf, betrachtete unruhig den Schlummer des Freundes und beobachtete auf den düstern abgehärmten Zügen des Schlafenden den Wechsel der Farbe, welcher verrieth, was unbewußt in seiner Seele vorging. Zwei Stunden wähete diese Rast, dann wurde sie dadurch gestört, daß ein Offizier in blaßblauer Uniform den Fußsteig seitwärts durch das Holz heraustrat und den jungen Musiker mit der Frage antrat: „Wer sind die Herren?“ Streicher, in der wahrscheinlich richtigen Meinung, es mit einem Werber zu thun zu haben, gab etwas barsch die kurze Antwort: „Reisende.“ Darob erwachte der Dichter, richtete sich auf und maß den Fremden mit scharfen Blicken, worauf dieser, merkend, daß „hier für ihn Nichts zu angetan sei“, ohne weitere Ansprache sich entfernte⁶⁾. Nachdem die

Wanderer den Wald im Rücken hatten, zeigten sich ihnen bald die Thürmthürnen Frankfurts in der Ferne und mit Einbruch der Dämmerung erreichten sie die Stadt. Ihre Armuth verbot ihnen jedoch, in einem der schon damals als vortrefflich bekannten großen Gasthäuser der reichen Handelsstadt ein Unterkommen zu suchen, und so wählten sie eine bescheidene Herberge in der Vorstadt Sachsenhausen, der Mainbrücke gegenüber.

Am folgenden Tage, den 30. September, schrieb der Dichter an den Freiherrn von Dalberg und legte diesem mit dem ganzen Vertrauen eines Jünglings, welcher die Menschen für so edel und gut hält, wie er selber ist, seine Lage dar. Es quälte ihn nicht nur, daß seine Mittel nur noch für etwa acht Tage knapp ausreichten, sondern auch lagen ihm die Verpflichtungen, welche er in Stuttgart eingegangen schwer auf dem Herzen. Er schuldete dort, namentlich vom Drucke der Räuber her, ungefähr 200 Gulden. „Ich darf Ihnen gestehen — schrieb er dem Freiherrn — daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, als bis ich mich von der Seite gereinigt habe.“ Schließlich ging er Dalberg um einen Vorschuß auf den Fiesco an, im Betrag von 100 Gulden, und Streicher bezeugt uns, welche Selbstüberwindung diese Bitte dem Dichter kostete. Als der Brief fort war, wurde er etwas heiterer, besah sich an der Seite des Freundes mit Interesse das für ihn neue Treiben der großen Handelsstadt, erhielt, unter seinem angenommenen Namen Dr. Ritter in einer Buchhandlung dem Abjag des „berücktigten“ Schauspiels die Räuber nachfragend, eine sehr günstige Antwort, und ließ sich durch verzeihliche Autoreneitelkeit verleiten, seinen wahren Namen dem Buchhändler anzugeben, der verwunderte Augen machte, daß ein so sanft und freundlich aussehender Jüngling ein so wildes Stück geschrieben haben sollte. In die Herberge zurückgekehrt, ging Schiller den Abend über sinnend und schweigend in dem kleinen Zimmer auf und ab. Der Freund störte ihn nicht, erfuhr aber vor Schlafengehen mit Vergnügen, daß der Geist des Dichters inmitten äußerer Bedrücknisse

energisch genug geblieben, die in einer bitteren Stunde, im Arrest-
local zu Stuttgart (s. B. I, Kap. 7), gefasste Idee zu einer drit-
ten tragischen Dichtung weiter auszuspinnen. Ja, gerade wäh-
rend dieses kurzen Aufenthalts Schiller's in Frankfurt erhielt der
Plan zur Luise Millerin oder, wie das Stück nachmals betitelt
wurde, zu Kabale und Liebe bestimmtere Gestalt und Farbe.

Es war gut für den armen Flüchtling, daß er sich in die Welt
der Phantasie flüchten konnte, denn die Wirklichkeit spielte ihm
kei-
nmal genug mit. Aus Mannheim lief ein Schreiben Meyer's
ein, worin gemeldet wurde, daß Herr von Dalberg den erbetenen
Vorstoß nicht bewillige. Der Fiesco sei in seiner jetzigen Ge-
stalt für das Theater gar nicht brauchbar und erst müßte das
Stück völlig umgearbeitet werden, bevor der Herr Intendant sich
weiter darüber erklären könnte. Dalberg hatte zweifelsohne dra-
maturgische Gründe für seine Verwerfung der Tragödie, aber der
reiche Mann wußte des Bestimmtesten, daß der Dichter buchstäblich
ohne einen Pfennig Geld war, daß der Hülflose ihm bittend die
Hände entgegengebreitet hatte, und dennoch — nun, es ist das Pri-
vilegium der Reichen und Glücklichen, hart und unedel sein zu
dürfen. Hunderttausende, Millionen haben Schiller's „Pegasus
im Joch“ und die „Theilung der Erde“ gelesen, ohne weiter da-
rüber nachzudenken, in was für schmerzlichen Erfahrungen diese
Gebichte wurzeln, und ohne gewahr zu werden, daß selbst in diesen
Klagerufen der Seelenadel des Dichters keinen Augenblick sich ver-
leugnet. In der That, Schiller gehörte zu jenen seltensten
adlichen Menschen, welche über den Schmutz der Erde hinschreiten,
ohne sich auch nur die Fußsohlen zu beslecken. Von Kindheit an
im Banne der Armuth und sein Lebenlang nie aus der Geldmühsere
herausgekommen, hat er nicht allein durch seine Werke, sondern
auch durch seinen Wandel ein für alle Zeiten leuchtendes Vorbild
aufgestellt, wie der wahrhaft Gotterfällte die „Angst des Irdischen“
abzuschütteln vermöge. Auch damals in Sachsenhausen verbot ihm
sein reiner und hoher Sinn jedes Wort des Labels gegen den
heiliglich denkenden Mann, welcher sein Vertrauen so kalt abgelehnt

hatte. „Er übe — sagt Streicher treffend — was nur wenige Dichter thun, seine Grundzüge redlich aus und befolge den Rat des Karl Moor: Die Qual erlahme an meinem Stolz! unter Umständen, bei welchen jeden Andern die Kraft verlassen hätte.“

Die Armuth half wieder der Armuth. Eine kleine Geldsendung, um welche Streicher seine Mutter gebeten, traf nach langem Warten ein und ermüdete es den Freunden, Frankfurt zu verlassen. Der treue Andreas, nur seiner Begeisterung für den Freund Gehör gebend, verzichtete einstweilen auf seine Reise nach Hamburg, um den Dichter nicht zu verlassen, bevor dessen Schicksal irgendwie günstigere Wendung genommen hätte. Die Reise ging mit dem Marktschiff den Fluß hinab nach Mainz und von da zu Fuß nach Worms, wohin sich Schiller einen Brief von Meyer ausgeben hatte. Der Brief war da und bestellte den Dichter in das eine kleine Wegstunde von Mannheim entfernte Dorf Oggersheim und hier, in der Herberge, welche den nichts weniger als poetischen Namen „Zum Viehhof“ führte, trafen dann die Wanderer mit Meyer und seiner Frau zusammen. Der Regisseur theilte dem Dichter mit, daß Dalberg zweifelsohne zur Annahme des umgearbeiteten Hiesco sich verstehen würde, und es wurde also beschlossen, daß Schiller in der Abgeschiedenheit von Oggersheim das Drama umarbeiten und, da von Frau Meyer mitgebrachte Stuttgarter Briefe noch immer die Gefahr eines Auslieferungsbegehrens betonten, unter dem Namen Schmidt hier verweilen sollte *). Frau Meyer schickte am folgenden Tage die Koffer der Freunde und Streicher's kleines Clavier heraus und so richteten sie sich so gut es ging, im Viehhof ein.

Freilich war dieser Aufenthalt trübselig genug, um so mehr, da eine rauhe Spätherbstwitterung die Freunde in die vier Wände einer unsauberen und zerrütteten Wirthschaft bannte. Sie hausten in einer kleinen, vor Zeiten weißgetünchten Stube, durch deren zerbrochene und kümmerlich mit Papier verklebte Fensterscheiben der kalte Novemberwind blies. Ein mit Klammeru an die Wand

befestigter Tisch, zwei Stühle, wovon der eine ohne Lehne, ein altväterisches Bettgestell in einer Ecke, das war das ganze Mobiliar. Das dürftige Feuer in dem ungeheuren Kachelofen vermochte den Raum nicht zu durchwärmen. Hierzu kam noch, daß bei knappster Sparsamkeit der Geldvorrath Streicher's für nur drei Wochen ausreichte. Aber wozu wäre man jung, wozu wäre man Künstler, wenn man sich über derartige Ungemächlichkeiten nicht hinwegsetzen könnte? Die Kunst hatte im vorigen Jahrhundert noch viel Zügelhafteres an sich, ich meine einen gewissen leichten und muthigen Sinn, der sich in einer Dachkammer den Sternen nur um so näher fühlte. Mochte sich der Künstler auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit noch so schmerzende Blasen an die Füße laufen, er hörte deshalb doch nicht auf, sein Haupt in die Region zu erheben, wo man „Himmelslüfte athmet“. Man hatte damals noch nicht die Entdeckung gemacht, „der Dichtung Flamm“ sei allezeit ein Fluch“ oder die Muse sei nur eine Dejanira, welche ihre Anbeter mit „Nessusblenden“ beschenke. Im Gegentheil, man war idealisch genug gestimmt, das Recht, „mit Zeus in seinem Himmel“ leben zu dürfen, mit viel Hunger und Kummer zu erkaufen, und man hatte noch nicht gelernt, daß man nur auf seidenen Ottomanen bei Champagnergeperle und Havannaduft „schaffen“ könne.

Kermliche, kalte Stube in der Herberge zu Oggersheim, du hast anderen Musedienst gesehen! Wann nach trüben Tagen der Abend kam und aus zerrissenem Gewölke der herbliche Vollmond sein Reiches Licht durch die verklebten Fenster Scheiben sandte, ging der Dichter oft stundenlang mit großen Schritten in dem kleinen Raum auf und ab. Gesenken Hauptes hängt er der Gestaltung der dramatischen Bilder nach, die in seiner Brust wogen. Zur Seite sitzt der treue Andreas an seinem kleinen Clavier und schlägt erst leise die Tasten an, um sie dann mälig in volleren Akkorden aufklingen zu lassen. Er weiß, wie sehr die Musik dem Freunde die Seele löst und des Dichters Gedanken entbindet. Schiller steht still, er lauscht den tröstenden, ermuthigenden Klängen, er richtet den Kopf auf, eine glückliche Idee ist gefunden und ein Ruf des

Begeisterung, halbartikulierte Worte brechen von seinen Lippen. Er eilt zum Tische, das Talglicht wird angezündet und bei dem kümmerlichen Scheine desselben wirft er auf das Papier, was der Genius ihm geoffenbart hat. So wurde die Luise Millerin geschaffen.

Der Entwurf zu dieser neuen Tragödie ließ dem Dichter nicht Raft und Ruhe, bis er denselben wenigstens der Hauptsache nach ausgeführt hatte. Erst dann konnte er sich mit der Umarbeitung des Fiedco befassen, um aus diesem Stück ein „ganzes, großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes“ zu machen. In den ersten Tagen des Novembers war diese Arbeit beendet und eines Abends ging der Dichter nach der Stadt, um das fertige Manuscript durch Meyer an Dalberg übergeben zu lassen. Er erwartete mit Zuversicht eine günstige Entscheidung. Als die Antwort länger ausblieb, als er erwartet hatte, ging er Mitte Novembers mit Streicher abermals in der Abenddämmerung nach Mannheim hinein, wo er sich bei Tage nicht sehen lassen wollte, um bei Meyer nachzufragen. Da trafen aber die Freunde dem Regisseur und dessen Frau in größter Bestürzung. Vor kaum einer Stunde war ein württembergischer Offizier dagewesen und hatte sich angelegentlichst nach Schiller erkundigt. Also doch ein Auslieferungsbegehren? Während man diese Frage erörtert, wird heftig an der Hausthür geklingelt. Schnell verbirgt man den Dichter und seinen Freund in einem Seitencabinet. Der Eintretende ist aber nur ein Bekannter des Hauses, der jedoch ebenfalls voll Besorgniß mittheilt, er habe den württembergischen Offizier im Kaffeehaus gesprochen und derselbe habe bei ihm und Anderen geheimnißvoll dem Dichter nachgefragt. Andere Hausfreunde brachten dieselbe Nachricht. Nun zweifelt man nicht länger, daß es sich um Verhaftung und Auslieferung handle. Der Hündling konnte mit Sicherheit weder im Meyer'schen Hause bleiben noch nach Oggersheim zurückkehren. Was sollte man thun? In dieser ängstlichen Situation wird „von einem schönen Munde“ ein *Ausweg* angegeben. Die anwesende Beisitzerin des Palais

des Prinzen von Baden, Madame Curioni, erkleidet sich „mit der anmuthigsten Güte“, den Dichter und seinen Freund in dem genannten Hause nicht nur für heute, sondern so lange zu verbergen, als Verfolgung zu befürchten wäre. Dankbar wird das edelmüthige Anerbieten angenommen und der Flüchtling verbringt mit seinem Freunde eine sorgenvolle Nacht in prächtigen Palasträumen. Am Morgen geht Streicher auf Kundschaft aus und bringt dem Freunde die beruhigende Nachricht, daß der württembergische Offizier bereits am vorhergehenden Abend wieder von Mannheim abgereist sei. Später stellte sich heraus, daß dieser Verursacher eines panischen Schreckens nur ein harmloser Reisender gewesen, ein Akademiegenosse Schiller's, welcher den Dichter hatte begrüßen wollen.

Aber zunächst machte sich bei allen Mannheimer Freunden des Flüchtlings doch das Gefühl geltend, daß in der Umgebung der Stadt keine Sicherheit für ihn sei. In der Wohnung des Regisseurs wurde ein Rath gehalten, dessen Ansicht dahin ging, der Dichter sollte, sobald die Annahme des Fiasco für die Bühne entschieden wäre, sofort die Gegend verlassen. Freilich entschloß sich Schiller nur ungern dazu, denn an Mannheim hatte sich die Hoffnung geknüpft, durch die Bekanntschaft mit dem dortigen Theater in der Kenntniß der Bühnentechnik gefördert zu werden. Allein er konnte ja für jetzt nicht daran denken, in der Stadt seinen Aufenthalt zu nehmen, und so mußte er sich wohl bequemen, seinen Wanderstab weiter zu setzen. Die Antwort auf das Wohin? war gegeben. Als der Dichter damals im Arrest auf der Stuttgarter Hauptwache den Gedanken, sein Heimatland zu verlassen, zuerst gefaßt, hatte er diesen Voratz seiner Freundin, der Frau von Wolzogen, anvertraut und sie war diesem Vertrauen mit dem großmüthigen Anerbieten entgegengelommen, ihm für den Nothfall ein Asyl zu gewähren. Dieses Asyl sollte ihr bei Weimingen in Thüringen gelegenes Heimwesen Bauerbach sein, wo der Dichter, mit allem Nöthigen versehen, so lange in Verborgenheit weilen konnte, als er von Seiten des Herzogs von Württemberg Verfol-

gang zu befahren oder wenigstens zu beschreiben hätte. Jetzt erinnerte Schiller die treffliche Frau brieflich an ihr Versprechen und sie zögerte nicht, ihm von Stuttgart aus die zu seiner Aufnahme in Bauerbach nöthige Vollmacht zugehen zu lassen. Wahrscheinlich in Erwartung derselben und jedenfalls nach gewonnener Einsicht, daß in Mannheim oder dessen Umgebung seines Bleibens nicht sein könne, schrieb von Oggersheim aus der Flüchtling an seine Schwester Christophine: „Dein Verlangen, mich in Mannheim etablirt zu sehen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreise meines Glückes läge, dort zu sein, so gerne wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Reintigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimerischen Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte.“ Der weitere Inhalt des Briefes ist besonders deshalb merkwürdig, weil Schiller darin eine Absicht äußert, die ihm später, auf der Höhe seines Ruhmes, noch einmal verlockend genug nahe treten sollte, die Absicht, nach Berlin zu gehen und dort vermittelt Empfehlungen an Nicolai — an den nämlichen Nicolai, der später in den Kenien so schlimm bedacht wurde — sich eine Stellung zu machen und zwar als Mediziner ¹⁾. Ob diese Absicht ernstgemeint war oder ob sie nur hingeworfen wurde, um die Angehörigen des Dichters einigermaßen über seine Zukunft zu beruhigen, steht dahin.

Wenn er übrigens zu seinen „Mannheimerischen Freunden“ auch den Freiherrn von Dalberg zählte, so stand ihm erst noch bevor, dessen „tiefere Bekanntschaft“ zu machen. Die Excellenz betrachtete offenbar den entwichenen Regimentsmedicus mit einer Art Schauder und hielt denselben in unnahbarer Entfernung von sich. Wie, was würde man am Stuttgarter Hofe, wo der Herr Baron noch solchen prächtigen Feste mitgemacht hatte, von ihm denken, wenn er einem flüchtigen Rebellen Vorschub leistete? Vor einem solchen Bedenken mußte doch wohl alle Kunstkennerchaft und Kunstgönnerchaft weit zurücktreten und so ließ denn gegen Ende Novembers zu der Herr Intendant durch den Regisseur

Meyer dem Dichter melden, „das Trauerspiel *Hiesco* sei auch in der vorliegenden Umarbeitung für die Bühne nicht brauchbar, folglich könne dasselbe nicht angenommen und auch Nichts dafür vergütet werden.“ Schiller empfing diesen kurzen, von keinerlei Motiven begleiteten Bescheid, gegen welchen, wie er später erfuhr, Jßland in der Sitzung des Theaterausschusses vergeblich eine Art von Vermahnung zu Protokoll gegeben hatte ⁸⁾, mit der ihm geziemenden Würde, indem er sich darauf beschränkte, gegen Meyer zu äußern, er habe es sehr zu bedauern, daß er von Frankfurt aus nach Mannheim zurückgekehrt sei.


Der Dichter behelligte den Herrn Intendanten nicht weiter, sondern ging zu Schwan und bot diesem den *Hiesco* zum Druck an. Schwan erklärte sich zur Verlagsnahme des Gedichtes bereit, sobald er es gelesen hatte, aber im Hinblick auf die damalige Schulplosigkeit des deutschen Buchhandels, welcher der Piraterie des Nachdrucks völlig preisgegeben war, bedauerte er, den Druckbogen nur mit 1 Louisd'or honoriren zu können. Das war freilich nicht viel, denn das Volumen der Tragödie, welche Schiller dankbar seinem Lehrer Abel zuwiegnete, berechnete sich nur auf 11 Druckbogen. Aber die Noth drängte zur Annahme des Gebotenen, denn da auch Streicher's Mittel völlig zu Ende waren, so hatte sich der Dichter schon genöthigt gesehen, seine Uhr zu verkaufen, und mußte die letzten vierzehn Tage in der Herberge zu Oggersheim auf Borg leben, bis das Honorar für den *Hiesco* flüssig wurde. Es reichte gerade aus, die „Kreidestriche auf der schwarzen Wirthstafel im Viehbof“ auslöschen zu lassen und die unentbehrlichsten Bedürfnisse zur Reise nach Thüringen anzuschaffen. Dennoch wollte der Dichter einige seiner wenigen Gulden daran rücken, vor Antritt seiner Weiterwanderung die geliebte Mutter und die theure Schwester noch einmal zu sehen. Vermittelt eines Briefes vom 19. November bat er die Seinigen um eine Zusammenkunft im Posthause des Gräzghädchens Bretten und wollte ihnen sogar die Reiselospen aus seinem künftigen Geldvorrath ersetzen. Er scheint auch wirklich auf einem Wirthgange sich nach dem genannten Orte

begeben zu haben, aber es ist zweifelhaft, ob er daselbst die Setzungen traf, da hierüber keine bestimmte Äußerung vorliegt und überdies Frau Elisabeth damals gerade krank war ⁹⁾).

Die letzte Woche seines Aufenthalts in Oggersheim mußte Schiller allein daselbst verbringen, denn der brave Andreas hatte sich nach aufgezehrten Reisemitteln zur Uebersiedelung in die Stadt genöthigt gesehen, um daselbst seine Kenntnisse als Musiklehrer zu verwertken. Aber am letzten November, auf welchen die Abreise des Dichters festgesetzt war, kam er mit Meyer, Jffland und noch einigen Bekannten Schiller's nach dem Bleihof heraus, um dem Freunde, dessen ganze Habe in einem Mantelsacke Platz gefunden, bis nach Worms das Geleite zu geben, von wo Schiller mit dem Postwagen über Frankfurt nach Weiningen gehen wollte. In Worms nahmen die Mannheimer Schauspieler nach einem munteren Abendessen unbefangen und rebselig von dem Dichter Abschied. Aber dieser und Streicher ihrerseits waren tief bewegt. Was hätten sich die Beiden, als sie mitammen auf dem Posthofe standen, nicht noch Alles sagen mögen! Und doch „kam kein Wort über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, langdauernder Händedruck war bedeutender als Alles, was sie hätten aussprechen können.“ Nach fünfzig Jahren noch erfüllte es den treuen Andreas mit tiefer Wehmuth, wenn er an den Augenblick zurückdachte, wo er ein „wahrhaft königliches Herz, Deutschland's edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte verlassen müssen.“ Es lag tiefer Schnee und eine strenge Kälte herrschte. Dem Freunde preßte es das Herz zusammen, daß er sehen mußte, wie der Dichter ohne schützende Winterkleidung, nur mit einem leichten Rod angethan in den schlechtverwahrten Postwagen stieg, dessen damaliger Schneedrang eine unter diesen Umständen bitter unangenehme Reise von mehreren Tagen und Nächten in Aussicht stellte.

Dem waderen Streicher ist es wohl zu verzeihen, daß ihm die Erinnerung an Schiller's Bebrängnisse einen heißen Vorwurf gegen Deutschland ausspreche ¹⁰⁾. Aber wenn das eine Entschuldigung

gung für unser Land wäre, so müßte gesagt werden, daß es von jeder deutsche Art gewesen ist, bei Männern von Genius und Charakter selbstverständlich ein doppeltes Maß von Geduld, Muth und Ausdauer vorauszusetzen und sie für ihre Leiden und Entbehrungen auf den Nachruhm zu verweisen. Fast gerade zur nämlichen Zeit, wo unser Dichter, länglicher ausgestattet als ein Handwerksbursch, im Winterfrost eine Zufluchtsstätte aufsuchen mußte, hatte drunten in Wien der herrliche Mozart, drei Jahre älter als Schiller, von Seiten unglaublichen Unverständes und tölpelhafter Rohheit die bittersten Kränkungen und Demüthigungen zu erbulden. Als eine Art „musikalischer Bedienter“ im Gefolge des Erzbischofs Hieronymus von Salzburg nach der Donaustadt gekommen, wurde er, der doch schon ein berühmter Künstler war, in dem erzbischöflichen Haushalt durchaus als Lakai behandelt. „Ich speise —“ schrieb er damals — mit den zwei Leib- und Seel-Kammerdienern und habe doch die Ehre über den Köchen zu sitzen.“ Endlich bekam er es satt, sich in jeder freien Bewegung gehemmt, in jeder Faser seiner Künstlerseele verletzt zu fühlen und mit gemeinen Scheltworten beleidigt zu werden. Er bat den Herrn Erzbischof um seine Entlassung, worauf ihn „der Herr Graf Arco, des Erzbischofs getreuer Helfersöhlf, auf oder auch ohne hochfürstlichen Befehl mit einem Fußtritt zur Thür hinauswarf“¹¹⁾. Manen Karl August's von Weimar, so lange es ein deutsches Gedächtniß gibt, wird es nie vergessen, daß du der erste Fürst gewesen, der sich selber geehrt hat, indem er die Vordrsten seiner Zeit und Nation ehrte.



Zweites Capitel.

Bauerbach.

Im Rhöngebirge. — Winterliche Einsamkeit. — Der Bibliothekar Reinwald. — Don Carlos. — Beginnende Läuterung. — Charlotte von Wolzogen und eine „thörichte“ Hoffnung. — Stürmisch. — Werther'sche Stimmung. — Wiederaufknüpfung mit Dalberg. — Falkenau'sche Tage. — Abreise von Bauerbach.

Unfern von Meiningen, in einer Thalsenkung des rauhen Rhöngebirges, liegt das Dorf Bauerbach. Ob demselben ragen auf einem vorspringenden Hügel die Ruinen der Burg Henneberg. Düstere Fichtenwälder umziehen die Thalmulde und hinter den bewaldeten Halden stehen höhere Berge. Tief verschneit, sah der Ort noch unwirthlicher aus denn sonst, als am Abend des 7. Decembers 1782 unser Flüchtling in dieser winterlichen Einsamkeit anlangte, wo ihm mütterliche Freundschaft ein Asyl bereitet hatte. Frau von Wolzogen verweilte mitunter hier, sowie in dem drei Stunden entfernten Walldorf bei Meiningen, welches Stammgut ihrer Familie im Besiz ihres Bruders, des Freiherrn Marschall von Ostheim, sich befand. In Bauerbach hatte die Freifrau, weil das alte Herrenhaus wenig geräumig, sehr unbequem und verfallen war, im Jahre 1775 ein Bauernhaus angekauft und dasselbe nothdürftig als Herrschaftswohnung einrichten lassen¹²⁾.

Bei sinkender Nacht im Dorfe angekommen, fragte der Dichter dem Gutsverwalter Bogt nach und legitimirte sich bei demselben als der „Doctor Ritter“, auf dessen Ankunft den Verwalter seine Geleiterin von Stuttgart aus vorbereitet hatte. Der durch-

frorene Aufschwümmung ward in das bezeichnete Haus geführt und konnte im wohlgeheizten Zimmer bei mit Hausmannsloft gastlich besetztem Tische von den Strapazen seiner Winterreise sich erholen. Am folgenden Morgen nach einem langen erquickenden Schlafe neugekürzt erwacht, trat er an das Fenster der geräumigen Hinterstube, welche er bewohnte, und orientirte sich in der Gegend. Sein Blick schweifte über die schneebelasteten Wälder zu den weißglänzenden Bergen empor. Die Einsamkeit und Stille ringsher gab ihm das langentbehrte Gefühl der Ruhe und Sicherheit. In zufriedener Stimmung setzte er sich auf einen Lehnstuhl, welcher vor dem auf einem gewundenen Bein mit drei Auslaufesfüßen ruhenden Tische stand, und meldete dem treuen Andreas: „Endlich, liebster Freund, bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf Alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Quersrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolsogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermissen. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Billigste besorgt.“ Aber im Fortgang des Briefes trübt sich diese Heiterkeit. Der Dichter beschäftigt sich mit den Zukunftsplänen des Freundes, dabei fällt ihm ein, wie seine eigenen schon so manchen dicken Stoß erlitten hätten, und er läßt sich das bittere Wort entweichen: „Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die ihrem unerfahrenen Freund nur zu viel geloset hat: — Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein h t werden oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von Beiden oder man sinkt unter.“ Man sieht, die Erfahrungen des Lebens hatten den Schmetterlingsflügelstaub von Schiller's Seele gewischt, d. h. sein naiver Glaube an die Menschen war dahin. Er schrieb an demselben Tage auch an Schwan, und in diesem Briefe kam die merkwürdige Stelle vor: „Diesen Winter, soße ich mich genöthigt, ein Dichter zu sein, weil

ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken." Da unter dem Handwerk nur die Arzneiwissenschaft verstanden werden kann, so ist anzunehmen, daß Schiller, noch unter dem frischen Einfluß der mit dem Herrn Intendanten des Mannheimer Theaters gemachten Erfahrungen, sich mit dem Gedanken getragen habe, seiner Thätigkeit als Dramatiker zu entsagen und zu seiner Brotwissenschaft zurückzukehren. Wir werden aber bald sehen, daß es nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um dieses vorübergehende Projekt zu beseitigen und den Dichter seiner wahren Bestimmung zurückzugeben.

Der Einsamkeit dieser Existenz ungeachtet verliefen die ersten Wochen des Bauerbacher Aufenthaltes zur völligen Zufriedenheit Schiller's. Er wußte die Seinigen für den Augenblick über seine Lage beruhigt und ihm selbst that nach den vielen stürmischen und peinlichen Erlebnissen der letzten Monate die Einsamkeit wohl. Anfangs in strenger Zurückgezogenheit lebend, beschränkte er sich auf die Gesellschaft des Verwalters, mit dem er weite Spaziergänge durch die Berge und Wälder machte und an den langen Winterabenden Schach spielte. Seine Hauptbeschäftigung war „Kabale und Liebe" und im Februar 1783 wurde dieses Trauerspiel vollendet. Die zarte Fürsorge der Frau von Wolzogen, welche nicht nur die leiblichen, sondern auch die geistigen Bedürfnisse ihres Schüplings berücksichtigte, hatte ihn an den herzoglichen Bibliothekar in Meiningen, Wilhelm Reinwald, empfohlen, welcher in Kenntniß gesetzt worden war, wer der Doktor Ritter eigentlich sei. Der wadere Mann, welcher wenn nicht eine Ader, so doch ein Aderchen von einem Poeten in sich hatte, entsprach diesem Vertrauen vollständig. Er verfaß nicht nur Schiller mit Büchern, sondern ging ihm auch überall mit gutem Rath an die Hand. Das freundschaftliche Band zwischen dem jungen feurigen Dichter und dem ältlichen, zur Hypochondrie geneigten Gelehrten sollte später ein verwandtschaftliches werden. Ein Zufall verschaffte Reinwald Einblick in die verstandigen Briefe, welche

Schwester Christophine ihrem eigenen Bruder schrieb. Schon dadurch für das treffliche Mädchen eingenommen, suchte und machte der Bibliothekar im Sommer 1784 auf der Solitude Christophine's persönliche Bekanntschaft und zwei Jahre später folgte sie dem Freiwerber an den Altar. Schiller sah nicht ohne Bedenken den Abschluß des Ehebundes zwischen zwei an Alter und Temperament so verschiedenen Personen. Glücklicherweise wurden die Besorgnisse des zärtlichen Bruders nicht gerechtfertigt. Christophine wußte mit linder Hand die Falten der hypochondrischen Wunderlichkeiten ihres im Grunde herzenguten Mannes zu glätten, und nachdem ihr denselben der Tod schon 1815 geraubt, schrieb die Achtundachtzigjährige im Jahre 1845 das Zeugniß nieder, daß Reinwald und sie neunundzwanzig Jahre lang zufrieden mit einander gelebt hätten¹³⁾.

Die Bücher, welche Reinwald dem Dichter mittheilte, gaben Stoffe und Anregungen zu neuen tragischen Plänen. Schiller's schon früher erregtes Interesse für die Geschichte des Infanten Don Carlos wurde in Bauerbach erneut und erhöht durch die Lectüre der historischen Novelle, in welcher der Franzose Saint-Réal die Person und das Schicksal von Philipp's II. Sohn romantisirt hatte. Wäre freilich das Archiv von Simancas schon geöffnet, wären die Forschungen Prescott's und Anderer über den Infanten damals schon vorhanden gewesen, so dürfte dieses Thema dem Dichter mehr Widerwillen als Theilnahme eingefloßt haben. Dagegen mußte die weniger als halbgeschichtliche und mehr als halbmythologische Beleuchtung, in welcher zu jener Zeit der Infant erschien, die Phantasie ungemein anziehen, und nachdem sich schon im 17. Jahrhunderte der englische Tragöde Otway an diesem Stoffe versucht hatte, thaten es im achtzehnten so ziemlich zur gleichen Zeit der erste Tragiker Deutschlands und der erste Tragiker Italiens, Schiller und Alfieri. Aber welcher Unterschied in der Behandlung! Während der Deutsche die düstere Episode der dunkleren Geschichte Philipp's II. zur Basis eines hohen Liebes seiner eigenen Freiheitsbegeisterung machte und damit den erhebenden Eindruck her-

vorbrachte, daß das Gute und Schöne selbst in seinem Untergange den idealen Sieg über das Böse und Häßliche behaupte, formte der Italiener daraus eine trockne und finstere Staatsaction, welche auf die trostlose Ueberzeugung hinausläuft, das Edle und Liebenswürdige sei nur in der Welt, um der Bosheit zum Opfer zu fallen. Es währte jedoch einige Zeit bis sich Schiller für den Don Carlos entschied. Denn in den ersten Wochen seines Aufenthalts in Bauerbach war ihm noch ein zweiter bedeutender und zu tragischer Behandlung einladender Gegenstand nahegetreten, die Geschichte der Maria Stuart. Erst am 27. März 1788 schrieb er an Reinwald, daß er nach langem Hin- und Herschwanke nunmehr fest und entschlossen den spanischen Infanten in's Auge gefaßt habe, weil ihm diese Geschichte zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen Gelegenheit gebe. Dann, mit dem beginnenden Frühling, als seine „Seele die Natur in einem entwölkten blanken Spiegel auffing“, meldete er unterm 14. April dem Freunde: „Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts Anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen, — nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz's Julius und den Puls von mir. Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen. Ich will, und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen.“

Diese Aeußerung zeigt daß der Eifer, womit unser Dichter an die Vorarbeiten zum Don Carlos ging, noch wesentlich aus einem polemischen Motiv entsprang. Er ergriff diesen Stoff noch ganz mit dem rebellischen Feuer der Sturm- und Drangzeit. Und doch sollte, wie Jedermann weiß, die Arbeit an diesem Trauerspiel in ihrem Vorschritt für Schiller die Brücke werden, auf welcher er aus dem kraftigen Naturalismus zu bewußt künstlerischem Schaffen hinüber gelangte. Die Läuterung des großen Prinzips seines Lebens und Dichtens begann. Während die Freiheitstheorie in seinen drei Erstlingsstücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend brandete, begann sie im Don Carlos als ein klarer Schönheitsstrom dahinzufleßen. Mälig trat an die Stelle des ungehörigen Titanismus mit seinen grotesken Auswüchsen die ruhige Macht des Humanitätsgedankens. Was später der eigentliche Inhalt von Schiller's ganzem Dasein wurde, die große Idee, daß des Dichters höchste Mission sei, vermittelt der Schönheit die Menschen zur Freiheit zu erziehen, — das verdrängte den unsicher tastenden Ungeßüm aus seiner Seele und er begann einzusehen, daß die Entwicklung der Gesellschaft unendlich weit mehr durch die stille, aber unwiderstehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den willkürlichen Weltverbesserungsdrang einzelner Individuen bedingt sei.

Aber es hieße der Zeit bedeutend vorgreifen, wollten wir sagen, daß der Dichter schon damals in Bauerbach klar erkannt habe, die gewaltigsten und tiefwirkendsten Kräfte seien auch die stillsten und der sanfte Sonnenschein bringe schweigend zu Stande, was der ganze Grimm des tobenden Sturmes umsonst versucht hat. Im Gegentheil war Schiller während jener Monate eine Deute schroff wechselnder Stimmungen. Auf die anfängliche Ruhe und Sammlung folgte tiefe Entnuthigung. Diese wurde von phantastischen Hoffnungen abgelöst, deren Scheitern wieder eine grillenhafte Verstimmung zuwegebrachte. Die Einsamkeit taugt nicht für einen Jüngling von dreiundzwanzig Jahren. Sie wirkte in die Länge: mehr anreizend als beruhigend auf den Dichter und in

Dieser Verfassung traf ihn Frau von Wolzogen, welche mit ihrer Tochter Charlotte in den ersten Tagen des Januars nach Bauerbach kam. Der Dichter begleitete die Damen nach Walldorf und schrieb, nach Bauerbach zurückgekehrt, am 4. Januar 1783 an seine Freundin einen Brief, welcher deutlich verrieth, wie es wieder in ihm gährte und stürmte. Er bildete sich ein, ein Menschenhasser geworden zu sein, und sagte: „Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.“ Und sechs Tage später: „Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt Nichts Bestand hat, nothwendig sich einmal losreißen und verbluten muß.“

Diese Werther'sche Stimmung ist um so auffallender, als sich Schiller, wie wir früher bemerkten, zu der Zeit, wo der Wertherismus epidemisch gewesen war, von demselben frei erhalten hatte. Allein die Erklärung ist leicht: — der Dichter hatte sich aufs Heftigste in Charlotte von Wolzogen verliebt. Eine eben ausblühende Knospe, hatte das sechzehnjährige Mädchen das durch die winterliche Einsamkeit für einen solchen Eindruck doppelt empfänglich gewordene Herz des jungen Mannes in Flammen gesetzt und, nicht zum Heuchler gemacht, hat er schwerlich verstanden, sein Gefühl zu verbergen. Ich vermute, daß es auch den Bliden von Charlotte's Mutter schon damals nicht entgangen sei, und Frau von Wolzogen erfüllte nur ihre Mutterpflicht, indem sie ihre junge Tochter vor einem Verhältniß zu warnen suchte, welches, wie die Umstände waren, kein ersprießliches werden konnte. Hiezu kam noch, daß sie von Stuttgart aus Bedenken erregt wurden über die Folgen des Schusses, welchen sie dem entwichenen Regimentsmedicus angedeihen ließ. Ihre Söhne befanden sich in der Karlschule und die Mutter erwartete von der Gunst des Herzogs von Württemberg Versorgungen für dieselben. Daß diese Erwartung unerfüllt bleibe, wenn der Fürst erführe, unter wessen Dach der Missethäter ein Asyl gefunden, war mit Bestimmtheit anzunehmen, und so kann man

es der trefflichen Dame nicht verübeln, daß mütterliche Kengstlichkeit ihr den Wunsch eingab, den Dichter aus Bauerbach entfernt zu wissen.

Der gute Streicher erschrad nicht wenig, als er einen vom 14. Januar aus H. (Hochheim oder Hilters?) datirten Brief erhielt, worin ihm Schiller meldete, daß er nicht mehr in Bauerbach sei. Die Epistel ist verworren und gibt von einem gewaltsam aufgespannten Seelenzustand Zeugniß. „Trauen Sie Niemand mehr! — ruft der Dichter seinem Freunde zu. — Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt.“ (Und doch hatte gerade der, an welchen dieser Zuruf gerichtet war, dem Dichter vollauf bewiesen, daß Freundschaft allerdings ein Ding sei, welches zu suchen sich der Mühe lohne.) Dann kommt eine Andeutung des Sachverhalts. „Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu sein; aber ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog von Württemberg Wind bekäme. Das war mir genug.“ Hierauf erzählt er, daß er durch Vermittlung Reinwald's die Bekanntschaft eines jungen Herrn von Wurmb gemacht und von demselben, der seine Räuber auswendig wisse, auf sein Gut eingeladen worden sei. Es wirkt fast komisch, wenn der Briefsteller, welcher einige Zeilen zuvor die Freundschaft ins Fabelbuch zu schreiben gewillt war, mit Ekstase ausruft: „Er — der Herr von Wurmb — war beim ersten Anblick mein Bufenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! Ich soll mit meinem Wurmb auf sein Gut, ein Dorf im Thüringer Walde, dort ganz mir selbst und — der Freundschaft leben und, was das Beste, schließen lernen; denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll.“ Ach, es sah, wie dieser Brief bezeugt, obnehin im Kopf und Herzen des Dichters schon revolutionär, d. h. verworren genug aus. Diese Widersprüche und vollends diese urplötzliche

Begeisterung für die noble Passion der Jagd! Allein der wuns-
derliche Paroxismus war glücklicher Weise nicht von Dauer. Der
Dichter ging nicht im Thüringerwald jagen. Noch vor dem 25.
Januar finden wir ihn wieder in Bauerbach und es mußte also
rasch eine Ausöhnung mit seiner mütterlichen Freundin erfolgt
sein, welche die Mutterangst wohl nur für einen Augenblick ihre
angeborene Großmuth hatte vergessen lassen. Ende Januars mit
Charlotten wieder nach Stuttgart abreisend, verlangte sie nur, daß
Schiller seinen Aufenthalt möglichst geheim halte und etwaige
Nachforschungen nach demselben irreleite. Zu diesem Zwecke schrieb
der Dichter zwei Briefe an Wilhelm von Wolzogen nach Stutt-
gart, datirte den einen aus Frankfurt, den andern aus Hannover,
erzählte dem Karlschüler allerlei Buntcs über seine Pläne und
wie er nach Holland, England, Amerika zu gehen beabsichtige.
Wie herzlich das freundliche Verhältniß zwischen ihm und Frau
von Wolzogen wieder hergestellt war, beweist die ununterbrochene
Folge von Briefen, welche er von Bauerbach aus an die ferne
Freundin abgehen ließ. In einem derselben (datirt vom 23.
April) entwirft er eine komische Schilderung von einem Conflict,
welcher zwischen der Gemeinde und dem Gutsverwalter wegen
Benützung der Schafweide sich entsponnen hatte und wobei es bis
zum Anziehen der Sturmglode gekommen war.

Unterdessen war es ihm in Bauerbach immer unbehaglicher
geworden. Das Gefühl der Unsicherheit seiner Lage peinigte ihn
und überdies ließ ihn die Einsamkeit seiner Neigung zu Charlotte
von Wolzogen nur um so selbstquälerischer nachhängen. Er erfuhr
die Wahrheit des alten Spruches, daß es dem Menschen nicht gut
sei, allein zu sein. Schon unterm 21. Februar schrieb er an
Reinwald: „Ich möchte oft meine tägliche Kost um eine mensch-
liche Gesellschaft dahingeben. Gelegentlich muß ich bemerken, daß
ich nunmehr der Meinung bin, daß das Gente, wo nicht unter-
drückt werden, doch entseßlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen
kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es
hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer.“

Der verständige Freund erkannte ganz die Gefahr, welche für den Genius des Dichters aus seiner damaligen Lebensweise entspringen mußte, und äußerte sich gegen Christophine Schiller, er wünsche sehr, daß ihr Bruder „in einer großen Stadt, wo ein gutes deutsches Theater sei, z. B. in Berlin verweile, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtschaffener Männer, die ihn vor der Ausgelassenheit bewahrten, welche an diesem Orte herrsche“¹⁴⁾. Die in den letzten Worten liegende Anklage der damaligen Sittenzustände von Berlin war nur zu begründet¹⁵⁾. Auch nach Weimar hinüber deutete Reinwald mit richtigem Takt und meinte, Schiller sollte dahin gehen und sich um die Bekanntschaft mit Göthe und Wieland bemühen, von welchen Männern er mancherlei Förderung erwarten dürfte. Es war jedoch für Schiller noch nicht Zeit, die Metropole der deutschen Classe zu betreten, und die Schritte des wandernden Dichters sollten sich zunächst rückwärts nach dem Orte lenken, von wo er in die Abgeschiedenheit der Rhönberge gekommen.

Der treue Streicher war in seiner Begeisterung für den dichterischen Freund nicht müde geworden, im Kreise der ihm befreundeten Mannheimer Schauspieler die Vorzüge der „Lulise Millerin“ herauszustreichen, welches Trauerspiel er ja so zu sagen unter seinen Augen hatte entstehen sehen. Auch der im Drucke befindliche Fiesco — welcher dann im Frühjahr unter dem Titel: „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel von Fr. Schiller,“ erschien — machte viel von sich reden, und da beider Dichtungen wiederholt unter den Mitgliefern des Theaterrausschusses gedacht wurde, begann der Freiherr von Dalberg zu meinen, es dürfte zum Glanze der von ihm geleiteten Anstalt beitragen, wenn er wieder mit Schiller anknüpfte. Freilich hatte die Excellenz den armen Flüchtling drei Monate zuvor schmählich fallen lassen, aber die Umstände waren jetzt verändert, d. h. der Freiherr hatte nicht mehr zu befürchten, daß er sich durch eine Verbindung mit dem Dichter compromittire. War es ja doch entschieden, daß der Herzog von Würtemberg Aug oder großmüthig

genug sei, Schiller's Flucht zu ignoriren und sich, vielleicht im Hinblick auf das mißliche Aussehen, welches sein Verfahren gegen Schubart in ganz Deutschland erregt hatte, damit zu begnügen, daß er den entwichenen Regimentsmedicus einen Unbankbaren nannte¹⁶⁾. Der Herr Intendant schrieb also im März einen zuvorkommenden Brief an unseren Dichter, worin er sich nach dessen dramatischen Arbeiten erkundigte. Der ehrliche Andreas nennt diesen Brief eine „Sirenenstimme“, durch welche Schiller abermals nach Mannheim gelockt worden sei¹⁷⁾. Aber es war wohl ganz natürlich, daß ein dramatischer Dichter, unliebhamer Erfahrungen ungeachtet, jede ihm gebotene Gelegenheit ergriff, mit einer geachteten Bühne in Verbindung zu kommen. Indessen gab er diesem Wunsche doch nicht blindlings nach. Seine Antwort an Dalberg vom 3. April war kühl und gemessen. Er sagte darin, es freue ihn, zu vernehmen, daß die Excellenz einiges Zutrauen zu seiner dramatischen Feder habe, um sich jedoch „der Gefahr, die Erwartung des Herrn Intendanten zu hintergehen, nicht neuerdings auszusetzen“, legte er Plan und Handlung von Rabale und Liebe dar. Der Freiherr verschluckte die Pille und setzte, begierig, die neue Tragödie für die Mannheimer Bühne zu gewinnen, den Briefwechsel fort, in Folge dessen der Dichter sich entschloß, nach Mannheim zu gehen, zunächst nur für so lange Zeit, als die Inszenesetzung und Aufführung seiner zwei neuen Trauerspiele erfordern würde.

Sein Ueberdruß an Bauerbach war nämlich wieder in ein lebhaftes Gefallen an diesen Ort umgeschlagen, denn Frau von Wolhogen war mit Lotte im Mai dasselbst angelangt. Der Dichter hatte seiner Beschützerin einen feierlichen Einzug bereitet. Eine Ehrenpforte war errichtet, die Glocken waren geläutet, Böller waren losgebrannt worden, eine Musikkapelle hatte Luth geblasen und der Pastor in einer Begrüßungsrede sein Bestes gethan¹⁸⁾. Schiller verlebte im zwanglos ländlichen Umgange mit seiner mütterlichen Freundin und der geliebten Lotte hallyontische Frühlingstage. Zum ersten Mal, gestand er, in dieser Zeit erfahren zu

haben, wie gar wenige Zurüstung es erfordere, ganz glücklich zu sein¹⁰⁾. Aber war er wirklich „ganz glücklich?“ In diesem Falle müßte seine wachsende Neigung zu Lotte von Wolzogen doch wohl mehr nur brüderliche Freundschaft als eigentliche Leidenschaft gewesen sein. Denn die junge Schöne, über welche der Dichter an ihren Bruder Wilhelm schrieb, sie sei „noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, ohne einen Hauch des allgemeinen Verderbnisses am launeren Spiegel ihres Gemüthes“ — hegte für Schiller nur freundschaftliche Gefühle, da die ersten schüchternen Wünsche ihres erwachenden Herzens einem Karlschüler geweiht waren, welchen sie in Stuttgart kennen gelernt hatte. Vielleicht bemerkte sie gar nicht, was in dem Dichter vorging, dessen Zartgefühl ihm natürlich jede deutlichere Annäherung verbot. Aber das Auge der Mutter war schärfer als das der Tochter und sie meinte es nur gut mit Schiller, wenn sie die Ansicht hegte, daß seine Entfernung für ihn wie für Lotte das Beste wäre. Sie äußerte daher auf einem Waldspaziergang wie zufällig und in so mütterlicher Weise, daß der Dichter dadurch nicht empfindlich berührt werden konnte, es wäre doch wohl rathsam, daß er nach Mannheim ginge, um zu sehen, ob er sich mit Dalberg verständigen könnte. Mitte Juli's wurde dieser Rath gegeben und wenige Tage darauf finden wir den Dichter schon auf der Reise.

Als er sein stilles Asyl im Rhöngewirge verließ, war die baldige Rückkehr seine bestimmte Hoffnung, welche aber nicht in Erfüllung gehen sollte. Später als diese Hoffnung erlosch in ihm die, Lotte von Wolzogen die Seinige zu nennen. Noch ein Jahr später, am 7. Juli 1784, schrieb er an ihre Mutter, mit welcher er bis zu ihrem Tode in traulichster Verbindung blieb: „Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre oder könnte ich Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber

gewiß glücklich.“ Er mußte freilich die Eitelkeit dieser Bewerbung schon erkannt haben, denn in einer Nachschrift zu dem Briefe, dessen Abjendung sich einige Tage verzögert hatte, sagte er: „Ich erschreckte über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele natürliche Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen.“ Frau von Wolzogen hatte Takt genug, die Sache wirklich nur als einen „Einfall“ zu nehmen und weiter nicht zu beachten. Lotte, deren erste Herzensneigung ebenfalls resultatlos blieb, wurde später die Frau des Hildburghausen'schen Regierungsrathes August von Lillienstein, starb jedoch schon 1794 in ihrem ersten Wochenbett. Aber der Name Lotte blieb bedeutungsvoll für unseren Dichter, wie denn derselbe auch im Dasein Göthe's zweimal bedeutungsvoll vorkommt²⁰⁾. Im Leben Schiller's wird er uns bald wieder begegnen und dann noch einmal, um sich für immer mit dem seinigen zu verknüpfen.

Drittes Capitel.

Mannheim.

Kunst. — Dalberg'sches „Pulverfeuer.“ — Der Vertrag. — Kaltes Fieber. — Letzte Kurak. — Ein lieber Besuch. — Der Hiesco und die Luise Millerin auf der Bühne. — Zur Charakteristik dieser Trauerspiele. — „Geistweise“ in der Heimat. — Eintritt in die kurfürstliche deutsche Gesellschaft. — Abhandlung über die Schaubühne. — Vorschritt des Don Carlos. — Die Rheinische Iphigenie. — Erste Begegnung mit Karoline und Charlotte von Lengefeld. — Charlotte von Kalb. — Margaretha Schwan. — Gellammer und sonstige Bebrängnisse. — Bei Hofe. — Der Herzoglich Weimar'sche „Rath“ Schiller. — „Der Freundschaft leise, harte Hand.“ — Nach Sehen!

„Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erschöpft kam ich gestern Abend hier an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben. Meyer hat eine Wohnung nebst Kost für mich ausgemacht, die sehr gut und wohlfeil ist, neben dem Schlossplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Aussicht.“ Mit diesen Worten meldete der Dichter der mütterlichen Freundin am 28. Juli 1783 sein Wiedereintreffen in der Hauptstadt der Pfalz. Seine Briefe an Frau von Wolzogen gehören zu den lebenswichtigsten Urkunden über die adliche Sinnesart Schiller's. Ihr Ton ist innig, traulich, wie nur ein Sohn zu einer Mutter sprechen kann. In den Stellen, wo der Dichter von der jungen Lotte redet, liegt eine verhaltene Blut. Bauerbach mit seiner Gartenlaube und seinen einsamen Waldplätzen steht ihm fortwährend vor Augen. Er wünscht, sich ein jährliches Einkommen von 600 Gulden zu sichern, ohne daß er sich weiter mit der Welt einzulassen brauchte; dann wollte er in dem kleinen Dorf unter den Rhönbergen leben

und sterben. Zugleich anerkennt er dankbar, wie viel er der großmüthigen Freundin schulde, nicht allein in materieller Beziehung. „Wie unendlich viel — ruft er ihr in seinem Briefe vom 11. August zu — haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert.“

Der wadere Streicher, welchem der Freund in der Wohnung Meyer's ganz unverhofft entgegentrat, war freudig überrascht durch das blühende Aussehen und die heitere Miene desselben, Resultate der Bauerbacher Villegiatur. Die rothen Wangen und die Heiterkeit sollten aber nicht lange vorhalten. Anfangs freilich ließ sich Alles ziemlich gut an. Der einige Tage nach Schiller's Ankunft von seiner Reise nach Holland zurückgekehrte Freiherr von Dalberg empfing den Dichter mit achtungsvoller Artigkeit und ließ ihn merken, daß er ihn gern in Mannheim fixirt sähe, zugleich aber auch, daß er sich das wenigst möglich kosten lassen wollte. Schiller beurtheilte diese dilettantische Natur ganz vortreflich, indem er gegen Frau von Wolzogen äußerte: „Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft.“ Zunächst indessen brannte das Dalberg'sche Pulverfeuer ziemlich hell und warm. Die Excellenz sagte halb und halb die Aufführung des Fiesco zu, führte am 13. August den Vorstoß in einer Gesellschaft, wo die Luise Millerin vorgelesen wurde, und versprach dem Dichter, die Räuber und einige andere große Stücke aufführen zu lassen, um denselben „in Feuer zu setzen.“ Sehr herzlich wurde Schiller im Schwan'schen Hause empfangen und hatte die Genugthuung, daß ihm Herr Schwan Briefe von Wieland zeigte, welche bewiesen, daß der gefeierte Mann für seinen Landsmann „warm fühlte und groß von ihm urtheilte“ 21). Freilich wurden viele Wochen vergetelt, bevor zwischen dem Dichter und dem Intendanten etwas Festes zum Antrags kam. Jener hielt fest an seinem Vorsatz, sich dem Freiherrn nicht zum zweiten Mal anzubieten, und so mußte dieser am Ende wohl mit bestimmten Anträgen heraustrücken, wenn er Schiller's Thätigkeit für das von ihm geleitete Institut gewinnen wollte. Bevor jedoch die Anträge Thalberg's die Form eines

Contracts gewannen, erkrankte der Dichter an einem kalten Fieber, welches in Folge wiederholter Rückfälle mehrere Monate hindurch eine große Plage für ihn war, und seine gedrückte Stimmung wurde nicht gebessert durch den Verlust seines treuen Freundes, des Regisseur Meyer, welchen ein in der Stadt grassirendes Gallenfieber wegraffte.

Schiller's Geneigtheit, auf Dalberg's Anerbietungen einzugehen, dürfte nicht unbeträchtlich durch den Umstand erhöht worden sein, daß er erfahren hatte, ein Bewerber um Lotte von Wolzogen von früher her, ein Herr von H., werde in Bauerbach erwartet. Er konnte ein lebhaftes Gefühl von Eifersucht nicht verbergen. „Versichern Sie — schrieb er am 12. September an Frau von Wolzogen — Ihre Lotte meiner ewigen Freundschaft. Jetzt wird H. vermuthlich bei Ihnen sein und kaum gedacht werden an den armen Entfernten.“ Tags zuvor hatte er die Freundin vom Abschluß des Vertrags mit Dalberg in Kenntniß gesetzt. Er sollte ein Jahr als Theaterdichter thätig sein und innerhalb dieser Zeit der Bühne den Fiesco, die Luise Millerin und noch ein drittes Stück liefern. Dafür sollte er ein Stuum von 300 Gulden und von jedem Stücke die ganze Einnahme einer Vorstellung erhalten. Außerdem blieb ihm das Eigenthumsrecht dieser Dramen und er hoffte jetzt, mit seinen alten Verbindlichkeiten endlich in Ordnung zu kommen, d. h. einen „beträchtlichen Theil seiner Einnahmen auf Tilgung seiner Schulden verwenden zu können“²²). Als eine Belohnung der frischen Thätigkeit, in welche er sich sofort werfen wollte, erschien ihm die Aussicht, nach Verfluß von acht oder neun Monaten seine edle Freundin wieder in Bauerbach zu begrüßen. „Bis dahin — schrieb er ihr — übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes. Flehen Sie um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft bleibt Ihnen unwandelbar und soll ein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein.“

Aber das Gegengift war doch nicht immer allmächtig. Der Dichter sah sich namentlich durch die Verführung mit den Scham-

spielerkreisen, die er in seiner Stellung nicht vermeiden konnte, in eine Menge von Bekanntschaften hineingezogen, welche nicht immer die erprießlichsten waren. Zerstreuungen aller Art, zu welchen in dem munteren und dabei ziemlich kostspieligen Mannheim überreichliche Veranlassung war, beeinträchtigten seine Arbeiten, griffen seinen Beutel an und waren außerdem seiner völligen Genesung hinderlich. Aus Alledem erklärt sich ein gewisses unruhiges, fahriges, hastiges Wesen, in welches er mitunter versiel und welches ihn nach wunderlichen Richtungen hin momentan an die Eröffnung „außerordentlicher Aussichten“ glauben ließ. So erregte ihm z. B. die Freimaurerei ein lebhaftes Interesse²³⁾. Das lag freilich in der Zeit, wie wir seines Ortes näher sehen werden. Der alte Herr daheim auf der Solitude bemerkte bald mit Kopfschütteln, daß die Situation seines Sohnes in Mannheim wenig Garantie für die Zukunft biete. Er drang also in den Dichter, seinen Frieden mit dem Herzog zu machen, um in die Heimath und zu dem ärztlichen Berufe zurückkehren zu können. Der Vater erbot sich sogar, der Demüthigung sich zu unterziehen und den Fürsten um Verzeihung für den Sohn zu bitten. Auch Schwester Christophine schrieb in diesem Sinne und Schiller's Herz hatte einen schweren Kampf zu kämpfen, um diesen Bitten zu widerstehen, einen um so schwereren, da er seine geliebte Mutter krank wußte und die Kranke ihn deutlich merken ließ, daß das Wiedersehen ihres Fritz's heilender wirken würde, als alle die Arzneyen, welche er auf die ausführlichen Krankheitsberichte des Vaters hin gegen ihre Leiden, hartnäckige und schmerzliche Magenkrämpfe, verordnete. Allein Schiller konnte nicht in die alte Sklaverei zurückkehren, ohne sich selbst zu verlieren. Er konnte weder sich selbst vor dem Herzog demüthigen, noch zugeben, daß dies der Vater in seinem Namen thäte. Das hieße, wie er seiner Schwester schrieb²⁴⁾, die Achtung vor sich selbst und den Glauben an seine Zukunft aufgeben. Wie lebendig aber gerade um jene Zeit allen Widerwärtigkeiten zum Troß dieser Glaube in dem jungen Dichter gewesen ist, bezeugt uns sein ehemaliger Lehrer Abel, der seinen

früheren Schüler zu dessen „fröhlichem Schreier“ Mitte November mit einem Besuch überraschte. Der Professor, ein kurzer, behaglich dicker Mann, kam zu Pferde, „geporkt, einen runden Hut auf dem Kopfe, einen Hirschfänger umgeschwungen, wie ein Student von Jena.“ Schiller bewirthete in seiner Herzensfreude den theuren Lehrer und Freund mit etlichen Flaschen Burgunder, welche ihm einer seiner Mannheimer Verehrer zugesandt hatte; aber der vortheilhafte Eindruck, welchen sein früherer Zögling auf Abel machte, hat den guten Professor gewiß noch mehr erquickt als der Burgunder. „Ungeachtet der ungünstigen Lage Schiller's — äußerte Abel später — entdeckte ich mit Vergnügen, daß seine Seele, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen, einen höheren Schwung errungen. Er sprach mit Zuversicht von seinen Plänen und dem glücklichen Erfolge derselben. Sein Ideal stand jetzt deutlich und vollendet vor ihm und er fühlte Kraft genug in sich, demselben immer näher zu kommen.“

Der Freund mochte aber doch die freudige Stimmung, in welche sein Erscheinen den Dichter gesetzt hatte, zu hoch angeschlagen haben. Denn auf der Schwelle zum Jahre 1784 treffen wir Schiller in einer Lage, die peinlich genug gewesen sein muß. Dalberg drängte ihn, die Umarbeitung der beiden neuen Trauerspiele für die Aufführung möglichst rasch zu vollenden, und noch mehr als halb krank mußte er sich mit dieser Arbeit abmühen²⁵⁾. Einige Wochen vor Neujahr war das Theatermanuscript des Fiesco fertig und in den Händen des Intendanten. Diese Umformung der Tragödie, namentlich im fünften Act, ging so weit, daß das „bühnengerechte“ Stück jenen Namen eigentlich gar nicht mehr verdient. Es war aus einem Trauerspiel ein Schauspiel geworden. Denn während der ursprüngliche und echt Schiller'sche Fiesco — so, wie er auch nachmals wieder von dem Dichter zur Aufnahme in seine Werke hergestellt wurde — im Kampfe zwischen Bürgertugend und Ehrgeiz unterliegt, und dann, im Begriffe, die Frucht seines Abfalls vom republikanischen Prinzip zu pflücken, durch die rächende Hand des „starren“ Republikaners Verrina auch

physisch zu Grunde zu gehen, erhebt sich in der Bearbeitung für die Bühne der Held über die Verlodungen der Ehr- und Herrschsucht, zerbricht das errungene Szepter und will nur der glückliche Bürger eines Freistaates sein²⁶). So stirbt denn auch Niemand in dem umgewandelten Drama, mit Ausnahme des wüsten Gianettino, selbst der Mohr kommt davon und Alles endigt in Glück und Zufriedenheit. Es bedarf keiner Nachweisung, daß in dieser Form die eigentliche Pulsader des Stückes unterbunden war. Der tragische Knoten, auf dessen Schürzung das ganze Gedicht ursprünglich angelegt worden, d. h. die Erübung einer edlen Natur durch selbsttätige Leidenschaft und ihr dadurch vermittelter Untergang, kam gar nicht zur Geltung und an die Stelle der tragischen Erschütterung wurde die weiche Nührung eines sentimentalcn Optimismus geschoben. Welche Selbstüberwindung es dem Dichter kostete, dem Intendanten, den Schauspielern und dem Publikum zu Gefallen zu so weitgreifenden Aenderungen seines Gedichts, durch welche „dem Verstand und der (historischen wie der poetischen) Wahrheit die stärksten Schläge versetzt wurden“, sich herbeizulassen, hat uns Streicher erzählt²⁷).

Und im Grunde war alle diese Mühe vergeblich angewendet worden, wenigstens für das Mannheimer Publicum. Der Fiesco ging am 11. Januar 1784 zum ersten Mal über die Bühne, aber obgleich die scenische Ausstattung prächtig war, obgleich Voel den Haupthelden, Jffland den Verrina, Beck den Bourgognino und Tosolani den Mohren spielte — (später übernahm Veil diese Rolle mit außerordentlichem Erfolg). — und obgleich einzelne Auftritte lauteste Bewunderung hervorriefen, für das ganze konnte sich die Mehrheit des Publikums nicht erwärmen und die Wirkung kam ferner, welche die Räuber hervorgebracht hatten, bei Weitem nicht gleich. In einem Brlefe vom 5. Mai an Reinwald, wo er dem Freund auch sagte, daß der „Traum“, in die idyllische Einsamkeit von Bauerbach zurückzukehren, versloßen sei, gesteht dies Schiller selbst zu. „Den Fiesco — schrieb er — verstand das Publicum nicht. Die Mannheimer sagen, daß Stüd wäre viel

zu gelehrt für sie. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehn Mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt und auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran.“ Fiesco hat bekanntlich von Anfang an bis zur Gegenwart die verschiedenartigsten Beurtheilungen erfahren. Man wird aber doch, Alles erwogen und der bedeutenden, besonders auf der verfehlten Frauencharakteristik beruhenden ästhetischen Mängel des Stückes ungeachtet, am Ende Servinus beipflichten müssen, wenn er, wie der Dichter selbst that, im Fiesco einen Vorschrift über die Räuber hinaus erblickt, weil Schiller mit seiner zweiten Tragödie seine Richtung auf das Historische begann²⁸). Auch Hillebrand, wennschon die Schwächen der Dichtung scharf betonend, gibt zu, daß der Fiesco über die Sphäre der Räuber sich erhebe, indem Schiller's zweite Tragödie aus der naturrechtlichen Anarchie, welche in der ersten dargestellt ist, zur Anschauung der freien Staatsordnung führen wolle²⁹). Dagegen hat Carriere nicht mit Unrecht geltend gemacht, daß Schiller in seinem subjectiven Drang nicht vermocht habe, im Fiesco der Geschichte gerecht zu werden, sondern er habe gemeint, sie verändern und meistern zu müssen, indem er, statt den Zufall mit der Macht des Schicksals zu begaben, eine Intrigue einschob³⁰). Hier liegt, glaube ich, der begründetste Vorwurf, welchen man dem Fiesco machen kann, aber zugleich auch die Entschuldigung des Dichters. Er schrieb unter dem Einfluß seiner Zeit. Was war denn bis zur französischen Revolution die ganze Geschichte des 18. Jahrhundert anders als ein verworrenes Intriguenpiel? Gab es, als Schiller jung war, eine andere Politik als die der Hinterthüren, der Geheimtreppen und der — Dubletten? Nein. Wie leicht mußte daher unser Dichter, bevor ihm tiefere historische Studien den Einblick in den Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung öffneten, verführt werden, den Kampf zwischen Despotismus und Freiheit in der Form der Intrigue anzuschauen und darzustellen. Aber wenn er so auf der einen Seite

Carl von seiner Zeit beauftragt erscheint, so hat er sich auf der andern auch wieder über dieselbe erhoben. Ich meine, durch das Prophetische, was im Fiesco lag. Nicht umsonst trug das Stück den Titelbeisatz: „Ein republikanisches Trauerspiel.“ Es hatte sich in dieser Dichtung schon jenes wunderbare Vorgefühl kommenden Ereignisses geoffenbart, welches unserem Dichter wie keinem andern eigenthümlich ist und welchen wir noch mehrmals bei ihm bezeugen werden. Wenn jemals ein Dichter ein Seher, ein Vorseher zu heißen verdiente, ist es Schiller gewesen.

Die Luise Millerin war von vornherein für bühnengerecht erklärt worden und der Verfasser hatte Behufs der Aufführung keine Umänderungen, sondern nur einige Kürzungen und etliche Milderungen allzu drastischer Stellen vorzunehmen. Allein seine Freunde, durch die laue Aufnahme des Fiesco stußig gemacht, sahen dem 15. April, an welchem Tage das Stück die Bühne beschreiten sollte³¹⁾, mit um so mehr Unruhe entgegen, als inzwischen Iffland vermittlest seines durch Schiller „Verbrechen aus Ehrsucht“ getauften Familiensückes großen Beifall gewonnen hatte. Sie mochten nicht ohne Grund befürchten, daß ein Publikum, welches ein Iffland'sches Stück mit viel mehr Liebe aufgenommen als kürzlich den Fiesco, auch der neuen Schiller'schen Dichtung kein rechtes Verständnis entgegenbringen würde. Der Abend kam. Die Ankündigung des Stückes, welchem Iffland in Leistung eines Gegendienstes den Titel „Kabale und Liebe“ gegeben, hatte das Theater dicht gefüllt. Schiller befand sich in einer Loge. Bei ihm war der treue Andreas und von diesem wissen wir, wie sich Dichter, Schauspieler und Zuschauer während der Darstellung gebahrten. Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete Schiller das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn Etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dies beschreiben! Während

des ganzen ersten Aufzugs enthielt, ließ ihm kein Wort und nur beim Schlusse desselben ließ er ein: Es geht gut! hören. Der zweite Act wurde sehr lebhaft und vorzüglich der Schluß mit so viel Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmütiges Beifallrufen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben²²).

Kabale und Liebe schließt den Kreis ab, welchen die Räuber eröffneten. Wie diese, wie der Fiesco, war auch Schiller's dritte Tragödie ein Protest gegen das Bestehende, speziell ein Protest des Herzens und der aufgeklärten Humanität gegen die anmaßlichen Kastenschranken und Rangunterschiede. Es ist noch viel ungeschlachter Titanismus in dem Stück und häufig greift darin die Kraftgenialität fehl. Mehr noch, weit mehr als die Darstellung vornehmer Schurkerei streift die Zeichnung der idealen Figuren, Ferdinand und Luise, an die Caricatur. Denn es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß Schiller den Idealismus des jungen Offiziers absichtlich bis zur Gränze des Lächerlichen, die Sentimentalität Luise's bis zur kränklich-phrasenhaften Schwärmerie vorschreiten ließ, um an diesen beiden Charakteren etwa zu zeigen, wie die Bildungselemente der Zeit nicht selten zur Verbildung aus-schlügen. So recht und voll aus dem Leben herausgeschnitten erscheint nur der Muscus Miller, den man mit Fug eine der besten Gestalten genannt hat, welche Schiller geschaffen. Aber müssen wir, um das Stück richtig zu würdigen, uns nicht fest auf den Standpunkt der Zeit stellen, in welcher es entstand? Thut man das, so wird man sagen müssen, daß in Kabale und Liebe viel mehr historischer Gehalt ist als im Fiesco. Der Instinct des Publikums merkte das auch unschwer heraus; denn es hatte ja nicht weit zu blicken, um vieler Orten in Deutschland Hofzustände zu sehen, wie das Stück sie schilderte. Erinnern wir uns, daß die

erste Idee dieser Tragödie dem Dichter im Arrestlokal zu Stuttgart aufgegangen war. Das Walten des Herzogs Karl während der ersten Hälfte seiner Regierung war mit düsteren Zügen in das Gedächtniß eines jeden Württembergers geschrieben. Schiller brauchte sich bloß eines Montmartin, eines Wittleder, eines Segel zu erinnern, um durchaus reale Vorbilder zu seinem Präsidenten Walter und zu seinem Sekretär Wurm bei der Hand zu haben. Auch ein Vorbild zur Lady Milford fehlte nicht und es steht außer Zweifel, daß der Dichter unter dieser Maske die Gräfin von Hohenheim zeichnen wollte und wirklich gezeichnet hat. So angesehen, wird Kabale und Liebe stets als eines der bedeutendsten Zeugnisse der Sturm- und Drangstimmung und der realen Verhältnisse, aus welchen diese hervorging, in unserer Literatur dastehen. Die schlagartige Wirkung der Tragödie vermögen wir uns heute nur noch annähernd vorzustellen. Sie war ein reinigendes Gewitter in einer schwülen, verpesteten Atmosphäre. Der Druck des Stückes muß schon vor oder wenigstens unmittelbar nach der ersten Aufführung bei Schwan vollendet worden sein²³). Der alte Herr auf der Solitude erhielt sein Exemplar frisch von der Presse weg und erfreute den Sohn mit dem Bekenntniß, daß ihm das Stück gefallen habe, obgleich er das „gewisser Stellen wegen“ nicht merken lassen dürfe. Allerdings mußten „gewisse Stellen“ des Trauerspiels in Württemberg mit verdoppelter Wucht einschlagen und so ist die ängstliche Vorsicht des Vaters leicht zu erklären. Viel leichter, als der Umstand, daß man nichts Arges darin fand, den Dichter, welcher doch bei Hofe für einen Undankbaren, für einen Deserteur und Rebellen galt, für eine Weile ungefährdet in sein Heimatland zurückkehren zu lassen, — nämlich „geißweise“, wie wir Schwaben sagen. Denn im Frühjahr 1784 wurden in Stuttgart die Räuber mit großem Beifall aufgeführt. Pfand gab als Gastrolle den Franz Moor. Noch mehr, etwas später ging sogar Kabale und Liebe über die Bretter der Stuttgarter Bühne und wir wissen, daß die beiden jüngerer Schwestern des Dichters dieser Darstellung anwohnten. Einerseits wird dadurch

bewiesen, wie mächtig zu jener Zeit literarische Thatfachen waren, andererseits, daß der Polizeistaat damals noch nicht zu völliger, ängstlich-consequenter Ausbildung gelangt war. Freilich war die Aufführung von *Kabale und Liebe* eine für die Nerven der Stuttgarter Hofstetse zu starke Zumuthung gewesen und, in Wahrheit, man konnte billiger Weise nicht verlangen, daß die Walter und Warm und Kalb mit Ruhe und Befriedigung zusähen, wie ihre Portraits da oben auf der Bühne allerlei Bedenkliches agirten. Eine Beschwerde ging also nach Hohenheim hinauf und von da herunter kam ein herber Verweis für den Oberst Seeger, daß dieser, welcher dem Theaterwesen vorstand, die Aufführung des Stückes gestattet hätte. Natürlich verschwand dasselbe sofort vom Repertoire, zu nicht geringem Verdruss der Schauspieler und des Publikums²⁴).

Während so der Versuch, an der Hand seiner Muse die alte Heimat zurückzuerobern, zunächst mißglückte, hatte es den Anschein, als sollte dem Dichter die Pfalz eine neue werden. Es bestand nämlich in Mannheim unter der Protection des Kurfürsten und dem Präsidium Dalberg's eine Art Akademie, die kurpfälzische deutsche Gesellschaft geheissen. In einer Sitzung derselben zu Anfang Februars 1784 wurde Schiller als ordentliches Mitglied aufgenommen und die kurfürstliche Bestätigung traf bald ein. Der Dichter sah das, wie er am 11. Februar an Frau von Wolzogen schrieb, „als einen großen Schritt zu seinem Etablissement an“ und äußerte in einem gleichzeitigen Schreiben an seinen Freund Zumbroeg in Stuttgart, er sei durch Aufnahme in die deutsche Gesellschaft in der Kurpfalz nationalisirt. Die ganze Sache war freilich im Grunde nur eine leere Formalität, allein wie ernst Schiller sie nahm, bezeugen die angezogenen Aeusserungen. Zum Eintritt in die deutsche Gesellschaft las er am 26. Juni in einer öffentlichen Sitzung derselben seine Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ welche nachmals unter dem Titel: „Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet“, in die Sammlung der Werke des Dichters

überging. Der Aufsatz ist im edelsten Sinne eine oratio pro domo, d. h. der Verfasser rechtfertigt darin in glänzendster Weise vor sich selbst und vor Anderen seinen Beruf als dramatischer Dichter. Die Aufgabe der Schauspielkunst wird groß, schön, wahrhaft idealisch gefaßt, das Drama in geistvolle Parallele mit der Religion gesetzt, die Kunst, und zwar namentlich die dramatische, als eine sittlich-religiöse Anstalt aufgezeigt. Ueberall blüht hier, wenn auch noch etwas unsicher tastend, schon der große Gedanke hervor, welchen Schiller später als Aesthetiker so herrlich ausgeführt hat, der Gedanke, die Menschen mittelst der Kunst zu erziehen, zu bilden, zu adeln.

Was der Dichter in seiner Abhandlung theoretisch angedeutet hatte, suchte er im Don Carlos praktisch zu gestalten. Er war mit neuer Liebe zu diesem Stoffe zurückgekehrt, nachdem er eine Weile an die Bearbeitung anderer gedacht hatte. Schon die Form des neuen Stückes sollte eine errungene höhere Stufe seiner Künstlerschaft bezeichnen. Er wählte statt der Prosa den fünffüßigen Jambus, welchen Lessing durch seinen Nathan mit dem glücklichsten Takt dem höheren Drama vindicirt hatte. Und diese Wahl markirte wahrlich keinen bloß äußerlichen Vorschritt. Der edle Rhythmenstrom, keine Erübung durch kraftgeniale Unbändigkeit dulndend, symbolisirte die begonnene Läuterung von Schiller's Dichtergeist. Die Weltanschauung des Dichters, in seinen drei Erstlingsdramen verneinend und zerstörerisch aufgetreten, kehrt uns im Don Carlos die bejahende und aufbauende Seite zu. An die Stelle der gewaltsamen Revolution tritt die bildende Reform. Der Räuberbold wandelt sich in das Schwert des freien Wortes, die rothe Blut der Brandfackel weicht dem milden Lichte der Wahrheit. Dieser hohe Sinn kam in den Don Carlos wesentlich durch Einführung der Gestalt des Marquis Posa, welcher allmählig die bedeutendste der ganzen Tragödie werden mußte, weil Schiller den ganzen Adel seiner eigenen Natur dem Malteser einhauchte. Ja — ein schönes Wort von Heine zu adoptiren — er selbst ist jener Marquis Posa, der zugleich Prophet und Soldat ist, der auch für das kämpft, was

er prophezeit, und unter dem spanischen Mantel das schönste Herz trägt, das jemals in Deutschland geliebt und gelitten hat. Freund Streicher, auch jetzt wieder der Vertraute von Schiller's Arbeiten, hörte mit Entzünden die Szenen an, welche ihm der Dichter unmittelbar nach ihrer Entstehung vorlas, und wie sehr der Letztere selbst durch seine neue Schöpfung gehoben wurde, zeigt uns die begeisterte Sprache, womit er im Deutschen Museum vom 12. Dezember 1784 die von ihm unternommene Zeitschrift, die „Rheinische Thalia“, der Lesewelt ankündigte. „Das Publikum — hieß es hier unter Anderem — ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appelliren als an die menschliche Seele.“ Mit welchen Gefühlen mag Schiller auf diese Kennerung juvenilen Enthusiasmus zurückgebildet haben, als er, nach gemachter näherer Bekanntschaft mit dem „Souverain“, im Juni 1799 an Göthe schrieb: „Das einzige Verhältniß gegen das Publikum, das Einen nicht reuen kann, ist der Krieg.“ Als Hauptinhalt brachte die Rheinische Thalia in diesem und dem folgenden Jahre die drei ersten Acte des Don Carlos, in einer Gestalt, die freilich ihrer Fülle wegen das Stück für das Theater unbrauchbar machte. Die Kritik säumte nicht, auf diesen Fehler aufmerksam zu machen, und Wieland äußerte mit Grund, Schiller sei noch zu reich, zu voll von Gedanken und Bildern, er sage zu viel und wisse seine Einbildungskraft noch nicht hinlänglich zu bemeistern. Der Dichter selbst ging von der lange festgehaltenen Ansicht aus, Don Carlos könnte und sollte kein Theaterstück werden, — eine ideale Auffassung der dramatischen Poesie, welche ihrem Wesen geradezu widerspricht. Es gibt keine ideale Bühne, sondern eben nur eine wirkliche und was für eine wirkliche! Aber wie sie auch sein mag, nur auf ihr kann ein Drama zu rechtem Leben gelangen. Später hat Schiller das erlkannt und ist dazu verschritten, den Don Carlos

durch Zusammendrängung desselben, die freilich immer noch nicht energisch genug war, dem Theater anzupassen.

Inzwischen hatte sich der Kreis der Bekanntschaften des Dichters bedeutend erweitert und es waren in diesen Kreis Personen eingetreten, die jetzt und später bestimmend auf sein Dasein wirkten. Am 7. Juli 1784 meldete er seiner mütterlichen Freundin in Bauerbach die flüchtige Begegnung mit einer Frau von L., welche, aus der Schweiz kommend, ihm Tags zuvor einen Besuch gemacht, aber ihn leider nicht zu Hause getroffen hätte, so daß er sie nur noch einen Augenblick vor ihrer Abreise gesehen habe. Es kann damit nur Frau Luise Juliane von Lengefeld gemeint sein, die Wittve des 1775 verstorbenen schwarzburg-rudolstädtischen Kammerathes Karl Christoph von Lengefeld und Verwandte des Wolzogen'schen Hauses, aus welchem sie mütterlicherseits stammte. Sie war im vorigen Jahre mit ihren beiden Töchtern, Karoline und Charlotte, in die Schweiz gereist und hatte auf der Hinreise einige Tage in Stuttgart verweilt. Ihre Base, Frau von Wolzogen, welche damals dort war, hatte die Reisenden mit ihrem ältesten Sohn, dem Karlsruhler Wilhelm von Wolzogen, bekannt gemacht und der junge Mann von Karoline's Persönlichkeit einen ebenso tiefen als nachhaltigen Eindruck empfangen. Aber auch zur Solitude hinauf war Frau von Wolzogen mit ihren Gästen gegangen und hatte sie bei Schiller's Familie eingeführt. Frau Elisabeth ahnte sicherlich nicht, daß sie das eine der beiden jungen Mädchen, welche damals über ihre Schwelle traten, zehn Jahre später als die Frau ihres Friß umarmen würde. Frau von Lengefeld brachte mit ihren Töchtern fast ein ganzes Jahr in der Schweiz zu, hauptsächlich in Beva, wo Lotte, für welche ihre Mutter die Stellung einer Hofdame anstrebte, eifrig in der französischen Sprache sich üben mußte. Auf der Heimreise nach Rudolstadt am 6. Juli 1784 Mannheim passirend, suchten die Damen den Dichter auf⁵⁵). Allein die Begegnung war, wie schon erwähnt, eine so flüchtige, daß kein Gespräch sich entfalten, kein Wort, das lebhafteren Antheil erregt hätte, fallen konnte. Zudem hatten der

beiden Schwestern zwar einzelne Szenen der Räuber Theilnahme abgewonnen, aber zugleich hatte „die Masse von wildem Leben“ in dem Stücke sie zurückgeschreckt und endlich waren ihre Seelen von den großen Naturbildern der Alpenwelt so voll, daß zunächst für Anderes kein Raum blieb. Doch wurden die Schwestern, und zwar die ältere mehr noch als die jüngere, von der hohen, edlen Gestalt des Dichters frappirt und sie wunderten sich, daß „ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könne“³⁰). Schiller seinerseits fand nur das nach Thatsächliche dieses Besuches bemerkenswerth und es ist eigenthümlich, daß diese Menschen, welche sich später so innig mit einander verbinden sollten, bei ihrem ersten Zusammentreffen fast ganz theilnahmlös an einander vorübergingen.

Lebhafte Erregungen brachte für den Dichter ein in dieselbe Zeit fallender Besuch seiner Schwester Christophine, welche in Reinwald's Begleitung kam, der schon so ziemlich für ihren erklärten Bräutigam galt. Kaum waren Schwester und Freund wieder fort so traf eine junge Frau in Mannheim ein, welche Schiller schon im Hause der ihr verwandten Wolzogen in Bauerbach begegnet war — abermals eine Lotte. Charlotte Marischall von Döheimb, zu Waltershausen in Thüringen 1761 geboren, hatte, nachdem sie Vater und Mutter frühe verloren, eine Jugend voll rasch wechselnder Eindrücke verlebt. Von Natur genialisch, schwärmerisch, reizbar, phantastisch, war sie ohne geregelte Erziehung ausgewachsen. Schon vor der Confirmation hatte sich in dem Kopfe des jungen Mädchens die bunteste Ernte von Lesefrüchten angehäuft. Die Bibel, der Koran, Voltatre, Rousseau, Shakespeare, Klopstock, Wieland waren nur vorragende Punkte in dieser „uferlosen Leseerei“, welchen Ausdruck auf diese Frau ihr späterer Geliebter, Jean Paul, ebenso gut wie auf sich selbst hätte anwenden können. Rechnet man dazu die tief schmerzlichen Eindrücke, welche Familienmißgeschicke aller Art auf die junge Charlotte hervorbrachten, rechnet man endlich dazu, daß sie im Herbst 1783 zu einer Convenienzheirat mit einem unge-

Hebten Manne veranlaßt und vom Altar weg ohnmächtig in den Wagen getragen worden war, welcher sie in die „Klitterwochen“ führen sollte, — so wird man sich dieses zwischen angespanntem Heroismus und hinschmelzender Liebesbedürftigkeit, zwischen Bladerglut und Frost seltsam schwanke weibliche Wesen einigermaßen vorstellen können, das noch zwölf Jahre nach dem Zeitpunkt, von welchem hier die Rede ist, Jean Paul „ein Weib mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Helsen=Ich“ und eine „Titanide“ nannte, um nach ihr seine Linda im Titan zu schaffen. In jungen Jahren muß Charlotte, wenn nicht sehr schön, so doch jedenfalls das gewesen sein, was man damals „erstaunend“ nannte und heutzutage pikant nennt. Noch 1796 schrieb Jean Paul von ihr: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich keine noch sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht, schlägt die großen, fast ganz zugesunkenen Augen himmlisch in die Höhe, wie wenn Wolken den Mond wechselweise verhüllen und entblößen“²⁷). Gewiß muß der Zauber der Persönlichkeit dieser Frau, welche wie kaum eine zweite die Stimmung der Sturm- und Drangperiode repräsentierte, zur Zeit, wo sie als Dreiundzwanzigjährige unseren Dichter in Mannheim begrüßte, noch viel stärker gewirkt haben als später, wo der große Humorist denselben so lebhaft empfand. Charlotte war mit ihrem Gatten, dem Major Heinrich von Kalb, nach Mannheim gekommen, wo sie weilte, während jenen sein Dienst nach Landau rief. Sie hatte Aufträge Seitens der Frau von Wolzogen und Reinwald's an Schiller zu bestellen und es ist unzweifelhaft, daß die Erscheinung des Dichters Charlotte's Seele sogleich tief und gewaltig erregte, vielleicht die Wirkung des früheren Begegnens im Rhöngebirge nur erneuernd und erhöhend. Im hohen Alter noch, als die vielgeprüfte achtzigjährige Frau die Erinnerungen ihrer reichen und bewegten aber unglücklichen Vergangenheit sammelte, schlug das Andenken an jenes Wiederfinden in Mannheim wie eine helle Lohe in ihrer Brust auf, und in dem turbulenten Zugwolkenspfad,

welcher ihrem Wesen vollständig entsprach, äußerte sie darüber: — „In der Blüthe des Lebens bezeichnete Schiller des Wesens reiche Mannigfaltigkeit; sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierliche Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt: Bedeutjam war ihm Manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung zeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfang. Einige Stunden hatte er gewillt, da nahm er den Hut und sprach: „Ich muß eilend in das Schauspielhaus.“ Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen „Kalb“ auszusprechen. Bald lehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick. Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den Gedanken, ohne Wahl, ohne Nachsinnen, — wohl die Rede eines Sehers. Im Lauf des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick, von hoher Sehnsucht besetzt. Das Leben erblühte — heute ein erstorbenes“ 38). Mit diesem Enthusiasmus contrastirt nicht wenig die kühle Art, womit sich der Dichter seinerseits Anfangs über Charlotten vernehmen ließ. Ganz kurz schrieb er seiner Freundin in Bauerbach: „Die Frau zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen.“ Diese Kühle sollte aber bald in Wärme umschlagen. Borerst brachte der Umgang Schiller's mit Frau von Kalb die Erneuerung einer Szene zuwege, wie sie im September 1782 in der Wohnung des Regisseur Meyer stattgefunden hatte. Eines Nachmittags kam der Dichter mit dem fertigen ersten Act des Don Carlos zu Charlotte, deren Erwartung von dem neuen Drama sehr hochgespannt war. Schiller begann vorzulesen und las und las, ohne daß die Zuhörerin ein Zeichen von Empfindung oder Beifall bilden ließ. „Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen?“ Charlotte lacht laut auf und sagt: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben.“ — „Nein, das ist zu arg.“ erwidert er, wirft ärgerlich die Handschrift auf den Tisch;

nimmt Hut und Stod und geht weg. Sogleich greift Charlotte nach dem Manuscript, liest, wird entzündet und bittet dem Dichter ihr voreiliges Urtheil förmlich ab, sagt ihm aber auch, daß seine Dichtungen durch seine heftige, stürmische Declamation nothwendig verlieren müßten³⁹).

Es war ein recht verworrenes Getriebe und Gebränge im Seelenleben unseres Dichters zu dieser Zeit: — „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“ Während die Erinnerung an Lottchen von Wolzogen mehr und mehr ihren leidenschaftlichen Stachel verlor, näherten sich die Beziehungen zu Charlotte von Kalb schon der Gränzlinie, wo das freundschaftliche Gefühl in ein leidenschaftlicheres übergeht. Außerdem muß Schiller — wenn wir nämlich in dieser Hinsicht den Erinnerungen der Frau von Kalb Glauben schenken dürfen — damals zu Mannheim mit einer Schauspielerin, die man nach ihrer Rolle in den Räubern Amalie zu nennen pflegte, einen Liebeshandel gehabt haben, an welchen er später nicht ohne Beschämung zurückdenken konnte⁴⁰). Die Verwirrung wird noch erhöht, wenn wir erwägen, daß gegen das Ende des Jahres 1784 hin und noch in das folgende hinein Margarethe Schwan die eigentliche Herzenskönigin des Dichters gewesen ist. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Tochter des gastlichen Hauses, in welchem Schiller viel verkehrte, seinem Herzen nah und näher trat. Margarethe war jung, schön, ungewöhnlich gebildet, der Literatur und Kunst zugewandt und aus ihren großen, ausdrucksvollen Augen blickte ein lebhafter und reicher Geist. Was Wunder, daß unser Dichter für diese, in fast täglichem Verkehr vor ihm entfalteten Vorzüge nicht unempänglich blieb, und was Wunder, daß Margaretha's Herz allmählig dafür sprach, ihr Loos mit dem eines Mannes von so viel Genie und Seelenadel zu verbinden? Das Verhältniß gestaltete sich gegenseitig vom Herbst 1784 bis zum Frühling 1785 immer ernster, und als Schiller Mannheim verließ, geschah es mit dem festen Vorsatz, sich die Hand Margaretha's von ihrem Vater zu erbitten. Er that dies schon unterm 24. April 1784 von Leipzig aus. Aber sei es nun, daß Herr

Schwan Bedenken trug, seine Tochter einem Manne von so unsicherer Stellung wie die des Dichters damals war, zu geben, sei es, daß er wirklich, wie er dem Bewerber schrieb, überzeugt war, Margarethe würde bei der „Eigenthümlichkeit ihres Charakters“ keine passende Lebensgefährtin für Schiller abgeben, genug, die Antwort lautete abschlägig. Herr Schwan hatte seine Tochter weder von dem Antrag noch von der Ablehnung desselben in Kenntniß gesetzt und sie wurde daher tief betrübt, als sie von dem Dichter, welchem sein Zartgefühl verbot, unter solchen Umständen den Briefwechsel mit ihr fortzusetzen, mit einmal Nichts mehr erfuhr. Schiller legte mit männlicher Fassung diese gezeitterte Hoffnung zu den anderen gezeitterten Jugendhoffnungen und bewahrte dem Schwan'schen Hause ein freundschaftliches Andenken. Margarethe heirathete später einen Herrn Göß, starb aber schon im Alter von 36 Jahren. Sie war vor ihrem Tode noch einmal mit Schiller zusammengetroffen, in Heidelberg (?) im Jahre 1793, als der Dichter mit seiner Frau nach Schwaben reiste, und diese erzählte ihrer Schwester Karoline, Schiller und die lebenswürdige junge Frau Göß seien bei diesem Wiedersehen gleich tief bewegt gewesen ⁴¹⁾.

In allen den Hergenswirren des Mannheimer Aufenthalts Schiller's kamen äußere Bedrängnisse. Der alte Stuttgarter Schuldenstand war sehr fühlbar wieder aufgebrochen. Der Freund, welcher sich seiner Zeit für die Summe, welche der Druck der Räuber in Anspruch genommen, verbürgt hatte, war, von dem Gläubiger hart bedrängt, nach Mannheim geflohen und da verhaftet worden. Schiller's Pein war groß. Da half ein einfacher und keineswegs reicher Bürgersmann, der Baumeister Hölzel, in dessen Hause der Dichter wohnte, aus der Verlegenheit, indem er das nöthige Geld beschaffte. Hauptsächlich zur Tilgung seiner Verbindlichkeiten unternahm Schiller die Rheinische Thalia, allein schon das erste Heft der Zeitschrift verjeindete ihn mit den Mannheimer Schauspielern, welche sich die strenge Kunstkritik, die der Dichter an ihnen geübt nicht gefallen lassen wollten. Nun be-

gannen alle die Hühneien, Hehereien, Rädgeleien, welche in Theatertreffen zu Hanse sind. Dalberg's „Pulverfener“ war auch verfladert. Er hatte wohl in Schiller einen unterthänigen Diener zu erwerben gemeint, welcher ihm bei allen seinen theatralischen Versuchen und Zuschneidereien bereitwilligst helfen würde. Aber während man einen Don Carlos dichtet, kann man sich doch wohl zu solchen Dingen nicht hergeben. Auch stieß bei aller Liebendwürdigkeit Schiller's im persönlichen Umgange die Selbstständigkeit seiner Denkungsweise doch vielfach an. Er konnte sich nie überwinden, den Rücken zu biegen, wo er aufrecht zu stehen sich berechtigt fühlte. Das Diplomatisiren und Laviren war nicht seine Sache. Sein Selbstbewußtsein — obgleich, wo er es mit Güte und Sympathie zu thun hatte, stets bescheiden — hatte zudem um diese Zeit von außen her eine Kräftigung erhalten, welche ihn sicherer auftreten ließ. Zu Anfang des Jahres 1785 hatte man in Mannheim erfahren, daß der Herzog Karl August von Weimar an dem verwandten Hofe von Darmstadt zu Besuche sei, und Schiller kam dadurch auf den Gedanken, die Bekanntschaft dieses Fürsten zu suchen, der Wieland's Zögling und Göthe's Freund war. Frau von Kalb bestärkte den Freund in dieser Absicht, und mit den thüringischen Hofkreisen vielfach liirt, verfaß sie ihn mit Empfehlungsbriefen. Diese öffneten dem Dichter die Thore des Darmstädter Schlosses und verschafften ihm Zutritt zu dem Herzog von Weimar. Von diesem und der Landgräfin von Hessen gütig empfangen, erbat er die Erlaubniß, den Fürstlichkeiten den ersten Act des Don Carlos vorlesen zu dürfen. Sie ward freundlich gewährt und die edle Dichtung that volle Wirkung. Es gehört sicherlich zu den anmuthendsten Bildern aus jener Zeit, wenn wir uns unseren Dichter vorstellen, wie er auf dem glatten Parkett eines Fürstenschlosses einem Kreise vornehmer Herren und Damen, worunter regierende Landesherren, jenes Hohenlied vorliest, woraus die idyllische Ahnung einer humanen Zukunft der Menschheit „wie ein Blumenwald“ hervorblüht. Ob ihm seine Freundin Charlotte auch eine Warnung, sich beim Declamiren seiner volkshafteren

Briefe gehörig in Acht zu nehmen, mit auf den Weg gegeben hatte? Sehr wahrscheinlich, denn die Vorlesung erregte entschiedenem Beifall. Karl August ließ es auch dabei nicht bewenden, sondern gab dem Dichter noch ein besonderes Zeichen seiner Anerkennung, indem er ihn zum Rath ernannte. Wie doch das Leben wunderbar mit den Menschen spielt! Ein Gedicht, welches den idealen Sieg des Reimnenschlichen über die Convenienz feiert, trug seinem Verfasser einen rein conventionellen Titel ein. Aber es war doch Etwas und in Schiller's Lage gar nichts so Unbedeutendes. Wie man sich auch anstellen mag, die Gesellschaft wird stets von Formen beherrscht. Unser Dichter war jetzt immerhin nicht mehr der entwöhnete Regimentsmedicus, sondern der Herzogl. Weimar'sche Rath Schiller. Und der Herr Rath zeigte auch gar wenig Neigung, sich als Theaterdichter länger hudekn zu lassen. Wenige Tage nach seiner Zurückkunft aus Darmstadt, am 19. Januar, ließ er sich über eine Abends zuvor stattgehabte arg verpöfelte Darstellung von Rabale und Liebe scharf gegen Dalberg heraus. In und mehr noch zwischen den Zeilen dieser Zuschrift, welche mit den Worten schloß: „Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stüde auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen“ — stand deutlich zu lesen, daß Schiller's Verhältniß zu der Mannheimer Bühne völlig unhaltbar geworden war. Je rascher dasselbe ganz gelöst werden konnte, desto lieber war es ihm.

Er wollte fort, denn auch die unklaren, mehr und mehr leidenschaftlich gewordenen Beziehungen zu Charlotte und Margaretha waren ganz darthaus angethan, ihn zu ängstigen. Glücklicher Weise war er diesmal nicht zweifelhaft, wohin er sich wenden sollte. Fernher, aus Sachsen, winkte ihm einladend eine Freundeshand, die Hand des Freundes, welcher ihm von jetzt an bis zu seinem Tode der vertrauteste gewesen ist. Schon im Juni 1784 war aus Leipzig ein Paket an ihn eingelaufen, welches neben einem huldigenden Brief die Composition eines Liedes aus den Räufern, eine *höfliche gestülte Brieftasche* und vier Portraits enthielt. Die

stehen zwei Junge, damals in Leipzig lebende Gelehrte dar, Chr. Gottfr. Körner, den nachmaligen Vater Theodor Körner's, und seinen Freund L. F. Huber, nebst ihren Verlobten, den Schwestern Minna und Dora Stod. Brief und Ländichtung waren von Körner, Minna hatte die Briestasche gestickt, Dora die Portraits gezeichnet. Erst im Dezember hatte Schiller die freundliche Zusendung beantwortet, dann aber auch aus voller Seele. Aus dem fortgesetzten Briefwechsel war zwischen unserem Dichter und Körner rasch eine jener edlen, ich möchte sagen idealen Freundschaften erwachsen, welche dem 18. Jahrhundert so sehr zur Ehre gereichen. Zu dem noch ungetretenen und ihm doch schon so nahe getretenen Freunde sehnte sich Schiller aus dem Gedränge der Mannheimer Mißverhältnisse, insbesondere, seit ihm zu seinem Schrecken klar geworden, daß seine ideale Auffassung der Aufgabe des Theaters zu den theatralischen Wirklichkeiten Mannheims in einem nicht zu vermittelnden Widerspruche stände. Ganz niedergedrückt, schrieb er am 22. Februar 1785 den Freunden in Leipzig: „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnenmbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erbreich und Himmel sind mir zuwider, und was mir (hier) vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation. Mit dem Theater habe ich meinen Contract aufgehoben . . . Werden Sie mich wohl aufnehmen? Sehen Sie, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich abreisen werde, um nach Leipzig zu gehen. Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosigte Morgen jenseits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner so innigen prophetischen Gewißheit, wie diese ist, daß ich in Leipzig glücklich sein werde. Bis hieher haben Schicksale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Muse mußten zu gleicher Zeit der Nothwendigkeit unterliegen. Es braucht Nichts als eine solche Revo-

tion meines Schicksals, daß ich ein ganz anderer Mensch, daß ich anjange Dichter zu werden“⁴²). Körner schrieb schon unterm 8. März zurück, daß er den Freund mit offenen Armen empfangen werde, und wie wenig das eine bloße Phrase war, zeigte der Treßliche, dadurch, daß er dem Dichter einen Wechsel übersandte, vermittelst dessen es diesem hauptsächlich ermöglicht wurde, seine lastenden Mannheimer Verbindlichkeiten wenigstens nothdürftig zu erfüllen. Bevor der Monat zu Ende, war er reisefertig.

Er wollte am letzten Abend seines Aufenthaltes in Mannheim nur seinen treuen Andreas zur Gesellschaft haben. Aber zuvor erlebte er noch eine ganz eigenthümliche Szene mit Charlotte von Kall, eine Szene, welche das in dem vorhin ausgezogenen Schreiben an Körner hingeworfene Wort commentirt, daß Convenienz und Situation ihn von dem scheiden, was ihm vielleicht noch theurer sein könnte. Der Dichter war gegangen, der Freundin Lebewohl zu sagen. Ein bewegtes Gespräch entspinnt sich im Drange der Stunde zwischen den Beiden. Schiller geräth in Dithos und sagt: „Das Feuer meiner Seele hat in Ihrem reinen Lichte sich entzündet. Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden (?), die ich früher nicht gekannt. Das Saitenspiel unserer Seelen weiß von einer höheren Harmonie. Vor Allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; sie ist die Verklärung der flammenden Seele. Mein Herz fühlt, wie — Du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweißen kannst. Du kennst nicht meine Tränen um Dich. Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbstbestimmt. So dachte ich mir das Weib nicht. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius Deine Töne; sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsere Seelen eins! Ich liebte die Begeisterte und wäre immer Dein, hätte ich den Muth für diese Liebe. Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich ängstigt und entzückt.“ Nicht weniger, sondern eher noch mehr dithyrambiß entgegenet ihm di

Freundin: „Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie die die Vergangenheit. Sie wollen unseren Bund trennen? Das Leben hat Sie mir gesandt. Momente nur sind im reinen Sein uns gegabt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre das da? O, wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend, des Friedens vertilgendem Feind! Schmerz ist mir die Trennung; doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottiges welthete Stille. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen Beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie . . . Du! sagen Sie, Du! sage ich. Die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel.“⁴³⁾ Arme Titanide mit den großen Augen und der großen Seele, du solltest nach nicht gar langer Frist erfahren, wie zerbrechlich so ein Siegel sei.

Von diesem excentrischen Auftritt erholte sich der Dichter bei dem schlichten Streicher. Die Freunde saßen bis Mitternacht beisammen. Sprachten Vergangenes durch und entwarfen Zukunftspläne. So lange man jung ist, glaubt man ja immer wieder von vorne anfangen zu können. Es heißt da nicht nur: ein ander Städtchen, ein ander Mädchen: sondern auch: ein neuer Ort, ein neuer Port. Wir hörten, wie Großes Schiller von seiner Uebersiedelung nach Leipzig erwartete, und ein glaubwürdigster Zeuge sagt uns, daß der Dichter dort ein ganz neues Leben beginnen wollte⁴⁴⁾. Er hatte sich auf den rauhen Steinen und spizen Dornen einer deutschen Schriftstellerlaufbahn die Füße wundgegangen. Was vollends das Theater betraf, so mußten lange Jahre vergehen, bevor Schiller seine in Mannheim damit gemachten Erfahrungen soweit vergessen konnte, um mit neuem Muthe wieder an die Verwirklichung seiner großen Idee von der Schaubühne zu arbeiten. Für jetzt beabsichtigte er, nur noch in weihervollsten Stunden des Rußendienstes zu pflegen; seine ganze übrige Zeit sollte einem Studium gewidmet sein, welches ihm, wie er hoffte, an einem der sächsischen Höfe eine ehrenhafte Stellung sichern würde. Er wollte die Rechtswissen-

schaft wieder aufnehmen und dieselbe, wie ihm möglich schien, binnen eines Jahres an der Universität Leipzig absolviren, wenigstens soweit, daß er zum Doctor promovirt werden könnte. Einem Juristen stand ja der Weg zu vielen Aemtern offen. Mit Phantasie und Feuer malte er diesen Plan aus und wußte auch den guten Andreas so sehr dafür zu erwärmen, daß dieser vollständig damit einverstanden war. Das „rosenbeträngte Schooskind Jovis“ muß in jener Mitternachtsstunde den beiden jungen Männern allerlei goldene Zukunftsbilder vorgegaukelt haben; denn als sie sich endlich trennten, gaben sie sich nicht zum Scherze, sondern alles Ernstes die Hände darauf, einander nicht zu schreiben, bis der Eine Minister und der Andere Kapellmeister sein würde.

Aber — so schließt der wadere Streicher, von welchem wir hier mit seinem dichterischen Freund Abschied nehmen, seine Mittheilungen — aber „die Himmlischen hatten anders über Schiller beschlossen. Sie ließen es nicht zu, daß eine solche Fülle von Gaben, reich genug, um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beschränkt und ganz unfruchtbar bleiben sollte. Mit Liebe leiteten sie nun an sanfter, gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die Alles anboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Veredlung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst, sowie zu dem seines Vaterlandes anwenden konnte.“

Viertes Kapitel.

Leipzig. Gohlis. Loschwitz. Dresden.

Rückbild. — Christian Gottfried Körner. — Aufenthalt in Leipzig. — "Affatus divinus." — Eine schwärmerische Stunde. — Großmuth der Freundschaft. — Villegiatur in Gohlis. — Das Lied an die Freude. — Ein Mythos. — Don Carlos in Prosa auf der Bühne. — Ein Reiter-Abenteurer. — Das Weinbergshaus in Loschwitz. — Glückliche Tage. — Dichterische Arbeiten und historische Studien. — Das Fräulein von Arnim. — Schmerzliche Trennung und Aufbruch nach Weimar. — Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation.

Mit Mannheim lag eine bedeutsame Station seines Wanderlebens hinter unserem Dichter. Er war dort reich geworden an Lebenskenntniß, wenn auch mehr nach der dunklen Seite hin. Er hatte Gelegenheit gehabt, in mancherlei Formen der Auffassung und Führung menschlichen Daseins hinetzublicken und das Spiel der Interessen, Reigungen, Leidenschaften und Thorheiten der Menschen in seinem inneren Getriebe zu beobachten. Frauen von Seelenschwung, Bildung und Grazie hatten durch ihren Umgang dazu beigetragen, das Räthsel der Weiblichkeit, welches dichterisch zu lösen ihm, dem vorzugeweise männlichen Dichter, freilich nie völlig gelingen sollte, ihm wenigstens weniger fremdartig erscheinen zu lassen. Auch in dieser Beziehung bezeugt der Don Carlos einen bedeutenden Vorschritt: die Königin Elisabeth ist denn doch eine andere Frauengestalt als die Amalia in den Räubern, Leonore und Julie im Fiesco oder die Heldin von Kabale und Liebe. Das Gesamtergebnis der Mannheimer Erfahrungen Schiller's war freilich mehr ein niederschlagendes als ermutigendes. Der

Souverain, welchen er in der Ankündigung der Rheinischen Thalia als den seinigen anerkannte, das Publicum, hatte seine publizistischen Dienste keineswegs mit großer Gunst aufgenommen, und wie als Publizist war er auch als Theaterdichter mit der Wirklichkeit in herbe Conflict gerathen. Allerdings arbeitete gerade zu jener Zeit an verschiedenen Orten Deutschlands die Schauspielkunst mit Energie, wenngleich nicht immer mit den richtigsten Mitteln, daran, den Gedanken eines Nationaltheaters der Verwirklichung näher zu führen; aber damit war die weite und tiefe Kluft, welche zwischen den bestehenden theatralischen Verhältnissen und der idealischen, von unserem Dichter der Bühne gestellten Aufgabe gähnte, wahrlich noch lange nicht ausgefüllt. Es war ihm vorbehalten, später in Verbindung mit Göthe, wenn nicht die Ansfüllung, so doch die Ueberbrückung dieser Kluft zu versuchen. Für jetzt hatte er nur die Ueberzeugung gewonnen, daß weder Schauspieler noch Zuschauer für seine dramatischen Ideale reif seien. Daß er sich trotzdem den Glauben an diese bewahrte, daß er sich aus der tiefen Verstimmung, in welche alle die leidigen Mannheimer Erfahrungen ihn geworfen, so bald wieder aufrichtete, daß er endlich an seinem neuen Aufenthaltsorte, statt, wie er momentan beabsichtigt hatte, die Pfade einer gewöhnlichen Betriebsamkeit und eines gewöhnlichen Glückes einzuschlagen, die beschwerliche, von seiner wahren Bestimmung ihm vorgezeichnete Bahn verfolgte, das verdankte er einerseits seiner durchweg auf das Große, Erhabene, Idealische angelegten Natur, andererseits der liebevollen Einwirkung eines Freundes, dessen Gewinnung als eine der günstigsten Schicksalsfügungen in Schiller's Leben anzusehen ist.

Dieser treffliche Freund war Körner, auf dessen Verhältniß zu unserem Dichter man die Worte anzuwenden versucht ist, welche Göthe seine Jünglinge zum Preise des Pylades sprechen läßt ⁴⁶). Als der Sohn einer wohlhabenden Familie 1756 zu Leipzig geboren, hatte Körner seine Studienzeit und nachmals die Gelegenheit, zu reisen, benützt, sich außer seiner Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, mancherlei Kenntnisse anzueignen. Seine ersten jugendlichen

Künste waren auf schriftstellerische Thätigkeit gerichtet gewesen und seine philosophische und ästhetische Bildung kamen später dieser Absicht zu Hülfe. Doch ward er frühzeitig genug inne, daß er bei dem Mangel an eigentlicher Productivität auf diesem Felde mit der Rolle eines Dilettanten sich begnügen müsse, und er war, nachdem er als Privatdozent an der Leipziger Universität gewirkt, gerade zur Zeit der Uebersiedelung Schiller's nach Sachsen, im Begriffe, einem Rufe als Consistorialrath nach Dresden zu folgen, sowie, mit Minna Stodt, der reizenden, gebildeten und gutherzigen Tochter des gleichnamigen Leipziger Kupferstechers, sich zu verbinden. Körner, dessen Namen sein einziger Sohn Theodor zu einem dem Vaterlande für immer geliebten machen sollte, stand mit vielen vorragendsten Männern seiner Zeit in freundlichen Beziehungen, und wie wenig er auch selber schrieb oder wenigstens drucken ließ, so hat er doch durch Anregung und von geläuterter Kunstansicht getragenes Urtheil vielfach wohlthätig auf den Gang unserer Literatur eingewirkt. Wie in allen Verhältnissen, so hat er auch in dem zu Schiller seinem Wahlpruch nachgelebt: *Vitam impendere vero*⁴⁶⁾. Um ganz zu verstehen, was er nicht allein dem Menschen, sondern auch dem Künstler und Schriftsteller Schiller gewesen ist, muß man den Briefwechsel der Beiden lesen. Das ist so ein Buch, an welchem ein deutsches Herz sich erfrischen und erfrönen kann. Ja, wie Oylades dem „ungetriebenen“ Drest, so hat Körner unserem Dichter „aus seiner Seele tiefen Rath und Hülfe gewiebt.“ Schiller fühlte aber auch innig, was er an Körner besaß, und stellte dem Freunde, dessen Herz er „nie auf einem solchen Klang überraschte“, in einem Brief vom 4. December 1788 an Kotte von Lengefeld das schöne Zeugniß aus: „Sie haben sehr recht, zu sagen, daß Nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktmäßigen Herzensgüte verbindet. Er hat ein freies, kühnes,

philosophisch aufgeklärtes Bewußtsein für die Tugenden und Fehler Anderer und ein ängstliches für sich selbst, — gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen Alles und ihren Nebenmenschen Nichts vergeben. Freier als er von Annahme ist Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben“⁴⁷⁾).

Wie es scheint, hatte sich des Dichters Abreise von Mannheim bis in die zweite Woche des April 1785 hingezögert. Wenigstens traf er erst am 17. April in Leipzig ein⁴⁸⁾, und ungeachtet all der Entartlichkeiten der Reise („Morast, Schnee und Gewässer“), von welchen er am 24. des Monats an Schwan Meldung that, ungeachtet auch der gründlichen Langsamkeit, womit die „Reichspostschmiede“ derartige Hindernisse überwand, ist doch nicht anzunehmen, daß der Abgang Schiller's von Mannheim noch im März stattgefunden habe. Wir wissen auch von keinem Aufenthalt unterwegs. Körner war bei der Ankunft des sehnlich Erwarteten nicht in Leipzig anwesend, da ihn seine Angelegenheiten nach Dresden gerufen hatten; aber der Ankömmling wurde von Huber und dem Stock'schen Schweßternpaare herzlich empfangen. Es war gerade Neujahr und der Dichter fand seine Erholung darin, von dem bunten Strom dieses ungewohnten Lebens sich ein paar Tage mittreiben zu lassen. Nachdem er sich und seine Siebensachen — das Wort dürfte fast im wörtlichen Sinne zu nehmen sein — in einem bescheidenen Studentenzimmerchen untergebracht hatte⁴⁹⁾, gab er sich nicht ohne Behagen den neuen Eindrücken seiner Lage hin. Noch bevor eine Woche um war, sah er sich in mehreren angenehme Häuser eingeführt und hatte Männer wie Defer, Weiße, Hiller, Jünger und den berühmten Schauspieler Reineke zu Bekannten. In dem Richter'schen Caffeehause, wo sich damals die halbe Welt Leipzig's zusammenfand, drängte man sich, dem Dichter zu sehen, der freilich — wie er in dem eben erwähnten Brief an Schwan schrieb — nicht sehr erbaunt war, wie ein „Bun-

verhört“ angegafft zu werden. Komisch genug wollte es Vielen gar nicht in den Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber gedächelt, wie andere Menschenkinder aussehen sollte. Man hatte erwartet, daß Schiller wenigstens „mit rundgeschnittenen Haaren, in Courierstiefeln und mit einer Heppeltische in der Hand“ auftreten würde, d. h. als leidhaftes Kraftgenie. Allein die Periode der Kraftgenialität war ja ohnehin für ihn längst vorüber. Körner schrieb ihm unterm 2. Mai aus Dresden, daß er im Gefühle des Herzensbundes mit Schiller jetzt erst anfangen zu leben, und des Dichters Antwort vom 7. Mai gibt Zeugniß von der gehobenen Stimmung, in welche des Freundes begeistertes Entgegenkommen ihn versetzt hatte. Er vindiziert sich und dem Freunde das „beste Geschenk des Himmels, das Talent zur Begeisterung“, und sagt: „Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydrostatisch, wie das Blut durch seine Venen und Arterien, der Körper usurpirt sich eine traurige Dictatur über die Seele; aber sie kann ihre Rechte reclamiren, und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatus divino.“

Natürlich hegten unter solchen Umständen die beiden jungen Männer von ihrer persönlichen Belanntschaft die höchsten Erwartungen und diese wurden auch nicht getäuscht, als sie sich am 1. Juli in Rahnsdorf ein Rendezvous gaben, um sich endlich von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen. Nach einem damals viel gebrauchten und mitunter auch mißbrauchten Ausdruck „schmolzen ihre Seelen in einander.“ In Wahrheit, unser Dichter scheint von der neuen Freundschaft völlig berauscht worden zu sein. Sein Brief vom 8. Juli an den wieder nach Dresden zurückgekehrten Körner versetzt uns um zwölf Jahre zurück, in die Zeit, wo, wie wir gesehen, unter den Hainblündern die Freundschaftsschwärmerei bis zu sentimentalster Ekstase fortgegangen war. Auf der Rückfahrt von Rahnsdorf war Körner der Gegenstand des Gespräches zwischen Schiller und den ihn begleitenden Leipziger Bekannten

geworden. Unterwegs stiegen sie aus, um zu frühstücken. „Wir fanden Wein in der Schenke“ — erzählt der Dichter. „Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend saßen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht und Jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er zu ersticken sich zwang. Götschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.““ Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altar. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert. Theuerster Freund, hättest du deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen, in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hättest du sogar deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest du beneidet“⁸⁰). Der in diesem schwärmerischen Ausdruck neben Huber erwähnte Götschen war ein Buchhändler, dessen Firma damals zu den bekanntesten gehörte. Schiller trat in geschäftliche Beziehungen zu ihm und hoffte mittelst einer neuen Ausgabe des Fiesco und der Räuber, welche letzteren er durch Anfügung eines neuen Actes — „Räuber Moor's letztes Schicksal“ — neuerdings „in Schwung bringen“ wollte, der inzwischen wieder eingetretenen tiefen Ebbe seiner Kasse aufzuhelfen. Ach, das war sehr nöthig, denn die Abonnementsgelder für die Thalia stockten und der Dichter hatte sich, wie er in dem eben erwähnten Schreiben dem Freunde gestand, in Leipzig „ganz aufgezehrt“. Da trat Körner hülfreich ein und war so, wie es eben nur ein großmüthigster Freund konnte: Nichts kann zarter und edler sein, als die Art und Weise, wie er dabei dem Stolz des Dichters jede Kränkung zu ersparen suchte. Am 8. Juli schickte er Geld und schrieb dazu: „Sobald du im Mindesten in Verlegenheit bist, so schreibe mit der ersten Post und bestimme die Summe. Rath kann ich allemal schaffen. Wenn ich aber noch so reich wäre und du ganz überzeugt sein könntest,

welch ein geringes Object es für mich wäre, dich aller Nahrungs-
sorgen für dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch
nicht wagen, dir ein solches Anerbieten zu machen. Ich weiß, daß
du im Stande bist, sobald du nach Brot arbeiten willst, dir alle
deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß
mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Broterwerbens
zu setzen." Das bedarf keines Commentars; aber es ist nur billig,
an so einem Denkstein hochherziger, einem Schiller zu gute gekom-
mener Gesinnung nicht vorüberzugehen, ohne einen Kranz des
Dankes darauf zu legen.

Inzwischen war unser Dichter am 7. Mai nach Gohlis gezo-
gen. Es mochte ihm in dem Stadtgedränge nicht ganz heimlich
zu Muthе geworden sein, als die Zurückweisung seiner Bewerbung
um Margaretha Schwan diesen Liebestraum zerflattern gemacht,
und er hoffte mit Grund, daß ländliche Stille seine verletzten Ge-
fühle sänftigen würde. Durch das Schattengrün des Rosenthals
führt ein kurzer Gang in nördlicher Richtung nach dem genannten
Dorfe, wo das kleine Haus steht, welches schon Tausende vom
Wallfahrern als eine jener Stätten betreten haben, die „ein guter
Mensch geweiht für alle Zeiten“⁵²). Hier bewohnte Schiller im
ersten Stock eine Stube nebst einem anstoßenden Schlafkammerchen.
Dort sah der kleine Raum auch ein fröhliches Gedränge, denn die
Freundinnen Minna und Dora kamen mit Huber, Götzchen, Rei-
neke und anderen Freunden aus der Stadt herüber und dann
wurde gemeinschaftlich gelesen, gesungen und musiziert. Am beleb-
testen und heitersten ging es zu, als Ende Juli's Körner zu seiner
bevorstehenden Hochzeit mit Minna in Leipzig eingetroffen war.
In diesen sommerlichen Tagen, wo das Dasein des Dichters, von
Sorgen entbunden, im Kreise guter, idealisch gestimmter, liebes-
voll ihm zugewandter Menschen traulich und frohherzig sich be-
wegte, ist das „Lied an die Freude“ entstanden, jener edelste aller
Rundgesänge, welcher, wie uns bezeugt wird, bald nach seinem
Entstehen „in Leipzig und Dresden gewöhnlich den Schluß jeder
fröhlichen, sinnigen oder phantastisch erregten Gesellschaft aus-

machte⁵²). Zur Zeit, wo die von dem Reich mit der romantischen Ohnmacht erzeugte Bemängelung Schiller's für eine Weile literarische Mode war, hat man auch dieser Ode, welche so gewaltig aus einer nach langer Bedrückung freudig aufathmenden Dichtersbrust hervordrang, allerlei Tadel angehängt. Man hat ihr die lyrische Stimmung abgeprochen, hat darin mehr nur ein Reflektiren über die Freude, als ein Ausströmen des Freudegefühls finden wollen. Aber die „basse Reflexion“ wird nie eine Wirkung hervorbringen, wie dieses Gedicht sonst und jetzt hervorgebracht hat. Ja, auch jetzt noch. Ich selber kann bezeugen, daß ich nicht nur die Wangen von Jünglingen und Mädchen sich röthen, sondern auch die Wimpern ernster Männer und Matronen feucht werden sah, so oft die Klänge dieses Liedes erschollen, in welches ein adliches Dichtergemüth die volle Kraft seiner Ueberzeugung ergossen, in dessen herrlicher Schlußstrophe Schiller den stillen Kern seiner Weltanschauung dargelegt hat⁵³). Seine Zeitgenossen verstanden den Dichter, wenn er wollte, daß das gesellige Freudegefühl die edelsten Instinkte des Menschen zur Aeußerung bringen und ihn wie in einer Montgolfière über den Dunstkreis alltäglichen Noth und Sorge emportragen sollte, und wie mächtig das Lied die Herzen ergriff, zeigt schon der Umstand, daß die mythenbildende Pietät demselben die Unterlage eines Ereignisses gab, dessen Wahrscheinlichkeit ebenjo wenig bestritten als, meines Wissens, bewiesen werden kann⁵⁴). Während des Aufenthalts in Wehlis wurde auch die Arbeit am Don Carlos fortgesetzt, doch ließ sich der Dichter Behufs der theatralischen Darstellung des Stückes zu einem bedeutenden Mißgriffe verleiten. Reineke nämlich befürmte ihn, die Tragödie bühnengerecht zu machen, und da der Schauspieler die metrische Form als ein Haupthinderniß der Aufführung ansah, so gab Schiller seinem Andringen nach, die Jamben in Prosa aufzulösen. Freilich fand Reineke's Forderung ihre Rechtfertigung in der Unbeholfenheit, womit bei der Neuheit der Einführung metrischer Sprache auf der deutschen Bühne weitans die meisten Schauspieler damals noch den Kern behandelten. Allein dem Don

Carlos war das metrische Prachtgewand so auf den Leib gepaßt, daß ohne dasselbe die beste Wirkung des Stüdes verloren gehen mußte. Im richtigen Borgefühle dessen brachte der Dichter nur widerstrebend und langsam die Bearbeitung in Prosa zu Stande. Er war schon lange nicht mehr in Leipzig, als dort am 14. September 1787 Don Carlos zur ersten Aufführung kam und kaum einen "succès d'estime" errang⁶⁶). Auch in Dresden, Prag und Berlin gelangte die Tragödie Anfangs nur in dieser prosaischen Form zur Darstellung und ihre natürliche Wirkung that sie erst dann, als sie von höher gebildeten Schauspielern in der ganzen Schönheit ihrer Rhythmen vorgeführt wurde.

Der 7. August 1785 war Körner's Hochzeitstag, an welchem Schiller das Brautpaar mit einem durch die Herzlichkeit des Inhalts und den leichten Fluß der Verse ausgezeichneten Liede begrüßte⁶⁶). Am 12. August führte der Freund seine junge Frau nach Dresden und der Dichter gab den Neuvermählten bis nach Hubertsburg zu Pferde das Geleite. Auf dem Rückweg nach Gohlis stürzte er mit dem Pferde und trug eine starke Quetschung der rechten Hand davon. Er hatte überhaupt als Reiter nicht eben viel Glück, obgleich er, wie zu seiner Zeit junge Männer gewöhnlich thaten, kürzere und auch wohl längere Ausflüge meist zu Pferde zu machen pflegte⁶⁷). Es litt ihn aber nicht länger weder in Gohlis noch in Leipzig: er vermied zu sehr den Umgang mit Körner und dessen Frau und Schwägerin, welche Leptere der Schwester nach Dresden gefolgt war. „Was soll'ich noch hier? — schrieb er am 6. September dem Freunde. Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude schwermüthig und still vorüber, wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands. Nur das Vergangene macht mir sie theuer. Die ganze Gegend da herum liegt wie ein angepukter Leichnam auf dem Paradebette — die Seele ist dahin.“ Verabredetermaßen reist er schon am 11. September den Freunden nach Dresden nach. Die Elbgegenden um Meissen und Dresden muthen ihn doppelt an, weil sie ganz seinen heimatlichen Fluren gleichen, und in der That konnten die

Ufer der Elbe dem Schwaben die Redarauer zurdrußen. Am 13. September schreibt er schon von seinem Zimmer in Körner's Weinbergehaus aus an Huber: „Ich bin hier im Schooße unseres Lieben aufgehoben wie im Himmel.“

Körner, jetzt wohlbestallter Ober-Conßistorialrath in Dresden, befaß in geringer Entfernung von dieser Stadt, die Elbe aufwärts und unweit Pillnitz, beim Dorfe Loschwitz einen Weinberg und darin ein kleines Haus, welches er in der schönen Jahreszeit mit seiner Familie bewohnte. Hier war der Dichter sein Gast. Oben auf der Höhe des Weinbergs, wo ein Tannenwäldchen diesen besgränzt, steht der „Schillerpavillon“, ein einfaches Häuschen, in welchem Schiller an schönen Tagen arbeitete⁵⁸). Der Blick von hier auf die ferne Stadt, auf das Hügelgebirge haben und drüben, auf das malerische Thal, durch dessen Nebengelände und Wiesengründe der spiegelnde Strom hinzieht, ist außerordentlich reizend. Es war das ein rechter Dichterswinkel im Sinne des Horazischen „angulus ridens“ oder, wenn man das wohlklingendere Wort vorzieht, ein rechter Dichterhorst, von welchem aus die Phantasie Schiller's ihre Flüge unternehmen konnte. Er schweifte auch gerne in der anmuthigen Landschaft umher und seine liebste Erholung war, in einem Rachen auf dem Strome sich zu wiegen oder auch wohl unter Sturm und Donner den aufgeregten Wogen der Elbe entgegenzukämpfen. Und dann dieser trauliche Verkehr mit dem Freunde und den Freundinnen, dieses Glück heiteren Familienlebens, wie er es seit jener kurzen Frühlingszeit in Bauerbach nicht wieder genossen hatte. Diese Loschwitzer Villeggiatur im Herbst 1785, im Sommer 1786, im Frühling 1787 gehörte zu dem Besten, was unser Dichter erfuhr. Und es war auch eine fruchtbare Zeit für ihn, nicht nur an Anregungen und freundlichen Erinnerungen, welche Schiller von dort mit fortnahm⁵⁹), sondern auch an Arbeiten. Während der angegebenen Frist, bezeugt Körner⁶⁰), wurde nicht nur Don Carlos vollendet, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Hierzu kam der Entwurf zu dem Schauspiel „der (verhöhn)te Menschenfeind“ und die Ausführung

der vorhandenen *Stücke* selbst, sowie die Idee zu dem Roman „der Gräfin von S. . .“. Sie wurde in unserem Dichter durch das außerordentliche Aufsehen erweckt, welches damals die berühmte Halsbandgeschichte, in welche bekanntlich auch der große Schwindler Gagliostro verwickelt war, von Paris aus in ganz Europa erregte. Aber noch wichtiger als dieses Thema, von welchem wir später ein Mehreres zu sagen haben werden, wurde für den Entwicklungsgang Schiller's die Wendung zu historischen Studien, welche in diese Zeit fällt. Die Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen geschichtlichen Stoff aufmerksam gemacht, auf den Befreiungskrieg der Niederlande gegen Philipp den Zweiten, und auch der dreißigjährige Krieg erregte bereits seine Aufmerksamkeit. Wie viel der Dichter Schiller der Beschäftigung mit geschichtlichen Problemen verdankte, ist bekannt. Es gibt ja für männliche Seelen, wie er eine gewesen ist, keine bessere Schule als die der Historie, und so leitete ihn denn ein richtiger Instinkt, als er sich mit Eifer in diese Schule begab. „Ich wollte — schrieb er am 15. April 1786 an den von Dresden abwesenden Körner — daß ich zehn Jahre hinter einander Nichts als Geschichte studirt hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Täglich wird mir die Geschichte theurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationalunglücks auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor!“ Glaubt man hinter diesen Zeilen nicht schon die räthselhaft-mächtige Gestalt des Schiller'schen Wallenstein aufdämmern zu sehen?

Während der Dichter, in der Gut und Pflege der Freundschaft, unter Arbeiten und Entwürfen, einer heiteren Seelenruhe genoß, welche durch die von Zeit zu Zeit sich meldende Erinnerung an Mannheimer Herzenswirrsale⁶¹⁾, so wenig beeinträchtigt wurde, daß er zur Erfrischung des Körner'schen Familienkreises allerlei poetische Scherze ausgehen ließ⁶²⁾, spannte sich in das Gemebe

seines Lebens ein hochrother Faden der Leidenschaft ein. Es war im Winter 1786—87, als Schiller zu Dresden in dem Hause der Schauspielerin Sophie Albrecht häufig einsprach. Er hatte die Künstlerin auf einem während seines zweiten Aufenthalts in Mannheim nach Frankfurt unternommenen Ausfluge kennen und achten gelernt. Jetzt war sie die Zierde des Dresdener Theaters und versammelte um sich einen geselligen Kreis, in welchem man gerne verweilte. Hier besand sich eines Abends unser Dichter, als eine Bekannte des Hauses, Frau von Arnim, die Wittve eines sächsischen Offiziers, eintrat, begleitet von ihren beiden Töchtern. Die ältere derselben, Marie Henriette Elisabeth, muß da einen wahrhaft blendenden Eindruck auf Schiller gemacht haben. Ihre Schönheit war in ihrer damaligen Jugendblüthe unabweisbar eine außerordentliche, vollkommene. Bei schlanker Gestalt und reizendsten Formen hatte sie blaue Augen, welche unter dunkeln Haaren geistvoll und feurig hervorblickten. Ihr Benehmen vereinte Anmuth mit Würde. Noch im Alter von fünfzig Jahren wurden später die Züge ihres Antlitzes als classisch schön gerühmt. Nachdem sie an jenem Abend weggegangen, nedte Frau Albrecht den Dichter über seine Verjüdung, die er umsonst zu leugnen suchte; allein die Freundin deutet bei dieser Erinnerung zugleich an, daß Schiller's damalige Erscheinung kaum geeignet gewesen sei, einem solchen Mädchen zu gefallen⁶³). Er versuchte es aber doch. Auf einer Redoute näherte er sich dem schönen Fräulein und wurde nicht zurückstoßend empfangen⁶⁴). Nun kam er recht in Zug und es ist höchst beklagenswerth, daß uns über diese leidenschaftliche Episode im Leben des Dichters nur so Dürftiges überliefert worden, daß wir die Glut seiner Liebe so zu sagen nur an einem fast mehr komischen als pathetischen Umstand ermessen können. Denn die Tochter einer Dame, welche zu Dresden mit Schiller in demselben Hause wohnte, gibt uns die Geschichte eines blauen Bandes, welches der Dichter seiner Geliebten entwendet hatte und „beständig des Nachts um seine Zipselmütze geschlungen trug.“ Es konnte nicht fehlen daß er das Lächeln der Hausbes

wohner erregte, wenn er mit diesem Kopfschmucke zum Fenster hinaus sah, und in der That ist es eine lächerliche Idee, so ein Liebespfand statt am Helm oder Hut an der Schlafmütze zu tragen. Schiller sah die Geliebte häufig bei seiner Freundin Albrecht und außerdem in ihrem eigenen Hause. Dies deutet auf eine wachsende Vertraulichkeit zwischen dem Dichter und der Familie. Auch glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich vermutho, daß der (freilich garstig verschneite) Landaufenthalt Schiller's in Tharandt in der zweiten Hälfte des April 1787 hauptsächlich in der Hoffnung auf ein Rendezvous mit der Familie Arnim unternommen wurde. Wenigstens weisen einzelne Andeutungen in den Tharandter Briefen des Dichters an Körner, aus welchen wir beiläufig auch erfahren, daß der Druck des Don Carlos in der Götschen'schen Offizin damals der Vollendung zuschritt, auf so Etwas hin. In einem dieser Briefe sagt Schiller, daß „der kleine Arnim“ — wohl ein Bruder des Fräuleins — bei ihm in Tharandt gewesen sei. In einem späteren heißt es dann freilich kurz und kleinlaut: „A.'s sind nicht hier“ — und so mag das vermuthlich beabsichtigte Rendezvous, wenigstens mit der Hauptperson, zu Wasser geworden sein, wie diese ganze Tharandter Billeggiatur es wurde⁶⁵).

Am meisten Zusammenhängendes über den Arnim'schen Liebeshandel wissen wir immer noch durch Karoline von Wolzogen. Was sie uns mittheilt, enthält eine Entschuldigung der Tochter, aber eine schwere Anklage der Mutter⁶⁶). Demzufolge hätte sich die Letztere der Eroberung eines schon damals berühmten Dichters durch ihre Tochter gefreut, weil dies eine Garantie bot, daß Marie Eroberungen zu machen vermöge, und ihre Schönheit dadurch in größeren Ruf gebracht würde. Schiller seinerseits ließ sich von seinen Freunden lange Zeit nicht einreden, daß er nur „Zeit, Geld und Hergensruhe versplittere“, indem er die speculirende Verstellung der alten Dame für eine wirklich herzliche Aufmunterung seiner Bewerbung um die Tochter nähme. Götschen, welcher durch Vorschläge auf den Don Carlos die Mittel zu diesem kostspieligen Abenteuer herbeischaffen mußte, hätte erzählen können, wie hoch

dasselbe dem Dichter zu sehen kam. Marie, das „gute Kind“, selbst wird indessen einer „herzlichen Zuneigung“ wohl fähig genannt, allein das Gefühl des Mädchens „mußte sich doch immer der nur auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Aufsicht unterwerfen.“ Die Geliebte hatte mit dem Dichter verabredet, daß er sie, wenn er in einem gewissen Zimmer ihrer Wohnung Licht sähe, nicht besuchen sollte, weil sie dann in Familiengesellschaft sei; seine Freunde aber behaupteten, das Verbot rühre daher, daß Fräulein von Arnim zu jenen Stunden Anbeter empfinde, welche von der Mutter begünstigt würden. Es scheint doch, daß besorgnißvolle Freundschaft die Wahrheit sah und sagte und daß diese Stimme zuletzt auch auf den „zwischen Vernunft und Leidenschaft schwankenden“ Dichter ihres Eindrucks nicht verfehlte. Der redliche Körner sah aber, den Freund und dessen Zukunft aus diesem Gedränge zu retten, kein anderes Mittel als Entfernung. Riß doch ein Blick aus den schönen Augen Marie's den Dichter immer wieder „zauberisch“ hin. In nüchternen Stunden erkannte dieser wohl, daß seine Mittellosigkeit ihm eine dauernde Verbindung mit der Geliebten verwehrt, auch wenn diese den Widerstand ihrer Mutter dagegen hätte beslegen können. Vielleicht stiegen ihm noch dazu Zweifel auf, ob sie ihn innig genug liebe, dies auch nur zu wollen.

Demzufolge entschloß er sich, mit einmal der Sache ein Ende zu machen, d. h. von Dresden wegzugehen. Dabei kam ihm zu flatten, daß von zwei Seiten her freundliche Rufe an ihn ergingen. Schon im Oktober 1786 hatte der große Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder, welcher nach kurzer, aber nachhaltiger Wirksamkeit am Wiener Burgtheater zur Direction der Hamburger Bühne zurückgelehrt war, an unseren Dichter geschrieben: „Ich erstaunte über den Flug der Ideen in den Räubern, bewunderte den größern Theil des Fiesco; aber ich zweifelte, daß ein so kühnes Genie sich zu der Simplicität würde bequemen können, die einem Theatergemälde einzig allgemeinen und dauernden Beifall schaffen kann. Ihr Carlos überzeugt mich vom Gegentheile und nun wünsche ich

Nichts so sehr, als mich mit Ihnen zu verbinden, mit Ihnen, der allein meine Ideen realisiren kann." Von einem solchen Mann gesprochen, war das ein lockendes Wort. Schröder, einer der achtungswerthesten Künstlercharaktere, die es je gegeben, Schröder, dem die deutsche Schauspielkunst in artistischer wie in moralischer Beziehung so außerordentlich viel verdankt, hatte damals nach einem heftigen, von den schneidendsten persönlichen Kränkungen für ihn begleiteten Kampfe gegen die unbillige Bevorzugung der Oper durch ein vergnügungsfüchtiges Publikum das Schauspiel in Hamburg auf eine Höhe gebracht, an welche nur allenfalls das Mannheimer heranreichte. Außerdem bürgte seine durchaus noble Sinnesart dafür, daß es aufrichtig gemeint war, wenn er in dem angezogenen Briefe dem Dichter, welchen er zum Mißstrebenden wünschte, eine andere Behandlung in Aussicht stellte, als dieser in Mannheim hatte erfahren müssen. Aber eben diese Mannheimer Enttäuschungen standen noch zu nahe, als daß Schiller es nicht hätte bedenklich finden sollen, sich abermals in ähnlichen Verhältnissen zu versuchen, und hiezu kamen noch andere Motive, Schröder's Anerbieten, zu dessen größtem Bedauern, abzulehnen⁶⁷⁾. Bei der Bedeutung, welche Weimar seit der Ansiedlung Wieland's, Goethe's und Herder's daselbst für die Literatur gewonnen hatte, mußte diese Stadt auch für unseren Dichter eine große Anziehungskraft besitzen, um so mehr, da er vermöge seines Weimar'schen Rathstuhls mit ihr schon in etwelcher Beziehung stand. Ueberdies hatte ihn Wieland zur Mitarbeit an seinem „Deutschen Merkur“ eingeladen, welche Zeitschrift eine solche Auffrischung allerdings brauchen konnte. Und endlich zog von jener Gegend her noch ein anderer und keineswegs unmächtiger Magnet den Dichter an: — Frau von Kalb war, während Herr von Kalb noch am Rheine zurückblieb, nach Thüringen heimgekehrt und erwartete den Dichter in Weimar.

So wurde denn der beschlossene Abzug von Dresden nach Weimar in der zweiten Hälfte des Juli 1787 ausgeführt⁶⁸⁾. Der Abschied von Marie muß ein sehr schmerzlicher gewesen sein.

Er löset dem Mädchen, das sich „gegen sein Gefühl“ dem Glanz seiner Umgebungen hingegen zu haben scheint, „viele Thränen.“ Sie muß den Dichter seiner nachlässigen Toilette und sogar dem Spantokabak zum Trost doch wohl mit anderen Empfindungen als denen einer Kofette angesehen haben und so ist wahrscheinlich, daß eben nur gegenseitige Mittellofigkeit die Verbindung des jungen Paares verhinderte. Später lebte Fräulein von Arnim in zufriedener, wenn auch kinderloser Ehe mit dem Grafen Erhard von Kunheim auf dessen Gut Roschene bei Friedland in Preußen. Hier verbrachte sie nach dem 1815 erfolgten Tod ihres Gatten auch ihre Wittwenjahre. In ihrem Schlafzimmer hing Schiller's Bild, auf welchem also die Blicke der Greisin noch gerne weilten. Zuletzt zog sie wieder nach Dresden, wo sie erst zu Anfang des Jahres 1847 gestorben ist¹⁰⁰). Unser Dichter, erzählt seine Schwägerin, freute sich stets, daß die Geliebte in späterer Zeit glücklich wurde. Das mag wohl sein. Aber es scheint doch, daß Schiller gar bald mit nicht sehr angenehmen Gefühlen auf sein Verhältnis zu dem schönen Mädchen zurückgeblidt habe. Zur Zeit nämlich, wo sein Interesse an der Fortführung des Geistersehers erlahmt war, schrieb er (unterm 17. März 1788) an Körner: „Der Geisterseher, den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen; es gibt wenige Beschäftigungen, die Correspondenz mit Fräulein von A. nicht ausgenommen, bei denen ich mir eines sündlichen Zeltaufwandes so bewußt war wie bei diesen Schmiererei.“ Wenn, wie kaum zu bezweifeln, unter dem Fräulein von A. Marie zu verstehen ist und wenn man, wie man doch wohl thun darf, unter „Correspondenz“ diesen ganzen Liebeshandel begreift, so gewinnt die bekannte Ansicht, daß Fräulein von Arnim das Original der „schönen Griechin“ im Geisterseher gewesen sei, allerdings sehr an Wahrscheinlichkeit. Dagegen streitet freilich wieder, daß der Dichter, wie er an die Schwestern von Koenigsberg schrieb, seine liebenswürdige Griechin als eine „abgeseiimte Betrügerin“ auffassen und darstellen wollte¹⁰¹), denn hiezu mußte ihm Fräulein von Arnim doch sicherlich zu gut sein. Es bleibt also

nur die Annahme übrig, daß Schiller aus der Erinnerung an sein Dresdener Liebesleid einzelne Züge seines Romans zu schöpfen sich begnügt habe.

Mit größter Entschiedenheit ist die Ansicht zu verneinen, daß die beiden Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“, welche mit dem Lied an die Freude die bedeutendsten lyrischen Äußerungen des Dichters aus dieser Zeit ausmachen, auf sein Verhältniß zu Fräulein von Arnim zu beziehen seien. Schon aus dem rein äußerlichen Grunde, daß diese Gedichte bereits zu Anfang des Jahres 1786 in der Thalia veröffentlicht wurden, während Schiller das Fräulein erst im Winter 1786 — 87 kennen lernte. Der Dichter hatte bei Veröffentlichung der Freigeisterei der Leidenschaft für nöthig erachtet, durch eine Mystification der Mißdeutung oder vielmehr, wie ich glaube, der richtigen Deutung der Blut vorzubeugen, welche darin athmete. Er gab der Ueberschrift den Betzaj. „Als Laura vermählt ward 1782.“ So sollte man darin nur eine Reminiscenz der Laura-Phantasieen sehen. Die Ausleger ließen sich wirklich dadurch täuschen, sofern sie wenigstens das Gedicht aus einer fingirten Situation entsprungen glaubten, daselbe auf Schiller's Verhältniß zu Margarethe Schwan bezogen und meinten, an diese, welche sich der Dichter, um recht in Leidenschaft zu gerathen, vermählt vorgestellt habe, sei das brennende Lied gerichtet. Aber wozu diese erkünstelten Erklärungen und Deutungen, wenn die Wahrheit so nahe liegt? Die Freigeisterei der Leidenschaft — von Schiller nachmals nur arg verstümmelt unter dem Titel „der Kampf“ in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen, in ihrer ursprünglichen Form das leidenschaftlichste seiner Lieder — ist an eine mit einem Andern vermählte Geliebte gerichtet, denn zu solcher Energie des Ausdrucks kann nur eine wirkliche, nicht eine erdichtete Situation begeistern⁷¹). Erwägt man nun, daß das Gedicht noch in Mannheim entstanden, und hält man dazu, wie sich des Dichters Verhältniß zu Charlotte von Kalb vor seinem Abgang aus jener Stadt gestaltet hatte, so ist es, scheint mir, nicht gewagt, sondern geboten, das Lied auf die Genannte zu

beziehen. Schiller ließ auf die Freigeisterei der Leidenschaft unmittelbar die Resignation folgen, wie ein Versuch, für die herbe Dissonanz des ersteren Gedichts eine Lösung zu finden. Tausende von jungen Herzen, welche dem Dichter den „Riesenkampf der Pflicht“ gegen „des Herzens Flammentrieb“ nachlämpften, haben, durch die rauhe Hand der Erfahrung aus dem „Arladien“ der jugendlichen Illusionen verstoßen, mit derselben bloß anempfundnen Resignation ihren „Vollmachtsbrief zum Glücke“ der „verhüllten Richterin“ zurüdgegeben. Mit anderen Worten, das gleichzeitige Erscheinen der beiden Gedichte erhöhte ihre außerordentliche Wirkung auf die junge Welt sehr bedeutend. Die Jugend lebt ja nur in Extremen, und wenn sie gestern noch in der Freigeisterei der Leidenschaft alle Schranken der Convenienz überspringen wollte oder wirklich übersprang, so gefällt sie sich heute schon darin, einen gemachten Stoicismus zur Schau zu tragen. Nun wohl, auch die beiden gemeinten Lieder Schiller's sind echte — Jugendgedichte, aber dabei an Werth sehr verschieden. Das erstere ist geworden, d. h. es ist eine unmittelbare Ausströmung leidenschaftlicher Gefühle, das zweite ist bloß gemacht und zwar recht absichtlich gemacht zur Beschwichtigung der durch jenes hervorgerufenen Aufregung. Denn wir werden bald erfahren, daß Schiller die Freigeisterei der Leidenschaft, aus welcher das gleichnamige Gedicht entsprungen, noch keineswegs schon soweit überwunden hatte, daß er berechtigt gewesen wäre, von Resignation zu sprechen. Ein Band, welches in Mannheim entzwei gerissen war, sollte in Weimar wieder zusammengeknüpft werden.

Fünftes Kapitel.

Weimar.

Der Weimar'sche Kreis bei Schiller's Eintritt in denselben. — Rückblick. — Wieland und Herder. — In grünelber Weste und weisem Grad. — Bei Hofe. — Bekanntschaften. — Fahrt nach Jena. — Riesen und närrische Dinge. — Friedrich und Charlotte, ein Roman der Wirklichkeit. — Ausflug nach Weiningen und Bauerbach. — Die Familie Lengefeld. — Sehnsucht nach einer Existenz. — Lotte. — Das Samenorn der Freundschaft. — Trübe Stunden. — Der Geistesfieber. — Eine kulturgeschichtliche Epithode. — Die Götter Griechenlands.

„Sie schlafen Alle,“ hatte die gute und joviale Herzogin Amalia im Spätherbst 1785 mißmuthig geklagt und im Winter schrieb Herzog Karl August an Knebel: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden“ ⁷²). Das machte, daß dem Verrauschen der genialen Wirthschaft der stehziger Jahre eine Stille gefolgt war, welche so beweglichen Naturen, wie die des Fürsten und seiner Mutter, nicht sehr zusagen konnte. Freilich hatte ein solches Drängen und Treiben und Stürmen nicht lange vorhalten können und der Verschwendung von Zeit, Humor, Kraft und guter Laune war als naturgemäße Reaction eine Abspannung nachgetreten, welche jedoch dem schon damals zeitweilig griesgrämisch in sich zurückgezogenen Herder noch lange nicht geräuschlos genug vorkam ⁷³). Anders Wieland, dessen Geltung, Ruhm und Behagen durch den Erfolg des Oberon wieder aufgefrischt war und der sich in die Genieperiode, obgleich ihm da mancher Torkel angethan worden, so merklich zurückzögte, daß er zu Anfang des Jahres 1785 an Merck schrieb: „Die Herzogin Mutter

ist unser einziger Trost. Ohne sie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest, als irgend eins in deutschen Landen.“ Es fehlte an Göthe, der früher Alles in Bewegung gesetzt hatte, jetzt aber keine Freude mehr geben konnte, da er selber freudlos geworden. Schon im Januar 1784 hatte Wieland gegen Merck besorgt geäußert, Göthe leide sichtlich an der drückenden Last, die er sich zum Besten Weimar's aufgeladen, und der Gram nage wie ein verborgener Wurm an seinem Innern. Der Geschichtschreiber von Weimar's Rufenhof hat einen treffenden Ausdruck für die damalige Verstimmung des großen Dichters gefunden: — „das poetische Gewissen schlug mächtig in Göthe“⁷⁴). Er hatte jetzt doch zehn Jahre theils am Hofe verändelt, theils in verdrießlichen Geschäften verzettelt und jedenfalls eine kostbare Zeit vermußt, deren poetische Ausbeute zu seinem Genius in keinem entsprechenden Verhältnisse stand, wenigstens in seinen eigenen Augen. Er fühlte, daß er in ganz anderer Weise wieder ein Strebender und Vorschreitender werden müsse⁷⁵). Egmont, Faust, Iphigenie, Tasso und Wilhelm Meister verlangten nach Weiterführung und Vollendung. Aber dazu bedurfte es einer anderen Lust, anderer Umgebungen. Dazu bedurfte es, daß Göthe, nur auf sich gestellt, nur von sich abhängig, wieder einmal frei in die eigene Brust greifen konnte. Um sich als Dichter wieder zu finden, mußte er für eine Weile den Geheimrath bei Seite stellen. Auch das Liebesverhältniß zu Charlotte von Stein, welches keinen befriedigenden Abschluß in Aussicht stellte, und deßhalb aus einer Wonne mehr und mehr zu einer Qual geworden, trieb ihn zu einer zeitweiligen Flucht an und vom Süden her winkte ihm das Land, wo die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht, das Land, nach welchem er schon als Knabe und Jüngling sehnüchtig ausgeblickt, wie ahnend, daß dort und nur dort seine Erziehung und Weihe zum Künstler vollendet werden sollte. So mächtig war dieser Zug geworden, daß er zuletzt „kein lateinisches Buch, keine Zeichnung einer italienischen Gegend“ mehr hatte ansehen können ohne vor Sehnücht fast zu vergehen.

So hatte er sich denn, nur mit Vorwissen seines herzoglichen Freundes, am 3. September 1786 von Karlsbad aus plötzlich weggeschlichen, fort über die Alpen.

Die Lücke, welche Göthe's Abwesenheit in Weimar verursachte, war bei Schiller's Ankunft daselbst nicht ausgefüllt und nicht auszufüllen. Das Weimarer Leben befand sich in dem Stadium einer gewissen Zerbröckelung. Der Hof selbst, welcher durch Schätzung und Beschätzung deutscher Sitte, Gesinnung, Sprache und Kunst ein so großes und fruchtbares Beispiel gegeben, zeigte an der Stelle der früheren schönen und gedeihlichen Verbindung aristokratisch seiner Sitte und demokratischer Liberalität eine etwas kühle Würde und Zurückhaltung. Der Herzog, durch seine politischen und militärischen Beziehungen zu Preußen in Anspruch genommen, war sehr häufig abwesend, die Herzogin Amalia mit den Vorbereitungen zu ihrer Reise nach Italien beschäftigt. Bode war in Paris, Bertuch, ebenfalls auf Reisen. Unter den Zurückgebliebenen des Weimarer Kreises fehlte es nicht an Hädeleien und Ränkeleien. Die Zeit sprühender Genialität, die Tage der harmlosen Feste von Ettersburg und Tiefurt waren dahin. Nicht alle die „Blüthenträume“ von damals hatten reifen können und so fühlte sich überall eine gewisse Ermattung, wo nicht Verstimmung heraus. Ein neuer Aufschwung des Weimarer Lebens war der Zeit vorbehalten, wo Göthe und Schiller vereint daselbst wirkten.

Am Abend des 21. Juli 1787 langte unser Dichter in Weimar an und stieg im Gasthose zum Erbprinzen ab, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung vertauschte. Nahe daran, sein achtundzwanzigstes Jahr zu vollenden, und durch mannigfaltige Erfahrungen gegangen, war er kein Fremdling im Leben mehr. Er durfte sich auch sagen, daß er nicht unberechtigt diesen „classischen Boden“ beträte. Die Räuber hatten seinen Namen durch ganz Deutschland und über dessen Gränzen hinausgetragen⁷⁶⁾, Hiesco und Kabale und Liebe seinen Ruf erhöht. Die Töne, welche er im Lied an die Freude und in der Freigeisterei der Leidenschaft angeschlagen, hatten mit Sturmesgewalt die Herzen der

Jugend ergriffen. Nüchterne Geister, welche seine schriftstellerisch Laufbahn im Einzelnen verfolgten, konnten sich an der feinen Charakterzeichnung, an der psychologischen und stylistischen Kunst der Novelle: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ erfreuen, welche im zweiten Heft der Thalia für 1786 erschienen war, die Geschichte vom „Sonnenwirthle“, d. h. von des Sonnenwirths Sohn in Ebersbach im Filsthal in Schwaben, dessen Räuberlaufbahn dort einer sagenhaften Berühmtheit genoß und genießt. Schiller hatte diese heimatliche Erinnerung in Dresden novellistisch gestaltet. Die „Thalia“ brachte auch die „Philosophischen Briefe,“ gewechselt zwischen Julius und Raphael, einen ersten Anlauf Schiller's, mit dem Dichter den Denker zu verbinden, und zugleich ein Denkmal des Gedankenaustausches, wie er zwischen ihm und Körner in der ersten schwärmerischen Periode ihrer Freundschaft stattgefunden. Unter Julius hat man sich Schiller selbst, unter Raphael Körner vorzustellen, und es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern (namentlich den Schlußworten von Körner's Brief an Schiller vom 20. April 1788 zufolge) gewiß, daß Manches, was in dem Briefwechsel dem Raphael zugetheilt ist, unmittelbar von Körner herrührt. Die nicht zu Ende geführte Absicht dieses Versuches war, den Entwicklungsgang eines strebsamen Geistes vom naiven Glauben an bis zur Gewinnung einer philosophischen Ueberzeugung und vom Dogmatismus bis zur höheren Freiheit des Geistes zu zeichnen. Worin die letztere bestehen, wie sie sich äußern und bethätigen soll, wird freilich nicht gesagt und in dem ganzen Versuch ist überhaupt mehr Wortnebel als Gedankenlicht. Der Dichter mußte seine Denkergabe erst in die strenge Schule Kant's schicken, bevor sie ihm Früchte bringen konnte. Vorerst hatte er sich zu begnügen, in der Beschäftigung mit der Geschichte eine neue Stufe des Vor- und Emporschreitens gewonnen und durch den umgeschmolzenen Don Carlos den Beweis geleistet zu haben, daß er aus der Region eines sturm- und drangvollen Naturalismus sich herausgearbeitet habe und auf der Schwelle zur freien und bewußten Künstlerische stehe.

Sein erster Gang in Weimar galt Charlotten. Er sah die Freundin noch am Abend seiner Ankunft und dieses Wiedersehen hatte etwas „Betäubendes.“ Ihm kam vor, als hätte er sie erst gestern verlassen: so einheimisch war ihm Alles an ihr, so schnell knüpfte sich der zerrissene Faden ihres Umgangs wieder an⁷⁷⁾. Zwei Tage darauf gelangte er im Hause Wieland's „durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen“ zu seinem berühmten Landsmann, welcher ihn mit unverkennbarer Achtung und Theilnahme empfing. Im raschen Hin- und Herüber des literarischen Gesprächs zeigten sich die Vorzüge und Schwächen von Wieland's Wesen und er sprach die Hoffnung aus, mit Schiller „dahin zu kommen, daß Einer zu dem Anderen wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet.“ Auch das erste Zusammentreffen mit Herder, welcher damals durch seine Völkerstimmen, sein Buch über die Poesie der Hebräer und die ersten Bände seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit erreicht hatte, fiel befriedigend aus. Seine Unterhaltung fand Schiller voll Geist, Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen zwischen Liebe und Haß scharf getheilt. Unser Dichter mußte ihm von Schubart und von seiner eigenen Geschichte mit dem Herzog von Württemberg erzählen, welchen Herder mit „Tyrannenhaß“ haßte. Wie sehr übrigens Herder's Theilnahme an der literarischen Bewegung der Zeit schon damals erkaltet war, zeigt der Umstand, daß er Schiller's Schriften nicht kannte und mit diesem umging, „wie mit einem Menschen, von dem er weiter Nichts wußte, als daß er für Etwas gehalten würde.“ Es zeugt aber nicht wenig für unseres Dichters Bescheidenheit, daß ihm trotzdem Herder „sehr behagte“⁷⁸⁾. Auch an sonstigen Bekanntschaften fehlte es ihm schon in den ersten Tagen seines Weimarer Aufenthalts nicht. So lernte er die Schwester der Frau von Strin, Frau von Imhof, den Kammerherrn von Einsiedel und andere mehr oder weniger hervorragende Persönlichkeiten kennen. Während er darüber an Körner Bericht erstattete, hatte er eine „gar

liebliche Unterbrechung.“ Es wird an seiner Thür geklopft. „Herein!“ Es erscheint eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt. Sie sagt: „Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen?“ — „Der bin ich, ja.“ — „Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme.“ — „Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?“ — „Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpus.“ — „Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden und bedaure nur, daß ich im Begriffe war, auszugehen.“ — „Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.“ Damit empfahl sich die Figur, d. h. Christian Vulpus, nachmals durch seine Schwester Christiane der Schwager Göthe's und Verfasser des Rinaldo Rinaldini (1799), jenes „edlen“ Räubers, dessen Unsterblichkeit in den Leihbibliotheken nahezu ein halbes Jahrhundert gewährt hat. Wir erhalten aus dieser Begegnung den Beitrag zur Geschichte des Costüms, daß im Jahre 1786 junge Literaten grüngelbe Westen und weiße Fräcke trugen.

Am 27. Juni fuhr Schiller mit Wieland nach Tüfing, wohin er von der Herzogin Amalia eine Einladung erhalten hatte. Unterwegs sagte ihm sein Begleiter, er hätte nie daran gezweifelt, daß Schiller ein großer Schriftsteller werden würde. Er besaß starke Zeichnung, große Composition und lebhaftes Colorit, aber noch fehlten seinen Producten Reinheit, Geschmack, Delicateffe und Feinheit. Die Fürstin empfing ihn mit Güte und ohne alles Ceremoniell. Trotzdem und ungeachtet ihm auch die witzige Götterhäuse durch Ueberreichung einer Rose ihre Sympathie bezeugte, war er von dem Besuche nicht sehr erbauet. Er vermifste an der Herzogin den idealen Seelenschwung und sprach dies in einer Weise gegen Körner aus, die ihm bei näherer Bekanntschaft mit der trefflichen Dame gewiß unverzeihlich erscheinen mußte. Mit nativer Verwunderung bemerkte er, daß er sich auf dem Hofparkett nicht ungeschickt bewegte und es „mit seinen Manieren in Weimar

überall wagen dürfte.“ Doch fand Frau von Kalb, mit welcher zusammen er einige Tage später einer Abendgesellschaft bei der Herzogin in Lieffurt anwohnte, sein Betragen etwas zu frei und gab ihm einen hierauf bezüglichen Wink. In den sich erweiternden Kreis seiner Bekannten traten Frau von Stein, die einen höchst günstigen Eindruck auf ihn machte; Corona Schröter, deren Schönheit ihre „vierzig Jahre noch nicht ganz verwüsten konnten“; Knebel, an welchem er neben viel „Sattem und Hypochondrischem“ die vielen Kenntnisse und den hellen Verstand zu rühmen fand; endlich Reinhold, der Schwiegersohn Wieland's, welcher eben im Begriffe war, seine Professur in Jena anzutreten, wo er für die Verbreitung und Geltendmachung der Kant'schen Philosophie so Bedeutendes wirken sollte. Der Umgang mit diesem Philosophen, welcher für seinen Meister so begeistert war, daß er behauptete, „nach hundert Jahren müsse Kant die Reputation von Jesus Christus haben“⁷⁹⁾, griff in Schiller's Entwicklung kräftig ein, sofern Reinhold unserem Dichter ein lebhaftes Interesse für Kant einzuflößen und ihn zum Studium der Werke des Königsberger Denkers anzueisern wußte. Mit Frau von Kalb und Reinhold fuhr Schiller im August nach Jena hinüber, wo er Hufeland, Döderlein, Griesbach und Schüz, den Redacteur der Allgemeinen Literaturzeitung, kennen lernte und sich in diesem Kreise mehrere Tage lang so behagte, daß Reinhold's Andringen, er möchte sich um eine Stellung an der Hochschule bemühen, nicht ganz auf unfruchtbaren Boden fiel. Die alte Unterversitätsstadt, damals durch Karl August's und Goethe's Vorforge im fröhlichsten Aufblühen begriffen — sie zählte 700 bis 800 Studenten — brachte einen eigenthümlichen Eindruck auf den Dichter hervor. „Daß die Studenten hier was gelten — schrieb er am 29. August an Körner — zeigt Einem der erste Anblick, und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht; denn sie wandeln mit Schritten eines Niebeslegten. Abends, wenn es dunkel wird, hört man fast alle vier Minuten die ganze lange Gasse hinunterschallen: Kopf weg! Kopf weg! — welches men-

schmerzliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem kaltemischen Regen warnt, der über seinem Scheitel loszubrechen droht. Im Ganzen aber sind die Sitten der hiesigen Studenten um sehr viel gebessert.“ Das war nicht überflüssig, denn Jena theilte, wie ein bekannter Studentenreim ausagte, von Alters her mit Leipzig und Halle den Ruhm, der Sitz „flottester“, zu deutsch rohester oder auch „galantester“ Burschensitten zu sein⁸⁰).

Nach Weimar zurückgekehrt, feierte Schiller am 28. August Göthe's Geburtstag in dessen Gartenhaus mit und leerte den Römer auf das Wohl des abwesenden Dichters, dem es in Italien „so gewaltig wohl zu sein schien und der die Gewalt über sich hatte, sich's nicht wohler sein zu lassen als sich's geziemte“⁸¹). An diesem Tage sah er auch zum ersten Mal die Herzogin Luise, aber nur im Vorübergehen und da fiel ihm ihre schöne und edle Figur auf. Um sich in Weimar wohl zu behagen, hat er ein einfaches Mittel ausfindig gemacht: — nach Niemand zu fragen, wie das dort Andere auch so machten. Der Ort sei ganz vortrefflich zum Privatistiren. Eine stille, kaum merkbare Regierung lasse da Jeden friedlich leben und das Bißchen Lust und Sonne genießen. Anfangs hätte er sich Alles zu wichtig, zu schwer vorgestellt, sich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Er gesteht dem Freunde in Dresden, daß die nähere Bekanntschaft mit den Weimarer „Riesen“ seine Meinung von sich selbst verbessert habe, und verschweigt ihm auch nicht, daß ihm von diesen großen Geistern mitunter „narrische Dinge“ zu Ohren kämen. So, daß Herder und seine Frau in einer egoistischen Einsamkeit lebten und mitammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit bildeten, von der sie jeden Erdensohn ausschloffen. Aber weil Beide stolz und heftig seien, so stoße diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen seien, so wohnten Beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe liefen treppauf und treppab, bis sich endlich die Frau entschliesse, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitire und die Worte beifüge: Wer das gemacht, müsse

ein Gott sein und auf den könne Niemand zürnen. Dann faßte ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde sei zu Ende⁸²). Von den Weimarer Damen weiß Schiller zu sagen, daß sie alle gern Eroberungen machen möchten, daß sie „ganz erstaunlich empfindsam“ seien und daß jede „eine Geschichte hätte oder gehabt hätte.“ Man sieht, der Dichter hatte mehr als ein Kleinwenig von der in Weimar wehenden Luft der *Medisance* eingeathmet. Und doch — wir haben Grund, zu glauben, daß sich hinter der *Medisance* nur die Wahrheit barg; aber auch, daß gerade zu dieser Zeit Schiller wenig berechtigt war, über die „Geschichten“ der Weimarer Damen zu spotten. Steckte er doch selbst mitten in so einer Geschichte und es ist hier der geeignete Ort, die Richtigkeit der früher gethanen Aeußerung nachzuweisen, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts die Verwirrung der sittlichen Begriffe selbst edelste Naturen zeitweilig befangen habe. Man nahm es mit Liebesverhältnissen erstaunlich leicht; ja noch mehr, man gab derartigen Beziehungen, auch wo sie mit Grundprinzipien der Gesellschaft in Zwiespalt geriethen, gewissermaßen die gesellschaftliche Sanction. Allerdings sagt uns Cäcilie, eine Weimarer Dame, in ihren Erinnerungen aus jener „harmlosen“ Zeit: „Man wog nicht ängstlich ab, ob sich's auch vollkommen schickte und was die Nachbarn dazu sagen würden; es gab noch keine Klatschblätter *ex professo*, die in jedem Winkel von Deutschland es herumgebracht hätten, daß Herr N. N. dem Fräulein D. beim Nachhausegehen einen Kuß gegeben hätte“⁸³); allein es handelte sich doch wohl nicht immer nur um solche Harmlosigkeiten, sondern oft auch um Neigungen und Leidenschaften, welche tief in das Leben der Betheiligten einschnitten. Deß zum Zeugniß stehe hier ein Roman, aber ein Roman der Wirklichkeit, der Roman: Friedrich Schiller und Charlotte von Kalb, dessen Verlauf uns vorwiegend die eigenen Worte des Paares zeichnen sollen⁸⁴).

Gleich in dem ersten Briefe, welchen Schiller aus Weimar an Körner schrieb, findet sich die Stelle: „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die

einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschrittt unseres Umgangs entdecke ich neue Ersehnungen in ihr, die mich, wie schöne Partteen in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken. Herr von Kalb wird im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Bereinigung im Oktober zu Stande kommen wird.“ Am folgenden Tage schrieb der Dichter: „Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotte gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen. Einigemal hatte man schon die Discretion, uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung.“ Unterm 28. Juli: — „Mein Verhältniß mit Charlotte fängt an, hier ziemlich laut zu werden und wird mit sehr viel Achtung für uns Beide behandelt. Selbst die Herzogin (Amalia) hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleingkeiten hier sehr fein und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen.“ Unterm 18. August: — „Herr von Kalb hat mir geschrieben. Er kommt zu Ende Septembers, seine Ankunft wird das Weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und seine Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläselei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt.“ Diese Mittheilungen, deren aufrichtige Deutlichkeit durch keine liebevollerische Prüderie verwischt werden kann, geben das Resultat, daß die Berechtigung des Verhältnisses, in welchem Charlotte zu Schiller stand, in Weimar so zu sagen offiziell anerkannt war; ferner, daß auch der Gatte Charlotte's die Sachlage kannte, und endlich, daß die Dame auf eine Scheidung von ihrem Manne hinarbeitete, um sich dann sofort mit dem Dichter zu verheiraten.

Dieser war damit ganz unzweifelhaft völlig einverstanden, aber

— nicht für lange. Scheint es doch, daß Schiller überhaupt nur sehr widerstrebend dem Entschluß der Freundin sich angeschlossen habe, denn unterm 8. August hatte er an Körner geschrieben: — „Kannst du mir glauben, daß es mir schwer, ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann dir nicht einmal sagen, warum. Unser Verhältniß ist, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotte und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Scepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinigmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwicklung. In Charlotte's Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester begründet als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen.“ Reflectirt ein leidenschaftlich Liebender in dieser Weise? Aeußert er sich so analytisch? Schwerlich! Der Umschlag Schiller's in seiner Stellung zu Charlotte kündigt sich auch bald genug an, wenn er, nachdem er einige Wochen von der Freundin getrennt gewesen war, unterm 8. Dezember schreibt: — „Hier in Weimar habe ich Charlotten und ihren (inzwischen eingetroffenen) Mann wiedergefunden. Er ist ganz der Alte, wie ich aus dem ersten Anblick urtheilen konnte. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt. Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann.“ Und sie ging weiter. Die projectirte Scheidung Char-

lotte's von ihrem Manne kam nicht zu Stande, weil, wie es scheint, Frau von Kalb wieder schwankend geworden war. Herr von Kalb ging an den Rhein zurück, während sie in Thüringen blieb. „Einige Monate darauf — erzählt Charlotte — erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellte, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß — (zu ihrem Gatten) — nicht ganz zu lösen; mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mitempfinden konnte. Noch in der Jugend — schrieb er mir — ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und Gemüthes, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertrödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen, soll ich wollen? So kommen Sie in das Gebirge, wo auch ich jetzt wohne — (in Volkstädt). Ich irre wohl nicht, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl sich wieder gewinnen und erhalten könne. Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief geschickt, und ein solches erhielt er wieder, denn meines Lebens Loose waren ja darin. Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort.“ Das Letztere wird durch den Brief Schiller's an Körner aus Rudolstadt vom 20. Oktober 1788 bestätigt; aber gerade dieser Brief stellt es sehr in Frage, daß der Dichter über das Nichtzustandekommen der Scheidung wirklich so unzufrieden gewesen sei, wie Frau von Kalb will. Er schrieb: „Charlotten hab' ich diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich dir mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen.“

Bei seiner Zurückkunft nach Weimar am 12. November merkte Charlotte mit dem Instinkt der Leidenschaft dem Freunde an, daß während seines Aufenthalts in Volkstädt und Rudolstadt eine große Veränderung in seinem Innern vorgegangen sei. Als er viel von der Familie Lengefeld sprach, sagte sie ihm: „Mein Segen bleibt bei Ihnen, aber verschieden ist unsere Ansicht von der Zukunft und so muß sich ergeben, daß uns ferner Briefe überflüssig sind.“ Er

verneinte das, wie sie erzählt, und der Umgang und Briefwechsel zwischen den Beiden dauerte fort; aber in welchen Mißklang das ganze Verhältniß mehr und mehr umsprang, zeigen die bezüglichen Aeußerungen in Schiller's Briefen an Körner und an die Schwester Lengefeld deutlich genug. Unterm 9. März 1789 schrieb er: „Charlotte besuche ich noch am meisten; wir stehen recht gut zusammen, aber ich habe, seit ich wieder hier — (in Weimar) — bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr blindlings unterwerfen muß. Alle romantischen Lustschlösser fallen ein; nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen.“ Hier erscheint also dem Dichter das Project einer Heirat mit Frau von Kalb schon nur noch als ein „romantisches Lustschloß“ und seine ganze bisherige Stellung zu der Dame als unwahr und unnatürlich. Unterm 3. November 1789 äußerte er gegen Caroline von Deulmiß-Lengefeld: „Die Kalb ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent, glücklich zu sein; wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Vor ihrer Neugierde muß man sich hüten, vor ihrer Inconsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten Anderer nicht so genau zu nehmen.“ Unterm 21. Dezember schrieb er: „Die Kalb hat mir heute geschrieben. Ich habe sogleich geantwortet. Lieber zehn Briefe schreiben als einmal selbst kommen.“ Unterm 5. Februar 1790: „Leidenenschaft und Kränklichkeit zusammen haben sie manchmal an die Gränzen des Wahnsinns geführt“⁸⁵). Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr schreiben!“ Endlich unterm 12. Februar: „Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, sie nur auf einen Augenblick zu besuchen, weil sie mir etwas sehr Wichtiges zu sagen habe. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Mit Klugheit und List wollte sie mich umstriden. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuspißen. Da ich ihr neulich schrieb, ich zweifle, ob sie jetzt die

Stimmung schon gefunden hätte, worin eine Zusammenkunft für uns Beide erfreulich sein könnte, und ich dies aus etnigen Vorfällen schloß, antwortete sie mir: „ich irre mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte.““ Darauf schrieb ich ihr, die Versicherung, die sie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgewischt sei, erlaube mir endlich frelmüthig mit ihr über das Glück zu sprechen, das meine nahe Verbindung — (mit Lotte von Lengefeld) — mir gewähre. Ich sprach dann mit vollem Herzen von unserer Zukunft und das hat sie nicht ertragen. Hat sie es nicht durch die Platitude verdient, womit sie ihre eigene Empfindung herabsetzt? Aber warum schreibe ich soviel von ihr? Ich hätte etwas Besseres thun können.“ —

Doch nicht mit dieser grellen Dissonanz sollte eine bedeutjame Episode im Leben unseres Dichters enden. Wenn, wie der ganze Verlauf ihrer Beziehungen zeigt, Schiller und Frau von Kalb nur gewöhnt hatten, auf die Dauer Liebende sein zu können, so folgte der Bitterkeit, welche in der Zerstörung dieses Wahns lag, doch bald das beiderseitige Gefühl, daß sie Freunde sein sollten, sein mußten. Im Frühjahr 1793 treffen wir sie wieder im Briefwechsel und damals empfahl ihr der Dichter seinen Landsmann Hölverslin zum Lehrer ihres Sohnes. Der letzte Brief Schiller's, welcher sich in Charlotte's Nachlaß vorgefunden, ist vom 21. Januar 1802. Er wünscht darin der Freundin, daß ihr Leben immer heiter und froh sein möchte, und versichert sie der Aufrichtigkeit und Beständigkeit seiner Freundschaft. Wenn wir nun in dieser Art, nicht ohne Befriedigung, das verworrene Verhältniß zu einem versöhnlichen Abschluß gelangen sehen, so erübrigt noch die Erledigung der Frage, wo denn eigentlich die Ursache zu dem raschen Abprung Schiller's von seinen ursprünglichen An- und Absichten über und mit Charlotte zu suchen sei. Daß die Wendung unmittelbar nach des Dichters Ausfluge nach Meiningen, Bauerbach und Rudolstadt, den wir unten sofort berühren werden, eingetreten sei, darüber läßt

seine Correspondenz mit Körner keinen Zweifel. Er war auf diesem Ausflug den Schwestern Lengefeld wieder begegnet, war ihnen nähergetreten und hatte die Sehnsucht nach einer „häuslichen Existenz“ mit nach Weimar zurückgebracht. Aber eine solche, das fühlte er in jeder Faser, war von einem Wesen wie Charlotte von Kalb — auch ihre Freiheit vorausgesetzt — durchaus nicht zu erwarten. Daher Schiller's Resignation nach dieser Seite hin, jetzt eine wirkliche, nicht bloß gedichtete Resignation. Ja, es klingt seltsam und ist doch wahr, daß der große Prophet des Idealismus über die Bedingungen einer glücklichen Ehe eine durchaus ruhig verständige Ansicht und Ueberzeugung hegte. „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein“, schrieb er am 19. November 1787 an Körner. Dann unterm 8. Dezember: „Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gelannt.“ Und unterm 7. Januar 1788: „Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfreuen kann.“ Er verlangte von einer Frau, daß sie ihm Ruhe, Frieden und ein gleichmäßig heiteres Behagen verschaffe, und das Alles konnte er nicht von Charlotte von Kalb erwarten, von der „Titanide“, die vielleicht die genialste und jedenfalls — das Wort ohne gemeine Nebenbeziehung genommen — die emanzipirteste Frau ihrer Zeit war⁸⁶).

Da ohnehin im Vorstehenden der Zeit schon bedeutend vorgegriffen wurde, so ist nur billig, daß wir die Titanide ihren dornenvollen Lebensweg vollends hinabbegleiten. Nachdem ihr Verhältniß zu Jean Paul in den Jahren von 1796—1800 eine noch glühendere Färbung als das zu Schiller angenommen, aber diesem frappant ähnlich geendigt hatte, erlebte sie in einem und demselben Jahre (1804) den Tod ihres Mannes und den gänzlichen Verlust ihres Vermögens. Ueberdies halberblindet, weilte sie unstät und dürftig in Berlin, Frankfurt, Würzburg — nach Weimar wollte sie nie mehr zurück — dann wieder in Berlin, wo aber Huseland's Beistand sie nicht vor gänzlichem Erblinden zu bewahren vermochte.

Die Gutherzigkeit einer Prinzessin gab der Greisin Dach und Fach im königlichen Schlosse. Die Vielbewegte, Vielgeprüfte, in ihren schönsten Hoffnungen Betrogene, in ihren besten Wünschen Gezeiherte behielt bis zuletzt die titaniſche Energie des Fühlens und Denkens, welche vordem Schiller und Jean Paul angezogen, entzückt und — erschreckt hatte. „Unter allen Frauen, die ich je gekannt habe — schrieb Rahel Levin 1828 an die Fürstin Carolath — ist Frau von Kalb die geistvollste; ihr Geist hat wirklich Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umständen, in alle Höhen schwingen kann.“ Die Erscheinung von Jean Paul's gedrucktem Briefwechsel stürmte die leidenschaftlichsten Erinnerungen in der greisen Blinden auf und sie hatte die seltsame Laune, durch Vermittlung Barnhagen's eine Art Verleugnung ihres Liebesverhältnisses zu dem großen Humoristen an Göthe gelangen zu lassen, — gerade wie sie früher versucht hatte, ihre Liebe zu Schiller hinterher vor sich selbst zu verleugnen — und zwar zur nämlichen Zeit, wo sie die beiden Büchlein „Charlotte“ und „Corabella“ dictirte, in welchen jedes kundige Auge die Bestätigung jener zweimaligen Liebesglut findet. In ihren letzten Lebensjahren übte die Erscheinung der Hochbetagten mit den großen schwarzen todtten Augen unter den weißen Haaren, die hohe Gestalt aufrecht tragend, orakelhafte Geistesblitze sprechend, die häufig von einem halb unheimlichen Lachen begleitet wurden, auf Alle, welche ihr nahe kamen, eine eigenthümliche, fast sphinxartige Wirkung. Einer Sibylle soll sie da geglichen haben. Die Summe ihres Daseins zog sie zuletzt in der stolischen Sentenz: „Wer denkt, darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn getroffen!“ So starb die Zweitundachtzigjährige am 12. Mai 1843.

Zu unserem Dichter zurückkehrend, finden wir ihn Ende Novembers 1787 zu Pferde, den von Spätherbstnebeln belasteten Thüringerwald durchziehend. Die Reise ging nach Meiningen und Bauerbach. Schiller's ehemalige Beschüßzerin, Frau von Wolhogen, hatte sehnlich verlangt, den Dichter zu sehen, und dessen Ansicht über das Project der Verheirathung ihrer Tochter mit dem

Herrn von Lillienstern zu vernehmen. Mit ihrem Wunsche hatte sich der von Schwager Reinwald und Schwester Christophine vereinigt, und so war denn Schiller zu Pferde gestiegen. Der Ausflug währte sechzehn Tage, während welcher „von einem edelmännischen Gute zum andern herumgezogen wurde.“ Auf diesen Fahrten sah der Dichter interessante Contraste der Zeit. Im Dorfe Hochheim war er der Gast einer adeligen Familie, die fünf Töchter und zusammen zehn Personen zählte und im besten Styl altpatriarchalischen Landjunkerthums lebte. Die Fräulein spannen und woben wie „die Prinzessinnen aus der Bibel oder in den Zeiten des Ritterthums“, Alles trug selbstgemachtes Zeug und alle Bedürfnisse des Lebens wurden auf dem Gute selbst erzeugt und zubereitet. Zwei Stunden davon lebte ein Kammerherr von S. auf „hochtrabendem, fürstlichen Fuß“, in Sprache, Sitte und Einrichtung ganz französisirt. Eigen erging es dem Dichter mit den vertrauten Umgebungen von Bauerbach, wo er „von 1782 — 83 als Einsiedler gelebt hatte und so zu sagen schwindelnd an der Schwelle der Welt gestanden war.“ Sie hatten ihre Magie verloren und sprachen nicht mehr zu ihm. „An dieser Verwandlung sah ich — schrieb er an Körner — daß eine große Veränderung mit mir selbst vorgegangen war. Und mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zwischenraume! Eure Erscheinung, unsere Freundschaft, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens!“⁸⁷⁾ In Bauerbach war er mit Wilhelm von Wolzogen zusammengetroffen, welcher damals, nachdem er 1784 aus der Karlschule getreten war, dem Namen nach Offizier im Regiment Augs, der Sache nach aber Hofarchitekt des Herzogs von Württemberg war und sich jetzt auf Urlaub bei seiner Mutter befand. Mit diesem Freunde trat er am 5. Dezember gemeinschaftlich die Rückreise nach Weimar an. Der Ritt ging über Rudolstadt, wohin den jungen Wolzogen das Herz zog. Der 6. Dezember, wo die

Freunde den letztgenannten am Ufer der Saale anmuthig gelegenen Ort erreichten, war ein rechter Schicksalstag für Schiller.

In Rudolstadt lebte mit ihren beiden Töchtern Frau Luise Juliane von Lengefeld, welche wir unserem Dichter schon in Mannheim flüchtig begegnen sahen. Die Lage ihres frei an einem Berge stehenden Hauses bot alles Erfreuliche und Unbeschränkte des Landlebens und gewährte die Aussicht auf die sanfte Krümmung des Flusses, in drei frische Thalsoffnungen hinein, auf nahe waldumkränzte Anhöhen und ferne großgezeichnete Gebirge. Wie zur Mutter, so standen die beiden Schwestern Karoline und Charlotte auch unter sich in dem Verhältniß innigsten Vertrauens, welchem dadurch kein Eintrag geschehen war, daß die ältere im Jahre 1785 eine Convenienzheirat mit dem rudolstädtischen Legationsrath von Beulwitz geschlossen hatte, die „zufriedenstellend“ verlief, aber dem vom Idealismus des Jahrhunderts vollen Herz der jungen Frau keine Befriedigung gewährte. Frau von Lengefeld selbst war eine auf Formen haltende, durch häufigen Hofverkehr an die Schöpfung des Ceremoniels gewöhnte, auch mit einem frommen Eie ausgestattete, aber dabei seelengute Dame. Die Stellung einer Hofdame war ihr weibliches Ideal, dessen Verwirklichung sie für ihre jüngere Tochter Lotte — in der Familie vertraulich-zärtlich Lottchen oder Lolo oder Lolochen genannt — anstrebte und zwar gerade damals am Weimar'schen Hofe, wo die Herzogin Luise ihr wohlgeneigt war. Auch die bescheidenen Vermögensverhältnisse des Hauses mochten die Erlangung einer solchen Versorgung rathlich machen. Aber diese Bescheidenheit der Glücksumstände hatte die Lengefeld'sche Familie nicht verhindert, an dem humanen Bildungsstreben, welches die Aristokratie von damals durchschnittlich so rühmlich auszeichnete, mit regstem Interesse und Verständniß theilzunehmen. Der Hausherr — für das Glück der Seinigen viel zu frühe gestorben, als die 1763 geborene Karoline dreizehn und ihre Schwester Lotte zehn Jahre alt war — hatte seine Töchter selbst unterrichtet und in der Abgeschiedenheit ihres Thales, durch welches damals noch keine Kunststraße führte

hatten sich die beiden Mädchen an der klaren und weiten Weltansicht des Vaters herausgebildet, besonders Karoline, welche der jüngeren Schwester zugleich Lehrerin und Freundin wurde. Herr von Lengefeld, ein Bewunderer Friedrich's des Großen und von diesem geschätzt, war den Grundsätzen der Aufklärung entschieden zugethan gewesen. Er hatte wie die psychischen, so auch die physischen Kräfte seiner Mädchen sorgsam geübt, hatte den Natursinn, wie den Geschmack an geistigen Freuden in ihnen entwickelt, hatte sie zeitig fühlen gelehrt, was sie suchen sollten, und hatte schon durch seine eigene Persönlichkeit, welche die Prinzipien der Ehre und schönen Sitte repräsentirte, die Einsicht in den wahren Werth der Menschen ihnen eröffnet und die Achtung von männlicher Würde in ihnen begründet⁸⁸). So in geweihter Stille herangewachsen, nährten die Schwestern Geist und Gemüth mit ernster Lectüre, wie Plutarch und Rousseau sie boten, und erweiterten ihren Gesichtskreis durch die Reise nach der Schweiz, wo neben der großen Natur auch Lavater bedeutend auf sie wirkte. Nach der Heimkehr fühlten sie sich in Rudolstadt doppelt einsam, die Heirath Karoline's mit Beulwitz änderte wenig oder nichts in ihrem Gebahren und so wurden nur mit um so mehr Antheil die Beziehungen gepflegt, welche die Familie mit den Weimar'schen Kreisen verbanden. Charlotte von Stein und Charlotte von Kalb waren dem Lengefeld'schen Hause befreundet, in welchem Göthe so innig verehrt wurde wie nur in irgend einem andern und das Geistige mehr als Alles galt⁸⁹).

An einem trüben Dezembertage des Jahres 1787 saßen die beiden Schwestern im elterlichen Hause mittsam am Fenster. Indem sie in das traurige Nebelgeriesel hinausfahen, kamen sie sich, wie oft schon, vielleicht gerade wieder als verwünschte Märchenprinzessinnen vor, der Erlösung aus ihrer Einsamkeit harrend⁹⁰). Da trabten zwei Reiter die Straße herunter, in ihre Mäntel eingehüllt. Scherzend verdeckte der Eine sein Gesicht halb unter den Manteltragen, allein die Schwestern erkannten trotzdem ihren Better Wilhelm von Wolzogen, dessen innige Neigung für Karo-

line durch ihre Heirat nicht zerstört worden war. Der zweite Reiter war den Damen unbekannt oder schien es wenigstens und erregte ihre Neugier, welche bald befriedigt wurde; denn Wolzogen kam und bat um die Erlaubniß, seinen Reisegefährten Schiller für den Abend in das Haus seiner Verwandten einführen zu dürfen. Die Bitte wurde natürlich gerne gewährt, aber als die beiden jungen Männer kamen und die Schwestern ihnen den Willkommen boten, hatten sie sicherlich keine Ahnung, daß sie in ihren Gästen ihre künftigen Gatten begrüßten . . . Zwei Tage darauf wieder in Weimar, schrieb unser Dichter an Körner: „In Rudolstadt habe ich eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte. Die Gegend um Rudolstadt ist außerordentlich schön.“ Mit noch mehr Wärme äußerte er sich über die neue Bekanntschaft in einem Schreiben am 20. Dezember an Frau von Wolzogen: — „Wir sind glücklich nach Rudolstadt gekommen, wo ich eine sehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelm's guten Geschmack bewundern; denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenuzt lassen, und sobald ich auf einige Tage Lust habe, dort sein.“

Offenbar hatte Schiller von dem gemüthvollen, durch Bildung und edle Sitte erhöhten Familienleben, welches er im Lengefeld'schen Hause gesehen, einen tiefen Eindruck empfangen. Eine lebhafteste Sehnsucht nach einem solchen Dasein erwachte in ihm. Schon am 7. Januar 1788 eröffnete er dem Hergensfreund Körner seinen Entschluß, zu heiraten; denn, schrieb er: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße.

Freundschaft, Geselligkeit, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe seiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgetirrt und habe Nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich setzte, haben Etwas gehabt, daß ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz.“ Wunderlich genug kam diesem Wunsche von einer ganz fremden Seite her der Zufall entgegen. Denn gegen das Frühjahr zu erging aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt an den Dichter die Anfrage, ob er dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen Tausend Thalern, welche an körperlichen und geistigen Vorzügen seiner nicht unwerth sei, annehmen wolle⁹¹⁾. Schiller nannte den Antrag einen Spas und behandelte ihn als solchen, wie er auch den flüchtigen, zu Anfang des Winters gehegten Einfall, sich von Wieland die Hand von dessen zweiter Tochter zu erbitten, bald wieder aufgegeben hatte.

Die Frage, ob sich der Heirathsgedanke Schiller's schon damals wenigstens instinkartig auf Lotte von Lengefeld gerichtet habe, dürfte schwer zu verneinen und noch schwerer zu bejahen sein. Denn wenn Karoline sagt, daß den Dichter schon einige Woche nach seinem Besuche in Rudolstadt eine lebhaftere Neigung zu ihrer Schwester erfüllt habe, so ist aus Gründen, die später zur Sprache kommen werden, diese Aussage wohl nur als ein hochherziger Anachronismus zu betrachten. Was aber Lotte betrifft, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Schiller's Erscheinung in ihrem elterlichen Hause ihr Herz noch unberührt gelassen habe, denn dieses hatte die schmerzlichen Nachwehen einer ersten und unglücklichen Liebe noch nicht verwunden. Sie war, am 22. November 1766 geboren, damals einundzwanzig Jahre alt. Mit liebender Hand hat die Schwester ihr Bild so gezeichnet: „Sie hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzengüte

belebte ihre Züge und ihr Auge blickte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen und zu gewähren. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigeren Umgebungen hätte sie in dieser Kunst Etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhte Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind⁹²). Damals, im Spätherbst und Winter 1787, war ihre Seele wund. Sie hatte ihr erstes jungfräuliches Gefühl einem treiflichen und liebenswürdigen Manne zugewandt, welcher diese Neigung leidenschaftlich erwiderte. Aber die Ungunst der äußeren Verhältnisse hatte eine Verbindung der Liebenden verhindert und den Geliebten in Militär-Diensten über das Meer hinweggeführt. Die schmerzlichen Nachklänge dieses Lebenswohls auf immer zu lindern, wurde eine zeitweilige Ortsveränderung für Lotte passend erachtet und so kam sie zu Anfang Februar 1788 nach Weimar, wo sie in dem befreundeten Hause der Frau von Imhof zu Gaste war. Nebenbei sollte auch Lotte's Anwesenheit in Weimar die Herzogin Luise an die dem Mädchen in Aussicht gestellte Hordamenstelle erinnern. Aber das Ideal der guten Frau von Lengsfeld kam dadurch seiner Verwirklichung nicht näher; denn schon ging Lolo einer anderen Bestimmung entgegen.

Schiller's Zartgefühl verwehrte ihm, der jungen Dame seine Gegenwart aufzudrängen, doch begegnete er ihr da und dort, theils an öffentlichen Orten, theils in engeren Kreisen, bei Frau von Imhof, bei Frau von Stein. Sie erregte seine Aufmerksamkeit, seine Theilnahme mehr und mehr und Lotte ihrerseits konnte, so, wie sie war, die freundschaftliche Annäherung eines solchen Mannes nicht ohne stille Genugthuung bemerken. Ohne leidenschaftliche Regung und Erregung wohnte sich zwischen ihnen ein Band

herzlicher Sympathie. Als die Heimkehr der jungen Dame bevorstand, wünschte sie von dem Dichter ein Stammbuchblatt, denn es war damals die Zeit der Stammbücher, und sagte ihm bei dieser Gelegenheit, daß sie sich zu ihren Bergen und Bäumen heimsehne. Er schickte ihr am 3. April 1788 jene Stammbuchverje, welche jetzt mit einigen Veränderungen in seinen Gedichten stehen, und schrieb ihr dazu: „Sie können sich nicht herzlich nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich, und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traume versetze. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Assembly-Lust sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir, so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, meine eigene Denkungsart unterziehe.“ In ihrer Antwort erinnerte Lotte den Freund an seine früher gegen sie geäußerte Absicht, im Sommer nach Rudolstadt zu kommen; und als sie ihm einige Tage später ihre Abreise anzeigte, schrieb sie: „Die Hoffnung, Sie bei uns zu sehen, macht mir den Abschied leichter. Kommen Sie, sobald als Sie können. Leben Sie wohl, recht wohl und denken Sie meiner. Ich wünsche, daß es oft geschähe.“ Liegt in dieser reizend naiven Aeußerung nicht schon eine Andeutung, daß das junge Mädchen auf der „blumenvollen Flur“, welche von der Freundschaft zur Liebe führt, schon einige Schritte nach vorwärts gethan hatte? Daß auch Schiller's Gefühl bereits eine Steigerung erfahren, erkennt man an den Worten seines Antwortschreibens: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. Lassen Sie das kleine Samenkorn der Freundschaft nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird.“

Es war zwischen Schiller und Lotte verabredet worden, daß sie dem Freunde in der Umgebung von Rudolstadt eine passende ländliche Wohnung für die Sommermonate ausmitteln sollte, und die

Freundin beeilte sich nach ihrer Heimkunft, dem übernommenen Auftrage zu genügen. Sie dachte zuerst an das schön gelegene Haus des fürstlichen Gärtners in Rumbach, Rudolfsbadt gegenüber, entschied sich dann aber für das Haus des Cantors Unbehaun in dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Dorfe Bollstädt, wo sie am 22. April für den Dichter eine Wohnung bestellte. Auf diesem Gange wurde sie von einer Rudolfsbader Freundin, Friederike von Holleben, begleitet, welche ein Jahr darauf den Freiherrn Heinrich von Gleichen heiratete und später die liebevolle Schwiegermutter von Schiller's und Lotte's jüngster Tochter Emilie geworden ist⁹³). Der Dichter freute sich von ganzer Seele auf diese Villeggiatur. „Sobald der Frühling einmal dauerhaft sein wird — schrieb er am 25. April an Körner — ziehe ich in die Einsamkeit aufs Land; mein Kopf und mein Herz sehnen sich danach. Ich werde mich eine halbe Stunde von Rudolfsbadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus ländlich und angenehm und ich kann da in seliger Abgeschlossenheit von der Welt leben. Das Lengefeld'sche Haus wird mir den Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort viel sehr schätzbare Menschen beisammen, von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen und haben eine glückliche Gemüthsstimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusprechen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche.“ Wie aus den letzten Worten erhellt und wie wir schon früher, in der Herberge zu Oggersheim wahrgenommen haben, liebte Schiller die Musik sehr. Sie stimmte ihn productiv. Es liegt hierin einer der vielen Gegensätze seiner Natur zu der Goethe's. Die poetische Anregung, welche dieser bei den bildenden Künsten holte, verdaunte Schiller gerne der Musik, während er sich, wenn auch vielleicht in so schroffer Weise, das Interesse und den Sinn für die bildenden Künste absperrte⁹⁴).

Er hatte sich den Winter über fleißig zur Arbeit gehalten. Die Fortführung der *Thalia*, die Mitwirkung am *Deutschen Merkur* gaben ihm zu thun. Im Vordergrund seiner Thätigkeit standen die Geschichte der niederländischen Rebellion und der Geisteserheber. Körner hatte aber an alledem kein Wohlgefallen; denn er wollte, daß Schiller, statt seine Kraft zu zersplittern, dieselbe lieber wieder ganz und voll auf die Schöpfung eines großen poetischen Werkes wenden möchte, meinte tadelnd, der Freund habe in Weimar seiner hohen Ideen über Dichterberuf und Dichterwerth ganz vergessen, und fürchtete, die historischen Studien und Arbeiten würden den Dichter der Poesie abtrünnig machen. Schiller rechtfertigte seine schriftstellerische Beschäftigung mit der Historie vor den Einwürfen des Freundes vermittelt äußerlicher und innerlicher Gründe, indem er ihm zu bedenken gab, daß er von der Schriftstellerei leben und daher auf das sehen müsse, was einträglich sei; ferner, daß zu poetischen Schöpfungen Stimmung und Lerne nöthig und über diese nicht willkürlich zu gebieten sei; endlich, daß historische Arbeiten doch wohl auch für seine dichterische Zukunft fruchtbar sein könnten. Freilich konnte der Dichter dabei nicht verschweigen, daß in der Nothwendigkeit, von seiner Feder leben zu müssen, sehr viel Niedererschlagendes liege, und es muß wohl eine trübe Stunde für ihn gewesen sein, als er am 18. Januar 1788 die Worte an den Freund richtete: „Du wirst es für keine stolze Demuth halten, wenn ich dir sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwächer, weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfangen. Ich bin in Gefahr, nicht auf diesem Wege auszuscheiden“²⁶). Gegen den Frühling zu, mit der Aussicht auf den Sommeraufenthalt in Volkstädte vor Augen, erhob sich jedoch der Dichter wieder über diese düstere Auffassung seiner Lage und in seinem Briefe vom 16. April ist er im Falle, auch hinsichtlich seiner pecuniären Verhältnisse dem Freunde die beruhigende Versicherung geben zu können, daß er jetzt mehr

erwerbe als er brauche und daß es „auf dem Wege zur ökonomischen Genesung — d. h. mit dem Schuldenzahlen — zwar langsam, aber doch vorwärts gehe.“ Wie nahe der Gränze völligen Mangels er übrigens zu dieser Zeit manchmal gekommen, erfahren wir daraus, daß er im Sommer 1795 an Göthe schrieb: „Ich erlaunere mich, wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß und mir alles Geld bis auf zwei Groschen ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen.“

Im Uebrigen reicht, glaube ich, schon „der Geisterseher“ aus, uns zu überzeugen, daß Schiller seines Dichterberufes damals keineswegs uneingedenk war. Die Herbigkeit, womit er über dieses Werk noch während der Arbeit daran und unmittelbar nachdem er sie fallen gelassen geurtheilt hat, indem er es eine „Schmiererei“ und eine „Farce“ nannte⁹⁶⁾, zeugt wohl für die Strenge der Forderungen, die er an sich stellte, ist aber sicherlich unbegründet. Der Geisterseher ist ein ganz vortrefflicher Roman und wir haben nur zu beklagen, daß er unvollendet geblieben. Er ist so recht aus dem 18. Jahrhundert herausgeschrieben, nicht weniger als der Wilhelm Meister. Heutzutage würde man das Buch einen Tendenzroman nennen und zwar mit Grund; denn der Dichter ging von der ganz bestimmten Tendenz aus, die religiösen Verirrungen seiner Zeit zu zeichnen. Ob er als Vorbild seines zum Katholicismus bekehrten Helden, wie Einige wollen⁹⁷⁾, den Herzog Karl Alexander von Württemberg, den Patron des Juden Süß, oder, wie Andere meinen⁹⁸⁾, den Prinzen Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg vor Augen gehabt, ist von keinem Belang. Genug, der Geisterseher ist ein poetisches Spiegelbild der großen Verschwörung des Obscurantismus gegen die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ein Spiegelbild der Zeit, wo die Bedürfnisse des Gemüthes und die Forderungen der Phantasie, von den Industrierittern von damals sofort zur Grundlage ihrer Operationen gemacht, gegen die Philosophie des gesunden Menschenverstandes reagirten und zwar mit einem Erfolg, welcher unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, daß die Extreme überall sich berühren, weil die menschliche Natur, von dem

einen Extrem abgestoßen, sich nur gar zu gerne dem entgegenstehenden überliefert. Machen wir hier einen kurzen Halt, um dieses dem 18. Jahrhundert so wesentliche kulturgeschichtliche Moment etwas näher ins Auge zu fassen.

Zu allen Zeiten haben die Menschen mit dem Rättselhaften zu spielen geliebt und der Faust'sche Drang, die Schranken der Endlichkeit der Menschennatur zu durchbrechen und aus dem Gebiet des Natürlichen in das des Uebernatürlichen oder Unnatürlichen phantastisch hinüberzuschwärmen, ist so alt wie die Kultur, wie das menschliche Bewußtsein. Durch die ganze Geschichte des Alterthums zieht sich die Fabel von einer mit magischen Kräften ausgestatteten Geheimlehre und das Christenthum konnte vermöge seiner mystischen Seite diese Mystik nur unterstützen. So finden wir denn in allen Jahrhunderten des Mittelalters eine von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Schule von tiefsinnigen oder, wenn man will, aberwitzigen Grüblern, die sich einer sogenannten „verborgenen Weisheit“ rühmten und auch wohl mitunter im Besitze derselben zu sein wähnten. Die von den Träumen der Alchemie unterstützte Thätigkeit dieser „Adepten“ war auf das „Magisterium“, die „Materia prima“, das „Geheimniß der Projection“, auf die Herstellung des „Aurum potabile“, des „philosophischen Steins“, der „Universalmedizin“ oder des „Lebenselixirs“ gerichtet und es gab gläubige Thoren genug, die Goldmacher und Verjüngungstinkturbrauer in Arbeit zu setzen. Diese im Grunde meist nur auf die gemeinsten Instinkte der Menschen, den Durst nach Gold und Sinnengenuß und die Furcht vor dem Tode, basirten Speculationen fanden in der Verwilderung des 17. Jahrhunderts einen neuen Anhaltspunkt an einer leeren literarischen Mystification, welche von Valentin Andreae ausging. Im Jahre 1615 erschien nämlich zu Frankfurt das Buch von der löblichen Bruderschaft des Rosenkreuzerordens⁹⁹⁾, worin behauptet wurde, daß ein von einem Deutschen, dem 1388 geborenen Christian Rosenkreuz gestifteter Geheimbund, die „Fraternität der Rosenkreuzer“, existire, welche den „Lapidem philosophorum“ besäßen und die „Transmu-

tionem metallorum" verständen, die Handhabung dieser wunderbaren Kräfte übrigens nur als Nebensache betrieben, weil des Ordens Hauptzweck sei, die Menschheit einer höheren Gotterkenntnis und einer reineren Moral entgegenzuführen. Letzteres wurde die Hochpriester, wodurch auch edlere Gemüther dem Tische des Unsinns zugeführt worden sind. Vergebens deckte Andrä, erschreckt durch das wunderföchtige Scandal, welches sein Buch verursachte, schon drei Jahre später den ganzen Schwindel auf, vergebens machte er sich über die Schwachen an Verstand lustig, welche an derartige "inventiones" glaubten: — das Märchen von der Rosenkreuzerei blieb ein Hauptelement der Geheimnißkrämerei und wurde von dem 17. Jahrhundert getreulich dem 18. überliefert. Doch das 18. Jahrhundert, so lange der emanzipative Gedanke, der es befeelte und bewegte, in seiner Jugendkraft stand, modelte Alles nach seinem Geiste und so sehen wir es denn auch den Hang der Menschen zum Geheimnißvollen und den Geheimbundapparat seiner aufklärerischen Tendenz dienstbar machen. Im Jahre 1717 wurde zu London die erste Freimaurerloge eröffnet und mit so reißender Schnelligkeit verbreitete sich dieser Geheimbund über den Erdball, daß schon im Jahre 1730 nicht nur auf dem Continent, sondern auch in Ostindien und Nordamerika Logen existirten. Die erste deutsche wurde 1737 zu Hamburg aufgethan.

Woher die Freimaurerei? Was war sie? Was wollte sie? Sie ging von der freidenkerischen Bewegung in England aus und man hat mit Recht gesagt, die Freimaurer seien die „Ritter vom Geiste“ des Jahrhunderts der Aufklärung, die Freimaurerei sei die „innere Mission“ des Deismus, d. h. des Rationalismus und der Toleranz, gewesen¹⁰⁰). In dem von James Anderson 1721 verfaßten Constitutionenbuch, der ältesten authentischen Urkunde des Ordens heißt es: „Der Maurer ist durch seinen Beruf verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner noch ein frecher Wüßling sein. Es wird für dienlich erachtet, die Maurer allezu zu der Religion zu verpflichten, worin alle Men-

schen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen aber ihnen selbst zu überlassen: das ist, gute und treue Männer zu sein, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen oder (religiöse) Ueberzeugungen sie unterschieden sein mögen. Hiedurch wird die Maurerei die Spitze aller menschlichen Vereinnung und das Mittel, treue Freundschaft unter den Menschen zu stiften.“ Also die Bestimmung des Menschen aus dem Bereich der Dogmenformeln hinweg und auf das Gebiet der Sittlichkeit hinüber verlegen, unter Garantie der Freiheit der persönlichen Ueberzeugung in Glaubenssachen einen großen Freundesbund unter den Menschen aufrichten, innerhalb dessen die Unterschiede der Geburt, des Ranges und Reichthums verschwinden sollten, mit einem Worte, dem Prinzip des Individualismus das Prinzip der Brüderlichkeit zugesellen, dem vorurtheilsfreien Verstand die werththätige Liebe vermählen, — fürwahr eine große, eine erhabene Idee! Aber die nackte Schönheit der Wahrheit wird stets nur von Wenigen gefühlt und verstanden. Die Menge, und zwar die gebildete nicht weniger als die ungebildete, verlangt nach bunten Hüllen und schimmerndem Tand. Die Begründer der Freimaurerei erwiesen sich als erfahrene Menschenkenner, als sie ihrer Stiftung durch Hindeutung auf uralten Ursprung derselben und geheimnißvollen Zusammenhang mit großen Epochen der heiligen und profanen Geschichte die Weihe einer ehrwürdigen Tradition verliehen. Aber indem man, angeblich von den Bauhütten des Mittelalters Symbolik und Ritual, sowie die Abstufung der Logenmitglieder in die drei Classen der Meister, Gesellen und Lehrlinge entlehnend, den Maurerbund mit dem Tempelbau Salomon's in mysteriöse Beziehung setzte, ja sogar seinen Ursprung um vier Jahrtausende vor Christus hinaufrückte, ermächtigte man auch die indus-triellerliche Betriebsamkeit zur Ausbeutung dieser frommen Fabeln. So lange freilich der maurerische Gedanke in seiner ursprünglichen Reinheit mächtig blieb, gestattete er abenteuerlichen Mißbräuchen keinen Raum, und wenn auch die Logen schon frühzeitig das Ziel der Reugier des vornehmen Müßigganges wurden,

so waren sie doch zugleich die Sammelpunkte der intelligentesten, redlichsten und strebsamsten Männer aller gebildeten Classen. Man vergesse nicht, daß nicht nur eine Menge Fürsten und Prinzen sich in die Logen drängte, sondern daß auch der Prinz, welcher nachmals Friedrich der Große wurde, das maurerische Schurzfell umband — (er wurde in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1738 zu Braunschweig eingeweiht) — und daß in Weimar, wohin Bode, einer der thätigsten Freimaurer des Jahrhunderts, den Orden gebracht, noch 1780 der Herzog Karl August, Herder und Göthe sich in den Bund aufnehmen ließen, welchem auch Wieland angehörte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, die Freimaurerei, dieser über den ganzen Erdboden sich verbreitende Bund der religiösen Toleranz und der humanen Anerkennung der brüderlichen Gleichheit der Menschen, hat ganz wesentlich zur anhebenden Verwirklichung der demokratischen Ideen des 18. Jahrhunderts beigetragen. Insofern haben ihre Gegner von heute ganz recht, wenn sie die Freimaurerei ein revolutionäres Institut nennen.

Aber diese Ansicht von der Natur des Maurerbundes ist nicht erst von heute. Der Jesuitismus hatte sofort die Gefahr erkannt, welche von Seiten des maurerischen Prinzips dem seinigen drohte, und schlau und thätig wie er war, unternahm er es, den Feind mit dessen eigenen Waffen zu bekriegen, d. h. er bemächtigte sich der maurerischen Formen, um unter denselben seine eigenen Aufgaben zu verfolgen. Dabei kam ihm zu statten, daß dem durch die encyclopädistische Freigeisterei abgeklärten Verstand in der Dede seiner Rüchternheit so unheimlich und bekommen zu Muthe wurde, daß er sich schon der Abwechslung wegen der tollsten Wundersucht vielfach widerstandslos anheimgab. Nachdem zu Paris im Palais Clermont, wo die aus England vertriebenen Stuarts wohnten, zu jakobitischen und jesuitischen Zwecken das Clermont'sche System erfunden und als eine angebliche Fortsetzung des Templerordens in die Maurerei eingeschmuggelt worden war, kam ein sogenanntes „inneres“ System nach dem andern auf. Berücksichtigt vor allen

machte sich das der „stricten Observanz“, wo außer den ursprünglich drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weibungen statuiert und mit rosenkreuzerischen Symbolen, mit Hieroglyphen, Eidschwüren und phantastischem Ceremoniel kurzfristige Mysteriesächtlinge geblendet und genasführt wurden. Zum stricten Gehorsam gegen ihre unbekannten „Oberer“ verpflichtet, deren geheimnißvolles Haupt unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder (*Equus a penna rubra*) verehrt wurde, waren die Maurer der stricten Observanz nur Marionetten an den Drähten der obscurantistischen Kabale, welche sich insbesondere die Vernichtung des Protestantismus vorgesetzt hatte. Bei dieser Kabale war auch die unmittelbare oder mittelbare Direction von allen den bunten Mysteriespielen, welche in den Logen der Rosenkreuzer, der arianischen Brüder, der Gesellschaft der deutschen Rette, der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Asien, des Jerusalemordens, des Ordens der höchsten Vorsehung, des Ordens der Sonnenritter, der Schwertritter, der Verbrüderung zum Herzen Jesu und wie sonst noch alle die Bastardschöplinge der Freimaurerei hießen, an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung gewesen sind. Die Sucht der Geheimbündelei war so epidemisch, das fast kein Stand von ihr verschont blieb. War doch auch das deutsche Studententhum ganz von dieser Epidemie inficirt, wie der Moiselbund — 1771 zum Amicistenorden reformirt — der Concordienorden, Littenorden, Schwertorden, Faßbinderorden und viele andere hinlänglich bewiesen. Das ganze Ordenswesen war ein furchtbares Gedränge von Betrügnern, Betrogenen und betrogenen Betrügnern geworden.

Der vorübergehend siegreiche Rückschlag gegen die Philosophie des „Common sense“ war demnach erfolgt. Die Zeit der Mysterien, der Blendwerke, des Wunderrausches war da. Paris, dessen providentielle Bestimmung zu sein scheint, jeder Thorheit, von der Kleiderkünstlerischen bis hinauf zur weltgeschichtlichen, den Stempel der Mode aufzudrücken, ging voran. Der Spott Voltaire's, der Scepticismus Diderot's hatte die Salons zu langweilen angefangen. Die Appellation Rousseau's an das Gemüth

hatte in diesen Kreisen in eine Appellation an die unklare Fühlbarkeit und Phantasterei sich verkehrt. Man legte nach Wechsel, nach Neuem, nach Unerhörtem. Die Blasphemie tastete trampfhaft nach irgend einem neuen Nervenreiz umher und nach bis auf die heißen geleerten Becher des Unglaubens griff man zu dem Tausmelsch des Aberglaubens. Nachdem man im Kreise der Sinnwelt Alles erschöpft, Alles mißbraucht hatte, erwachte ein krankhaftes Gelüste nach Ueberkünstlichem: man wollte Geister beschwören, man wollte, nachdem man Gott geleugnet, den Teufel sehen. Nur wenige Jahre vor der Zeit, wo das Christenthum in Frankreich offiziell abgeschafft wurde, erzählte der Duc de Lauzun seiner Tante, der Marquise de Créquy, daß er mit anderen Grandseigneurs beim Duc de Chartres — dem nachmaligen Philipp Egalité — einer Beschwörung des Satans angewohnt habe. Da sei in einem Krystallgefäß eine Kröte geschwommen, welche alle Sacramente der Kirche erhalten hatte (!) und, von dem Exorcisten als "Saint-Ange, mon cher Ange, mon belle Ange" beschworen, dann als leibhaftiger Satan erschien, in geschlechtslos unheimlicher Gestalt¹⁰¹). Wie nur immer in den finsternen Zeiten der Vergangenheit, unterhielten sich die vornehmen Kreise jetzt wieder mit zauberischen Practiken, welche oft genug von verbrecherischer Tendenz waren. Als Marie Antoinette 1778 ihre ersten Wochen hielt, wurde ihr von einem Pfarrer in Paris ein Schächtelchen zugestellt, worin ihr Trauring lag. Ein Begleitschreiben des Priesters sagte aus, er habe unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses den Ring erhalten mit dem Bekenntniß, derselbe sei der Königin einige Jahre zuvor entwandt worden, um zu magischen Besprechungen benützt zu werden, welche sie verhindern sollten, Kinder zu bekommen¹⁰²). Man wird sich weniger darüber verwundern, daß die höfische Intrigue auf solchen Abergwitz verfallen konnte, wenn man erwägt, daß sogar gelehrte Leute, wie ein Duchanteau und Glavières, alles Ernstes an die Verwirklichung ihre lächerlich unsauberen oder ruchlos grausamen Träumereien von der Herstellung des philosophischen Steins dachten¹⁰³.) Solche alte, neuaufgewärmte

Phantomen erhielten durch Mesmer's Evangelium von „allgemeinen Nudum“ eine sehr bedeutende Stütze. Auch Mesmer gab ja den von ihm erfundenen „thierischen Magnetismus“ für eine Universalmedizin aus, und nachdem es ihm, hauptsächlich vermittelt seiner Verbindungen in der entarteten Freimaurerei einmal gelungen war, den Glauben an diese Art von „Magisteri“ zu Paris in die Mode zu bringen, warfen sich die Menschen Salons mit beispielloser Eier auf das neue Heil. Prinzessen und Herzoginnen saßen gläubig um die wunderthätige Wanne und in neuem Gewande hielt ein alter Schwindel seinen Triumzug durch Europa ¹⁰⁴).

Während in Frankreich alle diese Ausschreitungen einer wackelig gewordenen Phantasie durch den „heiligen Dreiklang“ Mystik Saint-Martin's eine gewisse religiöse Weihe erhielt war in Deutschland seit länger her, durch die pantheistische Schmeichelei Böhme's, den Swedenborgianismus, den pietistischen süßüberschwang, die skyllinischen Orakelreden Hamann's, die seltsamen Missionsreisen Lavater's, dem gegen die exclusive und unter tyrannische Herrschaft des gesunden Menschenverstandes reagirenden Mysticismus Raum geschaffen worden. Auch stand die Geheimnissucht in üppigem Flor, auch hier tollte Maslerrade der Rosenkreuzerei, auch hier wollte man Geister und Wunder haben und — die Geisterbeschwörer und Wunderthäter fanden sich. Fast ganz zur gleichen Zeit führte in Schwaben Vater Wagner das Scandal seiner angeblichen Wundercuren und narrete in Sachsen der Leipziger Kaffeewirth Schreyer nehmte Edelleute und reiche Bürger mit albernen Geisterbeschwörungsfarcen. So war denn jenseits und diesseits des Rheins Boden vorbereitet, auf welchem der „göttliche“ Taglößter glänzendste Schwindlerrolle des Jahrhunderts spielen liess Giuseppe Balsamo — der „Sicilianer“ in Schiller's Geister — begann in Palermo und Rom seine Laufbahn, dort als Scher, hier als Verhuppler seiner Frau, und endigte sie in den Kerkern der römischen Inquisition als Denunciant der An-

zung. Diesseits der Alpen trat er, nach Führung verschiedener Namen und Beschreibung verschiedener ausaußerer Gewerbe in verschiedenen Ländern, unter dem Namen eines Grafen Cagliostro als Pythagor im großen Styl auf. Ob er, wie Viele vermutheten, von Anfang an ein Werkzeug in den Händen der Jesuiten gewesen, steht dahin, gewiß aber ist, daß die obscurantistische Rückwärtsbewegung der Zeit in ihm gipfelte. Zu London in eine Freimaurerloge aufgenommen, beschloß er, den maurerischen Apparat zum Behübel seines Glückes zu machen. Er erfand ein neues System, die „ägyptische Maurerei“, die abenteuerlichste Stoppelei von Absurditäten, die man sich denken kann, und fand Glauben und Gehorjam als Besitzer der Würde eines Groß-Kophya, zu welcher er sich selbst erhöhte. Es ist unglaublich und dennoch buchstäblich wahr, daß dieser gemeine, in kunterbunterster Phrasologie umhergelaufene Abenteurer im vorletzten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts der Aristokratie Europa's die Hebung ungeheurer Schätze, die Goldkultur, den Umgang mit „Geistern“, die physische und psychische Wiedergeburt versprechen durfte; und es ist noch unglaublicher und dennoch buchstäblich wahr, daß seine Anhänger ihm glaubten, ihn als ein höheres Wesen betrachteten und unter seine Marmorbüsten schrieben: Divo Cagliostro. In Frankreich währte der Zauber länger als in Deutschland, wo von Mitau aus seine frühere Jüngerin, Frau Elise von der Rede, seine Entlarvung unternahm. Selbst seine Verwicklung in die schmutzige Halsbandgeschichte konnte den Groß-Kophya bei den Franzosen noch nicht discredittren. Diesseits des Rheines haben wohl gerade die Nachkommen des Sicilianers zu einem heilsamen Gegenstoß in der Freimaurerei mitbeigetragen. Auf dem großen in Wilhelmsbad bei Hanau 1782 tagenden Maurerconvent errang die von Bode und Anlge geführte aufklärerische Opposition einen entschiedenen Sieg über das System der strikten Observanz und die Mehrzahl der deutschen Logen adoptirte von da ab das System der sogenannten elektrischen Maurerei, d. h. sie kehrte zu den ursprünglichen Grundfüßen des Freimaurerthums zurück. Von diesem war auch der von Weis-

haupt und Zwachs 1776 zu Ingolstadt gestiftete, durch Knigge maurerisch ausgebildete Orden der Illuminaten nur eine Abzweigung, und zwar im Sinne eines mehr aggressiven Vorschritts. Gerade deshalb rief aber der Illuminatismus, von Seiten der staatlichen und kirchlichen Gewalt eine Verfolgung nach, welcher er nach kurzer Blüthe erlag, den Hauptverursachern seines Falles, den Jesuiten, welche durch die 1773 erlassene Aufhebungsbulle Clemens des Vierzehnten zwar das Ordensgewand, nicht aber Einfluß und Macht verloren hatten, den Triumph bereitend, sagen zu können, daß es doch wohl erspriesslicher sei, "ad majorem Dei gloriam" als an der „Vervollkommenung der Menschen“ zu arbeiten.

Auf dem im Vorstehenden umschriebenen Gebiete, wo sich der Kampf der widerstreitenden Gedanken und Interessen des Jahrhunderts inmitten phantastischer Versuche und lichtscheuer Mänte abspielte, bewegte sich Schiller, während er an seinem Geistesfeher arbeitete. Plötzlich sehen wir ihn mit einem genialen Sprung in eine ganz andere Region sich versetzen. Am 17. März schrieb er an Körner, er habe sich auf etliche Tage wieder ins Gebiet der Poesie hineingeschwungen und bei dieser Gelegenheit die Entdeckung gemacht, daß seine Muse, ungeachtet er sie lange vernachlässigt hätte, noch nicht mit ihm schmolle. Wieland hatte für das Märzheft des Merkur auf ihn gerechnet und da habe er „in der Angst“ ein Gedicht gemacht. Dieses Gedicht erschien denn auch wirklich in dem Märzheft der genannten Zeitschrift. Es war die berühmte Elegie „die Götter Griechenlands“, die berebte Apothese jener Erscheinungsform der religiösen Idee, welche Hegel nachmals so treffend als die „Religion der Schönheit“ charakterisirt hat. Aber mochte der Anreiz zu dieser Ausströmung zunächst immerhin ein äußerlicher sein, das eigentliche Motiv lag zweifelsohne tiefer. Im Umgange mit Wieland hatte unser Dichter zuerst eine nachdrücklichere Anregung zur Beschäftigung mit dem griechischen Alterthum empfangen, zu einem Studium also, welches von jetzt an sehr bestimkend auf seine Anschauungen und Schöpfungen einwirkten

te. Indem nun das hellenische Schönheitsideal vor seinen den aufzuleuchten begann, mußte er sich von den fragenhaften sbbildungen der jüdisch=christlichen Idee, mit welchen er im sterseher zu thun hatte, heftig angewidert fühlen und es drängte zu einem dichterischen Protest gegen diese Welt von Spulges- ten. So erklärt sich, glaube ich, am leichtesten die Entstehung s herrlichen Liedes zum Preise der griechischen Durchgötterung Welt und der künstlerischen Schönheit des griechischen Cultus. konnte aber nicht ausbleiben, daß die Götter Griechenlands ne= lebhafter Bewunderung auch lebhaften Tadel erfuhren. Vor= und unter den Tadeln war Graf Friedrich von Stolberg, der seine Hingebung an die katholische Kirche, zu welcher er er übertrat, schon jetzt zu manifestiren sich beeilte. Wir haben en Grund, an der Redlichkeit seiner Absicht zu zweifeln, aber soll man dazu sagen, wie er sie ins Werk setzte? Im August= des deutschen Museums von 1788 trat er mit dem Eifer eines elliarren der Inquisition als Denunciant gegen Schiller auf, hen er ohne Weiteres des Atheismus zieh, um den Heiden und isten desto bequemer dem Haß unverständiger Zeloten überant= den zu können. Wieland wollte, daß der Dichter „den platten= sen für seine selbst eines Dorfs Pfarrers im Lande Hadeln un= bigen Querelen über die griechischen Götter ein wenig heims= le“ 100), und Schiller hatte auch gute Lust darn, verschob aber e Rache, welche nicht ausbleiben sollte, auf eine gelegene= . Konnte er sich doch einstweilen mit dem Bewußtsein beru= n, daß das Gedicht, gegen welches die beschränkte Zionswächte= ins Feuerhorn stieß, seinem Genius eine neue Entwicklungsphase stehe. Er stand an der Schwelle derselben, wie Göthe's Iphi= le am Meeresufer — „das Land der Griechen mit der Seele end.“

Sechstes Kapitel.

Volkstätt und Rudolstätt.

Beim Cantor Unbehaun. — „Biel an der Kunst.“ — Im Hause Lengefeld. — Volkser-
innerungen. — Schiller's Aristokratismus und Demokratismus. — In der Stodengle-
serwerthalt. — Sommeridyll. — Wollen. — In Jellas. — Uebersetzungen aus dem
Euripides. — Die Briefe über Don Carlos. — Die Geschichte des Abfalls der Nieder-
lande. — Schiller als Historiker. — Die Künstler. — Der Dichterphilosoph. — Anregung
zu einem epischen Gedicht. — Umzug nach Rudolstätt. — Zusammentreffen mit Goethe. —
Herzliche Briefe. — Lotte. — Rückkehr nach Weimar. — Resultate des Volkstätt-Rudol-
städtler Sommers. — Karoline.

Am Abend des 18. Mai 1788 langte Schiller in Volkstätt
an ¹⁰⁰). Das Dorf liegt am Ufer der Saale in einem anmuthi-
gen Thale, von sanft ansteigenden Bergen umgeben. Auf der
Seite nach Rudolstätt zu stand und steht noch am Eingange des
Dorfes eine Porzellanfabrik. Wenige Schritte weiter erblickt man
zur rechten Hand ein freundliches einstöckiges Haus, welches dem
Cantor und Schulmeister Unbehaun gehörte und noch jetzt im Be-
sitz von dessen Familie ist. Die südliche Ecke des ersten Stockwerks
nimmt das „Schillerzimmer“ mit daranstoßender Schlafkammer
ein. Das einfache Pult, woran der Dichter schrieb, steht noch da.
Aus den Fenstern der einen Seite erblickt man die gegenüber-
stehende Kirche. Hinter derselben ragt ein mit Laubgehölz be-
wachsener Hügel empor, welchen die Pietät „Schillerhöhe“ getauft
und 1840 mit einem bronzenen Abguss der Danneder'schen Büste
des Dichters geschmückt hat. Denn dort oben verweilte er oft und
gern, in die heimlichen Thalgelände hinein und auf die waldbe-

Erhoben Bergkuppen hinüber blickend, zwischen welchen da und dort die Ruinen mittelalterlicher Burgen aufstiegen. Von dem Hügel herab hatte er auch eine reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von Weitem schon durch das auf die Spitze eines Felsens gepflanzte fürstliche Schloß sehr vortheilhaft angekündigt. Ein angenehmer Fußpfad führte ihn binnen einer halben Stunde längs des Flusses an Gärten und Kornfeldern vorüber vom Dorfe nach der Stadt.

Mit mannigfachen Arbeitsvorläufen zog unser Dichter in sein sommerliches Tusculum ein, welches Wieland, indem er ihm ein herzliches „Quod felix faustumque sit!“ zurief, „ein selbstgewähltes Parthos“ und ein „Elysium“ oder „Quasi-Elysium“ nannte¹⁰⁷). Schiller hatte, wie er scherzend gegen Körner äußerte, viel „an der Kunkel“: die Fortsetzung des Geistersehers, der Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Menschenfeindes, welchen er wieder aufzunehmen beabsichtigte. Daneben sollten Aufsätze für Wieland's Merkur geschrieben und sollte eine Rezension des seeben im 5. Theil der Sammlung von Göthe's Schriften erschienenen Egmont gemacht werden. Mit heiterem Behagen faßte Schiller alle diese Aufgaben ins Auge, denn er war bei seiner Ankunft in Volkspfad noch ganz in der fröhlichen Stimmung, welche die zuletzt in Weimar verlebten Tage in ihm angeregt hatten. Der alte gute „Vater“ Gleim war von Halberstadt herübergekommen und seine Anwesenheit in Weimar hatte zu munteren literarischen Symposien Veranlassung gegeben, denen sogar Herder sich nicht entzog. Sämmtliche Weimarer Notabilitäten hatten sich um den alten Herrn gesammelt, dessen sechzig Jahre die Beweglichkeit seines Geistes und das Wohlwollen seines Herzens nicht beeinträchtigten, und als Gleim und sein Jugendfreund, der Geheimrath Schmidt, mitjammen in ihren Erinnerungen an die Tage der Klopstock'schen Kameradschaft sich ergingen, hatte Schiller mit Vergnügen zugehört, wie diese alten Kerle von jenen Zeiten sich unterhielten und mit Wärme ihr burschikoses Leben sich zurückriefen¹⁰⁸). Etwas räthselhaft ist die Zurückhaltung, welche der

Dichter in Betreff seiner Beziehungen zu der Familie Lengefeld seinem Herzogsfreunde Körner gegenüber längere Zeit beobachtete. „Ich werde — schrieb er ihm am 26. Mai — eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mit selbst ganz hätte überlassen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das Bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und meine Geschäfte gebracht habe, durch eine solche Distraction wieder über den Haufen werfen wollte.“ Wollte Schiller vielleicht dem Freunde, welcher die in dem Kopfe des Dichters durch Fräulein von Arnim in Dresden angerichtete „Distraction“ mitangesehen hatte, die Beruhigung geben, daß er in Rudolstadt einer „solchen Distraction“ nicht ausgesetzt sei? Oder wollte er erst die Consolidirung seiner Stellung zum Lengefeld'schen Hause abwarten, bevor er den Freund tiefer in dieses Verhältniß hängen ließ? Wie dem sei, seine Beziehungen zu der Familie Lengefeld hat er sofort in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Volkstädt wieder aufgenommen; denn schon am 27. Mai schrieb Karoline von Benlwiß an ihren Better Wilhelm von Wolzogen: „Schiller ist seit einigen Tagen hier, uns ist recht wohl mit ihm und gar nicht fremd, sein Umgang freut uns sehr, er ist wirklich ein vortrefflicher Mensch, der sehr fein, fest und edel ist und im gemeinen Leben durch die Ueberlegenheit seines Geistes Niemanden drückt“¹⁰⁹). Körner seinerseits fiel dem Freunde nicht mit Fragen über seine geselligen Beziehungen beschwerlich, wohl aber kam er bei Gelegenheit der ihm mitgetheilten Arbeitspläne wieder einmal, wie oft schon, auf seine ganz richtige Ansicht zurück, daß Schiller nicht berufen sei, ein Gelehrter, sondern ein Künstler zu sein, worauf ihm der Freund das tröstliche Wort sagte, er fühle seinen dichterischen Genius wieder¹¹⁰).

Wenige Tage nach der Ankunft in seinem „Panthos“ hatte der Dichter mit einem heftigen Katarrh zu kämpfen, welchen er sich durch eine Erkältung zugezogen und der ihn, wie er sagt, „schänd-

Ich gerichtet.“ Da war es denn gut, daß er im Hause einer Familie wohnte, welche den Werth ihres Gastes zu schätzen wußte. Eine Tochter des Cantors Unbehaun hat nachmals in alten Tagen der rührenden Sorgfalt gedacht, welche ihre Eltern dem ihr als Kind räthselhaften Fremden angedeihen ließen. Jede störende Arbeit des Hauswesens oder der Landwirthschaft unterließen sie, wenn sie wußten, daß Schiller an seinem Pulse sei. Wir erfahren auch aus dieser Quelle, daß es bei Gewittern den Dichter nicht in der Enge des Hauses litt. Er ging dann die Hügel hinan, um sich von dort diese großartigen Naturerscheinungen anzusehen, welche seine Seele gewaltig aufregten. In solchen Fällen oder wenn er spät in der Nacht aus der Stadt zurückerwartet wurde, schickten ihm die sorglichen Wirthsleute Boten mit Laternen entgegen oder auch machte sich der brave Cantor selbst auf den Weg, um den Gast vor Schaden zu bewahren¹¹¹). Der Aufenthalt des Dichters in dem stillen Dorfe muß überhaupt für die Bewohner desselben epochemachend gewesen sein und sie bewahrten ihn treu im Gedächtniß. Schiller's Erscheinung und Wesen wirkte offenbar mächtig auf diese schlichten thüringischen Naturen. Im Jahre 1844 hat noch in Rudolfsbadt eine Häuslerwitwe aus Volkstädt gelebt, die sich gerne daran erinnerte, daß ihr, dem Erdbeeren suchenden Kinde, der Dichter eines Tages den Kopf gestreichelt habe, als sie auf der Anhöhe, die jetzt seinen Namen trägt, an ihm vorübergegangen. Die sechzigjährige Greisin erzählte auch: — „Es war der heilige Pfingsttag und von dem jungen gelehrten Manne war schon viel Redens im Dorfe, obgleich er nur erst kurze Zeit in seinem einsamen Hause wohnte. Damals war es noch Brauch, daß wir Kinder den Leuten, versteht sich nur den guten Leuten, Malenbäumchen vor die Thüren oder in die Stuben setzten und dazu ein geistliches Lied sangen. Und so kam es auch, daß ich und meine Schwester Hannel dem neuen Miethsherrn einen Malbaum in die Stube brachten, der so groß war, daß sich die Zweige oben an der Decke umbogen. Ich weiß das noch wie heute. Aber der Herr Schiller war noch auf seiner Höhe, und wie wir wieder aus dem

Hause traten und uns freuten, den großen Baum so gut in die kleine Stube gebracht zu haben, sahen wir ihn vom Berge heruntersteigen. Nachher hat er lange noch am Fenster gestanden und hinausgesehen in den Thalgrund. Er hatte ein blaßes, geisterhaftes Gesicht und seine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zusammengebredt, wie es die Herren in der Stadt thaten“¹¹²).

Die Persönlichkeit unseres Dichters hat in reiferen Jahren überall, bei Vornehmen und Geringen gleichermaßen, den Eindruck einer höheren, einer auserwählten Natur hervorgebracht. Der Vollinstinkt erhaschte auf der gesenkten Stirne des blassen, leidend aussehenden Mannes den Strahl des Genius, wie derselbe Instinkt noch heutzutage aller Mörgelei einer blafften Kritik zum Trost aus den Erstlingsdramen Schiller's die Bedeutung dieser Sturm- und Dranggenialität herausfühlt¹¹³). Unser Dichter war ein Aristokrat des Geistes, wie das Jeder ist, welcher an das Ideal glaubt; aber er war zugleich Demokrat. Natürlich darf hier weder dieses noch jenes Wort im gemeinen Clabbsinn genommen werden. Denn Schiller's Demokratismus bestand darin, daß er sein ganzes Genie daransetzte, die Menschen zu Denkenden, Wissenden, adlich Gefassten emporzubilden, zu Aristot im besten und höchsten Sinne. Diese hochherzige Mission des Dichters hat das Volk jeder Zeit, wenn nicht begriffen, so doch instinktmäßig geahnt und daraus erklärt sich die Ehrfurcht, welche Schiller's Begegnung schlichten Bürgers- und Bauersleuten einflößte, daraus erklärt es sich, daß z. B. der alte Gußmeister Meier in der Gießerei zu Rudolstadt stolz darauf war, erzählen zu können, Schiller habe ihm gar manchmal die Hand gedrückt, wenn er in seine Werkstatt gekommen¹¹⁴). Dies geschah zur Zeit, von welcher wir handeln, häufig, und da eine unzweifelhaft authentische Ueberlieferung uns sagt, daß sich der Dichter bei diesen Besuchen in gründlichster Weise in der Technik des Gießens zu unterrichten gestrebt hatte, so dürfen wir wohl annehmen, daß in der Rudolstädter Gießerei ihm die Idee zum unvergleichlichen Lied von der Glocke angegangen sei. Durch den Aufenthalt in Dresden und mehr noch durch den in Weimar

hatte Schiller in Beziehung auf weltmännischen Takt offenbar viel gewonnen. Er war jetzt nicht mehr der zwischen dänischer Schwärmerei und kraftgenialischer Burschikosität schwankende Regimentens-
medicus von 1782. Im Verkehr mit der Welt war er des eigenen Wertes sich bewußt geworden und hatte zugleich gelernt, welche Rücksichten der gebildete Mann den geselligen Formen schuldig ist. Daher die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er während des Rudolstädter Sommers mit bauerlichen und bürgerlichen wie mit höfischen Kreisen verkehrte. Im Lengefeld'schen Hause traf er häufig mit dem jungen Erbprinzen zusammen, welcher sein Interesse für Schiller's Arbeiten dadurch zu betheiligen suchte, daß er die Zeichnung einer Scene aus dem Geisterseher entwarf. Auch der alte Fürst scheint an dem Dichter Gefallen gefunden zu haben, denn dieser wurde auf Veranlassung desselben Mitglied der dortigen Schützengilde. Zu diesen idyllisch-humanen Verhältnissen in Rudolstadt bildete es dann freilich einen starken Gegensatz, wenn Körner (am 20. Juli) aus Karlsbad, wo er den Brunnentrank, dem Freunde schrieb, daß die zahlreiche adelige Brunnengesellschaft gegenüber der bürgerlichen streng exclusiv sich verhielte. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß die Aufklärung des Jahrhunderts vielerorten nur eine Phrase war und daß selbst in den neunziger Jahren noch in mancher deutschen Residenz das Leben im gothischen Kastensystem sich bewegte ¹¹⁵).

Manchen lieben langen Tag ist Schiller in den Bergzügen und Thalgebieten bei Rudolstadt umhergestrichen. Einer seiner Lieblingsgänge war aus dem Thale der Saale hinüber in das des Schwarza, welches Bergwasser unter einsamen Fichtenschatten zwischen malerischen Felsen- und Felsengestaltungen tosend herabkommt. Dort stieg er zur Schwarzburg hinauf oder zu den byzantinischen Trümmern des Klosters Paulinzelle. Allein mehr noch, weit mehr als diese Reste der Vergangenheit zog unseren Dichter an, was drüben in der Stadt die Gegenwart Hopes und Gutes bot. Ging die Sonne zur Rüste, so verließ er das stille Cantorhaus und wandelte längs des Flusses gegen Rudolstadt hin. Etwa halbwegs ergießt sich ein

Balsbach in die Saale. Da, bei dem Stige, der über den Bach führte, kamen ihm gewöhnlich die beiden lieben Schwestern entgegen. „Wenn wir ihn — erzählt Karoline — im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schiller's Umgang immer lebendig. Man wandelte in seinen Gesprächen wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reineren leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muth“ (116). Der Dichter begleitete dann die Schwestern nach der Stadt zurück, wo ein gleichgestimmter kleiner Kreis sie erwartete: Fran von Lengefeld, Herr von Beulwitz, Herr von Gleichen und dessen Brant Friederike von Holleben. Im Juli kam auch Wilhelm von Wolzogen, freilich nur, um bald wieder sich zu verabschieden, denn er war im Begriffe, im Auftrage des Herzogs von Württemberg nach Paris zu gehen, wo ihn ganz andere Scenen erwarteten als er in dem heimeligen Saaletal hinter sich ließ. Denn während hier besessene Menschen auf dem Wege „ruhiger Bildung“ sich zusammenfanden und in idyllischem Behagen die großen und humanen Ideen des Jahrhunderts in sich aufnahmen und unter sich tauschten, während sie Musik machten, die Natur belauschten, mitstammen Dichter lasen und den Cultus einer idealen Freundschaft übten, verrieth dort drüben schon manch ein dumpfer unterirdischer Donnerton, daß der lochende revolutionäre Vulkan sich anschickte, seinen Krater aufzuthun. Unseren Freunden in Rudolstadt war es gegönnt, ohne eine Ahnung der ungeheuren Erschütterung, welche von Paris aus sobald Europa durchzittern sollte, ihres Sommers zu genießen. Schiller's Stimmung war in dieser Zeit eine so heitere, wie sie selten ihm geworden. „Ich habe mich hier — schrieb er unterm 27. Juli an Körner — noch immer ganz vortrefflich wohl. Wir sind einander hier nothwendig geworden und keine

Freude wird mehr allein genossen. Die Trennung von dem Hause (Lengefeld) wird mir schwer sein und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Hestigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden und ich bin es ihnen auch. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerci, doch ist sie bei beiden dem Verstande subordinirt und durch Geisteskultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen; hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Poesie überspringen." Wie aus diesen Zeilen, so athmet auch aus den zahlreichen kleinen Briefen und Billetten, welche zwischen dem Cantorhause in Bollstädt und dem Lengefeld'schen Hause hin- und hergingen, eine gleichmäßige Heiterkeit und in zahllosen gegenseitigen kleinen Aufmerksamkeiten spricht sich eine ruhige, aber innige Freundschaft aus. So macht es sich z. B. gar anmuthig, wenn Lottchen durch Uebersendung von Blumen dafür sorgt, daß Schiller der „angenehmen Wirkung“, welche er von Blumendüften empfängt, in seinem Zimmer nicht entbehre, und ihre Grüße mit in den Strauß bindet ¹¹⁷).

Auch an Wollen fehlte es diesem heiteren Sonnenhimmel nicht. So eine vorüberziehende Wolke war die Erscheinung von Stolberg's schon erwähnter Anklage der „Götter Griechenlands“. Unser Dichter entjagte zur Freude der beiden Schwestern dem Vorhaben, in der ersten Aufwallung den Ankläger nach Gedächtnis abzufertigen. Dagegen war bei dieser Gelegenheit eine kleine Controverse mit Frau von Lengefeld, welche „den schönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an strenge dogmatische Formeln und Vorstellungsarten band“, nicht zu vermeiden. Den dogmatischen Zwist artig beizulegen, sandte Schiller eine englische Bibelübersetzung an Lottchen und schrieb scherzend dazu: „Bitten Sie doch die Mama recht schön, daß sie mir erlaube, durch diese Holy Bible

mein Andenken bei ihr zu setzen. Ich weiß, daß sie Lust hatte, sie englisch zu lesen, und schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christenthums im Lengefeld'schen Hause wie eine Centnerslast auf meinem christlichen Herzen gelegen. Ich stütze dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit und — der englischen Sprache' 118). Einen tieferen und dauernderen Schatten warf in dieses Sommerleben der Hingang einer edlen Frau, einer treuen Freundin. Am 5. August starb unerwartet Henriette von Wolzogen. Sie hatte seit der Geburt ihres ältesten Sohnes an einem Brustübel gelitten und eine schmerzliche Operation, welcher sie sich kürzlich unterzogen, hatte nur ihren Tod beschleunigt. Ihre Ueberreste wurden in der Kirche von Bauerbach beigelegt. Die Trauerpost bewegte den Dichter tief und in einem Brief vom 10. August an Wilhelm von Wolzogen ergoß er seine Trauer in den Worten: „Gewiß eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren. Es war ein edles und gutes und äußerst wohlthätiges Geschöpf. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne schreiben möchte. Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir wollen einander wie Brüder angehören. Ach, sie war mir Alles, was nur eine Mutter mit hätte sein können!“

Auch während des Rudolstädter Sommers hat übrigens Schiller weder in Freude noch im Leide vergessen, daß er berufen sei, nicht ein müßig Genießender, sondern ein strebend Arbeitender zu sein. Selbst aus seinen Genüssen schöpfte er Anregung und Kraft zu neuen Arbeiten. So, wenn er gemeinsam mit den Schwestern Lengefeld die griechischen Dichter las. Das müssen schöne Stunden gewesen sein. Karoline erzählt: „Schiller las uns Abends die Odysssee vor und es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her.“ Die geistvolle Frau hat mit diesen wenigen Worten

ganz vortreflich den Eindruck bezeichnet, welchen die Eröffnung der homerischen Dichtung auf die deutschen Gemüther machte. Da war Klarheit, ruhige Schönheit, da eine Welt, durch welche der tiefe Riß zwischen Geist und Natur, Göttlichem und Menschlichem noch nicht geschehen. Die Ahnung von der Verwandtschaft des hellenischen mit dem deutschen Geiste, welche dem Wolfgang Göthe in Italien im Angesichte der antiken Kunstgebilde so eben zur freundigen Gewißheit geworden, ging in dem stillen Saalethale auch unserem Schiller auf. „Ich lese jetzt fast Nichts als Homer — schrieb er unterm 20. August an Körner. Ich habe mir die Bop'sche Uebersetzung kommen lassen, die in der That ganz vortreflich ist¹²⁹⁾. In den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Keiner thut mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzerei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun, vielleicht Classicität geben wird. Ich werde sie in guter Uebersetzung studiren und dann, wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend griechische Sprache zu studiren.“ Reinigung also suchte unser Dichter in dem ewigen Jungbrunnen der Poesie von Hellas und er hat sie auch wirklich darin gefunden. Aber wenn er glaubte, auf dem angegebenen Wege die Kenntniß der griechischen Sprache spielend sich anzueignen, so war das freilich eine Täuschung. In seinen Schuljahren war er über die Rudimente des Griechischen nicht weit hinausgekommen und er empfand diesen Mangel seiner Bildung schmerzlich. Jetzt und später; denn noch zu Ausgang des Jahres 1795 kam er wieder auf seinen Vorsatz zurück, gründlich Griechisch zu lernen¹³⁰⁾, was jedoch bei seinen vielen anderweitigen Arbeiten nur ein frommer Wunsch sein konnte. So mußte er sich denn mit Uebersetzungen der Griechen begnügen und

las mit den Schwestern Lengefeld im Sommer 1788 die griechischen Tragiker in den französischen Uebersetzungen von Brumoy und Prevot. Das war freilich ein trauriger Nothbehelf. Die Freundinnen fühlten es wohl heraus, daß die durch und durch conventionelle französische Sprache den antiken Tragödien schlecht zu Gesichte stehe, und „um diese Reden, Gefühle und Bilder vermittelft unserer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen“ — wie Karoline sich ausdrückt — baten sie den Freund, ihnen ihre Lieblingsstücke zu verdeutschen. Schiller unternahm, hauptsächlich mit Hülfe einer jener wörtlichen lateinischen Uebersetzungen, wie sie in den älteren Ausgaben den griechischen Texten gegenübergedruckt sind, den Versuch und zwar am Euripides, dessen pathetische und sentenziöse Weise zu dichten, seiner eigenen verwandt war. So kam die Uebersetzung der Iphigenie in Aulis zu Stande, welche in die Thalia eingerückt wurde, und etwas später die Verdeutschung einiger Szenen aus den Phönissen. Man darf den strengen Maßstab der deutschen Uebersetzungskunst von heute nicht an diese Versuche legen. Es sind nur poetische Stylübungen und „der antike Geist blüht nur wie ein Schatten durch das ihm geliebene Gewand“¹²¹). Allein nicht zu übersehen ist, daß unser Dichter den warmen Hauch seiner Begeisterung auch in diese Uebungen hineintrug und daß er dadurch mit zu den Anregern jener poetischen Dolmetschungskunst sich gestellt hat, welche uns Deutschen, wie keinem anderen Volke, das Verständnis des Universalconcertes der Poesie erschloß.

Die Uebersetzungen aus dem Euripides stehen wie Erholungsstunden mitten unter den Originalarbeiten, welche unser Dichter in diesem Sommer förderte. Im Juliheft von Wieland's *Mercur* erschienen die Briefe über „Don Carlos“, eine Selbstkritik, wie sie so schön niemals wieder geschrieben wurde. Es mag in dieser Apologie der berühmten Dichtung manches Unzulängliche sein und man erkennt bei genauerem Zusehen wohl, daß Schiller hinsichtlich seiner ästhetischen Prinzipien sich selbst noch lange nicht klar genug war, um Anderen zu klaren Anschauungen zu verhelfen. Aber das

Ganze fesselt unwiderstehlich durch den süßen Zauber einer Schwärmeret, welche, mit Ausschluß alles Gewaltthätigen, in jener schönen Harmonie sich bewegt, die nur einem stillbefriedigten Seelenzustand entspringt. Wie man von Shakespeare's Julietragödie gesagt hat, die Liebe habe sie dictirt, so kann man von den Briefen über Don Carlos sagen, daß die Freundschaft sie dem Dichter in die Feder gestüßert habe. Mir ist beim Lesen derselben immer gewesen, als bläßen mich aus den beredten Zeilen die sanften Züge Lotte's und die enthusiastischen Augen Karoline's an. Körner schrieb am 11. August dem Freunde: „Eben bekomme ich deine Briefe über Don Carlos. Ich hielt das Unternehmen für gefährlich, aber meines Erachtens hast du dich gut aus der Sache gezogen. Der Ton gefällt mir sehr, weder affectirte Bescheidenheit noch Selbstlob. Du gibst dein Kunstwerk preis und willst nur deine Ideale retten. Auch der Styl ist geistvoll und ohne Prätension.“ Im Juli beendigte Schiller den ersten Theil der Geschichte des Abfalls der Niederlande, welche dem Plane zufolge sechs Bände stark werden sollte¹²²). Das Werk wurde bekanntlich nie vollendet, gewiß mehr aus dem inneren Grunde, daß Schiller's Beschäftigung mit der Historik überhaupt nur eine Entwicklungsphase seines dichterischen Genius war, als aus dem äußerlichen, welchen eine Rudolstädter Localsage angibt¹²³). Unser Dichter betrachtete das ganze Unternehmen als einen Versuch. „Es wird — schrieb er an Körner — Alles auf die Aufnahme dieses ersten Versuches ankommen, ob ich in der Sache verharre. Wenn ich aber auch nicht Historiker werde, so ist dieses gewiß, daß die Historie das Magazin sein wird, woraus ich schöpfe oder welches mir die Gegenstände hergeben wird, an denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geist übe.“ Die Aufnahme der Arbeit im Publicum war ermunternd genug und der Beifall, welchen sie gewann, für Schiller auch insofern von Bedeutung, als sie ihm den Weg zu seiner Stellung in Jena bahnte. Freilich dürfte es nicht schwer sein, von der Höhe herab, welche die historische Forschung und Kunst der Deutschen selber gewonnen

hat, an dem Buch eine scharfe Kritik zu üben. Wenn man aber den Hauptmangel desselben betont, die Abwesenheit urkundlichen Quellenstudiums, so darf nicht vergessen werden, daß dieses damals, wo z. B. dießseits der Pyrenäen vielleicht kein Mensch vom Vorhandensein des Archivs von Simancas wußte, für Schiller eine harte Unmöglichkeit war. Was er, soweit seine Hülfsmittel reichten, wollte, nämlich „das lesende Publicum von der Möglichkeit überführen, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben werden kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein,“ das hat er vollständig erreicht. Man kann unbedenklich sagen, daß die Geschichte des Abfalls der Niederlande epochenmachend wirkte, indem sie das erste im historischen Kunststyl in Deutschland geschriebene Geschichtswerk war. Wenn Schiller auch kein Historiker wäre, so hat er wenigstens den Historikern gezeigt, wie sie schreiben mußten, um gelesen zu werden. Erst mit ihm begann die geschichtliche Lectüre auch für weitere Kreise vorhanden zu sein. Er war es, welcher die historische Muse von der Pedantenperücke und dem erlauchten Reitrod erlöst hat. Aber das Verdienst seiner geschichtlichen Arbeiten liegt keineswegs bloß in der Form. Schiller war doch eigentlich der Erste in Deutschland, welcher die Geschichte mit philosophischem Geiste durchdrang und in ihr statt eines Personen- und Zahlenverzeichnisses, statt eines Quodlibet von Zufälligkeiten und Curiositäten die Actensammlung eines sittlichen Processes erkannte: — „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ Dieser große Gedanke, an welchem man sieht, wie an so vielen anderen großen Gedanken unseres Dichters, nichts Besonderes und Auffallendes mehr findet, weil er Einem so zu sagen von Kindesbeinen auf geläufig geworden ist, — dieser Gedanke hat die ganze historische Anschauung und Thätigkeit Schiller's bestimmt und befruchtet. Von diesem idealen Standpunkte hat er alle weltgeschichtlichen Probleme angesehen, und die Richtigkeit desselben zu erweisen hat er nicht nur einzelne Emancipationsgeschichten geschrieben, sondern er hat, wie als Dichter, so auch als Historiker überall „den ruhen-

den Pol in der Erscheinung *Kunst*“ anzeigt, d. h. das unwandelbare Gesetz einer unhemmbar voranschreitenden Entwicklung.

Es ist fürwahr nichts Kleines gewesen, inmitten des trostlosen politischen Marasmus, welchem Deutschland verfallen war, diesen geschichtsphilosophischen Standpunkt zu gewinnen, und wir müssen eine günstige Schicksalsfügung darin erkennen, daß uns gerade zu einer Zeit, wo dem Deutschen eine pessimistische Weltanschauung nur allzu nahe gelegt war, in Schiller ein Prophet erstand, welcher, den Blick auf den Bildungsgang der Menschheit gerichtet, seinen Landesleuten die frohe Botschaft von der unendlichen Bervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechtes verkündigte. Dieses Evangelium des Idealismus auszubreiten ist die Aufgabe der Historik und der Kunst. Die weltgeschichtliche Kulturmission der Letztern zu feiern, schrieb Schiller sein berühmtes Gedicht „*Die Künstler*“, mit welchem seine Laufbahn als Dichterphilosoph anhebt. Es wurde zu Rudolstadt im Herbst 1788 begonnen, reiste dann den Winter über unter vielfachen Umschmelzungen der Vollendung entgegen und lag im Februar 1788 fertig vor, worauf es in Wieland's *Merkur* erschien. In einem Schreiben an Körner (vom 9. Februar) gibt der Dichter als Grundidee des Gedichtes an: „die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit“ — und sagt, daß eine Allegorie durch das Ganze hindurchgehe. Das Schöne wird demnach von Schiller hier als das Symbol des Wahren und Guten gefaßt, die Offenbarung des Schönen, die Kunst, als das sinnliche Mittel zur Erreichung des übersinnlichen Zweckes, d. h. der Erhebung des Menschen über seine sinnliche, selbstjüchtige Natur. Die Erziehung des Menschen zur freien Sittlichkeit stellt der Dichter als das Endresultat der gesamten Entwicklung desselben hin. Das Göttliche, das Absolute, das Ideal, nenne man es nun Wahrheit, Erkenntnis oder Sittlichkeit, ist das Urbild; das Schöne, in der Kunst zur Erscheinung gebracht, ist das Sinnbild¹²⁴). Der Mensch, behaftet mit allen Schwächen seiner Natur, ist unfähig, die Wahrheit in ihrer nackten Göttlichkeit anzuschauen. Er muß sie denn in der Hülle der

Schönheit zu ihm herabsteigen, damit er ihre Majestät ertrage ¹²⁶). Demzufolge sind es die Künstler, welche dem Menschen die Offenbarung des Göttlichen vermitteln; sie sind die Priester, welche vermittlest des Schönen die Gesellschaft zur Erkenntniß der Wahrheit, zur sittlichen Würde erziehen ¹²⁸). So ist der Dichter der Normalmensch, welchen „der Dichtung Blumenleiter durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne still hinaufführt“, damit er „am reifen Ziel der Zeiten in der Wahrheit Arme gleite“, — der Normalmensch, der Philosoph, welcher, nachdem er seine Mission vollzogen, mit der vollendeten Ruhe des Weisen das Unabwendbare über sich ergehen läßt ¹²⁷). Welcher Trost, welche versöhnende Kraft für Schiller in dem Bewußtsein von dem Beruf des Künstlers lag, ist in den schönen Eingangszeilen des Gedichtes deutlich ausgesprochen. Hier wird nicht mehr, wie in den wilden Erschlungen des Dichters geschah, mit titanischer Verneinung und Empörung gegen das Jahrhundert angestürmt, sondern es werden die Vorschritte desselben mit freudiger Bejahung anerkannt; hier wird auch nicht mehr, wie in den Göttern Griechenlands, eine im Zeitenstrom verjunktene Welt der Schönheit schmerzlich beklagt, sondern mit energischer Zuversicht der Aufbau einer neuen gefordert. „Die Künstler“ bezeichnen also wieder einen bedeutamen Aufschritt unjeres Dichters zu der Höhe, auf welcher angelangt er den Deutschen, wie kein Zweiter, ihre Götter, d. h. ihre Ideale schuf. Alle späteren Ansichten und Ueberzeugungen des Dichterphilosophen enthält das Gedicht im Reime. Doch ist noch viel Schwankendes, Zwiespältiges in dieser Verherrlichung der Kunst als der Erzieherin und Bildnerin der Menschheit. Der moralische Standpunkt des Dichters ist noch nicht zum ästhetischen hinausgeläutert, die Kunst noch nicht als Selbstzweck, als höchste Blüthe des Daseins, als absolute Offenbarung des Göttlichen erfaßt. Diese Einsicht in das wahre Wesen des Schönen sollte Schiller nicht durch poetische Intuitionen, sondern vermittlest wissenschaftlichen Philosophirens gewinnen.

Körner, welcher, wie wir wissen, den Freund bei jeder Gele-

genheit daran erinnerte, daß derselbe nicht zum Gelehrten, sondern zum Künstler gemacht sei, gab ihm um diese Zeit (im Oktober 1788) die Idee an die Hand, ein episches Gedicht zu schreiben, „versteht sich, ohne die conventionellen Schnörkel von Feyerrei und allegorischem Wesen.“ Als Helden schlug Körner Friedrich den Großen vor und fragte den Freund: „Das Begeisterte aus der Geschichte eines solchen Mannes in einen kleinen Raum zusammengedrängt, mit möglichster Pracht der Diction und des Wohlklangs dargestellt, mit Schilderungen der Phantasie aus der verschönerten wirklichen Welt, sollte dies nicht ein interessantes Kunstwerk geben?“ Schiller gab zur Antwort: „Deine Idee zu dem epischen Gedicht ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh. Laß uns späterhin wieder darauf kommen.“ Die Freunde kamen auch wirklich später auf die Sache zurück. Als der Dichter im November 1791 seine Uebersetzungen aus Virgil's Aeneis in Stanzas Körnern zur Einsicht vorlegte, erneuerte der Freund den früheren Vorschlag, worauf ihm Schiller schrieb: „Dein Gedanke nach Durchlesung der Stanzas war ganz auch der meinige: daß ich ein episches Gedicht machen sollte. Von den Requisiten, die den epischen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenommen, zu besitzen: Darstellung, Schwung, Fülle, philosophischen Geist und Anordnung. Nur die Kenntnisse fehlen mir, die ein homerisirender Dichter nothwendig brauchte, ein lebendiges Ganze seiner Zeit zu umfassen und darzustellen.“ Der Dichter setzt dann auseinander, daß er einem nationalen Gegenstande den Vorzug geben würde, denn „kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen.“ Aber den Helden, welchen Körner vorgeschlagen, wies Schiller zurück. „Friedrich der Zweite — schrieb er am 28. November 1791 — ist kein Stoff für mich und zwar aus einem Grunde, den du vielleicht nicht für wichtig genug hältst. Ich kann diesen Charakter nicht lieb gewinnen; er begeistert mich nicht genug, die Riesearbeit der Idealisierung vorzunehmen.“ Er fügte hinzu,

unter allen historischen Stoffen, bei deren epischer Bearbeitung er sich seiner Lieblingsideen am leichtesten entledigen könnte, siehe Gustav Adolf oben an. Man sieht, der dreißigjährige Krieg lud unseren Dichter nicht nur zu historischer, sondern auch zu epischer Behandlung ein, bevor das Problem im Wallenstein dramatische Gestalt gewann. Damit war zugleich für immer entschieden, daß Schiller nicht als Epiker, sondern als Dramatiker thätig sein sollte.

Wir wenden uns wieder nach Volkstädt zurück, aber nur, um unseren Dichter bei seinem Wegzug aus dem stillen Cantorhaus zu begleiten. Der Sommer von 1788 war regnerisch und dadurch wurde Schiller bewogen, im August eine Wohnung in Rudolstadt zu nehmen. Das üble Wetter und die kalten Abende hatten ihm, wie er unterm 1. September an Körner schrieb, das allabendliche Nachhausegehen von der Stadt in das Dorf zu beschwerlich gemacht. Zu Anfang Septembers war das Lengefeld'sche Haus freudig erregt. Ein theurer Gast wurde erwartet: Göthe, welcher durch Vermittlung Charlotte's von Stein schon in früherer Zeit zu der Familie Lengefeld in freundliche Beziehungen getreten war und dieselbe bei ihrer Schweizerreise im Jahre 1783 warm an Lavater empfohlen hatte. Am 18. Juni aus Italien nach Weimar zurückgekehrt, befand er sich jetzt bei Frau von Stein zu Röchberg auf Besuch. Von da sollte er nach dem nahegelegenen Rudolstadt kommen. Schon am 27. Juli hatte Schiller an Körner geschrieben: „Ich bin sehr neugierig auf Göthe; im Grunde bin ich ihm gut und es sind Wenige, deren Geist ich so verehere“ — und am 20. August: „Göthe habe ich noch nicht gesehen; aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen.“ Karoline und Lotte sahen der Zusammenkunft der beiden Dichter mit höchster Spannung entgegen und wünschten sehnlichst eine Annäherung zwischen denselben. Sie liebten Göthe „wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet,“ und sie erwarteten von seiner Freundschaft auch für Schiller Heil. Aber ihre frommen Wünsche blieben vorerst uner-

fällt, als Göthe in Gesellschaft der Frau von Stein, der Frau Karoline Herder und der Frau von Schardt am ersten Sonntag im September im Lengefeld'schen Hause eintraf. Seine Begegnung mit Schiller hielt sich innerhalb der Schranken der geselligen Convenienz. „Wir hatten — klagt Karoline von Wolzogen — von Göthe bei seinem entschiedenen Ruhm und seiner äußeren Stellung mehr Entgegenkommen erwartet und von unserem Freunde (Schiller) auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen.“ Sie war jedoch geneigt, als Entschuldigung für Göthe's Kälte das ihn quälende Heimweh nach Italien gelten zu lassen, und zog eine Hoffnung für die Zukunft aus dem Umstand, daß er das zufällig auf dem Tische liegende Heft des Merkur, welches die Götter Griechenlands enthielt, nachdem er einige Minuten hineingelesen, einsteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen¹²⁸).

So hatten sich also die beiden Dichter persönlich begrüßt, ohne dadurch einander näher zu kommen. Im Gegentheil, Beide nahmen von dieser Zusammenkunft den Zweifel mit hinweg, daß sie sich jemals finden würden. „Endlich kann ich dir von Göthe erzählen, worauf du, wie ich weiß, sehr begierig wartest — schrieb Schiller am 12. September an Körner. Ich habe den vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszu sehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein mag. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß

und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlicher Erinnerung von Italien.“ Bis dahin lautet Alles gut; nun aber kommt das Bedenken. „Im Ganzen genommen — fährt unser Dichter fort — ist meine in der That große Idee von Göthe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir — an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung — so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“ Hierauf erwiderte Körner: „Göthe's Zusammenkunft mit dir ist abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näher kommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse für einander.“ Die Reibung blieb nicht aus, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden. Sonst aber brachte und lehrte die Zeit zunächst wenig Erfreuliches. Zwei Sterne waren einander begegnet, hatten sich aber gegenseitig eher abgestoßen als angezogen.

Es thut recht wohl, den Blick von dieser kühlen und fruchtlosen Begegnung ab und auf die Beziehungen unseres Dichters zu den Schwestern Lengefeld hin zu wenden. Hier ist gegenseitiges Verständnis und edle Herzenswärme. Schiller's Ahnung, daß aus dem „kleinen Samenkorn der Freundschaft“ eine Blume erwachsen würde, hatte ihn nicht getäuscht. Die Blume war in den Sommertagen von 1788 frisch, gesund und zukunfts voll aufgeblüht. Die Neigung dieser drei guten Menschen zu einander war keine leidenschaftliche Blüthenhitze, sondern eine rätig und still brennende

Flamme. Aber so mächtig wurde doch in ihnen das Gefühl des Zusammengehörens, daß, wie Karoline erzählt, ihre Pläne für die Zukunft schon jetzt auf ein vereintes Leben deuteten. Sie setzt hinzu, eine bestimmte Absicht auf ihre Schwester habe Schiller nicht auszusprechen gewagt, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden gewesen sei, und in ihrer discreten Weise deutet sie an, welche Hindernisse einer solchen „bestimmten Absicht“ entgegenstanden, indem sie sagt: „Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen — (wir kommen hierauf seines Ortes zurück) — und die mütterliche Sorge um die Haltbarkeit der äußeren Existenz mußte dem Freunde selbst höchst einleuchtend erscheinen, um so mehr, da wir nicht so reich waren, daß Schiller von Lotte's Vermögen hätte unabhängig leben können“¹²⁹). Der Wink ist deutlich: man glaubt die gute Freifrau Luise Juliane von Tengefeld vor sich zu sehen, wie sie mütterlich besorgt den Kopf schüttelt, daß das hohe Toupet ins Schwanken geräth, bei dem Gedanken, ihr Lolochen könnte geneigt sein, statt einer Hofdame die Frau eines armen Schriftstellers zu werden. Wahrscheinlich hängt es mit diesem auf dem Standpunkte der Freifrau vollauf berechtigten Kopfschütteln zusammen, daß Lottchen im September für mehrere Wochen zur Frau von Stein nach Roßberg zu Besuche ging. Die Mutter mochte eine zeitweilige Entfernung des jungen Mädchens für passend erachten. Allein auch zwischen Rudolstadt und Roßberg ging eine der gepriesenen „Botenfrauen“ hin und her, welche im brieflichen Verkehr jener Zeit eine so große Rolle spielten. Da wanderten denn häufig kleine Briefchen von der Freundin zum Freunde und umgekehrt. Es ist reizend, in diesen undatirten Episteln zu beobachten, wie der Ton zwischen den Beiden immer vertrauter und herzlicher wird. „Sie werden wohl jetzt am Tisch sitzen und sprechen und Rüsse essen, nicht wahr?“ schreibt Lotte an Schiller. „Und ich muß Ihnen doch auch einen guten Abend wünschen, daß Sie sehen, daß ich Ihrer denke. (Doch das wissen Sie wohl so; Sie wären sonst nicht mein Freund.) Ich bin gestern nicht allein in den düstern Wäldern gewesen. Da

lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der schönen Stellen und lernte sie. Ich wäre wohl hier stille und ruhig in der Einsamkeit, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß Sie eben in Rudolstadt sind und daß ich manche schöne Stunde veräume.“ In der Antwort des Dichters stehen die warmen Zeilen: „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens Etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben, und was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind.“ Ein andermal schrieb er: „Machen Sie doch, daß Sie bald zurückkommen, daß ich wenigstens noch Abschied von Ihnen nehmen kann. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Ist es Ahnung oder ist es nur eine schwarze Laune?“ Worauf das „freundliche Lolochen“, wie Schiller in dieser Correspondenz die Freundin einmal vertraulich nennt, erwiderte: „Ach, es ist traurig, daß Sie vom Abschied reden! Ist schon, wenn wir froh zusammenjaßen, kam mir der Gedanke und quälte mich. Gut ist es, daß hoffentlich die Trennung nicht unsere Freundschaft stören wird. Habe ich recht?“

Ende Oktobers kehrte Lotte heim und bald darauf mußte sich der Dichter von den Freundinnen trennen, denn drüben in Weimar „lag der arme Merkur in Todesnöthen“ und Wieland erbat sich dringend den Beistand Schiller's, dessen ökonomische Existenz theilweise von der dieser Zeitschrift abhing. Er entsprach also am 13. November dem Mahnruf des Landsmanns, und während er sich anordnete, den Weg nach Weimar einzuschlagen, konnte er mit den Augen den Wagen verfolgen, welcher an demselben Tage die beiden Schwestern nach Erfurt brachte. Sie gingen dort den Präsidenten von Dachroden besuchen, dessen Tochter Karoline mit Karoline von Beulwitz-Lengefeld innig befreundet war. Diese Beziehung sollte später einen heil'gen Faden in Schiller's Lebensgewebe schlagen. Denn Fräulein von Dachroden wurde die Braut

Wilhelm's von Humboldt, dessen durch die Schwestern Lenzefeld vermittelte Bekanntschaft mit unserem Dichter zu jener Freundschaft erwuchs, welche in die Entwicklung Schiller's so fördernd eingriff. Die Briefchen, welche in den letzten Tagen seines Aufenthalts in Rudolstadt zwischen ihm und den Schwestern gewechselt wurden, überzeugen uns, wie so ganz sich die Dreie schon in einander hineingelebt hatten. „Nein gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer nicht reuen lassen — rief der Dichter den Freundinnen zu — ob er gleich vergangen ist. Er hat unsere Herzen mit schönen seligen Empfindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert und das Eigenthum unserer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher als die meisten, die ihm vorhergegangen sind; er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die liebe holde Nothwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Lassen Sie der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir Etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir früher von unserer Freundschaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.“ Noch erregter spricht sein Gefühl in den Zeilen an Lotte: „Ihr Andenken ist mir theuer und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten gestanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abwesend folgen lassen? Mit dem meinigen, hoffe ich, sollen Sie immer bekannt bleiben. Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hieher geführt hat.“ In Lotte's Antwort blickt, meine ich, hinter den Worten der Freundschaft schon deutlich ein noch innigeres Gefühl schüchtern hervor. „So sind wir denn wirklich getrennt!“ schrieb sie. „Raum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Mögen Sie

immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einem schönen Glanze Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Gute Nacht! gute Nacht! Leben Sie so wohl als ich's wünsche. Denken Sie gern meiner und oft. Adieu! Adieu! Noch einen schönen freundlichen guten Morgen von mir. Leben Sie noch einmal wohl und vergessen Sie uns nicht; nein, dies werden Sie nicht. Adieu! Adieu! Mir ist's heut früh, als sähen wir uns bald wieder!" Hat man in diesen Zeilen nicht das „freundliche Lolothen" lebhaftig vor Augen, wie es in stiller Nacht im Gedränge des Abschiedsleides herzliche Wünsche für den schiedenden Freund hastig auf's Papier wirft und wie es dann am Morgen das Billet noch einmal aufmacht, um ihn abermals und abermals zu grüßen und nicht fertig werden kann und doch das Süßeste, was es ihm gern sagen möchte, in die verschämte Mädchenbrust zurückdrängt und schließlich dennoch sich nicht überwinden kann, eine leise Zukunftshoffnung zu verschweigen? Vielleicht wurde dem guten Rinde in jener Stunde zuerst klar, daß der Dichter ihr allmählig mehr als Freund geworden sei. Auch Schiller's Herz war stürmisch bewegt, als er unmittelbar vor seiner Abreise an die Schwestern noch die Worte schrieb: „Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überführt haben als sie ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde" 130).

Als Karoline von Wolzogen die Lebensgeschichte des geliebten Freundes und Schwagers schrieb, beschloß sie ihre nur zu bündige Schilderung des Zusammenseins mit demselben im Sommer 1788 mit den Worten: „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht

ganz verbannt konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf — (ein gewiß unverwerfliches Zeugniß für die oben geäußerte Ansicht über die Natur von Lotte's Neigung zu dem Dichter) — und ich selbst wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neubelebenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte diesen freundlichen Zauber.“ Schiller seinerseits zog am 14. November, am Tage nach seinem Wiedereintreffen in Weimar, in einem Briefe an Körner so die Summe seines Volksthum-Rudolstadt-Sommers: „Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden; ich habe dort viele schöne Tage gelebt und ein sehr werthvolles Band der Freundschaft geknüpft. Bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frei ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens, so wie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicatesse, Freiheit von Vorurtheilen und sehr viel Sinn für das, was mir theuer ist. Dabei genoß ich einer unumschränkten inneren Freiheit meines Wesens und der höchsten Zwanglosigkeit im äußerlichen Umgange — und du weißt, wie wohl Einem bei Menschen wird, denen die Freiheit des Anderen heilig ist. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, gegeben und in gewissem Betrachte wohlthätig auf diese Menschen gewirkt zu haben. Mein Herz ist ganz frei, dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und dir angelobte; ich habe meine Empfindungen durch Bertheilung geschwächt und so ist denn das Verhältniß innerhalb der Grenzen einer herzlichen vernünftigen Freundschaft. Uebrigens ist dieser Sommer nicht unwichtig für mich. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieser Lebensreise oft schwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr Freiheit und Energie zu bewegen.“

Zu den „mancherlei Dingen“, welche den Dichter gedrückt hatten und von welchen er während dieses Sommers zurückgekommen, gehörte unzweifelhaft vor allen das Verhältniß zu Charlotte von Kall, dessen Forderung und Lösung wir im vorigen Kapitel mitan-

sahen. Viel räthselhafter als diese Andeutung mußte dem Freunde in Dresden der Ausspruch Schiller's vorkommen, daß er seine „Empfindungen durch Vertheilung geschwächt“ habe, um sein Herz gegen leidenschaftliche Regungen zu sichern. In der That, wir stehen hier vor einem psychologischen Räthsel, welches eben nur durch den hohen Sinn der dabei Betheiligten so gut und schön gelöst werden konnte, wie es gelöst wurde. Aber daß unseres Dichters Herz bei seiner Zurückkunft aus Rudolfsadt nach Weimar „ganz frei“ gewesen, das war eben nur dem Freunde „zum Troste“ gesagt. Jeder Mensch trägt in seiner Seele eine geheime Falte, in welche er, ob sie Bestes oder Bösestes berge, kein fremdes Auge blicken lassen mag. Schiller verrieth seinem Körner das Vorhandensein so einer Falte, aber er ließ den Freund nicht hineinblicken. Nein, er hatte sein Herz nicht „ganz frei“ aus Rudolfsadt zurückgebracht; im Gegentheil, es war ganz gefangen dort zurückgeblieben. Man lese nur, daß zum Beweise, den jeßnjüchtigen Brief, welchen er am 14. November aus Weimar an die Schwestern Lengefeld schrieb, an beide gemeinsam¹²¹); denn, in Wahrheit, er hatte seine Empfindungen zwischen denselben getheilt, aber dadurch keineswegs „geschwächt.“ Und die Theilung war — die vorhandenen Documente, d. h. der Briefwechsel Schiller's mit den Schwestern, wie er in Karoline's „Literarischem Nachlaß“ und in dem unvergleichlich reizenden Briefbuch „Schiller und Lotte 1788 — 89“ vorliegt, beweisen es unwiderleglich — ja, diese Theilung war Anfangs nicht einmal eine ganz gleiche. Wenn Lotte's sanfteres Wesen anfänglich dem Dichter nur freundschaftliche Gefühle erregte, so steigerte Karoline's genialischere, der seinigen verwandte Natur seine Empfindung zur Liebe. Freilich mußte er sich — auch abgesehen davon, daß die ältere Schwester einem achtungswerthen und von seiner Gattin, wie von Schiller, auch wirklich hoch geachteten Manne verbunden war — bei seinen Ansichten über die Ehe sagen, daß ihm die jüngere Schwester als Frau größeres, weil beständigeres Glück gewähren würde; allein trotzdem hatte er es nur der Hochherzigkeit Karoline's zu danken

daß der Zwiespalt seiner Neigung eine glückliche Ausgleichung fand. Ich sage, der Hochherzigkeit Karoline's. Denn Alles zeugt dafür, daß diese edle Frau ein leidenschaftlicheres Gefühl als das der Freundschaft in ihrer Seele geheimster Falte für Schiller gehegt und daß sie dieses Gefühl zum Opfer gebracht habe, um den geliebten Freund und die geliebte Schwester glücklich zu machen. Sie war — wie sie in einem herrlichen Briefe sagt, worin sie das ungestüme Liebeswerben ihres Vetter's Wolzogen zurückwies — „weder eine Weltfrau nach dem gewöhnlichen Schlage, die so thun könnte, als beleidigten sie zärtliche Empfindungen, noch eine Prüde, der alles Reine und Unschuldige verdächtig ist, weil sie sich selbst nicht rein fühlt,“ sondern sie war vielmehr eine Frau, welche die Eingebungen der Phantasie und die Forderungen des Herzens mit angeborenem Tacte den Vorschriften eines maßvollen Verstandes unterwarf und einem ungelakten, aber ehrenwerthen und rücksichtsvollen Gatten treu blieb, weil sie in ihm sich selbst achtete. Ihre ganze Erscheinung muß gewesen sein wie die der Königin in Don Carlos¹³²). Aber glücklicher als diese, hatte sie wenigstens die Genugthuung, dem Geliebten die Schwester zu gesellen, welcher sie mit fast mehr mütterlicher als nur schwesterlicher Zärtlichkeit zugehan war. Als am 14. Januar 1847 auf dem neuen Friedhof zu Jena ein Marmorkreuz auf Karoline's Grab errichtet wurde, schrieb man, wie sie in ihrem letzten Willen verordnet hatte, auf dasselbe die Worte: „Sie irrte, litt, liebte.“ Ja, sie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der schönste, war nur dieser, zu glauben, dem Glücke geliebter Menschen selbst vergeffen sich zu opfern sei das höchste Glück. Zum Heile der Gesellschaft sind solche Frauen, wie Karoline war, nicht so selten, wie oft geglaubt wird. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmeret, todwunde, doch stillgefaßte Resignation. Deister blickt aus diesen Augen, während der Mund opferfreudig lächelt und ein Stral sanfter Begeisterung auf der Stirne spielt, eine rührende Klage. Aber ausgesprochen wird sie nicht, ausgeweint vielleicht in der einsamen Stille schlummerloser Nächte.

Siebentes Capitel.

Jena.

Der Ruf nach Jena und eine „Uebertöpfung.“ — Göthe und Schiller. — Vorbereitung zur Professur und des Magisterdiplom. — Bürger in Weimar. — Abgang des Dichters nach Jena. — Das Aitzen an der Seele. — Wie das erste „Uebertöpfung“ auf dem Rathgeber glücklich und rühmlich bestanden wurde. — Ein überrheinisches Seitenstück. — Schiller's Republikanismus. — Akademische Lehrzeiten. — Eine und Lotte. — Der Moment des befreiten Herzens zu Lauchstädt. — Süßes Geplauder. — Duellismus der Liebe. — Das Ideal und die Wirklichkeit. — Die Lösung. — Eine frohe Weihnacht. — In der Dorfkirche von Weingarten. — Stimmen aus dem Hönigmond. — Schluß der Wanderjahre.

Die Sehnsucht, womit er nach dem Rudolstadt'schen Sommerdall zurückblickte, möglichst beschwichtigend, begann unser Dichter, wieder in Weimar eingewohnt, sein Winterleben mit dem Voratz, wenig mit den Menschen zu verkehren und bei seinem Ihee und seiner Pflanze recht fleißig zu arbeiten. In einer kleinen Stadt ist jedoch eine Einsiedlerexistenz nicht leicht durchzuführen und so konnte sich Schiller dem Weimarer Gesellschaftsleben nicht ganz entziehen. Es gingen in diesem Winter auch einige Persönlichkeiten an ihm vorüber, die ihm Interesse erregten. So der geistvolle Sonderling Moritz, der Verfasser des Anton Reiser, bei welchem unser Dichter „über einige seiner Lieblingsgefühle viele Berührungspunkte fand;“ so ferner der preussische Legationssecretair Schubart, ein Sohn des Gefangenen vom Hohenasperg, welcher Letztere endlich aus seinem Gefängniß befreit worden war und jetzt äußerlich bebaglich, aber freilich gebrochenen Geistes in Stuttgart lebte, wo er

am 10. Oktober 1791 gestorben ist. Der junge Schubart kam von Berlin her und erzählte dem Landsmann, daß dessen Don Carlos auf speziellen königlichen Befehl daselbst aufgeführt worden sei, und augenscheinlich auf den König einen sehr bedeutenden Eindruck gemacht habe. Insbesondere sei die Szene Poja's mit Philipp dem Zweiten Friedrich Wilhelm dem Zweiten (!) „sehr an's Herz gegangen.“ Scherzend schrieb Schiller bei dieser Gelegenheit an die Freundinnen in Rudolstadt: „Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen, und den preussischen Staat zu regieren“¹²³).

Zwar nicht nach Berlin, aber nach Jena, nicht auf die Ministerbank, aber auf den akademischen Lehrstuhl erhielt, bevor das Jahr zu Ende ging, unser Dichter eine Vocation, und zwar in Folge des Aufsehens, welches seine Geschichte des Abfalls der Niederlande gemacht hatte. Es war ihm zugleich lieb und leid. „Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin — schrieb er am 15. Dezember an Körner. Es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickte mir Göthe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens noch einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung verstreichen lassen. Eichhorn's Abgang (von Jena nach Göttingen) macht es aber gewissermaßen dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Göthe; dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Göthe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Muth dazu. Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen soll. Göthe sagt mir zwar: docendo dis-

citar; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig ~~Stillschanden~~ bei mir voranzusehen ist. Dazu kommt nun, daß mich der Austritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird, Lehrjaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht. Freilich wird es heller hinter dieser trüben Periode, denn nun scheint sich doch mein Schicksal endlich fixiren zu wollen.“ Gegen die Schwestern Lengefeld ließ er sich unterm 28. Dezember so über die Angelegenheit heraus: „Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. Alle die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin, mein schöner künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort und dies Alles soll mir ein heillosen Rathes der ersetzen. Göthe habe ich underdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus thätig gewesen und zeigt viele Theilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen würde. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen. Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Panja über seine Statthaltertschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen den Professoren zurechtkomme, ist eine andere Frage.“ Körner ermunterte den Freund zur Annahme des Rufes, auch darum, weil die Besoldung der Professur, welche Schiller gewiß mit Ehren bekleiden würde, wenigstens einen Theil seiner Bedürfnisse decken werde. Die Antwort des Dichters vom 25. Dezember zeigt, was er eigentlich mit dem „Übertölpeln“ gemeint hatte. Er schrieb:

„Du setzt voraus, daß mir ein Stuhl ausgeworfen würde; darin irrst du dich sehr. Woher nehmen?“ Also die fünf Höfe von Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen — Jena war die gemeinschaftliche Landesuniversität dieser Staaten — hatten zusammen nicht die Mittel, einem Professor wie Schiller eine Besoldung auszuwerfen, selbst nicht die kleinste! Das ist auch ein Beitrag, und wahrlich kein tröstlicher, zur Kulturgeschichte des Jahrhunderts der Aufklärung. Der gute Körner gestand dem Freunde, daß er von dieser besoldungslosen Professur wenig erbaut sei. „Es ist jetzt zu spät über die Sache zu reden — schrieb er am 30. Dezember — aber soviel muß ich dir sagen, daß Jena an dir und du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst. An keiner Stelle würde ich wenigstens merken lassen, daß ich das fühlte.“ Schiller jedoch dachte viel zu adlich, diesem Rathe zu folgen. Er wollte sich zu keiner „Bettelei“ erniedrigen und äußerte gegen den Freund: „Mein ganzes Absehen bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtllichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Sorge finden kann.“ In seinen Briefen von damals findet sich keine ausdrückliche Hindeutung auf die Hoffnung, vermittelst des Amtes, zu welchem er berufen wurde, sich die, wie wir wissen, ersehnte häusliche Existenz gründen zu können; allein dessenungeachtet dürfen wir annehmen, daß hauptsächlich diese Hoffnung es war, was ihn bestimmte, der „goldenen Freiheit“ zu entsagen und sich durch Uebernahme der Professur mit der Zeit die Mittel zur Gründung einer Familie zu verschaffen.

Wie aus Vorstehendem erhellt, hatte sich Göthe die Berufung Schiller's nach Jena sehr angelegen sein lassen, und so dürfte hier ein passender Ort sein, die damalige Stellung der Beiden zu einander näher ins Auge zu fassen. Caroline, indem sie dem Freunde zur Professur Glück wünschte, schrieb am 29. Dezember: „Den Antheil Göthe's an dieser Sache finde ich sehr natürlich und habe ihn erwartet; es müßte sonderbar gehen, wenn Menschen wie ihr diesen nicht an einander nähmet.“ Nun wird freilich unsere Vorstellung von Göthe's „Antheil an dieser Sache“ bedeutend ange-

kühtet und herabgestimmt, wenn wir den Confeilsbericht von seiner Hand lesen, worin er dem Herzog die Berufung Schiller's empfahl. Er lautet: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu habilitiren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte“¹³⁴). Das klingt allerdings so kühl, daß es Gegnern Göthe's nicht eben schwer fallen mußte, daraus den Schluß zu ziehen, der Herr Minister habe zu Schiller's Berufung zur besoldungslosen Professur in Jena nur mitgewirkt, um den Mann, dessen aufstrebender Ruhm ihn genirt hätte, aus Weimar zu entfernen und zugleich aus der poetischen Laufbahn zu werfen. Das hieß aber der großen Seele Göthe's eine gemeinste Eigenschaft andichten, den Reib, welchen nie gekannt zu haben er mit Recht sich rühmen durfte¹³⁵). Es ist wahr, es wäre ihm, der sein Lebenlang mit hoher Uneigennützigkeit so Vielen und sogar Unwürdigen hülfreich beigeprungen, besser angestanden, wenn er in dieser Angelegenheit nicht allein das Wohl der Universität Jena, sondern auch das Wohl Schiller's berücksichtigt hätte. Aber vielleicht ist ihm, der die Bemühung um das tägliche Brod nie gekannt, gar nicht eingefallen, was es hieße, das tägliche Brod sich erarbeiten zu müssen. Die Glücklichen, an welche die gemeine Sorge um des Lebens Nothdurft nie herantritt, sind nicht selten so vergeßlich. Und dann darf man, um gerecht zu sein, Zweierlei nicht übersehen: erstlich, daß Göthe nach seiner Zurückkunft aus Italien, wo er so glücklich gewesen und wohin er sich so schmerzlich zurücksehte, in mannigfacher und herber Gemüthsbedrängniß sich befand, die seine Theilnahme für Andere nothwendig erkälten mußte; und zweitens, daß sein Verhältniß zu Schiller's bisheriger Richtung das einer ausgesprochenen Antipathie war, welche zu mindern die in der Allgemeinen Literaturzeitung neuerlich erschienene, zwar tüchtige und gerechte, jedoch keineswegs unbedingt anerkennende Rezension des *Egmont* von Schiller's Hand auch nicht eben dienlich sein konnte.

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, mein Klagen über das Verlorene schien sie zu befechtigen; ich vermifste jede Theilnahme, Niemand verstand meine Sprache.“ Mit diesen Worten deutet Göthe an, wie unerquicklich seine Lage war, als er sich in Weimar wieder „nothdürftig“ eingerichtet hatte¹²⁶). Nach dem er unter der milden Sonne des Südens an zwei Jahre lang in zwang- und sorgloser Ruhe sich selbst und seinen künstlerischen Neigungen gelebt, verstimmte ihn daheim so Vieles, Alles: — die Rauheit des Klima's, die wachsende Vorliebe seines herzoglichen Freundes für das Soldatenwesen, die Misere einer Kleinstaatlischen Ministerchaft, die Vertrüdelung einer kostbaren Zeit durch das anspruchbare, zerreibende Hofleben, endlich das allgemeine schwüle Unbehagen, womit die schwarz und immer schwärzer sich thürmenden revolutionären Gewitterwolken die Gemüther drückten. Zum Glück fand er zu dieser Zeit das „Beilchen“, die „liebe Kleine“, Christiane Vulpius, welche ohne Priestersegen seine Frau wurde und ihm wenigstens innerhalb seiner vier Prähle ein häusliches Behagen schuf, das ausreichte, ihn die hochherrlichen Römischen Elegieen dichten zu lassen, welche nicht, wie die darin singirte Situation glauben ließ, in den Armen eines römischen, sondern eines deutschen Mädchens empfunden wurden¹²⁷). Aber gerade das Verhältniß zu Christiane, welche in ihrer anspruchslosen Anhänglichkeit viel mehr, als weiblicher Neid und weibischer Klatzsch zugeben will, zu Göthe's Lebensglück beigetragen hat, legte ihm eine neue Prüfung auf, — die Verbitterung des schönen Verhältnisses zu Charlotte von Stein, die sich früher entschieden geweigert hatte, seine Frau zu werden, und es jetzt doch „nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Hercules nicht mehr am Spinnroden der abstracten Liebessehnsucht in alle Ewigkeit fortspinnen zu sehen“¹²⁸). Es mochte freilich selbst einer Frau, wie

Charlotte von Stein war, schwer fallen, von der Rolle einer angebeteten Geliebten zu der einer verehrten Freundin herabzustiegen; aber dennoch wäre es nur billig gewesen, daß sie nicht verlangt hätte, der vierzigjährige Göthe sollte noch ferner die Rolle des schmachtenden Seladon einer nahezu fünfzigjährigen Matrone spielen. Bei solchen, aus Alledem resultirenden Bestimmungen Göthe's war es kein Wunder, daß seine jenseits der Alpen gewonnene Kunstanschauung ihn nicht mit Anerkennung, ja nicht einmal mit Unbefangenheit auf die literarische Bewegung blicken ließ, aus welcher während seiner Abwesenheit Schiller's junger Ruhm hervorgegangen. Er mag das selber darlegen. „Nach meiner Zurückkunft aus Italien — erzählt er — wo ich mich zu größter Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwidernten, ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustützen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. Das Rumoren, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte mich; denn ich glaubte all mein Vermögen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beiseite und gelähmt. Ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen — und nun,

stand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeflemmt. Ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg — (nämlich des Coadjutors in Erfurt) — der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können“¹⁸⁹). In Eins zusammenfallen konnten sie freilich nicht, wohl aber, wie die Zeit lehrte, konnten sie zusammenkommen, recht nahe zusammenkommen. Im Uebrigen hätte man von Göthe's Feingefühl schon damals billig erwarten dürfen, daß er zwischen dem Dichter der Räuber und dem Verfasser des Ardinghello zu unterscheiden wüßte.

Nicht weniger merkwürdig als die Bekenntnisse Göthe's in Beziehung auf Schiller sind die des Letzteren in Betreff des Ersteren. Wenn die spätere Freundschaft zwischen den beiden Heroen zu den besten Ergebnissen der deutschen Kulturgeschichte gehört — was doch wohl kein Einsichtiger wird bestreiten wollen — so ist es von höchstem Interesse, zu betrachten, welche außerordentlichen Entfernungen jeder von ihnen zu durchschreiten hatte, bis zu dem Punkte, wo sie sich fanden. Es ist ein förmlicher psychologischer Prozeß, bitter und herbe genug in seiner Nährung. Am 2. Februar 1789 schrieb Schiller an Körner: „Desters um Göthe zu sein würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergiehung, er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch keine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß

er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz an den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum auflommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke . . . Eine ganz sonderbare Mischung von Liebe und Haß ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Göthe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht („die Künstler“) gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden; worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteilich. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann.“ Drei Tage später (am 5. Februar) that er in einem Briefe an Karoline eine Aeußerung, welche mit der vorstehenden völlig übereinstimmt: — „Göthe ist noch gegen keinen Menschen, soviel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen. Er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünschen und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl.“ Zur höchsten Bitterkeit endlich schlägt die „aus Liebe und Haß sonderbar gemischte Empfindung“ Schiller's für Göthe in einem vom 9. März datirten Brief an Körner aus: — „Ich will mich gern von dir lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir

einmal im Wege und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen ¹⁴⁰⁾ und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ Schmerzhafte Worte, schmerzhaft auch insofern, als sie verrathen, daß selbst der Idealismus eines Schiller's in Momenten der Schwäche unter dem Drucke der Wirklichkeit sich gebeugt hat. Wahr ist freilich, das Glück hatte Göthe in jeder Weise vor Schiller begünstigt und es bleibt fast unbegreiflich, daß gemeint und gesagt werden konnte, Schiller sei durch die „äußeren Umstände“ mehr als Göthe „begünstigt“ worden, weil, während dieser durch Amtspflichten gestört worden, jener „zu Hause, in aller Gemächlichkeit seine ästhetischen Kriegen“ habe „abwarten“ können ¹⁴¹⁾. Den lähmenden, verbitternden, aufreibenden Kampf um das Dasein in des Wortes herber Bedeutung, wie Schiller sein Lebenlang ihn kämpfen mußte, hat Göthe gar nicht gekannt. Ihm, dem es gegönnt war, in einem mit allem Behagen des Lebens ausgestatteten Elternhause eine heitere Kindheit zu verleben, ihm, der als Jüngling bei reichlich zu Gebote stehenden Bildungsmitteln seine geistigen und körperlichen Gaben und Kräfte harmonisch entwickeln konnte, ist auf der Schwelle des Mannesalters eine höchste Staatsstelle mühelos zugefallen, und nachdem seine Jugend durch die Liebe schönster und bester Frauen beglückt und bereichert worden, führte ihn die Gunst des fürstlichen Freundes auf einem mit allen Rosen des Lebensgenusses bestreuten Weg auf die Höhen des Daseins. Wie ärmlich, gedrückt und sorgenvoll waren dagegen Schiller's Knaben- und Jünglingsjahre! Er hatte die in der Militär-Akademie ertragene Sklaverei nur mit der des Garfonsdienstes vertauscht, er hatte, um seinen Genius zu retten, aus der Heimat fliehen, hatte, ein unstäter Wanderer, unter Kummer und Noth an der Bervollständigung seiner Bildung arbeiten, hatte mit Kränklichkeit, Verlassenheit und Schuldenbedrängniß ringen, hatte jeden Erfolg der Ungunst des Geschicks abstreiten müssen und war jetzt in seinem dreißigsten Jahre äußerlich nicht weiter gelangt als zu einer Lehrstelle ohne Gehalt. Es ist geradezu wunderbar,

von „Gemächlichkeit“ zu reden in Beziehung auf Schiller, der fast bis zuletzt literarische Frohndienste thun mußte, um nur seinem Genius nothdürftigen Raum zu freier Aeußerung zu schaffen. Ja, er fühlte den Unterschied zwischen seinem und Göthe's Verhältniß zum Glück und er war ihn zu fühlen berechtigt. Als er später sein schönes Gedicht „das Glück“ schrieb, hat er vielleicht unwillkürlich an diesen Unterschied gedacht und deshalb passen auch, glaube ich, die vier ersten Distichen dieses Gedichts so gut auf Göthe wie die zwei folgenden auf ihn selbst¹⁴²). Auf der andern Seite darf nicht verschwiegen werden, daß Göthe die Gunst des Geschickes, welche ihm geworden, durch rastlose Arbeit redlich verdiente, daß er nicht nur ein Glücklicher, sondern auch ein Strebender war und blieb und daß er den Werth seiner äußeren Stellung stets seinem inneren Verufe weit unterordnete. So sagt er in seinen Briefen an Frau von Stein (II, 231): „Eigentlich bin ich doch zum Schriftsteller geboren! Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich Etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe“ — und am 27. Januar 1824 äußerte er gegen Erdmann: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es Nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Verhagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen.“ In diesem Glücke sollten sich die beiden Heroen später zusammensinden. Daß aber Schiller schon lange zuvor und seiner herben Aussprüche ungeachtet wirklich „groß“ von Göthe gedacht habe, wird uns durch eine höchst denkwürdige Aeußerung von ihm bewiesen, eine Aeußerung, in welcher sich Bescheidenheit und Selbstgefühl auf's Schönste verbinden. Es war wie ein einstweilliger veröhnlicher Abschluß seines Verhältnisses zu Göthe, wenn er unterm 25. Februar 1789 an Körner schrieb: „Mit Göthe messe ich mich nicht, wenn er seine

ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsin, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einklinken, so fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich soweit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht soweit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht soweit bringen können, um auf R ö p f e zu wirken. Mit diejer Kraft muß ich doch Etwas machen können, das mich soweit führt, ein Kunstwerk von mir neben eins von denen Göthe's zu stellen.“ Man sieht, Schiller ließ sich keine Mühe verdrießen, die schwerste aller Künste, die der Selbstkenntniß, sich anzueignen. Körner schrieb ihm unterm 4. März zurück: „Deine Vergleichung zwischen dir und Göthe kann ich nicht ganz unterschreiben. Du hast dich meines Erachtens in Bescheidenheit übersprungen. Daß Göthe mehr Genie habe als du, zweifle ich sehr. Aber mehr Kunstfertigkeit in einigen Fächern kann er haben und diesen Vorzug kannst du ihm abgewinnen, auch im dramatischen Fache.“ Richtiger hätte Körner gesagt: v o r z u g s w e i s e im dramatischen Fache, denn hier überwog Schiller's Genius den Göthe'schen ebenso entschieden, als er diesem im lyrischen und epischen nachstand.

Unter fleißigem Briefwechsel mit dem Freunde in Dresden und den Freundinnen in Rudolstadt, unter Arbeiten für den Merkur und die Thalia, unter Vorbereitungsstudien für sein Lehramt ging unserem Dichter der Winter hin, dessen starker Frost ihm öfteres Uebelbefinden zuzog. Soweit es seine Zeit erlaubte, that er Alles, den Lehrstuhl nicht unvorbereitet zu besteigen. Seine Aeußerung gegen Körner: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten, des Handels mit der politischen in Eins zusammengefaßt werden und dieses erst kann Universalhistorie sein; mein Plan ist es, diesen Weg zu gehen“ — liefert auch den Beweis, daß er in Auffassung des Berufes eines Geschichtslehrers seiner Zeit vorausseilte; denn hier ist schon die kulturgeschichtliche Behandlung des historischen Stoffes vorgezeichnet, wie sie erst im 19. Jahrhundert zu fruchtbarer Geltung gekommen. Aber als „höchstes Lebensinteresse“ behielt er doch mitten unter seinen gelehrten Exercitien seine Künstlerjacht auch damals im Auge. „Ich muß ganz Künstler sein können oder ich will nicht mehr sein!“ schrieb er am 9. März an Körner und zur gleichen Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, eine „Fridericiade“ zu dichten, für eine Weile wieder sehr lebhaft ¹⁴³). Im Märzheft des Merkur erschienen „die Künstler“ und entzündeten Körner, welcher unterm 19. März dem Dichter schrieb: „Ich glaube nicht, daß ein Product von dir existirt, welches dir mehr Ehre macht.“ Um diese Zeit erfolgte die förmliche Vocation nach Jena und lief auch von dort das Magisterdiplom ein, wofür Schiller zu seinem nicht geringen Verdrusse vierundvierzig Thaler bezahlen mußte ¹⁴⁴). In der zweiten Hälfte des März ging er nach Jena, um sich dort eine Wohnung zu mietzen, seinen Herren Collegen sich vorzustellen und im Lektionskatalog ankündigen zu lassen, daß er, wie er sich scherzend ausdrückte, im Sommersemester „seine Bude eröffnen“, d. h. als sein erstes Collegium „Einleitung in die Universalhistorie“ lesen würde. Aber von Sehnsucht getrieben, machte er nach Jena einen Umweg über — Rudolstadt ¹⁴⁵). Bei seiner Zuruückkunft nach Weimar hat er in einem inzwischen dafelbst eingelaufenen

Schreiben Lotte's gewiß mit süßer Genugthuung das Gesändniß gelesen, daß die Freude, welche ihr seine Anwesenheit in Rudolstadt bereitet, „den ganzen langen traurigen Winter aus dem Gedächtniß verlöscht habe.“ Dem Freunde in Dresden verschwieg er den nach Rudolstadt gemachten Abstecher, wie er denn überhaupt hinsichtlich seiner Stellung zur Familie Lengefeld gegen Körner merkwürdig zurückhaltend war, bis seine Verlobung mit Lotte als vollendete Thatfache dastand. Hält man den Briefwechsel des Dichters mit Caroline und Lotte mit der gleichzeitigen Correspondenz mit Körner zusammen, so ist es fast komisch zu sehen, wie der Letztere, welcher nicht weiß, daß und wie sehr Schiller's Herz in Rudolstadt gefesselt war, sich abmüht, dem Dichter eine vortheilhafte Partie zu verschaffen, und welche Diplomatie Schiller aufbietet, diese Bemühung zu vereiteln¹⁴⁶). In den letzten Tagen seines Aufenthalts in Weimar gelangte er noch zur Bekanntschaft mit zwei berufenen Persönlichkeiten jener Zeit. Die eine, der Capellmeister Reichardt, welcher nach Weimar gekommen war, um Göthe's Claudine von Billabella in Musik zu setzen, machte auf unseren Dichter einen sehr widerwärtigen Eindruck; zur andern, Bürger, trat er in eine nähere Beziehung. „Bürger war vor einigen Tagen hier — schrieb er am 30. April an Lotte — und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in seiner Gesellschaft zugebracht. Es ist gar nichts Auszeichnendes in seinem Aeußeren und in seinem Umgang, aber ein gerader guter Mensch scheint er zu sein. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang und hier wie dort verliert er sich zuweilen in's Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber und es ist leider bekannt, daß Dichter am frühesten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu gefallen, mit einander einzugehen. Er soll darin bestehen, daß wir Beide das nämliche Stück aus Virgil's Aeneide übersetzen, Jeder in einer anderen Versart“¹⁴⁷). Dieser Brief

war der letzte, welchen die Freundin von Schiller aus Weimar empfing: am 10. Mai war er zum Abgang nach Jena fertig.

Der berühmte, auf den glänzendsten Blättern der Geschichte des deutschen Geistes verzeichnete Ort ist noch jetzt, was er damals und schon seit der zweiten Hälfte war, eine kleine Universitätsstadt, zwei Meilen südöstlich von Weimar zwischen schön geformten Bergen im schmalen Thale der Saale gelegen, welche hier den Leutnabach aufnimmt. Der auf dem linken Ufer des lebhaft dahinsauschenden Flusses ansteigende Hainberg, auch als vormaliger Träger des Hochgerichts Galgenberg geheissen, gewährt über Stadt, Thal und die einschließenden Höhenzüge einen reizenden Ausblick, dessen, einer Localtradition zufolge, auch unser Dichter oft und mit Vorliebe sich erfreut hat. Die große Zierde der Stadt als solcher ist ihr Marktplatz, ein ziemlich regelmässiges, von alterthümlichen Häusern umschlossenes Biered, vor Zeiten der Lieblings-schauplatz eines tumultuarischen Studentenlebens. Hier wurden noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am hellen Tage die „Paukereien“ der Musensöhne abgethan, während dicht daneben im uralten Rathhaus ein wohlweiser Magistrat das Wohl der Stadt beriet. Die Sage weis von einem Rathsherrn aus jener „guten alten Zeit“ zu erzählen, der, bei einer solchen Gelegenheit durch das Degenklirren auf den Säler des Rathhauses gelockt, in einem der Fechtenden den eigenen Sohn erkannte und ihm rief: „Fris, halt' dich brav! Du sollst auch 'nen neuen Rod haben“¹⁴³). Wenn übrigens den 1793 erschienenen „Briefen über Jena“ zu glauben ist, so kümmerten sich noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Jenenser Studenten nicht eben viel um neue Röcke. Bis zur Zeit, wo die große geistige Blüthe der Universität begann und damit auch die mittelalterlich rohen Sitten zu weichen anfangen, erschien den angezogenen Briefen zufolge der Jenenser Student als ein Wesen, „dessen Garverobe gewöhnlich aus einem Ueberrock, einem Kollet und ein Paar lebernner Beinkleider bestand, das einen großen durchlöcheren Hut und verhältnismässige Stiefeln trug, eine ausnehmende Ge-

schämlichkeit besaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunterzugießen, Jeden, der ihm nahe kam, hinter die Ohren schlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle „auszumachen“. Seine Sprache war ein Gemisch von eigenen Kunstwörtern, sein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger und das niedrigste Geschöpf ein Mensch, der nicht Lust hatte, sich jeden Augenblick um Nichts zu raufen, und der sich in seiner Kleidung einer gewissen Sauberkeit und Eleganz besaß.“ Und wie in Jena, so war es auch auf den übrigen deutschen Hochschulen mit dem Gebahren der Studenten bestellt, mit Ausnahme der ganz jungen Universität Göttingen, welche keine mittelalterlichen Traditionen hatte und das Gesetzbuch des Unsinn, den „Comment“, nicht anerkennen wollte. Durchblättert man die wüsten, aber kulturgeschichtlich wichtigen Bücher von Friedrich Christian Paulhard, seine Selbstbiographie (1792—97), seine „Annalen der Universität zu Schilda“ (1798), so entsezt man sich über die unsägliche Rohheit, in welcher sich bis gegen 1790 hin die deutschen „Musenöhne“ gefielen¹⁴⁰). Auch die Docenten wetteiferten nicht selten mit den Studenten in physischem und moralischem Eynismus. Gab es doch in Jena zu Schiller's Zeit noch gelehrte Inventarstücke, welche an die Gündling und Morgenstern im Tabakcollegium Friedrich Wilhelm I. deutlich genug erinnerten. Da sah man einen Doctor legens der Mathematik, welcher von den Studenten aus Barmherzigkeit oder Muthwillen in ein Galakleid gesteckt worden, das ihm vom Leibe faulte, so daß er im Federhut und rothen Treppenrod einherging, einen schwarzen Strumpf um den Hals und ein zerlöcheres Hemd darunter. Ferner einen Orientalisten in einem abgeschabten weißen Rod, der ihm ebensoviel zu lang, als das schwarze Beinleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln einherchlurzend und sich mittelst eines Quastensstockes, der ihm bis über die Nase ging, im Gleichgewicht erhaltend. Endlich einen Philosophen, welcher durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt machte, er beabsichtige ein Collegium über Kant's Kritik der reinen Vernunft zu lesen, falls ihm Jemand

das fragliche Buch leihen wollte¹⁸⁰). Indessen waren die akademischen Zustände von Jena in den achtziger Jahren in einer entschiedenen Wendung zum Besseren und Edleren begriffen. Schon das Ordenswesen, wenn auch mit viel müßiger Spielerei verbunden, hatte an die Stelle des orgienhaften Treibens im Schooße der Landsmannschaften Keime einer idealeren Anschauung in die akademische Jugend gepflanzt und das Aufspriessen derselben sehen wir in dem Beschluß der Jenerer Studentenschaft vom Jahre 1791, dem wüsten Duellwesen durch Einsetzen von Ehrengerichten ein Ende zu machen. Mit dem Uebergang von dem gelehrten Schlendrian zu wirklich wissenschaftlicher Thätigkeit, welchen Karl August's und seiner Minister Göthe und Voigt liebevolle Fürsorge für die Universität ermöglichte, hob in Jena auch die Entwiklung der akademischen Lebensführung an. Schon zu Anfang der achtziger Jahre lehrten in Jena Döderlein und Griesbach Theologie, G. Hufeland Jurisprudenz, Loder Anatomie, Schüss, mit Vertuch Herausgeber der einflußreichen Allgemeinen Literaturzeitung, Philologie. Mit Reinhold's Ansiedelung (1787) wurde die Universität der Hauptstüz der Kantischen Philosophie, also einer wissenschaftlichen Richtung, welche alle Disciplin neubelebend durchdrang. Zugleich mit Schiller waren zu Jena Männer wie Paulus, Niethammer, Batsch, Ilgen, Woltmann und Chr. W. Hufeland thätig. Etwas später kamen Fichte, Schelling, Hegel, die Brüder Schlegel, Feuerbach, Gries. Ab und zu gingen die Brüder Humboldt, Hölderlin, die Romantiker Novalis, Tieck, Brentano. Bei Schiller's Eintreffen zählte die Hochschule nahezu 800 Studenten und diese Zahl vermehrte sich später noch bedeutend. Da entwikelte sich denn in dem kleinen „Saal-Athen“ ein Leben von außerordentlicher Regsamkeit und Buntheit, das sich um so unbesangener darstellte, als es in politischer Beziehung noch ganz harmlos angethan war. Alle Gegensätze des deutschen Daseins von damals waren hier auf einen kleinen Raum zusammengedrängt und bewegten sich, bei nicht larg zugemessener Freiheit, zwanglos neben einander. Man verstand es noch, das Leben heiter zu neh-

men und unbekümmert zu genießen, und man ließ sich nicht sonderlich daran, wenn in modernste Bestrebungen, in die idealsten Anschauungen in Wissenschaft und Kunst noch manch ein Stück Mittelalter, in zähen Professoren- und Studentenbräuchen versteinert, zudringlich hereinragte ¹⁵¹).

Am 11. Mai 1789 traf Schiller in Jena ein. In einem Hause, welches, soviel ich erfahren konnte, nicht mehr auszumitteln ist, bezog er die schon vorher gemietete Wohnung. Das Haus gehörte „zwei alten Jungfern, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig“ waren. Er rühmte gegen Körner die schöne Einrichtung seiner Zimmer und setzte wie entschuldigend hinzu, daß er sich auf eigene Kosten einen Schreibtisch habe machen lassen, der ihn zwei Carolin kostete. Er habe schon längst danach getrachtet, „weil ein Schreibtisch doch sein wichtigstes Möbel sei und er sich immer damit habe behelfen müssen.“ Dann entwarf er ein „strenges“ Budget und meinte, er werde mit 450 Thaler jährlich auskommen, um so mehr, da ihm seine Hausjungfern das Mittagessen zu dem Preise von 2 Groschen auf das Zimmer liefern wollten. Am 26. Mai bestand er das erste „Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer,“ indem er sein Lehramt mit der im April geschriebenen meisterhaften Vorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ eröffnete. Man muß ihn das selbst erzählen hören. „Das Reinhold'sche Auditorium — (die Professoren hatten damals in Jena und anderwärts für ihre Lehrlocale noch selbst zu sorgen) bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann etwas über hundert Menschen fassen. Ich wollte eine größere Menge nicht voraussetzen und diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Weise belohnt worden. Meine Stunden — Dienstag und Mittwoch — sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinhold's Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen und mein Muth nahm eher zu.

Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorfaal, Thur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es Einem ein, der bei mir war, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Griesbach's Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Griesbach zu lesen, und mit Freuden ward er angenommen. Man gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, mit Studenten ganz besät war. Weil sie liefen was sie konnten, um im Griesbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte Anfangs, es wäre Feuerlärm. Was ist denn? Was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen. Ich folgte in einer kleinen Weile nach, von Reinhold begleitet; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen lief. Griesbach's Auditorium ist das größte und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß ein Vorfaal und noch die Thur bis an die Hausthür besetzt war und im Auditorium selbst Viele sich auf die Subjekten stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Ratheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphiteater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Ratheder, wo alle Fenster offen standen, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel

war: ich bekam eine Nachtmusik und Bivat wurde dreimal gerufen“ 162).

Wie deutsch-gemüthlich, wie harmlos-idyllisch das klingt! Die Antrittsrede eines neuen Professors ist ein Ereigniß, das eine ganze Stadt in Aufregung bringt. Es will in unserer Vorstellung gar nicht recht hineinpassen in eine Zeitatmosphäre, die ungeheurer Verhängnisse voll war. Zweiundzwanzig Tage vor Schiller's Debut als akademischer Lehrer hatte jenseits des Rheins die erste Scene des ersten Acts einer weltgeschichtlichen Tragödie gespielt. Die Morgensonne des 4. Mai 1789 warf Lichtmassen auf die breiten Straßen von Versailles, die von Festjubelklängen widerklangen, welche nur das Requiem der Monarchie Ludwig's des Vierzehnten waren. Heute das Fest und morgen schon der Kampf. Eine kirchliche Feier ging der Eröffnung der Reichskände voran, die auf den kommenden Tag festgesetzt war. Ueberall soldatischer und priesterlicher Prunk, Fanfaren, Glockengeläute, Trommelwirbel, Geschützdonner, überall von Erwartung glühende Gesichter und fieberhaft funkelnde Augen, an den Fenstern ein ununterbrochener Blumenkranz gepufter Frauentöpfe. Von der Pfarrkirche Notre-Dame bewegte sich die Prozession nach der Kirche des heiligen Ludwig. Voran der Klerus von Versailles mit der Musik der königlichen Kapelle. Dann in ihren schwarzen Mänteln die Deputirten des dritten Standes, welcher nach des Abbé Sibyes vorahnendem Wort nach wenigen Tagen schon „Alles“ sein, die Nation repräsentiren sollte, — vorragend über alle der Löwentopf Mirabeau's. Hierauf die Abgeordneten des Adels, in den Borten, Spitzen und Federn ihrer Gewänder zum letzten Mal die prunkende Herrlichkeit des Feudalismus voll zur Schau tragend. Dann die „Plebejer der Kirche“, die Pfarrer, getrennt von den ihnen nachtretenden Prälaten mit Infuln und Bischofsstäben und im Geiste schon den Vertretern des Bürgerstandes über den Adel hinweg die Hände reichend. Nun kam der Erzbischof von Paris mit der Monstranz unter einem Baldachin, dessen Schnüre vier Prinzen von Geblüt hielten, und hinter ihm der König und die

Königin. Der Jubelruf, womit die Volksmenge die bürgerlichen Deputirten empfangen hatte, war verstummt, als die Tochter Maria Theresia's erschien, schmerzgerissen, bleich, aber mit stolz aufgeworfener Unterlippe der stummen Beleidigung trotzend. Ach, mitten in all dem Festpomp schnürte dieser unglücklichen Frau, Mutter und Königin die Ahnung des kommenden Furchtbaren das Herz zusammen, daß sie auf ihren Füßen wankte und durch den Arm der hinter ihr schreitenden Prinzessin von Lamballe aufrecht erhalten werden mußte. An einem Fenster standen Frau von Montmorin, Vertreterin der schon jetzt besiegten Aristokratie, und Frau von Staël, Vertreterin der schon jetzt siegreichen Bourgeoise. Die Tochter Mader's konnte sich nicht enthalten, ihre laute Freude über das prächtige Schauspiel zu bezeugen. Da sagte Frau von Montmorin zu ihr: „Sie thun unrecht, sich zu freuen; dieser Tag wird großes Unheil über uns bringen.“ Frau von Staël fühlte sich von einem plötzlichen Schauer angewandelt und sie mußte später der Stunde und des Wortes gedenken, als sie erfuhr, daß die Prophetin der Guillotine zum Opfer gefallen ¹⁵³).

Welcher Contrast zwischen dieser französischen Scene auf den Straßen von Versailles und jener deutschen im Griesbach'schen Lehrsaal in Jena! Und doch waren wieder beide Vorgänge nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Geistes der Zeit. Was jenseits des Rheins im Bereiche der That sich zu vollziehen begann, die Zertrümmerung der mittelalterlichen Weltanschauung, vollzog sich diesseits im Bereiche der Idee. Die deutsche Jugend hat wohl gewußt oder wenigstens instinktmäßig geahnt, warum sie in das Auditorium des „neuen Professors“ strömte und denselben beim Antritt seines Lehramts mit einer Serenade begrüßte. Aus Schiller's Worten wehte sie der Geist der neuen Zeit an. Allerdings waren seit Jahrhunderten die politischen Zustände Deutschlands so, daß die Gemüther klarer Anschauungen und bestimmter Begriffe in staatlicher Beziehung ganz entwöhnt sein mußten, und wie sehr die politische Erziehung, die Betheiligung des Bürgers am Staatsleben fehlte, das zeigt uns die politische

Indifferenz oder das politische Schwanken selbst der erwähltesten Geister unserer klassischen Kulturperiode. Allein wenn irgend in einem dieser Geister die Beziehung der freien Kunst und Wissenschaft zum freien Staate lag, so war es Schiller, der in seinem innersten Wesen Republikaner gewesen ist, zugleich aber auch scharf die Schranke markirt, welche den Mann von Geist und Bildung, sobald er ein reifer geworden, von dem vulgären Demokratismus, von der pöbelsfrohen Gleichmacherei trennt. Schon als Jüngling hatte er in der Thalia als sein politisches Credo aufgestellt: „Das Grundprinzip, worauf alle Staaten beruhen müssen, ist, daß die Bürger sich selbst die Gesetze geben, denen sie gehorchen sollen, und daß Gehorsam und Pflichterfüllung aus Einsicht und Liebe zu den selbst gegebenen Institutionen und nicht aus slavischer Furcht vor der Strafe oder aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Oberen entspringen.“ Er war auch keineswegs der Ansicht, daß dieses Prinzip nur passiv verstanden werden sollte. Er hat sich darüber deutlich genug ausgesprochen, wenn er in der Einleitung zu seiner niederländischen Geschichte sagt: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die tropigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein heftiger Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten biegen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann.“ Und daß er dies nicht nur als Weltbürger meinte, sondern auch als Patriot, bezeugen die ferneren, später aus der Einleitung zu dem genannten Geschichtswerk weggelassenen Worte: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagemuth krönte, ist auch uns nicht verjagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen“ ¹⁵⁴). Ist das nicht wie eine prophetische Anticipation des Geistes von 1813? Aber freilich, der Gang der französischen Revolution, wie ihn Schiller miterlebte, war seinem idealen Freiheitsstreben nicht hienögen. Er, der Prophet des Idealismus, wandte sich daher bald,

ja gleich zu Anfang misgünstig von dem herben und deschen Realismus dieser Umwälzung ab und, einer Zukunft sich getröstend, wo der weltgeschichtliche Kampf zwischen Freiheit und Despotismus durch eine gereifere Gesellschaft siegreich zu Ende geführt werden würde, schrieb er im Hinblick auf seine Zeitgenossen in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen resignirt die Worte nieder: „Das Gebäude des Naturstaats wankt, seine mürben Fundamente weichen und eine p h y s i s c h e Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die m o r a l i s c h e Möglichkeit fehlt und der freigebige Augenblick findet ein unempfindliches Geschlecht“¹⁵⁵). Er hätte bekanntlich noch fünfundfünfzig Jahre später genau dasselbe Wort wiederholen können. Eine Stunde währt nach der Uhr der Weltgeschichte ein Jahrtausend und fünfzig Jahre sind in der Entwicklung der Menschheit nur ein Augenblick: — das darf man nie vergessen wenn man bei der Lectüre der Geschichte nicht seine Fähigkeit, zu hoffen, oder wenigstens nicht seinen Gleichmuth einbüßen will.

Unter günstigen Auspicien hatte sich also des Dichters Laufbahn als akademischer Lehrer eröffnet. Freilich trübte sich die heitere Aussicht bald, indem Schiller erfuhr, was akademischer Kleingeist und Brotneid zu bedeuten habe, und auch, wie sehr Körner richtig sah und fühlte, wenn er meinte, der Freund sei eben nicht zum Gelehrten und Dozenten, sondern zum Künstler geboren. Bevor noch das Jahr zu Ende ging, hatte der Dichter Veranlassung, dem Freunde zu sagen: „Es ist mir gar lieb zu hören, daß auch dir vor dem Universitätsweien ekelst; ich wollte es in meinen letzten Briefen an dich nur nicht gerade heraus sagen, daß mir diese Existenz — verbunden mit der ganzen Begleitung von fatalen Umständen, die von dem Professorleben unzertrennlich sind — herzlich verleidet ist“¹⁵⁶). Borerst jedoch fühlte sich Schiller über die Unannehmlichkeiten seiner Lage weit hinweggehoben durch den Verkehr mit Karoline und Lotte, in welchem Alles auf eine große Entscheidung

hinzubrägte. Wir müssen aber, um den Gang des Verhältnisses an der Hand des Briefwechsels der drei Befreundeten zu verfolgen, in der Zeit etwas zurückgreifen.

Im Winter von 1788—89 hatte die zwischen Rudolstadt und Weimar gehende Botenfrau viele Briefe und Bücherpakete hin und her zu tragen. In ihrer Antwort auf den ersten Brief, welchen Schiller wieder aus Weimar gesandt, sagte Lotte: „Es ist sonderbar und oft unbegreiflich, wie sich Menschen finden. Ich denke gern über die Zufälle nach, die uns oft zusammenbringen. Wir kennen uns erst ein Jahr und mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun ist es doch noch anders, denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken. Und so wird's bleiben, nicht wahr?“ Man sieht, wie sich in Lolo das Gefühl der Liebe in harmloser Unbefangenheit immer entschiedener hinter dem der Freundschaft vordrängt. Schon auch einigermaßen die Ausschließlichkeit der Liebe. So, wenn sie dem Freunde, der sich über sein einsames Winterleben beklagt hatte, schrieb: „Daß Sie einsam leben, freut mich; denn eigentlich möchte ich nicht gern allen Menschen Ihre Gesellschaft gönnen.“ Es ist von nicht geringem Interesse, in dem reizenden Drama der Liebe und Freundschaft, wie ich den Briefwechsel des Dichters mit den beiden Schwestern in den Jahren 1788 und 1789 wohl pennen darf, die Verschiedenheit der Ausdrucksweise der letzteren zu beachten. Aus Lotte's Briefen spricht mehr ein gebildetes Gemüth, aus Karoline's mehr ein hochfliegender Geist: Lolo plaudert anmuthig, Lina — wie sie von der Schwester vertraulich genannt wird — philosophirt lähn, wenn auch nie unweiblich. Im Dezember 1788 schrieb sie: „Ein großes Prinzip der Duldung ist mir der Gedanke, daß die Menschen zu dem geboren werden, was sie sind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat. So wie es Cedern und Gänseblumen geben muß, so muß es auch verschiedene Menschenarten geben, glaube ich. In unserm Herzen däncht es

mir doch ein schöner Irrthum, daß wir die Oaseblumen mit gleicher Liebe wie die Cedern umfassen; er deutet mir auf das Dasein einer schönheitsreichen Welt, deren Ahnung unsern inneren Sinn ergriffen hat. Glücklich macht diese überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch ist wieder kein Glück ohne sie. Ach, das Regen der Flügel der Psyche, die an ihre Hülle stoßen — wie Nar drückt das Bild unsere Existenz aus!" Als Schiller ungeduldig über Göthe's kalte Zurückhaltung und mit besonderer Beziehung darauf, im Februar 1789 geschrieben hatte: „Erwarten Sie nicht zu viel Herzliches und Ergießendes von Menschen, die von Allem, was sich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden; es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen" — entgegnete Karoline beschwichtigend: „Ich habe über den Anfall von Timonslaune, den Sie in Ihrem letzten Briefe hatten, lachen müssen. Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, die eigentliche Grundsäule der Menschheit, so leicht einstürzen könne und daß das menschliche Wesen sich so ganz in Ruhmsucht und Eitelkeit auflöse. Ueber Göthe kann ich eigentlich sehr wenig sagen, da ich ihn so gar selten gesehen habe. Das bleibt mir aber doch immer wahr, daß man ihm nur seines Genie's willen Vieles vergeben kann und auf das Vergessen muß man doch am Ende immer mit den Menschen; aller Umgang müßte sonst aufhören. Die rein umschriebene Form der Menschheit, die sich in jeder Lage des Lebens grazios bewegt und nie von der Schönheitslinie weicht, wo ist sie?" Wie sehr zu jener Zeit Frauen von Bildung auch an der wissenschaftlichen Seite der literarischen Entwicklung Antheil nahmen, bezeugt die Begeisterung, womit sich die beiden Schwestern im März 1789 über Müller's Schweizergeschichte äußerten, deren Lectüre sie beschäftigte. Das sanfte Colochen ist ganz Feuer und Flamme, wenn es dem Dichter von dem heroischen Tod seines „Lieblings" Winkelried erzählt. Auch das Merkurheft, worin die „Künstler" standen, kam in jenen Tagen nach Rudolstadt. Eine schrieb dem Freunde darüber: „Es ist mir einer der besten Genüsse, sie (die

Künstler) zu lesen; ich finde sie so durchaus schön und so in einem Geiste, daß ich noch eigentlich keine Lieblingsstelle darin zu nennen wüßte: man möchte das Gedicht aber gleich ganz in der Seele behalten" — und Lotte: „Sie haben den Lorbeerkrantz errungen! So hat noch kein Dichter die Künste besungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, und man fühlt es so klar, daß es so ist.“

Zwischen dem 15. und 21. Juni stattete Schiller einen kurzen Besuch in Rudolstadt ab und in der ersten Hälfte des Juli hatte er die Freude, die Schwestern in Jena zu begrüßen. Karoline sollte das Bad in Lauchstädt gebrauchen und Lotte begleitete sie dahin. Sie verbrachten in dem Garten ihrer Freundin, der Frau Griesbach's, einen Tag mit dem Dichter, und gingen dann über Burgörner, wo sie Karoline von Dachroden abholten, nach Lauchstädt. Von hier aus, wo sie im Hause des Tischlers Rüdler wohnten, bat Lotte den Freund um einen Besuch. Er ließ sich nicht lange bitten. Seine Seele war leidenschaftlich bewegt, wie ein Brief vom 24. Juli an Karoline verräth. Er spricht darin von „Funken der Glut“, welche die beiden Schwestern in ihm angefaßt hätten, von „schönen Hoffnungen“ und von „armigsten Nichtigkeiten“, welche der Erfüllung derselben im Wege ständen. Zu Anfang Augusts war er in Lauchstädt und am Morgen des 3. August hatte eine gegenseitige Erklärung zwischen ihm und Lotte statt¹⁵⁷). Karoline erzählt: „Die Erklärung erfolgte in einem Moment des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein muß. — (Ohne Zweifel war sie selbst dieser gute Genius.) — Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand. Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu ersparen, sollte Alles für sie noch geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzog in Weimar erwarten. Meine Schwester fühlte die Un-

möglichkeit, ohne Schiller zu leben.“ Es waren seltsame Stunden, welche damals der Dichter mit den Freundinnen unter den Baum-
schatten der einsamen Wiese hinter dem Tischlerhause in Lauch-
städt genoß. Aber ein weltgeschichtlicher Donnererschlag fiel in dieses
Idyll: die Nachricht von dem Sturm des Pariser Volkes auf die
Bastille. „Wir erinnerten — berichtet Karoline — uns oft in spä-
terer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung
von ganz Europa folgte und die Revolution in jedes einzelne Leben
eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterner
Despotie unserem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges
der Freiheit über die Tyrannei erschien und wie es uns erfreute,
daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel.“ Unser
Dichter jedoch, sei es, daß die „schönen Herzensverhältnisse“ ihn für
Anderes weniger empfänglich machten, sei es, daß er von Anfang
an überzeugt war, die Franzosen vermöchten die Freiheit nicht zu
ertragen, theilte diese Freude nicht. Er scheint in der That die
Franzosen für eine Nation gehalten zu haben, für welche „die
militärische Ordnung die einzige ist, welche sie kennen und aners-
kennen“¹⁵⁹); denn er äußerte den bestimmten Zweifel, „daß die-
sem Volke republikanische Gesinnungen eigen werden könnten,“ und
meinte im Hinblick auf die französische Nationalversammlung, es
sei „unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Men-
schen etwas Vernünftiges beschlossen werde“¹⁵⁹). Hier haben wir
also schon eine Vorwegnahme der absoluten Demokratie, jener
Verwerfung des „allgemeinen Stimmrechts“ welche er in seinem
letzten Werke, in dem Fragment des Demetrius, durch den polni-
schen Landboten Sapieża so energisch aussprechen ließ¹⁶⁰).

Von Lauchstädt ging der Dichter nach Leipzig, um vor seiner
Rückkehr nach Jena dort mit Freund Körner zusammenzutreffen,
welcher die nachmals wieder aufgegebenen Absicht gegen Schiller
aussprach, Dresden zu verlassen und nach Jena zu ziehen. „Liebste,
theuerste Freundinnen — schrieb der Dichter den Schwestern — ich
verlasse eben meinen Körner, meinen und gewiß auch den Ihrigen,
und in der ersten Freude unseres Wiedersehens war es mir unmög-

Ich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäf-
tigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe, bis zur Gewißheit
hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele
habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich ge-
macht.“ Gegen Lotte äußerte er von Leipzig aus: „Ist es wahr,
theuerste Lotte, darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele ge-
lesen und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht
getraue zu gestehen? Sie konnten ohne mich glücklich sein, aber
durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in
mir und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Bestätigen
Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie
mein sein wollen und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer
kostet.“ Diesen Worten Schiller's zufolge scheint die Erklärung
in Lauchstädt noch keine ganz offene gewesen zu sein; aber sie
wurde es durch Lotte's Antwort: „Karoline hat in meiner Seele
gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu
Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor mei-
ner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist
der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen.
Noch ist's mir wie ein Traum, daß ich nun weiß, daß Sie mich lie-
ben, daß Sie es nun klar fühlen, wie meine Seele nur in der
Ihrigen lebt.“ So waren denn die Geständnisse ausgetauscht
und, nach Rudolstadt heimgekehrt, schrieb Lotte am 22. August dem
Geliebten: „Daß ich dir Etwas sein könnte, fühlte ich wohl in
manchen Momenten und es war mir ein süßes Gefühl, aber doch
schwankte mein Herz zwischen Zweifel und Gewißheit und ich fand
mich unruhig, ungewiß mit mir selbst. Aber nun denke ich deiner
mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und doch wieder
mit Ruhe verknüpft, und ich fühle mich glücklich in der Idee, dir zu
gehören, zu der Freude deines Lebens beitragen zu können.“ So
geht nun das Geplauder fort, welches zu hören Liebende nie müde
werden. Nirgends offenbart sich unseres Dichters Gemüth in
reinemenschlich-innigeren Lauten als in diesen Liebesbriefen.
Unterm 25. August schrieb er: „In einer neuen schönern Welt

schwebt meine Seele, theure liebe Lotte, seitdem du deine Seele mir entgegentrugst. Mit hangen Zweifeln liehest du mich ringen und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft an dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückschwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von dir entfernen sollte. O, du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe.“ Lotte erwiderte: „Also kam ich dir kalt vor? Mein Betragen zu abmessen? Du ahntest nicht, daß eben diese Kälte nur scheinbar war; nur eine Hülle, Empfindungen zu verbergen, die ich mir nicht gestehen wollte und noch weniger Andern, weil ich nicht immer deiner Anhänglichkeit für mich gewiß war. Oft war mir, als wäre Nichts mehr zwischen uns und als fühltest du, was du mir wärest, und zuweilen wieder, als wäre ich dir Nichts, gar Nichts. Du würdest mich nicht verkannt haben, wenn du die Kämpfe, die in meiner Seele vorgingen, hättest fühlen können.“

Aber in diese Herzenstöne klingt nun ein Ton herein, der Befremden erregen mußte, wenn wir nicht schon vom Schlusse des vorigen Kapitels eher darauf vorbereitet wären. Es sind die Aeußerungen der *Doppelte* unseres Dichters gemeint. Die Thatsache steht unbestreitbar fest, denn man wird sofort in den Briefen Schiller's an die beiden Schwestern „das psychologische Problem finden, im Reiche der Geister das durchzuführen, was die Volksage vom Ehebetto des Grafen von Gleichen erzählt“, man wird sehen, daß der Dichter „in der Sicherheit seines hohen Geistes auf dieser gefahrvollen Bahn einhergeht, mit der nativsten Bewußtlosigkeit über die Art seiner zwiefachen Liebe“¹⁶¹). In Wahrheit, Schiller trennt in seiner Vorstellung die beiden Schwestern nicht von einander und seine Liebesbriefe athmen da die meiste Glut, wo sie an Beide gemeinsam gerichtet sind. „O, meine theure Karoline! meine theure Lotte! —“ schrieb er unterm 10.

September 1789 — wie so anders ist jetzt Alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritte meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können wie jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde . . . Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beschäftigt: unser Leben hat angefangen, ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß euch in meinem Zimmer; du, Karoline, bist am Klavier und Lottchen arbeitet neben dir und aus dem Spiegel, der mir gegenüberhängt, seh' ich euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an euren schlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich euch habe, daß Nichts, Nichts euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich euch morgen wieder finde, schlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung und, getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldenes Leben!" Des Dichters Ungeduld konnte den Schluß seiner Vorlesungen für das Sommersemester kaum erwarten, und sobald er frei war, eilte er in die Herbstferien nach Rudolstadt. Er wohnte vom 18. September bis zum 22. Oktober wieder beim Cantor Unbehau in Volkstädt und es war ihm gegönnt, die Morgen- und Nachmittagestunden mit den Schwestern allein zu verbringen, da die "chère mère," welche inzwischen Oberhofmeisterin geworden, den Tag über durch ihr Amt an das fürstliche Schloß gefesselt war. In den schönen Herbsttagen wiederholten sich jetzt die traulichen Stunden des vorjährigen Sommers und nur der Umstand, daß die Liebenden ihr Geheimniß vor der Mutter noch bewahren mußten, beeinträchtigte etwas diese „goldene Zeit" ¹⁰²). Wie groß, frei und rein diese drei guten Menschen ihr Verhältniß zu einander auffaßten, erhellt überzeugend daraus, daß der Spiegel von Lotte's Seele nie durch

einen Anhauch von Eifersucht getrübt wurde. Nur quälte sie — wie sie in einem Briefe vom 24. Oktober dem wieder nach Jena zurückgekehrten Verlobten gestand — zuweilen der Gedanke, daß ihm Karoline mehr sein könnte als sie und daß er sie zu seinem Glück nicht nöthig hätte. Auf diesen später noch einmal wiedergekehrten Strudel ihrer Bescheidenheit erwiderte Schiller am 15. November: „Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß du aufhören wütest, mir zu sein, was du mir bist? So müßtest du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist Alles, was du brauchst, und diese will ich dir leicht machen durch die meinige. Ach, das ist eben das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt, daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, euch jemals weniger zu sein oder weniger von euch zu empfangen. Unsere Liebe braucht keiner Kengstlichkeit, keiner Wachsamkeit — wie könnte ich mich zwischen euch Beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch Beide, für Jede von euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich der Einen nicht entziehe, was ich der Andern bin? Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch und immer liebevoller kommt sie von Einer zur Andern zurück, derselbe Lichtstral — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung, — derselbe Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte; aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen!“

Von seiner Doppelliebe ganz erfüllt und der Sorge hingegeben, derselben eine häusliche Stätte zu bereiten, hat unser Dichter an dem Vortritt der großen Revolutionstragödie in Frankreich zu

nächst weiter keinen Antheil genommen. Auf ihn paßte nicht das Wort des alten Talleyrand zu Guizot: „Wer nicht in der Zeit um 1789 gelebt hat, weiß nicht, was leben heißt“¹⁰⁰); denn er schenkte den Vorgängen jenseits des Rheins nur eine ganz beiläufige und, wie schon erwähnt worden, mehr ablehnende als sympathetische Aufmerksamkeit. Vergebens sucht man in seinem Briefwechsel mit Körner und den beiden Herzensfreundinnen, also gerade da, wo er sich über Alles, was ihn bewegte, am vertraulichsten aussprach, die Erwähnung eines der bedeutungsvollsten weltgeschichtlichen Daten, jener Nacht vom 4. August 1789, wo, hingerissen von einem Impuls der Begeisterung, wie er alle tausend Jahre kaum einmal wiederkehrt, zu Versailles die Feudalherren selbst den Leichenpomp des Feudalismus anführten. Er lebte und webte ganz in dem Frühling seiner Doppelliebe. Aber dieser Liebesfrühling war weniger ein gleichmäßig heiterer als vielmehr ein sehr stürmischer. An die idealste Schwärmerei drängte sich die gemeine Sorge verwirrend heran. Eine Stellung zu finden, welche die Gründung eines Haushalts ermöglichte, richteten sich die Blicke Schiller's abwechselnd nach Berlin und Wien, Mannheim und Heidelberg. Bald setzte er seine Hoffnung auf den Herzog von Weimar, bald auf den Goadjutor Dalberg, welcher mit der Lengesfeld'schen Familie sehr befreundet war und unsern Dichter ungemein hochschätzte. Wenn dieser gute, aber wie sein Bruder, der Herr Intendant, etwas „pulverfeurige“ Prälat nur schon Kurfürst von Mainz gewesen wäre! Aber er war es vor der Hand noch nicht und so hatte Schiller, nachdem er alle Möglichkeiten gemustert, am 10. November Veranlassung, tiefbekümmert an die Schwestern zu schreiben: „Ich durchsuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schicksal unserer Liebe bereitet haben könnte.“ Wie um sich selbst und die Freundinnen aufzuheitern, fügte er hinzu: „Heute an meinem Geburtstag habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der ~~Wenig~~ auch neu und noch verlegener als ich; er reichte sich auch

gleich wieder.“ Seine Sehnsucht, seine Ungeduld steigerte sich von Stunde zu Stunde. „Entfernung von euch ist kein Leben für mich und Schatten der Einbildung sind keine Genüsse — schrieb er am 14. und 15. November. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit unserer Liebe, die sich so lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieses Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich i n mir, bleibt es doch immer weit von mir, so lange ich es nicht in euren Augen lese, an eurem Herzen empfinde Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindringen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menschen und Schicksal.“ Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Aeußerungen des Mißmuths auch auf die gleichmäßige Heiterkeit von Lotte's Seele zeitweilig störend einwirkten. „Ich sehne mich nach Ruhe, nach einem freien Gefühl meiner selbst — schrieb sie am 19. November dem Geliebten. Muß es immer so sein im Leben, daß wir so wenig Zeit davon u n s e r nennen können? Und doch ist es so kurz! Bald stürmt es in der Seele und verbittert den Genuß jeder Freude und das Herz wird von einem bangen Gefühle zum andern gezogen. Sind wir endlich in uns zu einer Ruhe gelangt, die wir unzerstörbar glauben, so kommen Dinge von außen, reißen das schöne Gebäude unserer Glückseligkeit ein und wir sind immer nicht glücklich; so geht es fort bis an's Grab.“ Erschreckt durch diese schwermüthige Betrachtung, gab der Dichter zur Antwort: „Dein Brief hat mich geängstigt, meine theure Lotte. Ich erkenne deinen ruhigen heitern Geist in dieser Stimmung nicht mehr. O, erhalte mir deine Zufriedenheit, die stille sanfte Gleichheit deiner Seele, die mir so wohlthätig werden soll, die meinen unruhigen Geist liebevoll zurückerufen wird. Laß mich immer in den tiefsten Grund deiner Gedanken blicken, und wenn Alles

trüb und unwohl ist um uns her, so laß deine Seele mir heil sein!"

Da Herr von Beulwitz damals als Reisebegleiter des Erbprinzen und dessen Bruder von Rudolstadt abwesend und Frau von Lengefeld als Erzieherin der Prinzessinnen „nach Hofe gezogen war“, wurde beschlossen, daß Karoline mit Lotte einen weniger einsamen Winteraufenthalt haben und daher den Einladungen, die von Seiten der Frau von Stein und der Frau von Imhof aus Weimar an sie ergangen waren, entsprechen sollten. Als sie den Dichter davon benachrichtigt hatten und daß sie auf ihrer Reise Jena berühren wollten, ergoß sich sein Gefühl so glühend dithyrambisch, wie kaum jemals wieder. „Dank euch — schrieb er am 30. November — o, allen Dank der Liebe, meine Theuersten, daß ihr kommt, daß ich euch sehen werde. O, ich werde euch sehen — wär' es auch nur auf Minuten, ich werde sie an eurem Herzen durchleben. Mit euch — o wie hab' ich diese süße Wirklichkeit so nötig, eure liebe himmlische Gegenwart, Engel meines Lebens, meine einzige Glückseligkeit! Daß auch ihr diese Sehnsucht theilt, die alle meine Gedanken, alle, zu euch wendet, in Allem nur euch mich suchen und erkennen läßt — o wie viel Freude gibt mir diese Gewißheit, wie machte sie alles Leben in mir regt! Ach, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen könnte und euch, euch von ihm erslehen! Wäret ihr schon mein! Wäre dieses jetzige Erwarten das Erwarten unserer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traume. Schon im lebhaftesten Gedanken an euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner; ich fühle, wie alles Streitende in mir in einer süßen Harmonie sich versöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem höheren, schöneren Wohlfließen dahinfließen. Was wird es erst sein, wenn ihr mir wirklich gegeben seid, ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von euren Lippen athmen kann!“ Und nicht nur lyrisch, wie in diesem Erguß, sondern auch ganz realistisch äußerte sich der Dualismus von Schiller's Liebe. Wie er sich das

Zusammenleben mit den Schwestern dachte und zwar in Rudolfsstadt, wohin er ziehen wollte, zeigt uns sein Brief vom 12. Dezember an Körner. „Die Beulwitz — heißt es hier — stimmt sehr übel mit ihrem Manne zusammen und nur die Gesellschaft ihrer Schwester machte ihr dieses Verhältniß bis jetzt leidlich. *Allein* lebt sie nicht mit ihm und ihre Mutter ahnt dieses schon längst und ist sehr unruhig darüber. Er ist ein recht schätzbare Mann von Verstand und Kenntnissen; dabei denkt er gut und edel, aber es fehlt ihm an Delicateſſe und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist als er und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht ist. Diesem übeln Verhältnisse wird abgeholfen, wenn wir, Lotte und ich, mit Beulwitz und seiner Frau zusammenleben. Er und ich stehen gut und vertragen uns gut mit einander, und wenn die Beulwitz nicht auf die Gesellschaft ihres Mannes eingeschränkt ist, so geht auch mit ihr Alles besser. Im Hause haben wir Platz; es sind zwei Häuser an einander, die Communication haben, und seitdem die Mutter nach Hofe gezogen, ist Platz für uns geworden. Ich brauche bloß 300 Thaler in die Oekonomie zu geben, 200 Thaler zieht Lotte von ihrer Mutter, ungefähr ebensoviel brauche ich für mich. Fünfhundert Thaler sind mir nothwendig, aber auch ausreichend, und diese denke ich ganz allein von der Thalia zu ziehen. Unser Plan ist also: ich verlange auf Oſtern einen fixen Gehalt, den man mir ganz gewiß verweigert, und dann lege ich meine Professur nieder.“

Dieser ganze Plan ist nicht zur Ausführung gekommen und es war gut, daß es nicht geschah. Selbst ein Schüler hätte daran scheitern müssen, ein ideales Doppelverhältniß, wie es hier vorlag, in der Wirklichkeit idealisch durchzuführen. Am 2. Dezember sahen Bine und Lotte auf ihrer Reise nach Weimar den Dichter in Jena. Fehn Tage später ritt er nach Weimar hinüber und da wurden zwischen ihm und den Schwestern die entscheidenden Verabredungen getroffen¹⁰⁴⁾. Beide Schwestern sollten der Mutter die Sachlage eröffnen und Schiller sollte bei ihr persönlich um die Hand Lotte's

werden. Dabei wurde die Absicht, in Rudolstadt zusammenzuleben, noch beibehalten; aber Allem zufolge darf wohl angenommen werden, daß gerade damals Karoline ihr Opfer gebracht habe, d. h. sie that Alles, um die Verbindung der Schwester mit dem Dichter zu Stande zu bringen. Phantastische Träume, mochte sie denken, würden dann von selbst vor der Macht der Wirklichkeit zurüdtreten, und so geschah es auch. Charlotte von Stein ließ Karolinen ihre freundschaftliche Bethülfe, namentlich dadurch, daß sie den Herzog Karl August, als dieser sie über das Verhältniß Schiller's zu Lotte von Lengefeld ins Verhör nahm, aufmerksam machte, daß die Auswerfung einer Besoldung für Schiller die fragliche Verbindung sehr fördern würde¹⁶⁵). Am 18. Dezember schrieb der Dichter zu Jena seinen Werbungsbrief an Lottchen's Mutter, in deren Hände er, wie er in diesen Zeilen voll edler Männlichkeit und innigster Herzensbewegtheit sagt, das ganze Glück seines Lebens gab¹⁶⁶). Gewiß war auf die Entscheidung der "chère mère" diese Sprache von Einfluß, aber daneben wohl auch der Umstand, daß, was ihr Karoline sicherlich zu wissen gethan, der Coadjutor Dalberg sich bestimmt dahin geäußert hatte, er würde, sobald er auf dem kurfürstlichen Stuhle säße, Schillern einen Jahrgehalt von 4000 Gulden auswerfen und ihm dabei den ganz freien Gebrauch seiner Zeit lassen¹⁶⁷). Endlich dürfte es gegen die Standesbedenken der guten Frau Oberhofmeisterin nicht wenig in die Waagschale gefallen sein, daß der Dichter, wie er an Körner schrieb, gerade damals „um eine Sylbe wuchs“, d. h. vom Weimar'schen Rath zum Meining'schen Hofrath wurde. Da war an dem künftigen Herrn Schwiegersohn doch Etwas, was nach Höfen schmeckte, und wenn Solo schlechterdings keine Hofdame werden wollte, so mochte sie denn in Gottesnamen Frau Hofrätthin werden. Dem Dichter selbst erschien freilich dieser Sprung als ein sehr großer. „Ach, wie gut ist es, meine liebe Lotte — schrieb er am 22. Dezember an seine Braut — daß du nicht zur Hofdame worden bist. Ich mußte über den Plan der guten Mutter lachen. Von einer Hofdame zu mir — ärger kann wohl kein Project mißlingen.“

Die Weihnachtsferien verbrachte Schiller in Weimar und hier traf ihn die Antwort der Frau von Lengefeld. Sie lautete bejahend, herzlich bejahend. „Ja — schrieb die Mutter — ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein Lottchen geben.“ Nur gegen die Absicht des Dichters, seine Stellung in Jena aufzugeben und nach Rudolstadt zu ziehen, erklärte sich Frau von Lengefeld entschieden und gewiß mit richtigstem Gefühle¹⁰⁸). Uebrigens war dieser Plan schon ausgegeben, denn die an den Herzog von Weimar gerichtete Bitte Schiller's um Erhebung seiner Professur aus einer unbefoldeten zu einer besoldeten war inzwischen gewährt worden. Die Besoldung sollte 200 Thaler betragen, „wie ich vermuthete — schrieb der Dichter unterm 6. Januar 1790 an Körner. Was ich nicht vermuthete, war, daß der Herzog selbst fühlen würde, daß dies wenig sei. Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben, ging ich nach Weimar. Er erfuhr's, ließ mich holen und sagte mir, daß er gern Etwas für mich thun möchte, um mir seine Achtung zu zeigen; aber mit gesenkter Stirne und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß 200 Thaler Alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies Alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und betrügt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen.“ In demselben Briefe und in einem früheren vom 24. Dezember theilt er dem Freunde auch mit, wie es zunächst mit seinem Haushalt werden sollte: — „Alles, was das eigene Haus halten Anfangs so schwer macht, fällt weg, da wir mit keiner eigenen Wirthschaft anfangen. Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung und miethe auch die übrigen Zimmer auf derselben Etage. Meine Hausjungfern wollen sich dazu verstehen, den Tisch zu besorgen, und ich komme wohlfeiler weg als bei eigener Menage. Da ich alle Möbel im Hause habe, so brauche ich mich auch nicht einzurichten, welches überhaupt nicht rathsam wäre, ehe ich weiß, wie lange ich bleibe. Das Schwerste also, der Anfang, wird mir ziemlich leicht, und was ich zu meiner eigenen Equipirung brauche ist wohl das Meiste. Wäsche gibt mir 400 Thaler für einen

Aufsatz über den dreißigjährigen Krieg im historischen Kalender.
Die kommen mir gar gut um diese Zeit."

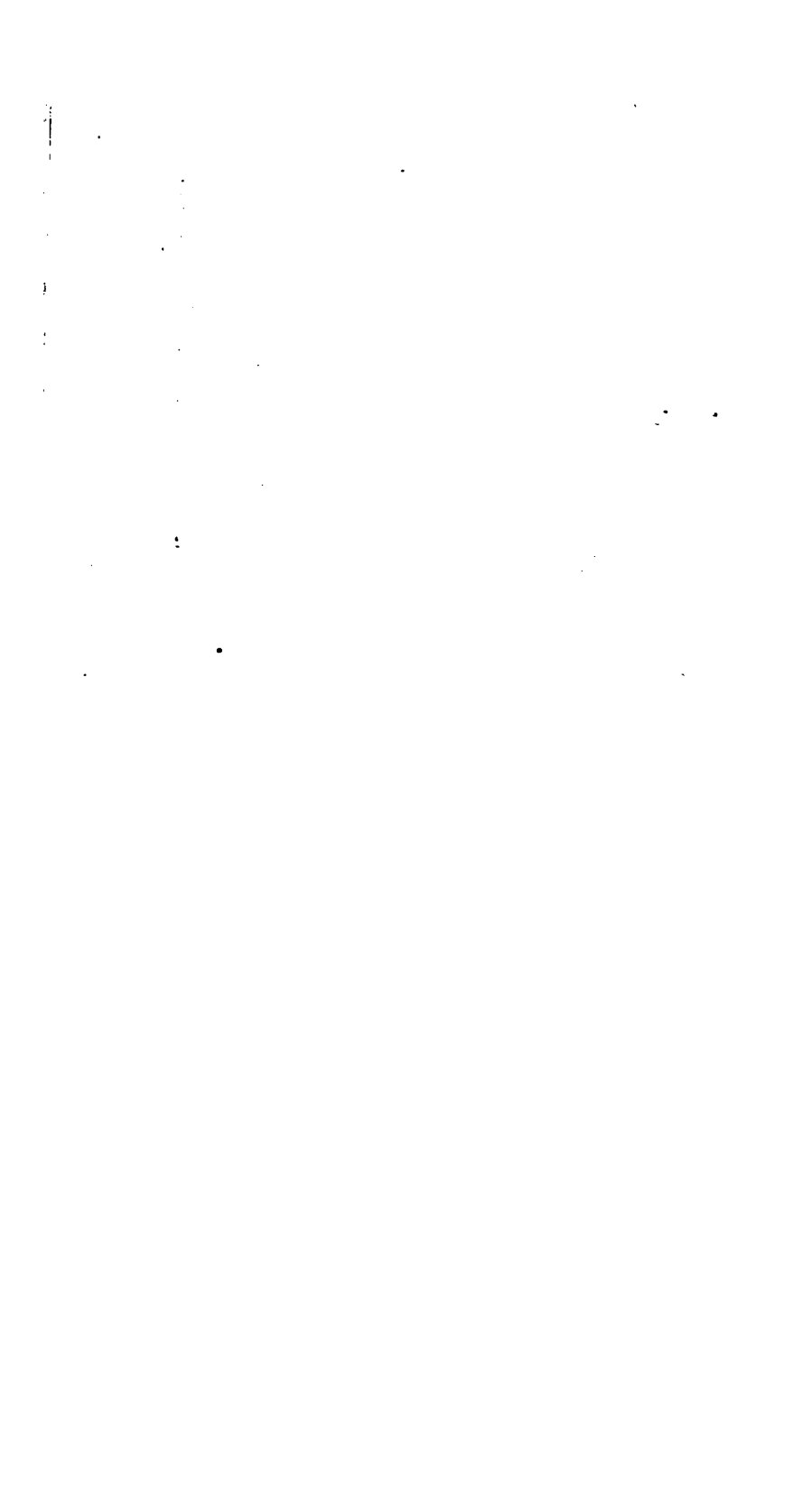
Es ist eine frohe Weihnacht gewesen, welche der Dichter damals in Weimar feierte. Da schloß er auch seinen Freundschaftsbund mit Wilhelm von Humboldt, dessen Verlobung mit Lina's und Lotte's Freundin Karoline von Dachsöden in jenen Tagen statt hatte. In sonnigen Zukunftsplanen, in anregenden Gesprächen über das Schöne und seine Erscheinungsformen erging sich der befreundete Kreis. Da hallten wiederum die revolutionären Sturmglockentöne von jenseits des Rheins in diese genügsame und heitere Stille herüber. Der liebenswürdige Dichter Salis, durch die Revolution seiner Hauptmannsstelle bei den Schweizergarden in Paris entlassen, kam nach Weimar und brachte Briefe vom Better Holzogen, worin dieser Pariser Scenen schilderte, welche nur zeigten, "qu'on ne peut pas faire des omelettes sans casser des oeufs", aber den deutsch-idyllischen Vorstellungen der Weimarer „Aufgeregten“ von einer Revolution bedenkliche Stöße versetzten¹⁶⁹). Schiller, welcher „diese Begebenheiten schon bei ihrem ersten Entstehen ernst und ahnungsvoll“ aufgenommen hatte, machte sich nicht viel damit zu schaffen. Lebte er doch in einer „schöneren Welt“ und tausendmal interessanter als alle Zeitungsberichte mochte ihm der herzige Brief vorkommen, welchen Lohs am 29. Dezember dem nach der schwäbischen Heimat gehenden Schreiben beischloß, worin er sich den Segen der Eltern zu seinem Ehebunde erbat¹⁷⁰). So trat er frohen Gemüthes hinüber ins Jahr 1790 und es ist etwas Frommes — im Sinne der Alten — in den Worten, die er am 1. Februar an Körner richtete: — „Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichsten Ziele stehe, ersaune ich selbst, wie doch Alles über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genuße meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder

zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Am 15. oder 16. Februar begab sich der Bräutigam nach Erfurt, wo sich seine Braut und ihre Schwester zu Besuche befanden, und brachte, nachdem er aus dem Munde des Coadjutors die Bestätigung der erwähnten Zusage vernommen, die Damen nach Jena herüber. Es ging ein Gemunkel in den Hörsälen und Commercshäusern der Universität von der bevorstehenden Hochzeit, aber „alle Anschläge der Studenten und Professoren, den Dichter zu überraschen, wurden hintertrieben.“ Die Brautleute wollten jedes Aufsehen vermieden wissen. In der Morgenfrühe des 20. Februars 1790 fuhren sie mit Karoline der Mutter entgegen, welche von Rudolstadt kam¹⁷¹). Auf dem Rückweg nach der Stadt hielt der Wagen vor der kleinen Dorfkirche von Wenigenjena, dessen Pastor, ein „kantischer Theologie“, zum Voraus benachrichtigt war. Das Brautpaar, gefolgt von Mutter und Schwester, trat ein, die Thüre schloß sich hinter den vier Personen und Pastor Schmidt verrichtete die Trauung. So still und prunklos war die Hochzeit Schiller's und Lotte's . . . Als Mann und Frau kehrten sie nach Jena zurück. Wie glücklich sie waren, mögen sie selber sagen. Am 1. März schrieb der Dichter seinem Rörner: „Ich fühle mich glücklich und Alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin.“ Lotte ihrerseits ließ sich unterm 9. März gegen ihren Better Wilhelm von Wolzogen so vernehmen: „Du mußt nun wissen, daß ich seit vierzehn Tagen Schiller's Frau bin. Da uns die herzlichste, innigste Liebe verbindet, kannst du denken, daß wir glücklich sind und es bleiben werden. Ich ahnete nie so viel Glück in der Welt als ich nun gefunden. Das Herz findet sich bei der

Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn gebunden; ich hätte in keiner anderen Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe sein Leben immer freundlich erhellen, und er ist glücklich, sagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken sollen, daß es so werden würde, als du uns meinen Schiller zum ersten Mal vorführtest? Dank dir, Dank dem Schicksal, das mir meine Freuden durch dich gab" 172).

Also war „der große Wurf“, von dem im Lied an die Freude geungen ist, gelungen. Indem er den Dichter in den Armen seiner jungen Gattin des Honigmondes genießen läßt, darf sich der Erzähler seiner Lebensgeschichte hier eine Pause gönnen. Wieder liegt hinter Schiller eine bedeutungsvolle Periode abgeschlossen, eine Zeit des Strebens und Irrrens, der Arbeit, der Sorge und Läuterung. Die ersehnte „häusliche Existenz“ ist gegründet. Alles Schwankende, Unstäte, Phantastische weicht der stillen Macht eines gleichmäßigen Verhältnisses, welches stets die Grundsäule aller Kultur und Sitte sein wird. In dieser anmuthigen Umfriedigung beruhigter Wünsche kann der Genius Schiller's sicheren Schrittes seiner Vollreise entgegengehen. Eine bleibende Stätte für ihn ist gefunden und mit ihr der Segen der Häuslichkeit: die Wanderjahre unseres Dichters sind beschloffen, — die Meisterjahre heben an.



Belege

und

Erklärungen

Zum ersten Buch.

1) Der „württembergische Fragenplan“, d. h. die Vorschrift, nach welcher sich die Speciale (Superintendenten) bei ihren Visitationen der Pfarren und Schulen zu achten hatten, umfaßte 38 Schreלבbogen. Auf die darin stehend vorkommende Frage: „Ob mit denen Sectariis nach den fürstlichen Rescripten gehandelt werde?“ gab einmal ein Pastor die treuherzige Antwort: „Mit denen Sectariis, deren jedoch keiner vorhanden, wird nach den herzoglichen Rescripten gehandelt.“

2) Welchem Mechanismus der komische Reizgeschmack nicht fehlte. So war z. B. in der 1729 erlassenen, 1782 erneuerten, „Schulordnung“ hinsichtlich der Schulgebete verordnet: „Die Art und Weise (des Betens) betreffend, so wird nicht vor nöthig erachtet, daß alle Kinder auf einmal laut zusammen schreien. Denn obwohl ein solch gemeinsames Geschrei in einer sonderbaren großen Noth kann gebraucht werden, so ist doch in einer Schule vornehmlich um das Lernen der Kinder zu thun.“

3) Ich halte, gegenüber von Schwab, welcher nach einer Notiz im Marbacher Kirchenregister den 11. November 1789 als Schiller's Geburtstag angiebt, das obige Datum fest. Schiller kannte jene Notiz recht wohl, aber dessenungeachtet hat er zu wiederholten Malen (Brief an Wieland aus Rudolstadt im September 1788, Brief an die Schweftern Lengefeld aus Jena vom 10. November 1789, Brief an Körner aus Jena vom 10. November 1789) des Bestimmtesten den 10. November als seinen Geburtstag angegeben. Sodann hat Voas („Schiller's Jugendjahre“, I, 47) mit Recht darauf hingewiesen, daß, als Schiller 1793 sein Geburtsfest in der Heimat inmitten seiner Familie beging, dies am 10. November geschah und daß, wenn er früher hinsichtlich des Tages in einem Irrthum befangen gewesen



Belege

und

Erklärungen

Zum ersten Buch.

1) Der „württembergische Fragenplan“, d. h. die Vorschrift, nach welcher sich die Speciale (Superintendenten) bei ihren Visitationen der Pfarren und Schulen zu achten hatten, umfasste 38 Schreibbogen. Auf die darin stehend vorkommende Frage: „Ob mit denen Sectariis nach den fürstlichen Rescripten gehandelt werde?“ gab einmal ein Pastor die treuherzige Antwort: „Mit denen Sectariis, deren jedoch keiner vorhanden, wird nach den herzoglichen Rescripten gehandelt.“

2) Welchem Mechanismus der lomische Beigeschmack nicht fehlte. So war z. B. in der 1729 erlassenen, 1782 erneuerten, „Schulordnung“ hinsichtlich der Schulgebete verordnet: „Die Art und Weise (des Betens) betreffend, so wird nicht vor nöthig erachtet, daß alle Kinder auf einmal laut zusammen schreien. Denn obwol ein solch gemeinsames Geschrei in einer sonderbaren großen Noth kann gebraucht werden, so ist doch in einer Schule vornehmlich um das Lernen der Kinder zu thun.“

3) Ich halte, gegenüber von Schwab, welcher nach einer Notiz im Marbacher Kirchenregister den 11. November 1759 als Schiller's Geburtstag angiebt, das obige Datum fest. Schiller kannte jene Notiz recht wohl, aber dessenungeachtet hat er zu wiederholten Malen (Brief an Wieland aus Rudolstadt im September 1788, Brief an die Schwestern Lengefeld aus Jena vom 10. November 1789, Brief an Körner aus Jena vom 10. November 1789) des Bestimmtesten den 10. November als seinen Geburtstag angegeben. Sodann hat Voas („Schiller's Jugendjahre“, I, 47) mit Recht darauf hingewiesen, daß, als Schiller 1793 sein Geburtsfest in der Heimat inmitten seiner Familie beging, dies am 10. November geschah und daß, wenn er früher hinsichtlich des Tages in einem Irrthum befangen gewesen

wäre, derselbe bei dieser Gelegenheit sicherlich von den Eltern berichtigt worden wäre. Hoffmeister hat in seinem größeren biographischen Werke über Schiller (I, 5) ebenfalls den 10. November, wogegen in dem kleineren, von Viehoff herausgegebenen, Schwab's Angabe adoptirt ist, welche doch den angezogenen Zeugnissen gegenüber nur beweisen kann, daß der Dichter am 11. November getauft wurde.

4) Mit der Bemerkung von ihrer Hand: „Dieses Gebet hat Papa selbst gemacht und alle Morgen gebetet.“

5) Insbesondere nach dem Vorgang von R. W. Demler, welcher 1805 „Szenen und Charakterzüge aus Schiller's späterem Leben“ und 1806 „Schiller, der Jüngling“ herausgegeben hat. Die Jugend des Dichters ist da zu einer Art empfindsamen Romans gemacht. Der ins Blaue hineinfaselnde Ton desselben kennzeichnet sich schon genugsam durch die Stelle, wo über Schiller's Mutter ausgesagt wird: „Wenn ihre jugendlichen Freunde sich im Concert, auf Bällen und Assembléen versammelten“ — (in dem altwürttembergischen Bauernstädtchen Marbach!) — „dann sah das empfindsame und schwärmerische holde Mädchen oft am einsamen murmelnden Quell des nahen Wiesengrundes und lauschte dem Lied der Nachtigall.“ Demler hat der Frau Elisabeth auch ein paar sentimentale Versstropfen angehängt, welche sie 1757 für ihren Gatten gedichtet haben soll. Merkwürdig ist, daß ein Gustav Schwab in seinem Leben Schiller's Vieles von dem Demler'schen Konsens gläubig nachschrieb. Die Ausschreiber Schwab's nahmen dann natürlich keinen Anstand, die schlechten Erbüchungen Demler's ihren Lesern ebenfalls aufzutischen. Das hat das Verdienst, in der Einleitung zu seiner oben citirten Schrift unter den Mythen, womit eine ungeschickte Phantasie Schiller's Jugendgeschichte umgab, tüchtig aufgeräumt zu haben.

6) Das Stadtarchiv von Marbach verwahrt das „Beibringens-Inventar“ der Eheleute Schiller. Herr Johann Kaspar brachte in baarem Gelde 215 fl. in die Haushaltung, ferner „an einzunehmenden Schulden eher mehr denn weniger 10 fl.“; weiterhin etliche chirurgische Instrumente, wie auch Medicamente, bestehend „in gebrannten Wassern, Tincturen, Spiritibus, Kräutern und andern Speciebus;“ an Garberobe „einen guten und einen alten bordirten Hut, ein ganz neues Kleid von stahlfarbenem Tuch, ein ditto nebst Kamisol, ein mittelmäßiges Paar Lederhosen, einen kalamanthenen Cassaquin“ und außer dem nöthigsten Weißzeug „zwei feine Manschettenhemden und zwei seidene Taschentücher;“ endlich einen „silberbeschlagenen Stock, ein silbern Halsesloß, ein silbern Petschaft, einen ungarischen Sattel mit völligem Reitzzeug und für 10 fl. medizinische Bücher.“ Der Kleiderhaat von Frau Elisabeth Dorothea bestand aus einem „schwarzbasteten Küttelein, einem seidenzeugenen Rocke, einem feinen Flor-tüchle, einer schwarzdamastenen Haube mit Goldspitzen, sammetlebernen Schuhen, einem Perlen- und Granaten-Rufer und einem goldenen Ringe, vom Marito verehret.“ Sie brachte ihrem Gatten auch ein Stück Acker- und Gartenland zu, auf 188 fl. geschätzt. Der

Handrath des Paares war einfach genug. Dem Inventar zufolge bestand derselbe aus „einer guten gehämmelten Bettlade, einem doppelten Kleiderkasten, einem Drissur (Tressur), einem guten Tisch von hartem Holz, zwei dergleichen Stühl', einer Gangwiegen und zwei ungelehn'ten Sesseln.“

7) Auch Karoline von Wolzogen, die Schwägerin des Dichters, welche, wie sie ausdrücklich bemerkt, ihr „Leben Schiller's“ nach „Erinnerungen der Familie“ verfaßte, gibt dieses Datum. Die Gefühle, welche den würdigen Vater bei der Geburt seines Sohnes bewegten, bezeugt schön dieser Schluß eines Aufsatze von ihm: „Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir!“

8) Stäublin's schwäbischer Mosenalmanach für 1782 enthält S. 169 eine vom März 1781 datirte, an S(chiller) gerichtete Ode von Gönz, worin dieser den Freund an ihre im Thale von Lorch gemeinsam verlebten Kinderjahre erinnert und die Landschaft höchst anschaulich schildert: —

Sieh, hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieselnden Quell,
Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur;
Jetzt an den Krümmungen des Waldes,
Der widerhört vom Gesang der Vögel
An schattigen Tannen
Und hochragenden Eichen,
Wo mir kläglich herabstönt der Holztäubegitt;
Dort vor mir der hochbroh'nde Reihberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur
Vom Weidenbach umschlängelt,
Halb umkränzt der Walb,
Majestätisch emporhebend den Riesenrücken
Dein Stolz, Suevia,
Der mächtige Staufenberg!
Ach, wie sie mir vorübergauckeln vor'm Phantasiebild
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt' ist ein Blatt,
Worauf lebendig mich ansprucht
Mein Knabengefühl!
Und o, wie du schon da
Manche kindische Freuden mit mir theiltest,
Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funke, der jetzt

Aufzulobern begann und bald
Ausgeschlagen wird zur Flamme!

9) Ich habe in meinen Schuljahren einen Gmünder Kreis gekannt, welcher, sobald in seiner Gegenwart von Schiller die Rede war, aus der hypochondrischen Verbüsterung seines Alters aufglühte und dann schimmernden Auges erzählte, daß er manches liebe Mal vor dem Gasthaus zum Ritter St. Jörg am Marktplatz mit dem Frizle Schiller Karbel gespielt habe, während der Herr Hauptmann Schiller, ein „merkwürdig seriöser Mann“, drinnen im Hause seine Geschäfte abmachte.

10) Noch weniger als Andere sollten Fürsten
Vom Weg des Rechts und der Tugend weichen;
Ihr Leben sollte Sonnenuhren gleichen;
So mächtig ist ihr Beispiel, und ihr Irrren
Verursacht, daß die Zeiten sich verwirren.

Webster (Bodenstedt, *Sh. J. I.*, 219.)

11) Abgedruckt bei Strauß, „Schubart's Leben“, I. 290, und in meiner „deutschen Kultur- und Sittengeschichte“, 2. Aufl. S. 559.

12) Ich merke an, daß das bekannte Gedicht, aus welchem diese Worte genommen sind, von Schiller weber, wie behauptet wurde, in seinem 16. Jahre noch überhaupt verfaßt wurde. Der Verfasser ist vielmehr J. W. Armbruster, ein Jugendbekannter unseres Dichters.

13) Nach dem Zeugniß von Petersen, dem Akademie-Genossen des Dichters, welchem dieser das väterliche Wort selber mitgetheilt hatte. S. Hoffmeister's Nachlese zu Schiller's Werken, I. 3.

14) Die vom 6. März 1790 datirte Antwort des Hauptmanns (zum ersten Mal nach dem Original abged. bei Boas a. a. D. I, 61) brachte dem Sobne manchen Vorgang aus dessen Knabenzeit in Erinnerung. Der alte Herr schrieb: „Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergesen, daß Er einmal den Redarfluß gesehen und sonach, im Diminutivo, jedes kleines Bächgen ein Rederle geheißn; wiederum hat Er einen Galgen bei Schornborn, als Mama mit Ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil Er vor diesem Mausefalle gesehen, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserem Quartier zur Sonne in Lorch, da man Ihn statt Mantels einen schwarzen Schurz und statt Uberschlags ein Predigt-Lämpgen anthun mußten. Und dann die äußeren Umstände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und thun mußte, gerade das und so viel, als diese Umstände erlaubten. Wie Er Sein erstes Trauerspiel: „Die Christen“, in Seinem dreizehnten Jahre geschrieben; was für lateinische Distichen, Carmina, Epistolae etc. Er verfertigt; wie Er mit Hrn. Professor Zahn in Collision gekommen; — doch das gebührt mehr zu einer Lebens-Beschreibung und less abstrahire ich.“ — Wichtig ist in diesem Schreiben die Erwähnung des Trauerspiels. Man ersieht daraus, daß Schiller wirklich schon im Knabenalter an die Gestaltung

tragischer Entschluß gegangen, wie ich oben erwähnte. Auch zeigt der Brief, daß der Herr Hauptmann dem Sohne gegenüber entschieden an seiner väterlichen Autorität festhielt. Er hat seinen Frig, als dieser schon ein berühmter Mann war, und bis zuletzt nie anders als mit „Er“ angeredet. Er war ein kernhafter Altwürtemberger im besten Sinne des Wortes, dieser Soldat, welcher seinen Degen in das nützlichere Instrument eines Oculirmessers umgewandelt hatte.

15) Virtus itself turns vice, being misapplied,

And vice sometime's by action dignified. R. and J. II, 3.

16) „Der Herzog war selbst zugegen und bezeichnete den Kerker, in dem man mich verwahren sollte. Ich wurde in den Thurm geführt, dicht am Zimmer vorbei, von dem der Herzog und seine Gemahlin (d. i. Franziska) herunterschauten.“ Schubart's Selbstbiographie, II, 143—44. Auf dem Wege von Blaubeuren nach der Festung hatte der Gefangene in dem Städtchen Kirchheim übernachtet. In dem Wirthszimmer daselbst wurde er von „lebernen Phylistern“ des Ortes bewacht, die sich heimlich einander ins Ohr raunten: „Das ist der Schubart, der Malefizker! Man wird ihm 'nmal den Grind (d. i. den Kopf) herunterfegen!“ Das war der Volksbank für die emanzipative Thätigkeit des patriotischen Publizisten.

17) Als Dionys von Syrakus

Aufhören muß,

Tyrann zu sein

Da ward er ein Schulmeisterlein.

18) Am 24. Januar 1796 äußerte Wieland gegen Böttiger (Literar. Zustände und Zeitgenossen, I, 180): „Man hat mir auch schuldgegeben, daß ich im Dionysius meines Agathon den Herzog Karl von Württemberg geschildert habe. In Einigem können die Leute wohl recht haben; aber es ist doch nicht mit Bewußtsein geschehen. Man mochte indeß dem Herzog selbst etwas der Art von mir gesagt haben; als er hier war und Herder und ich ihm präsentirt wurden, affectirte er uns gar nicht zu kennen. Dagegen hielt er in Jena ein großes Gastgebot, wo er die Pedanten alle zusammenbat und sie von seiner neuen Universität unterbielt, ihnen streitige Punkte zur Entscheidung vorlegte, aber allezeit vorausschickte: der Gesetzgeber (sich selbst meynend) hätte darüber so gesprochen u. s. w. Ich konnte mich damals nicht enthalten, ein Epigramm auf diesen Dionysius zu machen, das die Leute sehr heißend fanden und fleißig circuliren ließen.“ Böttiger, welcher freilich seine Glaubwürdigkeit durch überflüssigen Klatsch bekanntlich sehr beeinträchtigt hat, theilt das nachstehende Epigramm mit: —

Mit größtem Recht, o Schwabekönig, hieß

Die Welt dich längst den zweiten Dionys;

Du fehlte Nichts, die Gleichheit zu vollenden,

Als mit Schulmeistern auch wie Dionys zu enden.

Man sieht, falls dies Epigramm wirklich das erwähnte Wieland'sche ist, so hat es bei der Priorität von Schubart's Bly eine sehr

verdächtige Neugier mit diesem. — Ueber das berühmte Gebahren des Herzogs während seiner Anwesenheit in Jena finde ich in einem vom 17. Februar 1783 datirten Brief Karl August's von Weimar an Merck die denkwürdige Aeußerung: — „Der Herzog von Württemberg war gestern hier. Sie wissen, daß er alle Universitäten Deutschlands bereist und daß er wohl leiden mag, wenn sich alle Facultäten vor ihm prostituiren; auch läßt er's nicht ermangeln, ihnen vice versa ein ähnliches Spectacul zu geben. Ich war Augenzeuge einer solchen Operation in Jena, 8 Professoren überhörte er in 10 Thema's. Ein alter Husaren-General mit einem großen Schnurrbart, der ihn begleitet, ein dickköpfiger, runder Schwabe, hat den Auftrag, die Collegia zu schreiben; mit Seufzen und Fluchen unterzieht er sich diesem Geschäfte.“

19) Wir besitzen jetzt eine ausführliche „Geschichte der Hohen Karlschule“ nach archivalischen Quellen von H. Wagner. 1856—57. Aus dem im Text angeführten Datum des kaiserlichen Diploms, kraft dessen die Akademie zur Karlschule erhoben wurde, ersieht man, daß, streng genommen, Schiller ein „Karlschüler“ nicht heißen kann, da er die Akademie schon zu Ende d. J. 1780 verlassen hatte.

20) Mithetheit von Petersen im Morgenblatt 1807, Nr. 182. In einer Selbstschilderung, welche Schiller zur nämlichen Zeit dem Herzog von sich entwarf, findet sich folgende Stelle: „Sehen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe. Sie werden mich eigenkännig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten auferlegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden, denn wenn der Körper leidet, so leiden mit ihm auch die Kräfte der Seele und der Wille wird durch Leibeschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenso habe ich Keinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen.“

21) Durch alle Werke Schiller's — äußerte am 18. Januar 1827 Göthe gegen Eckermann — geht die Idee der Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle. Daß nun diese physische Freiheit Schiller in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag theils in der Natur seines Geistes, größtentheils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militär-Schule hatte leiden müssen. Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

22) Stuttgarter priv. leg. Zeitung vom 25. November 1778: Jugenderinnerungen des Generals v. Scharffenstein, mitgetheilt im Morgenblatt 1837, Nr. 56. Wagner a. a. D. I, 47.

23) Scharffenstein im Morgenblatt 1837, Nr. 56.

24) Wagner a. a. D. I, 36. Dasselbst, S. 37, ist auch der höchst ergötzliche Brief eines Offiziers an den Intendanten Seeger mitgetheilt, worin sich der Briefsteller über die Zurücksetzung seiner „sehne“ in der Akademie gegenüber den adeligen Jöglingen bitterlich beschwert und entrüstet ausruft: „Ein offizier hat die ehr, und gehöret die ehre, wie einem ödelmann wo Komdt der adel anderst härr, als von einem rechtschaffenen brauen meritirten offizier der in vorm feindt erworben hat?“

25) Memoiren des preussischen Generals der Infanterie Freiherr Ludwig von Wolzogen, S. 3. Der General sagt bei dieser Gelegenheit: — Die Hauptmängel der Akademie waren, daß als einziges Erziehungsprinzip lediglich die Erweckung des Ehrgeizes galt, die tiefere sittliche Bildung der jugendlichen Charaktere mithin völlig hintangesezt und überdies auch der Unterricht, wenigstens in den unteren Classen, nicht gründlich genug erteilt wurde.“

26) Es hatte ein sehr seltsames Ansehen — bemerkt Nicolai (Reise durch Deutschland i. J. 1781, X, 64) — wenn beim Mittagessen die Jöglinge ganz ernsthaft, in zwei Colonnen, die Aeligen zur Rechten und die Bürgerlichen zur Linken, in den Speisesaal hinein defilirten, ohne das Geringste von der Freude zu bezeugen, die Jünglingen beim Anblick der Speisen so natürlich ist. Sehr seltsam sah es aus, daß sie mit Rechtsrum und Linksrum Front gegen den Tisch machten und aufs Commando zum Beten mit klatschendem Laute alle Hände sich zum Gebete falteten, daß nach beendigtem Gebete und entfalteten Händen jeder nach dem Tempo seinen Stuhl ergriff und ihn mit so schnellern und egalem Geräusche rückte und sich darauf sezte, als wenn ein Bataillon das Gewehr abfeuert; ja ich glaube fast, sie fuhren auch nach dem Tempo mit dem Löffel in die Suppe. — Da Nicolai die Art des Betens in der Akademie erwähnt, so will ich daran noch eine Notiz reihen. Jeden Sonntag wurden die Akademisten zum Gottesdienst in die Akademiekirche commandirt, aber weiter wurde zur Bedung und Förderung des religiösen Sinnes Nichts gethan. Auch die Religion wurde in der Akademie, wie so vieles Andere, rein äußerlich und mechanisch behandelt. Man lese nur in der „Beschreibung der hohen Karlschule“ (1783) die Vorschrift über Verrichtung des Tischgebetes: — „Hierauf wird die commandirte ganze Wendung gegen die zwischen den Hauptthüren des Speisesaals befindliche Kanzel gemacht, auf welcher das für die Akademie besonders verfaßte Morgen- und Abendgebet von dem Aufseher und das sowohl vor als nach dem Essen darauf folgende Vaterunser von den Jöglingen der dritten und vierten bürgerlichen Abtheilung, die hierin, wie die Aufseher, von Tag zu Tag abwechseln, mit lauter Stimme gebetet und von der ganzen Schule mit aufgehobenen Händen und einer feierlichen Stille nachgehakt

wird; worauf sich alle nach einer neuen Wendung zu Tisch setzen und essen."

27) Noch schwebt meiner Seele lebhaft das Bild vor — sagt der Karlschüler Chr. S. Pfaff in seinen „Lebenserinnerungen“ — wie die hohe anmuthige Frau an dem Arme ihres seiner Frömmigkeit wegen berufenen, eine trübselige Herrenhut'sche Physiognomie zeigenden Kammerherrn, der gleich Hamlet's Geist dahinglitt, durch die Thüre, die zunächst an meinem Speisetische sich befand, hereinschritt und dann an der Seite ihres in einen einfachen Frack ohne Abzeichen gekleideten, mit seinem Stöckchen spielenden Gemahls (des Herzogs) den langen schönen Speisesaal durchwanderte und sich an der blühenden Jugend ergöste.

28) Auf schwere Vergehen gegen die Disziplin und Subordination waren Stockprügel gesetzt. Die gewöhnliche Strafe war jedoch das „Cariren“, d. h. der Straffällige mußte beim Abendessen vor seinem umgekehrten Teller stehen und zusehen, während die Anderen aßen. Eines Tages, als Herzog Karl nach Gewohnheit Strafurtheile sprechen wollte, begegnete ihm ein wunderliches Abenteuer. Der General Ludwig von Wolzogen — (er trat 1781 in die Karlschule, während seine beiden älteren Brüder Wilhelm, nachmals der Schwager Schiller's, und Karl Akademiegenossen unseres Dichters waren) — erzählt (a. a. D. 4) diese beste aller in der Anstalt passirten zahllosen Schnurren so: — „Der Herzog hatte die Einrichtung getroffen, daß jeder Eleve, wenn er etwas peccirt hatte, sich von seinem Klassenlehrer einen Zettel geben lassen mußte, worauf sein Vergehen verzeichnet stand. Diesen Zettel hatte der Unglückliche dann selbst dem Herzoge zu überreichen, um von ihm persönlich seine Strafe entgegenzunehmen. Nun war aber damals gerade ein junger durchtriebener Graf Nassau auf der Schule, dem die Zettel immer schwachweise zufielen. Eines Freitags, da der Herzog am Arm seiner Maitresse, der Gräfin Franziska von Hohenheim, die Schule inspicierte und ihm Graf Nassau ein ganzes Körbchen solcher Strafzettel überreichte, fragte ihn der Erstere zornig: „Aber Graf Nassau, wenn Er nun Herzog und ich Graf Nassau wäre, was würde Er dann mit mir anfangen?“ Ohne sich im mindesten zu besinnen, ergriff Nassau den Arm der Gräfin, gab ihr einen derben Kuß und erwiderte: „Ew. Durchlaucht, das würd' ich thun und sagen: komm, Franzel, laß den dummen Jungen stehen!“ Der Herzog, frappirt von der Geistesgegenwart und Unverschämtheit des Schulbigen, hielt es fürs Beste, die Geschichte scherzhaft zu nehmen, und erließ ihm noch obendrein alle Strafe."

29) Wolzogen meldet S. 4 seiner Memoiren, wie er selbst einmal dem Herzog bei einer Prüfung in der Mathematik ein ganz ungeheuerliches X für ein U vorgemalt habe, worüber dem Klassenlehrer die Haare zu Berge standen und seine Mitschüler fast vor Lachen platzten, der Fürst aber in seiner Unkenntniß so entzückt war, daß er den Reden der Klasse als Rufer vorstellte.

30) Morgenblatt 1807, Nr. 57.

31) Das Gedicht und die Reden sind im 1. und 4. Bande von Hoffmeister's Nachlese gedruckt.

32) Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen, —
 Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
 Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen,
 Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
 Mich über Sphären, himmelan gehoben,
 Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
 Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
 Durchströmt vom paradiesischen Gefühl.
 Für Könige, für Große ist's geringe,
 Die Niederen besucht es nur —
 O Gott, du gabest mir Natur,
 Theil' Welten unter sie, nur, Vater, mir Gesänge!

33) Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helben,
 Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht,
 (Für and're, ach! glücksel'gre Welten
 Ist das ein Morgenangesicht.)

34) Hoven's Autobiographie, S. 127.

35) Petersen bei Boas a. a. D. I. 128.

36) Die Wieland'sche Uebersetzung Shakespeare'scher Dramen
 erschien von 1762 an. Siehe übrigens das folgende Kapitel des
 Textes.

37) Als ich in einem sehr frühen Alter Shakespeare zuerst kennen
 lernte — (soll man aus diesen Worten schließen, daß die Bekanntschaft
 mit Shakespeare noch in den Aufenthalt Schiller's auf der Solitude
 gefallen sei?) — empörte mich seine Kälte, seine Unempfänglichkeit,
 die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzersehnen-
 den Auftritte in Hamlet, Lear, Macbeth u. durch einen Narren zu
 führen, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung fortreiße, bald
 da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch
 die Bekanntschaft mit neueren Poeten verleitet, in dem Werke den
 Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm
 gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflectiren, kurz, das Ob-
 ject in dem Subject anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der
 Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen
 wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und
 war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen konnte.
 Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen.
 Sch. W. Gesamtausg. v. 1838, XII, 193. Schiller theilt in der
 genannten Abhandlung wie den Homer, so auch den Shakespeare be-
 kanntlich der naiven Dichtungsweise zu, die er als Gegensatz der senti-
 mentalistischen faßt, und er wendet auf jeden der beiden Dichter die
 Worte an: — Das Object besißt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht,
 wie ein schlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, sondern will, wie
 das Gold, in der Tiefe gesucht sein. Wie die Gottheit hinter dem

Witzgebäude, so steht er hinter seinem Werk; er ist das Werk und das Werk ist er.

38) Von Karlsruhe aus schrieb Göthe am 20. December 1779 an Frau von Stein: — „In Stuttgart haben wir den Feierlichkeiten des Jahrestages der Militär-Akademie beigewohnt; der Herzog war äußerst galant gegen den unsrigen und ohne das Incognito zu brechen, — (Karl August reiste nämlich unter dem Namen eines Barons von Wedel) — hat er ihm die möglichste Aufmerksamkeit erwiesen. Uns Andere hat er auch sehr artig behandelt.“ Hieran ist natürlich nicht zu zweifeln, aber ebensowenig daran, daß die Artigkeit des Herzogs gegen Göthe nur eine äußerliche Höflichkeit war. Die ganze Richtung des Dichters mußte dem entschieden französischen Geschmack Karl's zuwider sein und ohne Zweifel war ihm auch das vertraute Verhältnis des Herzogs von Weimar zu dem Frankfurter Bürgersohn insgeheim höchst fatal. Ich finde diese Ansicht durch einen von Strauß (Schubart's Leben I, 436 fg.) mitgetheilten Brief der Gattin Schubart's an Miller (dat. 16. December 1779) bestätigt, worin die arme Frau sagt, die „Ankunft des großen Mannes Göthe“ habe sie auf den Gedanken gebracht, denselben anzugehen, daß er für den unglücklichen Gefangenen auf dem Asperg ein Fürwort bei dem Herzog einlege; allein sie mußte es unterlassen, denn — fährt sie fort — „denken Sie, eine schwarze Seele hat Gelegenheit gefunden, unsern Fürsten gegen den großen Mann einzunehmen, daß Er sogar einigen von seinen Gelehrten verbot, mit Ihm auszugehen, ich darf nicht mehr sagen, das übrige können Sie selbst denken.“

39) Autobiographie, S. 62.

40) Im 1. Bd. der „Briefe von Johann Heinrich Voss“, herausgegeben von A. Voss, 1829.

41) In diesem Brief des trefflichen Fürsten standen die schönen Worte: „Freiheit ist das Edelste, was ein Mensch haben kann. Die sollen Sie bei mir finden.“

42) Der Klopstockcultus war damals im Norden und Süden Deutschlands weit verbreitet, wurde aber nicht immer ungestraft geübt, namentlich in Mecklenburg nicht. Voss schrieb unterm 15. December 1775 an seine Braut Ernestine: „Hab' ich Dir schon Dierster's Schicksal erzählt? Er war Conrector in Bülow und feierte diesen Sommer Klopstock's Geburtstag auf dem Lande. Unter Anderm mußten einige Mädchen um einen Altar tanzen und Blumen darauf werfen. Dies ward bekannt, man hatt' ihn in Veracht des Heidenthums und nahm ihm sein Amt.“ — In Süddeutschland war insbesondere Schubart ein enthusiastischer Missionär der Klopstock'schen Dichtung. In seiner Selbstbiographie (II, 39 fg.) erzählt er, wie er während seines Aufenthalts in Augsburg öffentliche Lesestunden veranstaltete. Er las unter Anderm auch Klopstock's Messias vor und „der Erfolg war über meine Erwartung groß. Mit jedem neuen Gesang vermehrten sich meine Zuhörer; der Messias wurde reißend aufgeführt; man saß in feierlicher Stille um meinen Lehnstuhl her;

Menschengefühle erwachten, sowie sie der Geist des Dichters weckte. Man schauerte, weinte, staunte und ich sah's mit dem süßesten Freudengefühl im Herzen, wie offen die deutsche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene sei, wenn man sie aufmerksam zu machen weiß."

43) Voß schreibt unterm 4. Juni 1794 aus Weimar an seine Frau: „Vorgestern Nachmittag kamen wir an und wurden mit Freude und Liebe empfangen. Wieland hat beim ersten Anblick Etwas, das Kälte scheinen kann; aber nur einige Unterredungen und er ist lauter Wärme. Nach Tische waren wir einige Stunden allein auf Wieland's Arbeitszimmer und er war äußerst angenehm. Er verlangte die Geschichte der Verbrennung seines Bildes. Ich erzählte sie in lustigem Tone und Wieland lachte herzlich."

44) „Guten Morgen, Ernestinchen!" schreibt er am 8. Febr. 1774. „Ich wollte, daß Sie in diesem Augenblick so aufgeräumt wären, wie ich. Die liebe Sonne scheint auf meinen Schreibtisch. Heida, nun gehen wir dem Frühling mit starken Schritten entgegen. Dann pflück' ich Blumen und denke bei der ersten an Ernestinchen. Dann laß' ich Kleist's Frühling unter einem blühenden Apfelbaum! Dann hör' ich die liebe Nachtigall! O wie schön! wie schön! Freuen Sie sich, Ernestinchen? Wo ist meine Pfeife? Ich muß eine mit Sonnenfeuer ausrauchen. Eine neue Pfeife, die noch keine Flamme des Herds entbeiligt hat. Sie brennt! So schön hat mir in drei Monaten keine Pfeife geschmeckt! Ja, es hilft Nichts, Sie müssen meinen ganzen Ungehum anhören. Wenn sich die Natur verschönert, dann bin ich nicht zu halten" u. s. f.

45) Die elendeste Haupt- und Staatsaction unserer gemeinen Rommianten ist kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft als dieses Stück Shakespeare's ist. — Niemand, der je etwas Vernünftigeres gelesen, kann an Shakespeare Belieben tragen. Sein Julius Cäsar hat so viel Ueberträchtiges an sich, daß ihn kein Mensch ohne Ekel lesen kann. Gottsched's Beiträge zur krit. Hist. d. deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, VII, 516; VIII, 143.

46) Worte, welche der Hauptfigur in „Sturm und Drang" in den Mund gelegt sind. Der Mann heißt Wild und ist mit seinen zwei gleichgearteten Freunden La Feu und Blasius nach Amerika gegangen, um da Kriegsdienste zu nehmen. Das ganze Stück bewegt sich in tollen Sprüngen. So auch die Redeweise der Personen. Wild sagt z. B. nach der Ankunft in Amerika unter Anderm: „Heida, nun einmal in Tumult und Lärmen, daß die Sinnen herumsfahren wie Dachfahnen beim Sturm. Das wilde Geräusch hat mir schon so viel Wohlsein entgegengebrüllt, daß mir's wirklich anfängt ein wenig besser zu werden. Tolles Herz, ha tobe und spanne dich aus, labe dich im Wirrwarr!... Bin Alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden geküßt

und von innerm Feuer gebrannt. Nirgend's Ruh, nirgend's Raß. Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, da kann meine Seele sich ausreden, und thun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann!"

47) Diesen Namen gaben ihr die Stolberge, nach einer Stelle im Volksbuch von den vier Salomonkindern; wo die Mutter derselben, Frau Mia, ihre Söhne als unbekannte Pilger trefflich bewirthet.

48) Von der Leidenschaft, womit damals die Briefwechsel betrie- ben wurde, können wir uns heutzutage, wo selbst die Liebesbriefe mehr oder weniger nur noch Geschäftsbriefe sind, kaum eine Vorstellung machen. Da wurde allerdings viel Papier und Dinte unnöthig ver- nützt, aber es ist darum doch nicht weniger zu bezweifeln, ob das 19. Jahrhundert dem 20. einen so gehaltvollen Briefschatz vermach- en werde, wie wir aus dem 18. einen überkommen haben.

49) Böttiger a. a. D. I, 48.

50) Unterm 27. Aug. 1774 schrieb Frig Jacobi an Wieland: — „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Götze nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Götze ist, nach Heine's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Sohle; ein Befessener, füge ich hinzu, dem in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu han- deln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er an- ders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt.“ Diese Erkennung und Anerkennung des Dämonischen in Götze erin- nert uns daran, daß der greise Dichter am 24. März 1829 zu Ed- ermann sagte: „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß immer aufpassen, daß sein leiten- der Wille nicht auf Abwege gerathe.“

51) Zwischen Ravater und Bafedow

Saß ich bei Tisch des Lebens froh.

Herr Helfer — (schweiz. f. Diakon) — der war gar nicht faul,

Seht' sich auf einen schwarzen Gaul,

Nahm einen Pfarrer hinter sich

Und auf die Offenbarung stich,

Die uns Johannes der Prophet

Mit Rättseln wohl versiegeln thät;

Eröffnet die Siegel kurz und gut,

Wie man Thieraltbüchsen öffnen thut,

Und maß mit einem heiligen Rohr

Die Rubusstadt und das Perlenthor

Dem hochverstaunten Jünger vor.

Ich war indeß nicht weit gereist,

Hatt' ein Stück Salmen aufgespeist.

Vater Bafedow unter dieser Zeit

Pack' einen Tanzmeister an seiner Seit'

Und zeigt ihm, was die Taufe war,
Bei Christ und seinen Jüngern war,
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe nezt.
Drob ärgert sich der andre sehr
Und wollte gar Nichts hören mehr
Und sagt, es wüß' ein jedes Kind
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hatt' einen Hahnen aufgefressen.

52) In Schwaben und in der Schweiz fiel besonders die Sucht der Stolzberge auf, an der nächsten besten Stelle bei hellem Tage nackt zu baden, was in der Zeit der Pattenwesten und Reifröcke selbst den Bauern zu griechisch vorkam. Von der bekannten in und an der Sihl hinter Zürich vorgefallenen Stolzberg'schen Badgeschichte gibt Boß in einem Briefe aus Wandsbeck (15. Dezember 1775) an Ernestine Voie folgende Version: — „In Zürich baden sie sich einmal. Lavater, der sie besuchen will, setzt sich ans Ufer hin und spricht so mit ihnen im Wasser. Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausstehen können, eilen schamrennweise hinzu; wie sie aber einen Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln untereinander, die nackten Menschen im Wasser müßten wohl Wiberläufer sein, die der Priester bekehren wolle. Man sehe auch recht, was der Satan für eine Gewalt über sie ausübe; denn jedesmal, da der Priester anfangs zu beten, müßten sie mit dem Kopf unters Wasser tauchen. Im Bodensee hatte man sie gar festnehmen wollen.“

53) Lavater's Persönlichkeit muß jedenfalls eine höchst anziehende, ja fascinirende gewesen sein. Sonst hätte Göthe durch dieselbe nicht jahrelang so gefesselt werden können, daß er noch im November 1779 aus Zürich an Frau von Stein schrieb: „Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus; wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm geschwächt hat, wird man aufs Neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne.“ Bald jedoch mußte die Grundverschiedenheit dieser beiden Naturen so entschieden hervortreten, daß sie nicht mehr zu übersehen war. Schon am 29. Juli 1782 schrieb Göthe an Lavater: „Da ich zwar kein Wiber-Christ, kein Un-Christ, aber doch ein deciderter Nicht-Christ bin, so haben mir dein „Pilatus“ u. s. w. widrige Eindrücke gemacht“ — und wie vollständig wenige Jahre später der Bruch eingetreten war, zeigt ein Brief Göthe's vom 5. Oktober 1787 aus Rom an Herder, wo von „Taschenspielerstreichen des züricher Propheten“ die Rede ist, welcher „ling und gewandt genug, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durcheinander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sesselsuchen u.“

f. w. ist von Anfang an.“ Daß Lavater Sachen wie den Pilatus ausgehen ließ, machte. übrigens alle Verständigen unter seinen Freunden stutzig. So schrieb schon unterm 11. Juni 1782 der Herzog Karl August an Knebel: „Sage mir doch ein Wort von der Pilatiade! Wie kann so etwas Albernnes, ganz Geschmackloses, ich möchte beinahe sagen, Uebelriechendes aus einem so wohlwustenden Lavater kommen?“ Am heftigsten hat Göthe Lavater's Charakter angegriffen, indem er unterm 15. Oktober 1796 an Schiller schrieb: „Es kostet dem Propheten Nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können.“

54) Als 1778 die erste Entbindung ihrer Schwiegertochter bevorstand, schrieb sie an Merck: „Will der Himmel einen braven Jungen geben, so ist's ein Glück für's ganze Land. Danischmend (Wieland) hat schon wieder taufen lassen. Je crains, qu'a la fin il se resente un peu von dem häufigen Accouchiren seiner Frau und des Merkur (die 1772 von Wieland gegründete Zeitschrift). Er scheint aber ca beiden vielen Spaß zu finden, also muß man ihn machen lassen.“

55) Dieser jüngere Einsiedel, der Lieutenant, hatte mit der „fleckten Werther“, der Frau des Freiherrn von Werther, ein Abenteuer, dessen Schluß namentlich einen Fingerzeig gibt, daß man, wie wir noch mehrfach bemerken werden, in der Sturm- und Drangzeit mit den ehelichen Verhältnissen genialisch leicht genug umsprang. Die kleine Werther hatte sich in den genannten Herrn von Einsiedel verliebt, stellte sich krank, fingirte sogar den Tod, ließ statt ihrer eine Puppe begraben und ging mit ihrem Liebhaber durch nach — Tunis, wo der tapferere Krieger Gold und Diamanten zu suchen beabsichtigte. Statt derselben fand das phantastische Paar in Afrika natürlich nur bittere Noth und fand es daher bald gerathen, heimzukehren. Der Freiherr verzieh seiner Frau diese „Gentereise“ und lebte wieder mit ihr. — Die Personalien der Weimarer Geniezeit finden sich gut zusammengestellt in Bachsmuth's „Weimars Rusenhof“, Diezmann's „Göthe und die lustige Zeit in Weimar“ und Schöll's „Karl-August-Büchlein.“

56) Dies war ein großer Verstoß gegen die gesellige Conventenz von damals, wo ein Mann in anständiger Gesellschaft nie anders als in Schuhen erschien.

57) Wie Knebel, doch gewiß ein glaubwürdiger Zeuge, ausdrücklich angibt (Lit. Nachlaß, I, XXIX). Dünker („Freundeabilder aus Göthe's Leben“, 426, Anmerk. 2) bezweifelt zwar, daß Göthe zu Weimar in der „Werther'schen Kontirung“ aufgetreten sei, denn wenn er dieselbe je getragen, so habe er sie wohl längst abgelegt gehabt. Aber der Werther war ja erst das Jahr zuvor erschienen und der gründliche Götheforscher legt hier wohl zu viel Gewicht darauf, daß Göthe zur Zeit, wo er seine Selbstbiographie schrieb, allerdings nicht mehr geneigt war, mit Wohlgefallen auf die Werthermode zurückzublicken. Im Uebrigen ist zu bemerken, daß die „Genietracht“

Hopf und Puder noch beibehalten hatte. Als im J. 1780 Karl August sich das Haar kurz schneiden ließ und nun einen sogenannten „Schneckenkopf“ trug, wurde diese Haarrevolution als große Neuigkeit überall hingemeldet.

58) Knebel, a. a. O. I, XXIX.

59) Wieland gerieth über den liebenswürdigsten der Menschen, wie er Götze nannte, förmlich in Ekstase. Am 8. Jan. 1776 schrieb er an Zimmermann: „Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, — der ganzen, schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir inlet ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an —“ und am 25. März 1776 äußerte er gegen Merd: „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen einzigen eingebornen Sohn liebe, indem ich, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst und Alles das ist, was ich nicht habe werden können.“

60) Unter den zahlreichen Zügen, welche uns von der reinmenschlichen Liebenswürdigkeit Karl August's überliefert sind, kommt nach meinem Gefühle besonders den zwei folgenden eine charakteristische Bedeutung zu. Als der Weimarer Hof 1803 das neuerbaute Schloß bezog, wurde ein patriarchalisches Fest gefeiert. Die Herrschaften kamen auf ihrem Umgang in der neuen Residenz auch zur Küche und da kam eine alte häßliche Scheuerfrau heraus und fiel in ihrem scheuerfraulichen Entzücken dem Herzog ohne Umstände um den Hals und küßte ihn. In Schöll's Karl-August-Püchlein S. 165 finde ich folgende, von dem Verfasser mit Recht „Größe in der Güte“ überschriebene Anekdote. Der Herzog ließ einmal, als ihm ein schönes Pferd verendet war, die Section unter seinen Augen machen. Wie es geschehen war, gab er dem Jäger einen Laubthaler für den Scharfrichterknecht. Diesen Knecht wollte der Jäger nach dem allgemeinen Vorurtheil nicht berühren und legte ihm den Thaler auf den Karren. Der Herzog drehte sich herum: „Albernheit!“ nahm den Thaler: „Da, Landsmann, ein Trintgeld von mir.“ Durchlaucht, sagte der Knecht zugreifend, ich bin ein sehr armer Mensch, aber der Laubthaler wird nicht klein gemacht; er bleibt in meiner Familie.

61) Die beste Charakteristik der Herzogin Louise hat, wie mir scheint, Frau von Staël in den folgenden Worten gegeben: — *La duchesse Louise est le véritable modèle d'une femme destinée par la nature au rang le plus illustre; sans prétention comme sans faiblesse, elle inspire au même degré la confiance et le respect; et l'héroïsme du temps chevaleresque est entré dans son âme, sans lui rien ôter de la douceur de son sexe.*

62) Die beste unter allen ist Frau von Stein — schrieb Schiller unterm 12. August. 1787 aus Weimar an Körner — eine wahrhaft eigene interessante Person, von der ich begreife, daß Goethe sich so an sie angeschlossen hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Geist

hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein g
Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.

63) Als der Dichter die schöne Künstlerin, welche er schon
kennen gelernt hatte, 1776 in Leipzig wieder sah und nach Wei
gehen veranlaßte, schrieb er an Frau von Stein: „Die Sch
in Engel. Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wol
ich Euch könnt' in Frieden lassen.“ Der Brief Göthe's an Fr
Stein, besonders aus der ersten Zeit ihres Verkehrs, sind zwa
nicht mehr so ganz sturm- und drangvoll, wie die Episteln an F
von Stolberg waren, welche eigentlich nur aus Ausrufungen
„Jungegezeiten und Gedankenstrichen bestehen, — aber doch sin
ihren Raueheit und Gebrängtheit ein köstliches Zeugniß v
Frische und dem Feuer, welche durch Göthe in den deutsche
kamen. Die Correspondenz der Originalgenies, in der Zwangl
nicht selten zur cynischen Verbtheit vorschreitend, widerspiegel
haupt noch viel unmittelbarer als ihre Dichtung eine gährend
Natur und Freiheit ringende Zeit. Einige Proben mögen au
am Plage sein. Als die Berufung Herder's nach Weimar au
dernisse stieß, schrieb Göthe: „Lieber Bruder, wir haben's vo
mit den kerlen verborben und die sitzen überall auf dem
Der Herzog will und wünscht Dich, aber Alles ist hier gegen
Er fordert dann Herder auf, derselbe mög: nur einen einzigen
gläubigen Theologen bewegen, „Guts“ von ihm zu sagen.
sogleich darauf schreibt er wieder: „Bruder, sei ruhig, ich brau
Zeugnisse nicht; habe mit trefflichen Heppelischen die Kerls
mengetrieben und es kann nicht lange mehr stöden, so haß du den
Zur selben Zeit schrieb Lenz, welcher vernommen hatte, daß der
marer Stadtrath erst Probepredigten von Herder habe hören
aus Darmstadt an diesen: „Probepredigten? Lustig genug
sieh' das als eine Farce an und denk' an Coriolan im Candidat
Ulyß gar in Bettlerslumpen. Rüh' Deinen Sohn!!“ Als
die Berufung Herder's durchgesetzt hatte, schrieb er ihm in A
versen:

Hochwürdiger, 's ist eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel gestift.
Seid also vielmehr zu Eurem Orden
Vom Himmel grad 'rab gestiftet worden.
Es uns auch allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitsche kommt—
Und wie dann unser Herr und Christ
Auf einem Esel geritten ist,
So werbet Ihr in diesen Zeiten
Auf hundert und fünfzig Eseln reiten,
Die in Eurer Herrlichkeit Diöces
Erlauern sich die Rippenstöß'

und Wieland gab dazu den Commentar, indem er (19. Februar
an Merck meldete: „Der Messias Herder wird am Palmarium a

Esels — (seiner subordiirten Geistlichkeit) — hier einkreisen.“ Der Herzog Karl August ging mit volstem Behagen auf die Redeweise und den Briefton der Krasigenies ein. Man lese nur seinen Brief v. J. 1780, worin er meldet, daß Wieland zu gleicher Zeit den Oberon und einen Jungen zu Stande gebracht habe. Daß der Herzog auch die ossianisch-werther'sche Gemüthsstimmung der Geniezeit in sich aufgenommen, bezeugt sein Brief vom 17. Juli 1780 an Knebel, wo er, Nachts allein in der Vorkenhütte des Parkes sitzend, schrieb: „Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist Einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und Alles so für sich, so wenig der Menschen halber, und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben es sei für sie. Ich will mich haben mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen.... Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war, als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hinsetzte, war's so rein, so dunkel. Ueber dem Berg hinter Oberweimar kam der volle Mond. Es war so ganz stille. Nebel's Waldhörner hörte man nur von weitem“ u. s. f. Ein Anflug faustischen Schmerzes spricht aus den 1781 geschriebenen Worten des Fürsten: „Der Mensch, namentlich der nicht gemeine, muß von den Göttern ihm angezogene spanische Stiefeln tragen und dessenungeachtet, fährt dem Schicksal eine Laune durch den Kopf, dabei springen und tanzen.“

64) Wenn anders Böttiger (a. a. D. I, 54) Glauben verdient, so ging Kaufmann, „um seinen Genieberuf zu beurkunden, in einer grünen Friesjacke, mit entblößter Brust, mähenartig flatternden Haaren und einem gewaltigen Knotenstock umher. So kam er in der Fürstin Zimmer und an des Fürsten Tafel.“ Vgl. über A. den Aufsatz von Dünker in Kaumer's Hist. Taschenbuch s. 1859.

65) „Götze, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt“, S. 145.

66) Böttiger I, 61, 204, wo übrigens Wieland als Gewährsmann genannt ist.

67) Wieland an Merck, 27. Mai 1776.

68) In Götze's schönem Gedicht „Ilmenau“ ist dieses Treiben poetisch verklärt.

69) Unabhängig schweigt ein Geist in ihrer Mitten
Und durch die Rohheitühl' ich edle Sitten.

70) Die parabolische Arie an den Mond:

Du gedrechelte Laterne
Heberleuchtest alle Sterne
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägst du der Sonne mildesten Glanz —

wurde unter Posthornbegleitung „in der allerlächerlichsten Weise abgeleiert“, wobei auf das Wort Schnuppe ein langer Triller kam, Vgl. Diezmann a. a. D. 170.

71) Corona Schiller war Iphigenie, Knebel Thoon, Prinz Lantier Pylades, Göthe Drek. Ein Augenzeuge, Zuseher, schrieb über diese Aufführung: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Göthe als Drek im griechischen Kostüm machte. Man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne als damals an Göthe.“

72) Wieland an Merck, 21. Sept. 1779.

73) Die 3. B. in den 1783 geschriebenen Zeilen:

Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme,
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

74) Karl August an Merck, 2. Juni 1783. Zu dem Vorwurf der Taciturnität geben vielleicht die Verse in Göthe's Elpenor einen Commentar ab:

Wer alt mit Fürsten wies, lernt Vieles, lernt
Zu vielem schweigen.

75) Knebel's Lit. Nachl. I, 180.

76) Beim Tode von Göthe's Vater schrieb Karl August: „Der Alte ist nun abgestrichen und die Mutter kann endlich Last schöpfen.“ Als der Winkler Göthe in alten Tagen einmal im devotest-umständlichsten Kanzleistyl um einen kurzen Urlaub bat, schrieb der Fürst an den Rand der Eingabe: „Kneife aus!“ Am 28. August 1827 führte Karl August den König Ludwig von Baiern, welcher dem Dichter seinen Hausorden persönlich überreichen wollte, bei Göthe ein. Dieser erbat in strengster Förmlichkeit die Erlaubniß seines Fürsten zum Tragen des Ordens, worauf Karl August lachend sagte: „Alter Kerl, mach' doch kein dummes Zeug!“

77) Ich erachte mich nicht berechtigt, diesen urkundlichen Verstoß gegen die Grammatik zu verbessern.

78) Mitheth. von Wagner a. a. D. I. 6.

79) Höven a. a. D. 55. Brüderzwist war übrigens, wie der Julius von Leisewitz und die Zwillinge von Klinger bezeugen, zu jener Zeit ein beliebter tragischer Vorwurf.

80) Bei Caroline von Wolzogen, I, 36.

81) In einem 1784 im deutschen Museum II, 365 gedruckten Aufsatz, der höchst merkwürdig ist, weil er in prägnantester Weise die wahre Genesis der Tragödie zeichnet. „Früh verlor ich mein Vaterland — sagt Schiller a. a. D. — um es gegen die große Welt auszu-tauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt (!). Neigung für Poesie beleidigte die Geseze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Erziehers. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militä-rischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtung ist hart wie die erste Liebe: was sie ersicken sollte, sagte sie an. — Verhältnissen zu

mitließen, die mir zur Folter waren, schweißte mein Herz in eine Idealwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe trennen, unbekannt mit den Menschen — denn die Hundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß ein und desselben Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich losagte — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlecht — die Thore dieses Instituts öffnet sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war und dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, welche die naturwidrige Ehe der Subordination und des Genius in die Welt setzte. Ich meine die Räuber.“

82) *La conscience est sa muse*, sagte Frau von Staël, ebenso schön als wahr von Schiller. *De l'Allemagne Oeuvr. compl. X, 237.*

83) „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt — schrieb er in einem vom 15. Januar 1780 datirten Brief — aber ich darf es sagen: Die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht mehr auf die Welt und der Tag meines Abschiedes aus der Akademie, der vor wenigen Jahren ein freudvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritte, den ich im Jahre gewinne, verliere ich immer mehr meine Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünsche ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode geizig sein. So aber gehört es meiner Mutter und drei'n ohne mich hilflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und der Vater fängt an, graue Haare zu bekommen.“

84) Eine Probe erschien unter dem Titel „der Sturm auf dem Tyrhener Meer“ im 11. Stück des Schwäb. Magazin f. 1780 und Saug konnte mit Recht dazu anmerken: „Rühn, viel, viel dichteri-sches Feuer!“

85) Die schönen Zeiten in diesem Gebichte:

Stolz wie die Kasse sich sträuben und schäumen,
Werfen im Sturme die Rähnen umher,
Königlich wider den Flügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten einher —

welche Schiller dem todtten Freunde nachrief, dürften mehr noch auf den Dichter selbst passen, in jener Zeit, wo er die Räuber schuf. Im Uebrigen kann die Leichenphantasie ein Beispiet abgeben von der na-

kurallistischen Lässigkeit, womit Schiller dem Reimgesetz gegenüber damals und noch viel später verfuhr. Viele Jahre nach seinem Tode hat einer seiner Gegner die Verse der Leichenphantasie: —

Ruthig sprang er im Gewühle der Menschen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmel umflog er in schweifenden Wünschen,
Hoch, wie die Adler in wolkiger Höh' —

zur Unterlage eines giftigen Epigramms gemacht, und wenn der Verfasser, A. W. Schlegel, dafür mit Recht nur allgemeine Entrüstung einernete, so darf die Pietät doch nicht verschweigen, daß in Wahrheit Schiller sein Lebenlang auf die Reinheit des Reims zu wenig Gewicht gelegt hat. Es rührte dies daher, daß er die Reminiscenz seiner heimatlichen Mundart nie völlig zu überwinden vermochte. Die Schwaben sind in Betreff der Aussprache der Vokale außerordentlich nachlässig. So sprechen sie das a wie ein dumpfes o, das e wie ä und mißhandeln namentlich die Doppelvokale so sehr, daß in einem echt schwäbischen Munde das ö durchgehendes wie e oder ä, das ü und y wie i klingt. Im Uebrigen wurde die Reinheit des Reims in ihrer ganzen Strenge bekanntlich erst durch Platen in die deutsche Poesie eingeführt.

86) Vgl. b. cit. Gesamtausg. v. Sch. W. XII, 3.

87) Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785 (von Andreas Streicher). Stuttgart. 1836.

88) Streicher a. a. D. 65 — 66.

89) Vgl. Wagner a. a. D. I, 43, 82. Es ist selbstverständlich, daß der Herzog ein gutes Recht hatte, auf Entschädigung für aufgewandte Erziehungskosten zu denken; allein die Art und Weise, wie er dieses Recht ausnützte — und zwar keineswegs nur unserm Dichter gegenüber — kann doch einigermaßen den leidenschaftlichen Schubart entschuldigen, wenn dieser die Militär-Akademie eine „Sklavensfabrik“ oder „Skavensplantage“ schalt.

90) Vgl. Voas a. a. D. I, 258, 263. Die gegebenen Notizen über die Vischerin rühren von Schiller's Schwester Christophine her. Voas empfing sie durch Vermittlung von Schiller's Tochter Emilie, der Freifrau von Gleichen-Rufwurm.

91) Scharffenstein's Mittheilungen im Morgenblatt f. 1837, Nr. 37 fg., bilden, zusammengehalten mit den zerstreuten Erinnerungen von Petersen, Hoven, Abel, Konz, Streicher und Christophine Schiller, die Hauptanhaltspunkte für dieses und das folgende Kapitel.

92) Unter Petersen's Papieren hat sich ein Zettel erhalten, welchen Schiller eines Abends im Döfen zurückließ, als er die Freunde vergeblich dort gesucht hatte. Er lautet ganz kraßgenialisch: — „Seid mir schöne Kerls. Bin dagewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendfaterlot! Wo bleibt die Manille heute? Hol euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies. Schiller.“

93) Wie eine und zwar unquittirt in Petersen's Nachlaß vorge-

Landene, vom Däseubltz Geiger verfaßte "Nota über Hr. D. Schiller und Hrn. Bibliotarius Petersinn" beurkundet. Uebrigens ist schon hier, und zwar besonders auf das vollgültige Zeugniß des Professors Abel hin (Sch. L. von Hoffmeister und Viehoff, I, 98) des Bestimmtesten zu verneinen, daß Schiller, wie der Klatzsch wissen wollte, jemals ein gewohnheitsmäßiger Trinker gewesen sei. Er war das schon als Regimentsmedicus nicht, obgleich er als solcher gelegentlich mal „einen Schoppen über Durst getrunken haben mag.“

94) Alfred v. Wolzogen im deutschen Museum von Pruz, Jahrg. 1857, Nr. 37.

95) Jean Paul hat treffend bemerkt: „Herder und Schiller wollten beide in der Jugend zu Wundärzten sich bilden. Aber das Schicksal sagte: Nein! Es giebt tiefere Wunden als die Wunden des Leibes — heilet die tiefen! und Beide schrieben.“

96) Um in Begeisterung ihn zu bringen,

Schlug ihm die Armuth um's Haupt die Schwingen.

67) Bgl. dessen Gespräch mit Edermann vom 14. November 1823.

98) Die Honorarverhältnisse waren in Deutschland damals überhaupt noch ganz ärmlich. Das erste Werk, wofür Wieland pr. Bogen einen Dukaten bekam, war Araspes und Panthea. Seine Uebersetzung des Shakespeares wurde ihm mit 10 Carolin pr. Band honorirt. Selbst nach dem außerordentlichen Erfolg von Götz und Werther entschloß sich der Berliner Buchhändler Mylius nur nach langem Bedenken, Göthe's Stella mit 20 Thalern zu honoriren und schrieb erschrocken an Merck, am Ende werde Göthe für seinen Haack gar 100 Louis'or verlangen. Für Hermann und Dorothea forderete und bekam Göthe 1797 tausend Thaler. Was Schiller angeht, so gelangte er erst mit der Herausgabe der Horen zu einer anständigen Honorirung seiner Arbeiten.

99) Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig. Die Originalausgabe, ziemlich gut ausgestattet, zählte 222 Seiten und war 800 Exemplare stark, die binnen Jahresfrist abgesetzt worden waren. Die Titelvignette, von einem Jögling der Akademie gratis rabirt, stellte die Szene vor dem Kerkerthurm im Walde dar. Die nächstfolgenden Ausgaben waren: Die Räuber, ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage. Mannheim, in der Schwanischen Buchhandlung, 1782. — Die Räuber. Ein Schauspiel in fünf Akten, herausgegeben von Friedrich Schiller. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig, bei Tobias Köppler, 1782. — Die Räuber u. s. w. (ganz wie der vorige Titel, aber mit der berühmten Titelvignette: Löwe nach rechts aufsteigend mit dem Motto: In Tirannos!) — Die Räuber u. s. f. (abermals wie der zuletzt angegebene Titel, aber der Löwe auf der Titelvignette nach links aufsteigend). Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, welche von den drei letztgenannten, im Jahr 1782 erschienenen Ausgaben Original und welche Nachdrücke sind.

100) Mügeth. bei Boas a. a. D. I, 10 fg.

101) Fovon's Selbstbiographie, S. 114 fg. Zum Ende für Schubart starb der „edle“ Krieger bald darauf (im Mai 1782). Unter seinem Nachfolger, General von Scheier, athmete der Gefangene ordentlich neu auf. „Mein gegenwärtiger Commandant — schrieb er am 10. October 1782 an seine Frau — läßt mich meine Fesseln wenig fühlen — das Gott ihm lohne!“

102) S. das vorige Kapitel des Textes.

103) Streicher a. a. D. 66 fg.

104) Deubrient, Gesch. d. deutschen Schauspielkunst, III, 30.

105) Schiller's Leben, S. 96.

106) Streicher, 41.

107) Zunächst war freilich nicht gar zu viel Aussicht, diese Prophezeiung erfüllt zu sehen. In Mannheim war der Eindruck der Aufführung allerdings ein überwältigender gewesen, und wenn ein Referat aus dieser Stadt in Nr. 7 der Berliner Literatur- und Theaterzeitung f. 1782 ansetzte: „Schwerlich hat je ein Stück mehr Wirkung in Deutschland auf dem Theater gemacht als die Räuber“ — so war dies nur der Wahrheit gemäß gesprochen. Aber daneben ließen sich aus aristokratischen Kreisen bereits mißbilligende Stimmen vernehmen. Im September 1782 wurden die Räuber in Leipzig und Hamburg aufgeführt und am letztern Orte spielte Fied den Karl und Unzelmann den Franz Moor, aber trotzdem meinte ein Berichterstatter, das Schauspiel werde „seines empörenden Inhalts wegen nie anhaltenden Beifall behaupten können.“ Der Leipziger Magistrat gab es der Aufführung der Räuber schuld, daß dort während der Reise bedeutende Summen gestohlen wurden!!! In Berlin wurde das Stück zu Neujahr 1783 gegeben und sehr oft wiederholt. Hier war der Beifall außerordentlich. Die Bedenken, welche Anfangs von gewissen Seiten her gegen das Drama erregt und dadurch, daß es zu einer wüsten Flut von Banditenliteratur den Anstoß gab, noch gesteigert wurden, wichen im Verlaufe der Zeit allmählig der richtigeren Einsicht in die Natur des Gedichtes. Man fing an, zu begreifen, wie mächtig es die Jugend packen mußte, und setzte es auch nicht mehr dem Dichter auf Rechnung, daß in Bayern ein Schußlinge von der Aufführung der Räuber durch eine Wandertruppe zu dem Entschluß begeistert worden war, mit seinen Kameraden in die böhmischen Wälder zu ziehen. Im Jahre 1798 besorgte man keine derartigen Wirkungen mehr von den Räubern, denn sonst hätte man das Stück nicht von den Schülern des Gymnasiums in Koburg öffentlich aufführen lassen. Am längsten sträubte man sich gegen die Zulassung der Räuber in Wien. Hier ging das Stück erst 1814 auf dem Theater an der Wien in Scene und erregte mehr als dreißig Jahre nach der ersten Aufführung in Mannheim keine geringere Sensation als am 13. Jan. 1782.

108) Als die hauptsächlichsten Quellen, woraus Schiller das Material zum Fiesco holte, gibt er in der Vorrede zu dieser Tragödie bekanntlich an; des Cardinals von Reg Conjuración du comte Jean Louis de Fiesque, die Histoire des conjurations, die Histoire de Genes und Robertson's Geschichte Karl's V.

110) **Einleitung, 43.**

110) Schiller's Beitrag war „die Entzündung am Laura.“

111) Man lese z. B. den Passus: „So geh' denn hin, Sibirische Anthologie — geh', du wirst manchen Süßling beseligern, wirst von ihm auf den Nachtsch seiner Herzeinsigen gelegt werden und zum Dank ihre alabasterne Lilien-schneehand seinem zärtlichen Kuß verrathen.“

112) Durch die Vorrede, womit die Metzler'sche Buchdruckerlei 1798 die neue Titelausgabe der Anthologie begleitete. Die dortige Angabe, daß die mit den Chiffren M.—V.—W.—und Y. unterzeichneten Gedichte der Sammlung sämmtlich von Schiller seien, erfährt keinen Widerspruch.

113) Vielleicht gerade deshalb fand der Gefangene des Aspergs die Anthologie so sehr nach seinem Geschmack, daß er im Sommer 1782 an seine Frau nach Stuttgart schrieb: „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!“ und in ein dithyrambisches Dankpoem an Schiller ausbrach, worin es heißt:

Auch ich schlang deinen Gesang,
Wie der Langbursende
Mit wollüstig geschlossenem Auge
Echlürft aus des Daches Frische.
Sah nicht des eisernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm.
Denn du sangst,
Schiller du sangst!
Deiner Lieder Feuerstrom
Stärzte tönend nieder vor mir
Und ich hörte seinem Wogensturz;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengefläube
Seiner Flut.

114) Auch das Geistigste mit Löhnen
Zu verwandeln in ein Bild.

115) Den Beweis hat Boas (I. 258—62) überzeugend geführt. Was aber nach meinem Gefühl den Ausschlag gibt, ist, daß die Frau Stifter häufig in Schiller's elterliches Haus auf der Solitude kam und mit der Familie auch nach des Dichters Entfernung aus Stuttgart in freundschaftlichem Verkehr blieb. Nimmermehr würde der sittenstrengere Herr Johann Kaspar eine Person, die zu seinem Sohn in zweideutigen Beziehungen stand, über seine Schwelle gelassen haben.

116) „Die Lauraegedichte scheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für einen bestimmten Gegenstand entsprungen.“ I. 39.

117) Nr. 3 der Zeitung f. d. eleg. Welt f. 1823.

118) Der in Rede stehende Brief Schiller's (vom 15. Juli 1782)

ist auch deshalb merkwürdig, weil darin die erste Hindeutung auf Don Carlos vorkommt. Es scheint, Dalberg habe den Dichter auf diesen tragischen Stoff aufmerksam gemacht, denn Schiller schrieb ihm: „Die Geschichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings den Pinsel eines Dramatikers und ist vielleicht eines von den nächsten Sujets, das ich bearbeiten werde.“

119) Streicher, S. 59.

120) Weil er in dem zuletzt erwähnten Brief an Dalberg diesem das übrige Erlebnis als abgethan meldete.

121) Schon unterm 15. Juli 1782 schrieb Schiller: „Ich muß eilen, daß ich hier wegkomme; man möchte mir am Ende auf Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann sein, daß man mich auf Hohenasperg anders ausbilden würde; allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern in geringerem, aber mir wohlgefälligerem Grade besitzen will, denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der zwangsverachtenden Freiheit. Ich denke, längst in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine den Geist fesselnde Curatel setzen möchte, mündig geworden zu sein. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann. Mich wenigstens sollen sie nie brücken.“

122) So erzählt den Ausgang der Audienz Petersen, jedoch mit Weglassung des Drohwortes „Festungsstrafe“. Allein daß dasselbe hierher gehört, wissen wir von Schiller selbst, der in der „Ankündigung der Rheinischen Thalia“ (a. a. O.) sagt: „Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland. In einer Epoche, wo noch der Anspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahnungen künftiger Größe seine schwirbelnde Seele umgeben und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt, mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das unverdient und unverhofft aus entlegenen Provinzen mir entgegenkam, untersagte man mir in meinem Geburtsorte bei Strafe der Festung, zu schreiben.“ — Der Denuntiant Waller schrieb unterm 2. September 1782 an den Herausgeber des Sammlers in Thür: „Ich hatte nicht sobald ihre Apologie von Bünden gelesen, so machte ich sogleich Anstalt, daß es auch mein Souverain bekam. Dieser verabscheute das Betragen (Schiller's) sehr, ließ solchen vor sich rufen, wätschte solchen über die Nasen, bedauerte ihm bei der größten Ungnab, niemals mehr weder Comedien noch sonst so was zu schreiben! sondern allein bei seiner Weibzün zu bleiben.“ Armbruster's Schwäb. Museum für 1785, I, 255 sq. Boas (I, 260—83) theilt sämtliche Acten dieses Graubündnerhandels mit, der allerdings tief in Schiller's Leben eingriff.

123) Petersen setzt die Flucht Schiller's in die Nacht vom 22. auf den 23. September. Es ist aber durchaus kein Grund vorhanden, die obige Angabe Streicher's zu bezweifeln.

Zum zweiten Buch,

1) Streicher, 82.

2) Du wirst dann merken, wie nach Salze schmeckt
Das fremde Brot, und welch ein harter Gang ist
Das Auf- und Niedersteigen fremder Treppen.

Paradiso, 17.

3) Streicher, 69.

4) Durch einen Brief vom 6. November 1782 an einen Freund
babeim (Jakobi), worin es heißt: „Die Briefe an den Herzog und
den General Augé (— also auch an diesen hatte der Dichter geschrie-
ben?) — hatten den sehr wichtigen Zweck, meine Familie zu sichern
und meinen gewaltsamen Schritt in das möglichst rechtmäßige Feld
hinüber zu spielen. Dieses Ziel scheint ich wirklich erreicht zu haben
und hiemit bleibt auch die ganze Maschinerie auf sich beruhen.“

5) Nach Streicher (99 fg.), welcher uns überhaupt hier zum Füh-
rer dient. Die Begegnung mit einem Werber war übrigens für junge
schungslose Wanderer keine unbedenkliche Sache. Ich erinnere nur an
den unglücklichen Studenten, welcher 1755 bei Ulm auf der Land-
straße durch einen preussischen Werber, Baron von Heyden, „wegge-
schnappt“ wurde und bei dieser Gelegenheit an dem ihm in den Mund
gestopften Schnupftuch erstickte, sowie an das berühmtere Beispiel
Seume's, welcher erst von hessischen Werbern geraubt und nach Ame-
rika geschleppt wurde, um, wie er sich ausdrückte, „den Engländern
ihre dreizehn amerikanischen Provinzen verlieren zu helfen“, dann,
kaum von dort zurückgekehrt, von preussischen Werbern gewaltsam
entführt und eines mißlungenen Fluchtversuchs wegen in Emden zu
zwölffmaligem Spießruthenlaufen, also zu einem sichern und schreckli-
chen Tod verurtheilt wurde, dem er nur mit knapper Noth entging.
Es ist ebenso lehrreich als peinlich, die betreffenden Stellen in Seume's
Autobiographie und in der Fortsetzung derselben durch Clobius
(Seume's sammtl. Werke, 5. A. Bd. 1, S. 57 fg., S. 97 fg.) nach-
zulesen, — lehrreich, weil selbst ein geschworener Pessimist wird zuge-
ben müssen, daß so ein barbarischer Menschenraub und Menschenver-
lauf jetzt auf deutschem Boden denn doch unmöglich wäre.

6) Herzog Karl scheint indessen nie ernstlich daran gedacht zu ha-

ben, den entflohenen Dichter vermittelst eines Auslieferungsbegehrens wieder in seine Gewalt zu bekommen. Wahrscheinlich hatte der Fürst in der ersten Zornwallung über Schiller's Flucht so ein Drohwort hingeworfen, welches der residenzliche Klatsch in Umlauf zu setzen sich berillte. Das war aber auch Alles. Schiller's Vater schrieb unterm 8. Dezember 1782 an Schwan in Mannheim: „Ich habe hier noch nicht das Geringste bemerkt, daß Se. Herzogl. Durchlaucht sich entschließen sollten, meinen Sohn aufsuchen und verfolgen zu lassen. Auch ist dessen Posten längst wieder besetzt, ein Umstand, der merklich erkennen läßt, daß man meinen Sohn entbehren kann.“ In eben demselben Briefe äußert Herr Johann Kaspar seine nicht sehr günstige Ansicht über die Flucht seines Sohnes. „Er hat sich selbst — schreibt er — durch sein unzweifelhaftes Weggehen in seine gegenwärtige Lage versetzt und es wird ihm an Leib und Seele gut sein, wenn er sie empfindet und dadurch für die Zukunft klüger gemacht wird.“ Der Brief schließt jedoch nicht ohne eine väterliche Regung, denn der Herr Hauptmann sagt zuletzt: „Ich befürchte nicht, daß er Mangel am Nothdürftigen leiden sollte, denn in solchem Falle würd' ich ihn nicht lassen können.“

7) Der vom 6. November 1782 datirte Brief ist vollständig mitgetheilt in dem „Gedenkbuch an Hrn. Schiller“, 1855, S. 248 sq. Von Nicolai wird darin gesagt, derselbe sei in Berlin „gleichsam der Souverain der Literatur.“

8) „Obwohl dieses Stück für das Theater noch Eines zu wünschen übrig läßt, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheint, so ist dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiemit ersucht wird, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste eine Gratification von 8 Louis'or verabsolgen zu lassen.“ Jffland. Die Intendanz nahm davon keine Notiz.

9) Den erwähnten Brief vom 19. November s. in Boas' Nachträgen, II, 448. Streicher weiß oder erwähnt wenigstens Nichts von diesem Auszug nach Bretten. Dagegen erzählt er S. 177, daß Schiller während seines späteren Aufenthalts in Mannheim nach Bretten geritten und dort mit seiner Mutter und Schwester zusammengetroffen sei. Hinwieder bestreiten Hoffmeister und Blehoff (S. 167), auf Familienbriefe gestützt, die Möglichkeit dieser Angabe Streicher's. Ich habe mich leider außer Standes gesehen, diesen Punkt aufzuhehlen.

10) „Deutschland! Deutschland! Du darfst dich deiner großen Söhne nicht rühmen, denn du thatest Nichts für sie; du überließe sie dem Zufall und gabst ihr geistiges Eigenthum Jedem preis, der sie auf offener Straße darum berauben wollte. Nur der eigenen Kraft, dem eigenen Muth der Einzelnen, nicht deinem Schutze, nicht deiner Fürsorge hast du es heizumessen, wenn andere Völker dich um deine großen Geister beneiden und sich an ihrem Licht entzündeten.“ Streicher, S. 190.

11) Das Nähere hierüber s. im 2. Bd. von D. Schöps's „Museum“, S. 29.

12) Bräuner: „Schiller in Bannrecht“, S. 6.

13) Gaupe: „Schiller und sein väterliches Haus“, S. 117.

14) Reinwald's Brief vom 27. Mai 1783 an Christophine Schiller.

15) Schon im J. 1772 bezeichnete der englische Gesandte Malmesbury Berlin als eine Stadt, „wo, wenn man fortis mit ehrlich übersetzen will, es weder vir fortis noch semina casta gab und eine totale Sittenverderbnis beide Geschlechter aller Classen beherrschte.“ Im Jahre 1779 schrieb aus Berlin Georg Forster an Jacobi: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte Europa's. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Heppigkeit, Prafferei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Die Frauen allgemein verderbt.“

16) Nach dem Zeugniß von Abel. Vgl. Hoffmeister und Bischoff, I, 192.

17) Streicher, S. 155.

18) Brief Schiller's vom 22. Mai 1783 an Reinwald.

19) Brief Schiller's vom 26. Mai 1783 an Wilhelm von Wolzogen.

20) Lotte Buff und Lotte von Stein.

21) Schiller an Frau von Wolzogen (11. Aug. 1783)

22) Derselbe an dieselbe (11. Sept. 1783): „Folgende Punkte sind zwischen Dalberg und mir festgesetzt. 1) Belommt das Theatrum von mir drei neue Stücke — den Fiesco, Luise Millerin und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragszeit machen muß. 2) Der Contract dauert eigentlich ein Jahr, nämlich vom 1. September dieses Jahres bis zum letzten August des nächsten. Ich habe aber die Erlaubniß ausbehalten, die heißeste Sommerzeit wegen meiner Gesundheit anderswo zuzubringen. 3) Ich erhalte für dieses eine fixe Pension von 300 fl., wovon mir 200 fl. ausbezahlt sind. Außerdem bekomme ich von jedem Stück, das ich auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme der Vorstellung, die ich selbst bestimmen kann. Dann gehört das Stück dennoch mir und ich kann es nach Gefallen verkaufen oder drucken lassen.“

23) Schiller an Frau von Wolzogen (12. Sept. 1783): „Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Maurer besucht, ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir sagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlogen habe, und mich inständig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er versicherte mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei.“

24) Zu: *Neujahr 1784. Streicher, S. 165, wo der ganze Brief abgedruckt ist.*

25) Schiller an Frau von Holzogen (Neujahr 1784): „Denken Sie sich meine äußerst angestrengte Situation. Um mit Anstand hier zu leben und die mir vorge setzte Summe Geld zur Bezahlung meiner Schulden herauszuschlagen, um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publikums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten und durch starke Portionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf Zeit Lebens einen Stoß versetzt.“

26) Der Schluß des „bühnengerechten“ Fiesco lautete dem Mannheimer Theatermanuscript zufolge so: —

Fiesco (geht auf den Senator zu und nimmt ihm das Scepter ab). Ein Diadem erkämpfen ist groß, es wegwerfen, göttlich! Seid frei, Genuesser! (Er zerbricht das Scepter und wirft die Stücke unter das Volk.) Und die monarchische Gewalt vergehe mit diesem Zeichen!

Das Volk (kürzt lachend auf die Knie). Fiesco und Freiheit!

Berrina (näbert sich Fiesco mit dem Ausstrich des höchsten Erkaunens). Fiesco!

Fiesco. Und mit Drohungen wolltest Du mir einen Entschluß abnötigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Genua's Freiheit war in diesem Busen entschrieben, ehe Berrina noch dafür zitterte, aber Fiesco selbst mußte der Schöpfer sein. (Berrina's Hand ergreifend, mit Wärme und Bräustigkeit) — Und jetzt doch mein Freund wieder, Berrina?

Berrina (begeistert in seine Arme kürzend). Ewig!

Fiesco (mit großer Rührung einen Stuhl auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knien liegt). Himmlischer Anblick, belohnender als alle Kronen der Welt! (Gegen das Volk eilend) Steht auf, Genuesser! Den Monarchen hab' ich Euch geschenkt, umarmt Euren glücklichsten Bürger.

27) Streicher, S. 162—63.

28) Gervinus: *Gesch. d. poet. Nationallit. d. Deutschen, II. A. V, 146.*

29) Gillebrand: *die deutsche Nationalliteratur, II. A. II, 354.*

30) Carriere: *das Wesen und die Formen der Poesie, S. 381.*

31) Dieses Datum hat Devrient (*Gesch. d. deutsch. Schauspiels, III, 33*), wie ich vermutho, aus den Mannheimer Theateracten Schwab bezeichnet (*Sch. L. 179*) ohne Angabe seiner Quelle den 9. März 1784 als den Tag der ersten Aufführung des Stückes. Streicher (*S. 175*) sagt bloß, die Schiller'sche Tragödie sei nicht lange nach Darstellung des im Texte genannten Stückes von Jffland zur Aufführung gekommen.

32) Streicher, S. 175.

33) Wie aus dem Briefe Schiller's an Reinwald vom 5. Mai 1784 erhellt.

34) Petersen, a. a. D.

35) Ich habe dieses Datum fest, geknüpft auf den im Text erwähnten Brief Schiller's vom 7. Juli 1784 an Frau von Wolzogen. Karoline von Wolzogen (Leben Sch. I. 227) sagt freilich, ihre und ihrer Schwester erste Begegnung mit dem Dichter habe im Mai 1784 stattgefunden, und noch Kneische („Göthe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt“, S. 369) und Alfred von Wolzogen (Deutsches Museum für 1857, S. 355) folgen dieser Angabe. Allein Schiller's Schwägerin und Alle, die ihr folgten, übersahen, daß der Brief des Dichters an Frau von Wolzogen, worin er dieser das Eintreffen der Frau von Lengefeld in Mannheim meldet, allerdings am 26. Mai begonnen wurde, aber dann fast zwei Monate lang unvollendet liegen blieb und daß der Dichter erst in der zweiten, vom 7. Juli datirten Abscheilung angibt, daß Tags zuvor Frau von L. in Mannheim gewesen sei.

36) Karoline von Wolzogen a. a. D. 227 fg.

37) Jean Paul Friedrich Richter an Otto (Weimar, 12. Juni 1796), mitgetheilt in Spazier's biograph. Commentar zu J. P. Werken, IV., 18.

38) Aus den hinterlassenen Papieren Charlotte's von Kalb mitgetheilt in Schiller's Briefwechsel mit Körner (I. 233) und mit einigen Verbesserungen bei Köpfe: „Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe“ (S. 49), sowie bei Diezmann: „Fr. Schiller's Denkwürdigkeiten und Lebensmittheile“ (S. 169). Schloenbach hat in seinem Buch: „Zwölf Frauenbilder aus der Göthe-Schiller-Epoche“, S. 131—141, das Verhältniß Schiller's zu Charlotte von Kalb bündig dargestellt.

39) Streicher, S. 207 fg.

40) Vgl. Köpfe a. a. D. 69, wo Frau von Kalb von einer gewissen Amalia aus der Mannheimer Zeit Schiller's spricht, mit der Bemerkung, der Dichter sei bei Nennung dieses Namens unwillkürlich roth geworden. — Unterm 10. November 1789 schrieb Schiller von Jena aus an die Schwestern von Lengefeld: „In Mannheim würde ich Euch auch recht gern sehen, es ist ein lieblicher Himmel und eine freundliche Erde, die ich alsdann erst mit Freude betreten würde“ — (falls er nämlich an die dortige Akademie berufen würde). „Aber bei diesem Mannheim fällt mir ein, daß Ihr mir doch manche Eherheit zu verzeihen habt, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beschämung würde ich Euch auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich als ein armer Eber, mit einer miserablen Leidenschaft im Busen, herumgewandelt bin.“ Schiller und Lotte (der herrliche, von Schiller's hochherziger Tochter, Emilie von Gleichen-Rostwurm, 1856 in seiner ursprünglichen Gestalt veröffentlichte Briefwechsel des Dichters mit Karoline und Charlotte von Lengefeld), S. 473. Wenn ich diese Stelle mit der erwähnten Anekdote Seitens Charlotte's von Kalb zusammenbalte, so nehme ich keinen Anstand, zu behaupten, daß sie nicht, wie vielfach geglaubt wurde, auf Margaretha Schwan, sondern vielmehr auf die „gewisse“

Amalia“ gehe, über welche ich freilich Räthens nicht beibringen vermag, ausgenommen, daß sie, wie ich im Texte angegeben, eine Schauspielerin gewesen sein muß. Den Beweis hierfür finde ich darin, daß Schiller bei Gelegenheit seines ersten Urtheils über den Wilhelm Meister am 9. Dezember 1794 an Göthe schrieb: „Von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirthschaft und Liebschaft kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden besser bekannt bin als ich zu wünschen Ursache habe.“

41) Karol. v. Wolzogen, *Ed.* I. 1. 209.

42) Briefwechsel Schiller's mit Körner — (von jetzt an eine der Hauptquellen der Geschichte des Dichters) — I, 11 fg.

43) Aufzeichnung Charlotte's von Kalb bei Köpke a. a. O. Ich muß freilich dahingestellt sein lassen, ob sich die bei der im Texte beregten Veranlassung wirklich gefallenen Aeußerungen zu den später von Charlotte aufgezeichneten nicht etwa so verhalten, wie die wirkliche Correspondenz Göthe's mit Bettina Brentano zu dem „Briefwechsel mit einem Kinde“ sich verhalten mag. Die offenbare Reminiscenz: „Wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund“ — aus dem Lied an die Freude in Charlotte's Abschiedsrede liegt wenigstens die Vermuthung sehr nahe, daß hier die Wahrheit stark mit Dichtung vermischt sein dürfte.

44) Streicher, *S.* 212 fg.

45) Denken die Himmlischen
Einem der Erbgeborenen
Viele Verwirrungen zu
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tieferschütternden Uebergang:
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt
Ober am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sei,
Einem ruhigen Freund.

46) Brief an Schiller vom 2. Mai 1785. Briefwechsel zw. Sch. u. R. I. 20.

47) Schiller und Lotte, *S.* 156.

48) Briefw. zw. Sch. u. R. I. 18, Anmerkung.

49) Blätter f. lit. Unterhaltung f. 1836, *S.* 285.

50) Briefw. zw. Sch. u. R. I. 23.

51) Ueber dem Thorbogen stehen auf einer vom Schiller-Berein zu Leipzig am 11. November 1841 errichteten Tafel die Worte: „Hier wohnte Schiller und schrieb das Lied an die Freude im Jahre 1785.“ Auf einem unter dem Dach angebrachten Täfelchen heißt es: „Schiller's Stube.“ In der neuesten Zeit hat der Schiller-Berein das Häuschen angelaufen, um es vor dem drohenden Zerfall zu bewahren.

neu. *Raut* (Schillerhäuser", S. 36) gibt von der *Schillerstube*, wie sie 1855 war, eine Beschreibung.

52) Blätter f. lit. Unterh. 1836, S. 1198.

53) Feßen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind!
Männerkolz vor Königsthronen,
Brüder, gält' es Gut und Blut!
Dem Verdienste keine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

54) Ich meine die von Hinrichs (Schiller's Dichtungen nach ihrem histor. Zusammenhange", I, 34) erzählte, leider ohne Nachweis gelassene Sage: — „Schiller hörte auf einem Morgenspaziergange durch das Rosenthal in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüsch leise Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbenacktet in den Fluß springen wollte und zu Gott um Verzeihung für diese Sünde flehte. Bestürzt durch den Anblick eines Zeugen, erwiderte er auf Schiller's Fragen: „Zwei Wege sind mir freigelassen, mein Leben zu enden; entweder muß ich eines schmachlichen Hungertodes sterben oder aus freiem Entschlusse eine schnellere und minder qualvolle Todesart wählen.“ Er erzählte ihm dann, daß er ein Studiosus der Theologie sei und seit einem halben Jahre nur trocken Brod gegessen. Schiller gab, was er von Geld bei sich trug, und nahm ihm das Versprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung seines Entschlusses zu denken. Einige Tage darauf erhob sich der Dichter als Hochzeitsgast bei einer ansehnlichen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gästen, erzählte den Vorfall auf eine begeisterte Weise, nahm den Teller und erntete von den Anwesenden eine reichliche Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieser That soll Schiller sein Lied gesungen haben.“

55) Devrient a. a. D. III, 90. Ueber die Bearbeitung des Don Carlos in Prosa vgl. Boas' Nachträge zu Sch. B. III.

56) Dasselbe ist in die Sammlung von Sch. Gedichten nicht aufgenommen. Körner's Nichte, Charlotte Endner, theilte eine Abschrift des Originals dem Schiller-Verein mit und dieser ließ es in dem „Gedenkbuch an Fr. Sch.“ S. 240 fg. abdrucken.

57) F. G. Kühne ließ sich bei seinem i. J. 1836 dem Schillerhäuse in Weimar abgekauften Besuche von dem damaligen Besitzer desselben folgenden Ritter-Abenteuer des Dichters erzählen, das der freundliche Erzähler als Augenzeuge und theilweise Mitbetheiliger mitangesehen hatte (Gedenkbuch an Fr. Sch. 17): — „Es war in einem ländlichen Wirthshause nahe bei Dresden. In einem Winkel des Saalzimners saß eine hohe magere Gestalt, das bleiche Gesicht mit der königlich leuchtenden Stirn von der Umgebung abgetrennt, das

große Mißbrennende Auge dem Fenster zugekehrt. Der Fremde schien, indem er da war, nicht gegenwärtig zu sein nach Zeit und Raum. Niemand kannte ihn, er saß ruhig und mochte auf Erfrischungen warten, obwohl er Nichts bestellt hatte. Hohe Kettschellen und Sporen, die er trug, ließen vermuthen, der Fremde sei zu Pferde gekommen, obwohl die Knechte im Hause von einem Pferde Nichts wußten. Das Gespräch drehte sich um die Erzählung eines Hinzugekommenen, der soeben auf der Landstraße ein herrenloses Reitpferd aufgefunden hatte. Der Hinzugekommene war eben der freundliche Mann aus Weimar. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über den verunglückten Reiter des flüchtigen Gauls. „Es wird das meinige sein“, sagte der Fremde und sein blasses Gesicht überflog eine leise Röthe, mehr aus unfreiwilliger Anstrengung, am Gespräche Theil zu nehmen, als aus Scham, seine beklagenswerthe Ritterlichkeit einzugesehen. Schiller hatte sein ungezogenes Roß nicht bändigen können; ich weiß nicht, war er abgeworfen oder abgestiegen, und hatte das widerspännige Thier laufen lassen, um mit der Reitgerte in der Hand den nahen Gasthof zu erreichen. „Es lachte Niemand!“ bezeugte der Erzähler mit erhobenem Pathos, „die stille, aber mächtige Gewalt, welche der Anblick dieses höheren Menschen einflößte, bannte zu sehr die Gemüther!“

58) Am 10. Mai 1855 wurde bei diesem Pavillon eine Marmortafel errichtet mit der Inschrift:

Hier schrieb
Schiller bei seinem Freunde Körner
am Don Carlos.

1785. 1786. 1787.

59) Zu diesen Poschwitzer Erinnerungen gehörte auch die Figur, welche wir als die „Gustel von Blasewitz“ in Wallenstein's Lager kennen. Das Original derselben war ein heiteres und geschicktes Mädchen, welches erst am 24. Februar 1856 als Wittve des Senators Renner in Dresden gestorben ist. Der Dichter war während seines Aufenthalts in Poschwitz häufig in dem Hause aus- und eingegangen, welches ihr Vater am gegenüberliegenden Elbufer besaß. Vgl. Kneschke a. a. D. 356.

60) Nachrichten von Schiller's Leben, Sch. W. XII, 414.

61) Am Dinstag 1786 schrieb Schiller an Körner: „Du hast mir geschrieben; durch ihn erfahre ich die Bestätigung von Charlottens (von Kalb) beschlossener Abreise (aus Mannheim): er meint, daß sie uns überraschen würde.“ Und am 30. Dezember 1786: „Von Charlotte habe ich noch keine Nachricht erhalten. Ich erwarte sie alle Tage — (die Nachricht nämlich) — was dann auch entscheiden wird, ob und wann ich sie besuche.“

62) Vor Allem das bekannte komische Gedicht: „Unterrichtliches Promemoria an die Consistorialrath Körner'sche weibliche Baschepotation, eingereicht von einem niedergegeschlagenen Trauerspielführer in Poschwitz“, dessen Echtheit, wie ich glaube, dadurch nicht zweifelhaft

1846, daß das allerdings sehr unvollständige Nachwort „Friedrich Schiller, Skizze einer Biographie“ (Leipzig 1805) eine andere Version davon mittheilt. Die Handschrift eines kleinen, auf einen Familienscherz basirten Lustspiels Schiller's aus dieser Zeit soll sich noch im Besitze eines Autographensammlers befinden. Auch die Briefe Schiller's aus jenen Tagen zeigen häufig humoristische Anklänge.

63) „Schiller's gewöhnliche Kleidung bestand in einem bürstigen grauen Rocke und das Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anforderungen des Schönheitsfinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spantoltabaks einen ungünstigen Eindruck.“ Bei Gelegenheit der Schilderung des Dichters Seitens der Frau Albrecht erinnert Schwab (Sch. I. 262) an die Horazischen Verse (Sat. I, 3, 32):

..... At est bonus, ut melior vir
Non alius quisquam, at tibi amicus, at ingenium ingens
Inculto latet hoc sub corpore.
(..... Doch ist es ein Trefflicher; bessern
Mann nicht findest du wo, es birgt ein erhabener Geist sich
Hinter dem lässig behandelten Leib.)

64) Auf diese Begegnung bezieht sich das bei Hoffmeister (Nachl. zu Sch. W. II, 261) und seither oft gedruckte, vom 2. Mai 1787 datirte Gedicht Schiller's: —

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Rastenball, hat dich zur Freundin mir gegeben, u. s. w.,
welches aber ziemlich kühl ausläuft und zwar mit dem furchtbar schwabischen Reim „Verdienst“ und „kennst“. Das Gedicht, wahrscheinlich ein Stammbuchblatt für Fräulein von Arnim, ist übrigens die einzige ausführlichere directe Andeutung, die wir von Schiller selbst hinsichtlich dieses Verhältnisses besitzen.

65) Briefwechsel zwischen Sch. und A. I, 80—90. Daß unter den „A's.“ die Arnims zu verstehen seien und daß Schiller diese in Tharandt erwartete, folgere ich hauptsächlich aus dem Gewicht, welches Schiller (S. 83 und 88) auf die richtige Besorgung seiner Briefe an sie legt.

66) Karoline von Wolzogen, Sch. I. I, 220 fg.

67) Schröder ließ sich dadurch nicht abhalten, am 30. August 1787 den Carlos in der jambischen Gestalt aufzuführen, und diese Aufführung der Tragödie war die erste in Deutschland, welche wirklich Senfation erregte. Vgl. Devrient, III. 166.

68) Bei Hoffmeister und Viehoff (Sch. I. I. 263) wird die Abreise Schiller's von Dresden in den August gesetzt und zwar nach „Angabe von Schiller's eigenhändigem Notizbuch.“ Allein der Irrthum liegt auf der Hand, denn unterm 23. Juli schrieb Schiller aus Weimar an Körner, daß er „vorgestern Abend“ daselbst angekommen sei. Briefwechsel I, 96.

69) Nach einer Mittheilung in Kühne's „Europa“ für 1853,

Nr. 80, welcher ich die im Texte gebrachten Versmaße des Dichters verdanke.

70) Karoline's von Wolzogen Literar. Nachlaß, I. 241.

71) Zur Bestätigung dessen vergegenwärtige man sich die folgenden, vom Dichter später getilgten Strophen des Gedichts:

Des wollustreichen Gistes voll — vergessen,
Vor wem ich zittern muß,
Wag' ich es stumm an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.
Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren,
Wie schnell, o Laura, floß
Das bänne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!
Jetzt schlug sie laut, die heißersehnte Schäferstunde,
Jetzt bämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blick.

Nir schauerte vor dem so nahen Glück
Und — ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurück,
Ich Rasender, und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnenndbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verlegen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geseze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Mißthat gewelbt?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O zitt're nicht — du hast als Sünlerin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Schwur dich band.
Die Vorsicht kann den überflüss'gen Geist entzathen,
Für den sie keine Seligkeit empfand.

Getreimt von dir — warum bin ich geworden,
Weil du bist, schuf mich Gott.
Er widerrufe oder lerne Geister morden
Und flüchte sich vor seines Wurnes Spott,

73) Knebel, *Sten. Machin.* II, 318; I, 148.

73) In einem Brief an Knebel vom 11. September 1784 *spottet* er: „Das Bethlehem in Juda (Weimar) wird nicht leer. Die Weisen besuchen es; ich hoffe aber, daß sie allmählig eine leere Krippe finden und die Wallfahrt unterlassen.“ Das „Bethlehem in Juda“ ist eine Anspielung auf die Stelle in Göthe's schönem Gedicht „Auf Mieding's Tod“:

O Weimar, dir fiel ein besonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda klein und groß.
Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.

74) Bachsmuth, Weimars Rusenhof, S. 84.

75) Seine Mutter, von welcher ja Göthe die Gabe der Poesie („Luft, zu fabuliren“) geerbt zu haben bekamte, scheint das auch gefühlt zu haben; denn Frau Aia schrieb zu Anfang des Jahres 1783 an die Herzogin Amalia: „Es kommt mir vor, als ob mein Sohn sich etwas mit den Mäusen brouillirt hätte; doch alte Liebe roßet nicht: sie werden auf seinen Ruf bald wieder bei der Hand sein.“ Weimars Album (1840), S. 117.

76) Die erste Uebertragung des Trauerspiels ins Englische wurde jedoch erst 1792 gedruckt („The Robbers, a Tragedy, translated from the German of Fr. Schiller“), die erste französische Bearbeitung oder vielmehr Mißhandlung des Stückes („Robert, Chef des Brigands, imité de l'Allemand par le citoyen La Martelière“) wurde 1792 in Paris aufgeführt.

77) Briefwechsel zwischen Sch. und K. I, 96.

78) Ebenda, S. 100—104.

79) Ebenda, S. 162.

80) Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Halle mit gesundem Leib,
Von Jena ohne Wunden,
Von Helmstädt ohne Schrunden,
Von Marburg ungefaßen,
Hat nicht studirt auf allen.

Uebrigens war Jena von jeher unter der studentischen Jugend ein Name vom besten Klange und so hat denn diese echte Studentenstadt zu Anfang des 18. Jahrhunderts die studentische Muse zu der Neußerung begeistert: —

Leipzig schweig', schweig' Wittenberg und Halle,
Wir gefalle
Nur das schönste Saal-Athen.
Hier kann man sich in den besten Freuden
Immer weiden
Und auf Ketten Rosen geh'n.

81) Karl August an Knebel (1. April 1687).

82) Schiller an Körner (29. August 1787). Briefw. I, 166.

83) Weimars Album, S. 126.

84) Rämlich Schiller's Briefe an Körner und an die Schwefen von Lengefeld und Charlotte's Erinnerungen bei Köpfe a. a. D.

85) Um diese Aeußerung nicht zu hart zu finden, vergleiche man die Auslassungen Jean Paul's vom Jahre 1798 über die „Titanide“, bei Spazier a. a. D. IV., 115 fg.

86) Man glaubt George Sand's Lelia oder Tied's Vittoria Accorombona sprechen zu hören, wenn Frau von Kalb unterm 16. Oktober 1796 an Jean Paul schreibt: „Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen. Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeiten und Bedürfnisse und selten der Klugheit; Liebe bedurfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; vielleicht nur, wie Einige meinen, damit wir euer Geschlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter; und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Götthe und noch mehr als Götthe: Unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt.“ — Wie eine verspätete Antwort auf diese Auslassung lautet die Stelle in Jean Paul's Brief vom 15. Mai 1798 an Jacobi: „Ich kenne nun das Leben, besonders das aufkündende bei genialischen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen und verspäten — nein, ich will ein einfaches, stilleres Herz.“

87) Briefwechsel zwischen Sch. und K. I, 219.

88) Karoline von Wolzogen, Sch. P. I, 233.

89) Ebenda, I, 237.

90) Ebenda, I, 236. Karoline irrt übrigens, wenn sie diesen Tag in den November setzt. Es war der 6. Dezember. Vgl. Alfred von Wolzogen, Deutsches Museum für 1857, S. 358. Schiller und Lotte, S. 2.

91) Briefwechsel zwischen Sch. und K. I, 286.

92) Karoline von Wolzogen, Sch. P. I, 242. Eine Auswahl der Gedichte Lotte's von Lengefeld steht in Hoffmeister's Supplementen zu Sch. B. III, 379 fg.

93) Schiller und Lotte, S. 21.

94) Brief an Wilhelm von Humboldt vom 17. Februar 1803. Briefwechsel zwischen Sch. und H. S. 449.

95) Briefwechsel zwischen Sch. und K. I, 242—47.

96) Ebenda, I, 271. Schiller und Lotte, S. 249.

97) C. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, X, 219.

98) Riedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, II, 59—60.

99) Fama Fraternitatis, oder Entdeckung der Brüderschaft des löblichen Ordens des Rosenkreuzes (roseae crucis), nebst der Confession oder Bekännniß derselben Fraternität, an alle Gelehrte und Häupter in Europa geschrieben, auch etlichen Responſionen und Ant-

Vorhangen von Herrn Haselmeiern und anderen gelehrten Leuten auf die Paimam gestellt, sammt einem Discurs von allgemeiner Reformation der ganzen Welt. Frankfurt 1615.

190) Fetter, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, I, 228.

101) Souvenirs de Créquy, IV, 75. Selbst angenommen, diese Geschichte sei nur Salonsklatsch, beweist sie immerhin, mit welchen Vorstellungen die vornehmen Kreise damals sich trugen. Eine sehr fähbare Zusammenkunft mit dem Teufel bereitete der Graf von Caplus den Ducs de Chartres, de Fronsac und de Lauzun in den Steinbrüchen des Montmartre, indem auf seine Veranlassung die vornehmen Teufelsbeschwörer von unsichtbarer Hand braun und blau geschlagen wurden.

102) Rabame Campan, Mémoires, I, 208.

103) Bgl. Bülow, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, I, 331 fg.

104) Bachaumont, Mémoires secrets, XXV, 252 seq.

105) Brief Wieland's an Schiller vom 15. September 1788, wo der alte Schall seiner im Text angeführten Aeußerung noch die Worte beifügte: „Ich hatte gehofft, der Mann (Stolberg) würde sich seines Herrgotts in einer tüchtigen Ode oder doch in archaischischen Jamben annehmen; aber er wird, wie es scheint, immer prosaischer, und es ist wirklich erbärmlich zu sehen, was er für Schlüsse macht. Aber so rächt sich die Philosophie an den Poeten, die von Jugend an ohne sie auszukommen sich gewöhnt haben.“

106) Das angegebene Datum wird durch Schiller's Brief an Körner vom 26. Mai festgestellt, weil er darin sagt, daß er „nun seit acht Tagen“ in Volkstüdt sei.

107) Briefe Wieland's an Schiller vom 2. Juni und 15. September 1788.

• 108) Briefwechsel zwischen Sch. und K. I, 296.

109) Karoline von Wolzogen, Literar. Nachlaß, II, 157.

110) Briefwechsel zwischen Sch. und K. I, 304, 319.

111) J. Eberwein, Schiller's Liebe und Verhältniß in Rudolstadt, S. 60.

112) Mittheilung von H. K—g (König?), Gartenlaube für 1855, S. 354.

113) Indem ich diese Stelle des Textes wieder überblide, kommt mir die Nr. 133 (Beilage) der Allgemeinen Zeitung für 1858 zur Hand, worin (S. 2135) eine Correspondenz aus Wien über eine Aufführung der Räuber und von Rabale und Liebe berichtet. Der Correspondent fügt, nachdem er von den „unaufhaltsam losbrechenden Stürmen des Beifalls und Jubels“ geredet, den Ausruf hinzu: „Welch eine ungeheure Wirkung diese beiden Stücke doch noch jeden Tag auf ein nicht ganz blasirtes Publikum hervorbringen!“

114) Mittheilung von A. Schöll, Weimarer Sonntagsblatt für 1855, S. 165. Eberwein a. a. D. 77.

- 115) J. B. in Gutt. Vgl. Briefe von J. B. Bof, III, 20.
 116) Karoline von Wolzogen, Sch. 2. I, 264.
 117) Schiller und Lotte, S. 54—55.
 118) Ebenda, S. 58. Vor das Titelblatt der Holy Bible schrieb
 der Dichter die Zeilen:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
 Auch nicht in des Pöbels Paradies,
 Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
 — Aber wir begegnen uns gewiß.

Bollstädt den 2. August 1789

von Friedrich Schiller zur Erinnerung.

119) Wir Epigonen, denen die Welt Homer's von den Schulbänken auf vertraut ist, können uns nur schwer eine Vorstellung von der außerordentlichen Wirkung machen, welche die Verdeutschung der homerischen Gesänge durch Bof hervorbrachte. Karoline von Wolzogen (Sch. 2. I, 270) sagt mit Recht: „Was jeder Deutsche Bofens Uebersetzung zu danken hat, ist unaussprechlich.“ In der That, die Erscheinung des Bof'schen Homer war ein Ereigniß, ein höchst bedeutsames Ereigniß in der deutschen Kulturgeschichte. Ueber einen Zwischenraum von mehreren Jahrtausenden hinweg schlug der Geist von Hellas eine Brücke nach Deutschland herüber, um hier, wieergeboren aus germanischem Tiefstinn, abermals seine humanisirende Thätigkeit zu beginnen. Erst mit der Bof'schen Verdeutschung des Homer wurde ein modernes Griechenthum möglich, weil erst damit die antike Welt aufhörte, eine sterile Domaine der Stubengelehrsamkeit zu sein, und ein Eigenthum aller Gebildeten wurde.

120) Er erbat sich damals in Betreff dieses Studiums den Rath seines Freundes Wilhelm von Humboldt und schrieb ihm dabet: „Auf das, was ich allensfalls noch von dieser Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rücksicht nehmen; dies besteht mehr in Kenntniß von Wörtern als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe.“ Briefwechsel Sch. mit W. v. H. 290.

121) Worte Humboldt's in der Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller, S. 19.

122) Briefwechsel Sch. mit R. I, 319, 327.

123) Eberwein erzählt a. a. D. diese Sage. Während der Dichter an seinem Geschichtswerk arbeitete, wurde er von einem hinterlistigen Unwohlsein befallen. — (Es soll damit wohl das rheumatische Fieber gemeint sein, dessen Ueberstehung Schiller unterm 1. Oktober 1788 an Körner miedete.) — Der Arzt, Hofrath Conradi aus Rudolstadt, bemerkte, daß diese Behinderung dem Dichter sehr drückend war, und sagte scherzend: „Setzen Sie ganz unbesorgt, der Tod wird Sie an der Fortsetzung des Werkes nicht hindern; aber Sie werden sterben; sobald Sie dasselbe zu Ende gebracht.“ Schiller habe diese Worte sehr aufmerksam angehört und später nie sich überwinden können, der Aufforderung, das Buch fortzusetzen und zu vollenden, zu entsprechen.

- 124) Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Liebt sich am Kelch der Verstand.
- 125) Die, eine Glorie von Orionen
Um Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen
Verzehrend über Sternen geht,
Gefloß'n auf ihrem Stralenthronen,
Die fürchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie versteh'n.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengeh'n.
- 126) Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
- 127) Gelassen hingestürzt auf Grazien und Nusen,
Empfängt er das Geschöß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.
- B. von Humboldt hat mit Recht auf die Schönheit dieser Zeilen aufmerksam gemacht. „Ich erwähne — sagt er (Briefwechsel mit Schiller, S. 22) — die Schilderung des Todes aus den Künstlern, den „sanften Bogen der Nothwendigkeit“, der so schön an die *kyava* *βέλεα* (die sanften Geschosse) bei Homer erinnert, wo aber die Uebersetzung des Beiworts vom Geschöß auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.“
- 128) Karoline von Wolzogen, L. Sch. I, 280.
129) Ebenda, I, 272.
130) Schiller und Lotte, S. 81, 84, 91, 93, 94, 100, 104, 105, 106, 107.
131) Karoline von Wolzogen, L. Sch. I, 310. Schiller und Lotte, S. 108.
132) In angebör'ner stiller Glorie,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schickslichen.
- 133) Schiller und Lotte, S. 174. Vgl. Sch. Briefwechsel mit L. I, 371, 389.
134) Stahr, Weimar und Jena, I, 426.
135) Viele Pfade bin ich gelassen,
Auf dem Reidsfad hat mich Keiner betrossen.
- 136) Schiller's Werke, LVIII, 115.

137) „Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse gaben mir Muth und Stimmung, die römischen Elegieen auszuarbeiten.“ Göthe's Werke (Ausgabe von 1840), XXVII, 12.

138) Worte Stahr's (a. a. D. II, 169), welcher auch eine schön-geschriebene Apologie Christiane's gibt (II, 186 fg.). Die ganze Dual und Pein, welche Charlotte's Eifersucht Göthe verursachte, ist im 3. Band seiner Briefe an sie dargelegt.

139) Göthe's Werke, XXVII, 34—36.

140) Es ist, als hätte Schiller an Göthe gedacht, als er die Strophe der „Ideale“ niederschrieb: —

Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldenen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkronen,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

141) Riemer, Mittheilungen über Göthe, I, 459—460.

142)

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon

Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,

Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes geldset

Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,

Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.

Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;

Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.

Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigener Bildner und Schöpfer,

Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;

Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis

Reidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.

143) Sch. Briefwechsel mit R. II, 57 fg.

144) Ebenbaselbst, II, 90. Vgl. Schiller und Lotte, S. 314

145) Schiller und Lotte, S. 276.

146) Sch. Briefwechsel mit R. II, 93, 104.

147) An Körner schrieb der Dichter an demselben Tage — (im Briefwechsel, II, 89 steht der Druckfehler: 30. Mai statt 30. April): — „Bürger's Aeußerliches verspricht wenig, es ist plan und fast gemein: dieser Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen gegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl scheint er zu sein, mit dem sich allensfalls leben ließe.“

148) Stahr a. a. D. II, 24.

149) Das Burschen-Ideal der Universität Gießen in den siebziger Jahren zeichnet ein gewisser Hild bei Lauthard so:

Wer ist ein rechter Bursch? Der, so am Tage schmauset,

Des Nachts herumschwärmt, weht (nämlich den Schläger auf dem Pflaster) und brauset,
 Der die Philister schwänzt, die Professores prellt
 Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gefellt;
 Der stets im Carcer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
 Der überall besaut, nur von Blamagen rein,
 Und den man mit der Zeit, wenn er g'nug renommiert,
 Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen relegiert.

Rautbard (I. 254) charakterisirt auch das Verhältniß Göttingens zu den übrigen Universitäten: Er traf dort einen alten Bekannten von Gießen her, einen gewissen Sturm, zwischen welchem und ihm folgendes Gespräch statt hatte: — „Ich. Nun, Bruder, wie sieht's denn hier aus mit dem Comment? Sturm. Schöfel, Bruder, sehr schöfel! Die Kerls wissen dir den Teufel, was Comment ist, halten ihre Commerce in Wein und Punsch, lassen sich alle Tage fristren, schmieren sich mit wohlriechender Pomade, ziehen seidene Strümpfe an, gehen fleißig ins Concert zum Professor Gatterer, küssen den Menschen — (soll heißen: den Damen) — die Psoten; kurz, Bruderherz, der Comment ist hier schöfel. Ich. Aber doch nicht allewege? Sturm. Nein, Brüderchen, es gibt noch derbe Kerls; aber die stehen wenig in Ansehen, man hält sie für lieberlich und deswegen müssen sie für sich leben und mit einander ihre Sachen allein treiben. Ich. Hör', Bruder, so viel an uns ist, müssen wir den Comment wieder herstellen oder gar einführen à la Jena. Sturm. Hast recht, aber das wird schwer halten; wollen indeß sehen, quid virtus et quid sapientia possit!“

150) F. Fr. Göriz (ein Landsmann Schiller's, geb. 1764 zu Stuttgart, gest. 1825 als Stadtpfarrer zu Aalen) im Morgenblatt für 1837, Nr. 84 fg. Göriz hielt sich als Hofmeister eines adeligen Studenten zu Schiller's Zeit in Jena auf.

151) Göriz, ein scharfer Beobachter, der aber, wie Schwab (Sch. I. 408) treffend bemerkt, den Schatten vor dem Lichte sah und schitterte, brüct das a. a. O. so aus: „Eine größere Verschleбенheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und stitlicher Kultur wird schwerlich in London und Paris angetroffen werden als damals in Jena. Vom Wilden in Sitte und Unreinlichkeit bis zur widerlichen Uebersfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beschränkten Ansicht der Wissenschaften bis zur edelsten Uebersicht und zur heitersten Ansicht traf man alle Mittelfufen, gleichsam als ewige Formen, als Repräsentanten in Jena an.“

152) Sch. Briefwechsel mit R. II, 99 fg.

153) Madame de Staël, *Considérations sur la révolution française*, chap. 16.

154) *Deutscher Merkur* für 1788, I, 6.

155) Dieser Gedanke kehrt wieder in dem Distichon:

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren.

Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

- 156) Vgl. Sch. Briefw mit R. II, 103, 134, 136, 139, 145.
 157) Schiller und Lotte, S. 331, 340, 343, 348, 356.
 158) Treffende Bemerkung des Historikers Rommgen in seiner Abhandlung „Die Schweiz in römischer Zeit“ im 9. Band der Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich.
 159) Karoline von Wolzogen, L. Sch. II, 21, 23, 61, 65.
 160) Die Mehrheit!
 Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!
 Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
 Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
 Der Staat muß untergeh'n früh oder spät,
 Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.
 161) Worte von R. Hase, S. VII seines Vorworts zu dem literarischen Nachlaß Karoline's von Wolzogen. Er fügt hinzu: „Als nun Frau von Wolzogen in ihrem Leben Schiller's die (bezüglichen) Briefe mittheilen wollte, mochte dasjenige, was nachher in der reinen Natur dieser Menschen sich naturgemäß gelöst hatte, Jedem sein Recht gewährend, ihr in der Erinnerung fremdartig erscheinen; sie zog sich daher gleichsam aus diesen Briefen zurück und überließ der glücklicheren Schwester die Ehrenstätte. Man erkennt noch deutlich die Correcturen der späteren zitternden Hand (Karoline's) in Schiller's schöner fester Handschrift, wie an die Stelle des Plurals oder vielmehr des Duals der Singular gesetzt und an besonders leidenschaftlichen Stellen die „Karoline“ gestrichen und eine „Theure Lotte“ zum damaligen Drucke eingeschoben ist.“ — Gegenwärtig sind sowohl in Karoline's „Literarischem Nachlaß“ als in „Schiller und Lotte“ die ursprünglichen Brieftexte wieder hergestellt und ist demnach „das unschuldigste und liebenswürdigste Falsum, das wohl je in der Literatur begangen worden“, berichtigt.
 162) Schiller und Lotte, S. 422. Karoline von Wolzogen, Sch. L. II, 33.
 163) Guizot, Mémoires, vol. I, chap. 3.
 164) Schiller und Lotte, S. 523, 549.
 165) Briefwechsel Sch. mit R. II, 153.
 166) Der vollständige Brief wurde zuerst gedruckt in Sch. L. von Karoline v. Wolzogen, II, 49 fg.
 167) Ebenda, II, 54.
 168) Schiller und Lotte, S. 575.
 169) Karoline von Wolzogen, Sch. L. II, 65.
 170) Schiller und Lotte, S. 578 fg.
 171) Schiller giebt wiederholt und bestimmt (Briefwechsel mit Körner, II, 170, und Brief an seinen Vater vom 10. März 1790) den 22. Februar als seinen Hochzeitstag an. Diesem steht aber nicht nur die Angabe Karoline's (Sch. L. II, 66) entgegen, welche sagt, daß ihre Schwester am 20. Februar mit Schiller getraut worden sei, sondern auch die Angabe Lotte's selbst; denn das Sonett „die wechselnden Gefährten“ (R. v. W., Sch. L. II, 67), worin die

Wittve Schiller's vier Jahre nach dessen Tode wehmüthig auf den Tag zurückblatte, an welchem ihr „das Leben reichte seine Blütenkrone“, trägt das Datum „Den 20. Februar 1809“, und die Aufschrift „Zum Gedächtniß des 20. Februar 1790.“ Das Gedächtniß der Frauen pflegt in solchen Dingen treuer zu sein als das der Männer, aber doch ist auf der andern Seite kaum anzunehmen, daß der Dichter wenige Tage nach seiner Hochzeit das Datum derselben schon vergessen haben könnte. Es muß also ein lapsus calami stattgefunden haben.

172) Lotte's Brief ist mitgetheilt im Literar. Nachlaß von Karoline v. Wolzogen, II, 193.



Inhalt zum ersten Bande.

Vorwort 5—8

Erstes Buch.

Schiller's Lehrjahre.

Erstes Kapitel: Die Heimat.

Altwürttemberg. — Die Schwaben. — Zur Geschichte des Landes. — Der Herzog Karl Eugen. — Glanzvolle Hofhaltung. — Das „Schreiberparadies.“ — Kirche, Schule und Gelehrsamkeit 11

Zweites Kapitel: Das Elternhaus.

Marbach. — Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Kobweiß. — Ein bürgerlicher Haushalt vom Jahre 1749. — Friedrich Schiller geboren. — Ein Gang am Ostermontag. — Pösch. — Erster Unterricht und erste Freunde. — Die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd. — Ludwigsburg. — Zwei Ludwigsburger Figuren: Schubart und Billing. — Die Schule. — Das Landexamen. — Die Confirmation 21

Drittes Kapitel: Die Akademie.

Herzog Karl in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit. — Die Gräfin von Hohenheim. — Eine fürstliche Beichte. — Schubart's Einleitung. — Genesis der Karlschule. — Die militärische Pflanzschule auf der Solitude und Schiller's Eintritt in dieselbe. — Die Militär-Akademie. — Wie den jungen Schiller, welcher Jurist werden soll, seine Mitschüler beurtheilen. — Ein vierköpfiges Aachblatt von angehenden Poeten. — Verlegung der Akade-

wie nach Stuttgart und Uebertritt Schiller's von der Jurisprudenz zur Medizin. — Das Leben in der Akademie. — Schiller als Schauspieler. — Poetische Versuche und prosaische Hindernisse. — Ein gedruckter Erstling. — Bekanntschaft mit Rousseau, Ossian und Shakspeare. — Ein kaiserlicher Besuch. — Götthe in der Akademie 39

Viertes Kapitel: Sturm und Drang.

Die Stürmer und Dränger oder Kraftgenies. — Der Göttinger Hainbund. — Mitglieder, Tendenzen und Lebensführung desselben. — Deutscher Patriotismus, sittlicher Nihilismus und sentimentale Schwärmerei. — Die main- und rheinländische Dichtergenossenschaft. — Herder. — Shakspeare in Deutschland. — Lenz. — Klinger. — Hamann. — Götthe. — Merck. — Lavater. — „Geniereisen.“ — Die Geniezeit in Weimar. — Herzogin Anna. — „Ein neuer Stern geht auf.“ — Herzog Carl August und Herzogin Luise. — Der Weimarer Kreis. — Kraftgeniestyl. — Götthe. — Das „Wälthen.“ — Theatralische Freuden und Leiden. — Ende der Geniewirksamkeit 65

Fünftes Kapitel: Die Räuber.

Eine vergoldete Pille und eine eitle Berechnung. — Schiller liegt im Bosperswald keinen Freunden die Räuber vor. — Entstehungsgeschichte dieser Tragödie. — Ihr Charakter. — Melancholie und Arbeit. — Die Dissertation. — Schiller disputirt. — Ein fataler Revers. — Regimentsmedicus ohne Degenquaste mit 18 Gulden monatlich bei Lugo's Grenadieren 73

Sechstes Kapitel: Der Regimentsmedicus.

Auf dem Kleinen Graben. — Die Vischerin. — Eine Junggesellenwirtschaft. — Porträt des Dichters. — Tracht und Pracht eines herzogl. württembergischen Feldscherers. — Der Most gährt. — Frau von Holzogen. — Emetica und Aesthetica. — Die Räuber gedruckt. — Wirkung. — Anknüpfung mit Dalberg. — Ein Theatercoup auf dem Asperg. — Ein Freund. — Dramaturgische Leiden. — Penultima Reise nach Mannheim 105

Siebentes Kapitel: Die Flucht.

Die Räuber auf der Bühne. — Ein Triumph. — Dichter und Regimentsmedicus. — Nur fort von hier! — Fiesco. — Die Anthologie. — Schiller als Lyriker. — Die Laura. Oben. — Zweite Fahrt nach Mannheim. — Das Gewitter bricht los. — Der Herzog. — Im Arrest. — Rabale und Liebe. — Ein Dämon

Ant und eine letzte Audienz. — Der Entschluß zu Flucht. — Seite
 Andreas Streicher. — Ein Abschiedsgang. — Der 17. Septem-
 ber 1782. — „O, meine Mutter!“ 128

Zweites Buch.

Schiller's Wanderjahre.

Erstes Kapitel: Dggersheim.

Illusionen und Enttäuschungen. — Schreiben an Herzog Karl.
 — Der Fiesco macht in erster Vorlesung Fiasco. — Die „ver-
 wünschte Declamation“. — Ausflug nach Frankfurt. — Dalberg
 und Schiller. — Die Herberge zum Viehhof. — Abendliche
 Schöpfungsstunden. — Ein panischer Schrecken. — Entschluß,
 den Wanderstab weiter zu setzen. — Zurückweisung des Fiesco. —
 Druck des Stüdes. — Die gelöschten Kreidestriche. — Abschied
 von Streicher. — Eine Winterreise und eine Parallele. 145

Zweites Kapitel: Bauerbach.

Im Rhöngebirge. — Winterliche Einsamkeit. — Der Biblio-
 thekar Reinwald. — Don Carlos. — Beginnende Fäulnng. —
 Charlotte von Wolzogen und eine „thörichte“ Öffnung. —
 Störniß. — Werther'sche Stimmung. — Wiederanknüpfung mit
 Dalberg. — Galtsponische Tage. — Abreise von Bauerbach . . . 162

Drittes Kapitel: Mannheim.

Ankunft. — Dalberg'sches „Pulverfeuer.“ — Der Vertrag.
 — Kaltes Fieber. — Lastende Unrast. — Ein lieber Besuch.
 — Des Fiesco und die Luise Millerin auf der Bühne. — Zur Char-
 teristik dieser Trauerspiele. — „Geistweise“ in der Heimat. — Ein-
 tritt in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft. — Abhandlung über
 die Schaubühne. — Vorschritt des Don Carlos. — Die Rheinische
 Ithalia. — Erste Begegnung mit Karoline und Charlotte von
 Lengefeld. — Charlotte von Kalb. — Margaretha Schwan.
 — Selbstjammer und sonstige Bebrängnisse. — Bei Hofe. — Der
 Herzoglich Weimar'sche „Rath“ Schiller. — „Der Freundschaft
 laise, zarte Hand.“ — Nach Sachsen! 173

Viertes Kapitel: Leipzig. Gohlis. Loschwitz. Dresden.

Knaßbald. — Christian Gottfried Körner. — Ankunft in Leipzig.
 „Amatus divinus“ — Eine schwärmerische Stunde. — Großmuth
 der Freundschaft. — Villeggiatur in Gohlis. — Das Lied an die
 Freude. — Ein Mythos. — Don Carlos in Prosa auf der Bühne.
 — Ein Velter-Abenteuer. — Das Weinbergshaus in Loschwitz.

— Glückliche Tage. — Dichterische Arbeiten und historische Studien. — Das Fräulein von Arnim. — Schmerzliche Trennung und Ausbruch nach Weimar. — Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation 200

Fünftes Kapitel: Weimar.

Der Weimar'sche Kreis bei Schiller's Eintritt in denselben. — Rückblick. — Wieland und Herder. — In grünelber Weste und weißem Frack. — Bei Hofe. — Bekanntschaften. — Fahrt nach Jena. — Riesen und närrische Dinge. — Friedrich und Charlotte, ein Roman der Wirklichkeit. — Ausflug nach Meiningen und Bauerbach. — Die Familie Lengefeld. — Sehnsucht nach einer häuslichen Existenz. — Lotte. — Das Samenkorn der Freundschaft. — Trübe Stunden. — Der Geisterseher. — Eine kultur geschichtliche Episode. — Die Götter Griechenlands 218

Sechstes Kapitel: Volkstädt und Rudolstadt.

Beim Cantor Unbehaun. — „Ziel an der Kunkel.“ — Im Hause Lengefeld. — Volkserinnerungen. — Schiller's Aristokratismus und Demokratismus. — In der Glockengießerwerkstatt. — Sommeridyll. — Wolken. — In Hellas. — Uebersetzungen aus dem Euripides. — Die Briefe über Don Carlos. — Die Geschichte des Abfalls der Niederlande. — Schiller als Historiker. — Die Künstler. — Der Dichterphilosoph. — Anregung zu einem epischen Gedicht. — Umzug nach Rudolstadt. — Zusammentreffen mit Goethe. — Herzliche Briefe. — Lotte. — Rückkehr nach Weimar. — Resultate des Volkstädt-Rudolstadter Sommers. — Karoline 254

Siebentes Kapitel: Jena.

Der Auf nach Jena und eine „Uebertölpelung.“ — Goethe und Schiller. — Vorbereitung zur Professur und das Magisterdiplom. — Bürger in Weimar. — Abgang des Dichters nach Jena. — Das Athem an der Saale. — Wie das erste „Abentener“ auf dem Ratheber glücklich und rühmlich bestanden wurde. — Ein über rheinisches Seitenstück. — Schiller's Republikanismus. — Akademische Lehrzeiten. — Lina und Lotte. — Der Moment des befreiten Herzens zu Lauchstädt. — Süßes Geplauder. — Dualismus der Liebe. — Das Ideal und die Wirklichkeit. — Die Lösung. — Eine frohe Weihnacht. — In der Dorfkirche von Benigenjena. — Stimmen aus dem Himmelsmond. — Schluß der Wanderjahre 280



Schiller und seine Zeit.

Von


Johannes Scherr.

zweiter Band.

Philadelphia :
Verlag von J. Köhler, 202 Nord 4te Straße.
1863.



1. The first part of the document is a list of names and addresses, which are arranged in a columnar format. The names are written in a cursive script, and the addresses are written in a more formal, printed style. The list is organized into two columns, with the names on the left and the addresses on the right.



Drittes Bnd.

Schiller's Meisterjahre.

1790—1805.

[illegible]

Erstes Kapitel.

Die Geschichte des dreissigjährigen Krieges.

Die deutsche Ehe. — Charakter der dritten Lebensperiode Schillers. — „Die Leidenschaft weht, die Liebe muß bleiben.“ — Portrait des Dichters in den Jahren seiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedarf. — Die neue Thalia. — Historische Abhandlungen. — Geschichte des dreissigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit.“ — Vorlesungen. — Aesthetische Abhandlungen. — Gesellige Verhältnisse. — Kassen und Tumulte. — Novellen. — Dagegen. — Götze. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeschichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein schönes Zeugnis für Lotte. — Oekonomische Sorgen. — Die frohe Botschaft aus Dänemark.

Ein bedeutsamstes Merkmal der Verschiedenheit germanischer und romanischer Anschauung und Sitte ist, daß der „Roman des Lebens“ bei den Völkern germanischen Stammes mit dem Abschluß des Ehebundes zu enden und bei den Völkern romanischen Stammes zu beginnen pflegt. Ausnahmen, und zwar zahlreiche, gibt es selbstverständlich haben wie drüben; aber die Regel bleibt, daß für die Deutschen und ihre Stammverwandten der Traualtar den großen Wendepunkt bildet, wo der ungefüme Gefühlsüberschwang in das ruhige Geleise der Pflicht einbiegt, während in Frankreich, Spanien und Italien — wenigstens in den höheren Gesellschaftsclassen — der Ringwechsel gleichsam die Emanzipation der Leidenschaft symbolisirt. Die Ursache hiervon ist allbekannt: sie liegt in der verschiedenen Weise der Erziehung und der geselligen Sitte. Die Französin, Spanierin, Italienerin wird erst als Frau gesellschaftsfähig. Sie tritt unmittelbar aus dem Kloster,

Nich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort;
Mein unermesslich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir erschleiert und entsegelt werden,
Denn Nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doß Schön'res find' ich Nichts, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Die Guldigung der Künste.

Erstes Kapitel.

Die Geschichte des dreissigjährigen Krieges.

Die deutsche Ehe. — Charakter der dritten Lebensperiode Schillers. — „Die Leidenschaft weicht, die Liebe muß bleiben.“ — Porträt des Dichters in den Jahren seiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedarf. — Die neue Thalia. — Historische Abhandlungen. — Geschichte des dreissigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit.“ — Vorlesungen. — Aesthetische Abhandlungen. — Gesellige Verhältnisse. — Kassen und Tumulte. — Romane. — Daggesen. — Götze. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeschichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein schönes Zeugniß für Lotte. — Oekonomische Sorgen. — Die frohe Botschaft aus Dänemark.

Ein bedeutendstes Merkmal der Verschiedenheit germanischer und romanischer Anschauung und Sitte ist, daß der „Roman des Lebens“ bei den Völkern germanischen Stammes mit dem Abschluß des Ehebundes zu enden und bei den Völkern romanischen Stammes zu beginnen pflegt. Ausnahmen, und zwar zahlreiche, gibt es selbstverständlich haben wie drüben; aber die Regel bleibt, daß für die Deutschen und ihre Stammverwandten der Traualtar den großen Wendepunkt bildet, wo der ungestüme Gefühlsüberschwang in das ruhige Geleise der Pflicht einbiegt, während in Frankreich, Spanien und Italien — wenigstens in den höheren Gesellschaftsclassen — der Ringwechsel gleichsam die Emanzipation der Leidenschaft symbolisirt. Die Ursache hiervon ist allbekannt: sie liegt in der verschiedenen Weise der Erziehung und der geselligen Sitte. Die Französin, Spanierin, Italienerin wird erst als Frau gesellschaftsfähig. Sie tritt unmittelbar aus dem Kloster,

wo sie erzogen wurde, in die Welt und gewöhnlich muß ihr die Stufe des Altars, wo sie einem ihr meist nur ganz oberflächlich bekannten Manne verbunden wird, als Uebergangsschwelle dienen. Bei uns in Deutschland, wie auch in der Schweiz, in England und im skandinavischen Norden, ist der Umgang zwischen Jünglingen und Mädchen viel zwangloser. Man hat also Gelegenheit, vor der Ehe sich kennen zu lernen; man hat Zeit, sich gegenseitig angezogen oder abgestoßen zu fühlen und den Unterschied zwischen augenblicklichem Flackerfeuer und nachhaltiger Flamme zu erfahren; man kann erproben, ob beiderseitig die Bedingungen vorhanden seien, welche das Glück einer Verbindung auf immer verbürgen. Daher rührt es, daß, selbst in unserem berechnenden Jahrhundert noch, bei uns die Ehe vorwiegend eine Sache der Reizung statt der bloßen Conventienz ist oder wenigstens sein kann. Der Roman pflegt in Deutschland nicht mit dem Ende anzufangen, und wenn „mit dem Gürtel, mit dem Schleier“ der „schöne Wahn“ entwehrt, so gewähren aus den angedeutenden Gründen unsere Sitten doch die Möglichkeit, daß an die Stelle des schönen Wahns, d. i. der jugendlichen Schwärmerci, eine schöne Wirklichkeit trete, d. i. die ruhige Befriedigung, welche ein dauerndes und durch die Prüfungen des Lebens nur gestärktes Gefühl verleiht. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben“ — man kann das Wesen einer und, ich sage es mit Stolz, einer deutschen Ehe nicht besser bezeichnen, wogegen es für die französische Sitte höchst charakteristisch ist, daß in der Blüthezeit des Mittelalters (1174) die Gräfin von Champagne, als Muster einer Edelmann von damals anerkannt, auf die von einem „Liebeshof“ (cour d'amour) gestellte Frage: „si l'amour était possible dans le mariage?“ in Form eines (arrêt d'amour) mit Nein! antwortete und daß noch in unseren Tagen ein Mann wie Guizot es für nöthig hielt, ein Buch zu schreiben eigens zu dem Zwecke, in Form der Biographie einer englischen Ehefrau (Lady Russell) seine Landleute darauf aufmerksam zu machen, „que l'amour est possible dans le mariage.“

Das Vorstehende läßt sich ohne Zwang auf unseren Dichter an-

den. Der „schöne Bahr“, die Schwärmeri, die Leidenschaft
den auch ihn befeßten. Seine Jugend war stürmisch gewesen
so, wie sie war, hatte sie nicht ohne Ueberspanntheit, Ueber-
zung und Irrthum sein können. Er hatte gehofft und ge-
amot, geliebt und geliebelt, Lustschlösser gebaut und in glücklichen
unden, die freilich selten genug waren, den Schaum des Brause-
hs der Freude geloset. Aber er hatte auch entbehrt und entsagt,
te mit Noth und Sorge gerungen, hatte die glänzendsten Träume
zeitig erlassen gesehen. Es ist ein abenteuerliches Element in
em Jugendleben, die ganze Poesie einer Armuth, welche den
mpf seines Genius gegen die äußeren und inneren Hemmnisse
er Laufbahn zu einem doppelt glorreichen macht. Aber das
antische Interesse, welches Schiller der als Regimentsmedicus
puppte jugendliche Titan, Schiller der gekängstigte Rückfälling,
hiller der anstöße Wanderer, Schiller der Geliebte der „Titanide“,
hiller der zwischen Lina und Lotte gestellte Liebende erregte, ers-
t zugleich mit dem Lichte der stillen Hochzeitssadcl von Wenigen-
a. Seine Heirat markirt einen ganz bestimmten Wendepunkt,
st nur in seinem äußeren Gehaben, sondern auch in seinem Herr-
leben. Die Leidenschaft floh, die Liebe blieb. Er hatte in Lotte
e Frau gefunden, wie er sie gewollt. Zur Geliebten hat
fortan nur die Muse gehabt. Ihr galden die heißesten
pläge seiner Pulse, die höchsten Entzündungen seiner Seele.
in erkannt, in den Beziehungen zu seiner Schwägerin Karoline
ien Anhang an seine frühere Doppelliebe zu finden, sondern
eine brüderliche Freundschaft, die keineswegs eine blinde war¹).
er vielmehr, man braucht darüber nicht zu erstaunen. Denn
h abgesehen davon, daß Lotte dem Dichter Alles gewesen, was
e Frau ihm sein konnte, war für einen Mann, dessen ganzes
men und Schaffen darauf ging, den kategorischen Imperativ
Pflicht in natürliches Gefühl zu verwandeln und die Stills-
zur Schönheit zu verkären, eine reine und edle Lebensführung
verständlich. Es fehlt auch nicht an deutlichen Spuren, daß
n der Vollendung seiner Männlichkeit den strengstrenigen Maßstab,

welchem er sich unterwarf, auch an Andere zu legen geneigt war. So wissen wir, daß ihm Göthe's häusliche Verhältnisse zuwider waren, und es kennzeichnet das Wahrheitsgefühl seiner Seele, daß er, während Göthe im Briefwechsel mit ihm selten vergift, die „liebe Frau“ (Lotte) grüßen zu lassen, seinerseits nie auch nur mit einer Sylbe der Christiane Vulpius gedenkt²).

Ja, die Romantik von Schiller's Lebensgeschichte geht mit dem Jahr 1789 zu Ende, es wäre denn, daß man in dem bald zu berührenden schwäbischen Heimweh, welches ihn die Heimath wieder zu sehen drängte, noch einen romantischen Zug erkennen wollte. Je reicher und glanzvoller sein inneres Leben sich entfaltete, um so weniger Ungewöhnliches und Wechselndes bot sein äußeres. Er lebte das bescheidene, sorgenvolle Dasein eines deutschen Schriftstellers, welches mit Würde zu führen er ein so leuchtendes Beispiel gegeben hat. Die ganze Energie seines Willens an die Erfüllung seiner Mission setzend, flüchtete er „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken,“ aus dem Wirrsal und Getöse der widersstreitenden Interessen seiner Zeit „in die heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen.“ Er war würdig, „in des Ideals Reich“ zu herrschen; denn wie ihn die gemeinen Sorgen des Lebens nicht zu irren vermochten, so durften ihm selbstsüchtige Wünsche, Willen und Begierden nicht mehr nahen. Sein Herz blieb sanft, wie auch sein Blick es blieb; aber seine Haltung wurde selbstbewußter, in sich gefaßter, auf Unberufene mehr abweisend als anziehend wirkend. So konnte er selbst einem Manne wie Jean Paul bei der ersten Begegnung „selbst, hartkräftig, voll Edelsinnes, voll scharfer, schneidender Kräfte, aber ohne Liebe“ erscheinen. Ohne Liebe? Es ist wahr, in einer bitteren Stunde hat er sich den Seufzer entlocken lassen, daß gerade des besseren Menschen Herz in dem Weltgebränge allmählig der Liebe sich verschlöße³); aber daneben zeugt ja jede Seite seiner reiferen Werke von einem unendlichen Wohlwollen, welches nicht mit wilden Abtrümmern, sondern mit mildem Drnudblick die Welt von allem Unschönen und Verwerflichen reinigen will. Die Leidenschaft stob,

die Liebe blieb. Einer leidenschaftlichen Neigung, wie sie Göthe noch als Bierundfiebziger für die schöne Ulrike von Levezow empfand und in der „Elegie von Marienbad“ ausströmte, wäre Schiller schon als Bierziger nicht mehr fähig gewesen; aber nur die innigste Liebe konnte ein Gedicht wie „die Würde der Frauen“ dichten.

Es dürfte nicht unpassend sein, hier, am Eingange der Mannes- und Meisterjahre des Dichters, seine äußere Erscheinung uns wieder einmal zu vergegenwärtigen. Sein Jugendfreund Scharffenstein hat uns früher das Porträt Schiller's des Jünglings entworfen, seine Schwägerin Karoline mag uns nun das Bild Schiller's des Mannes zeichnen. „Schiller's große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, Etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Aeußeren ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirne trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal und Hüfte und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als grazios. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen Blau und Lichtbraun. Der Blick unter den hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen war, nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gelehrt als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel; tief in's Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel in's Rötthliche. Die Hautfarbe

weiß, das Roth der Wangen zart. Er erwachte leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches. Seine Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester. Aller Eynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfang, zuwider; die Kleider einfach aber gewählt; besonders hielt er viel auf seine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohlgeordnet sein. Er liebte sehr Blumen um sich, Lilien hatte er vor allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe“ 4).

Indem Schiller, häuslich eingerichtet, sich anschloß, seine Arbeiten wieder aufzunehmen, hatte er neben den Forderungen seines Genius auch die des Bedarfes zu berücksichtigen. Zudem waren jene zu dieser Zeit noch keine so entchiedenen, daß sie ohne alles Schwanken auf ein großes Ziel sich gerichtet hätten. Im Gegentheil sehen wir noch bis zum Jahre 1794 unseren Dichter seine Kraft in Studien und Anläufen zersplittern oder auf eine literarische Thätigkeit verwenden, wie eben der „Bedarf“ sie beizog. So schrieb er die historischen Abhandlungen „die Sendung Moses“, „die Gesetzgebung des Lykurg und Solon“, „Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“, „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs“, „Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Friedrichs I.“, „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen“. Die vier letztern dieser Aufsätze dienten als Einleitungen und verbindende Mittelglieder der „Sammlung historischer Memoiren“, welche Schiller 1790 in deutscher Uebersetzung herauszugeben anfang, die er dann in Verbindung mit Voltmann und Anderen fort-

setzte und die erst 1806 mit dem dreissigsten Bande aufhobte, nachdem sich Schiller längst von dem Unternehmen zurückgezogen hatte ⁶⁾. Der Bedarf war es auch, welcher ihn, nachdem seine von Wieland's Merkur gehegten Erwartungen nicht erfüllt worden, darauf denken liess, die Thalia wieder mehr in Schwung zu bringen ⁶⁾. So wurde, nachdem die Rheinische Thalia 1790 eingegangen, 1792 die „Neue Thalia“ eröffnet und zwar mit keinem geringen Zeugniß poetischer Uebersetzungskunst, mit den deutschen Stangen, in welche unser Dichter das zweite und vierte Buch von Virgil's Aeneis übertragen hatte, zunächst um seiner Frau und Schwägerin eine Vorstellung von Virgil'scher Dichtung zu geben ⁷⁾. Sonst enthielt die neue Thalia keinen poetischen Beitrag; sie wurde vielmehr ein bequemes Behülfel der historischen und philosophischen Uebungen, durch welche sich Schiller auf seine poetischen Hauptthaten vorbereitete. Zunächst nahm vor allem Uebrigem seine „Geschichte des dreissigjährigen Kriegs“ Zeit und Thätigkeit in Anspruch. Sie erschien, durch die Erkrankungen des Verfassers mehrfach unterbrochen, in den Jahrgängen 1791 — 93 des von Gösschen verlegten historischen Damenkalenders, — ein Umstand, der schon andeutet, daß es dabei nicht auf ein gelehrtes Fachwerk abgesehen war. Was schon früher über Schiller's Verhältnis zur Historie und Historik gesagt worden, gilt auch von seiner Darstellung des dreissigjährigen Kriegs. Das kritisch-historische Moment tritt vor dem künstlerischen zurück. Ein tiefer gehendes Quellenstudium hätte dem Verfasser hinsichtlich des Causalzusammenhanges der Ereignisse jener schrecklichen Zeit, wo unter dem Vorwande: Bibel oder Papst? die gewaltigsten wie die gemeinsten Leidenschaften auf deutschem Boden dreissig Jahre hindurch sich auslebten, gewiß Manches in anderem Lichte erscheinen lassen. So z. B. die Stellung Gustav Adolf's, den er allerdings nicht als den gutmüthigen Schwärmer und selbstsuchtslosen „Glaubensretter“ faßt, in welcher der Schwedenkönig noch immer in bornirt-lutherischen Compendien spukt, dessen leitender Gedanke aber, hinter dem plausiblen Auehängeschild protestantischer Sympathieen ein

möglichst großes Stück von Deutschland zu erobern, auch bei Schiller lange nicht klar und bestimmt genug hervortritt. Im Uebrigen hat unser Dichter mit richtigem Instinkt erkannt, daß sich jener furchtbare Kampf weit mehr um die Politik als um die Religion drehte. Aber es fragt sich doch sehr, ob seine Auffassung des dreißigjährigen Krieges als eines politischen Befreiungskrieges von protestantischer Seite eine berechtigte gewesen. Man weiß ja, welcher Art die Politik gewesen, zu welcher das Lutherthum die dogmatische Unterlage hergab. Schiller hat, scheint mir, seinem idealen Freiheitsprinzip bedeutend viel vergeben, indem er der sogenannten, von protestantischer Seite so scharf betonten „Reichsfreiheit“ die Ehre anthat, sie für mehr zu halten als die unselige Lüge, welche sie war. Aus dieser freilich durch die Abwendung der Kaiserdynastie von deutschen Interessen mitverschuldeten Reichsfreiheit, d. h. Reichsanarchie ist, wie Jedermann weiß, die Zersplitterung des Reiches und aus dieser die absolute Herrschaftswillkür der Landesfürsten hervorgegangen. Man erkennt auch unschwer, daß der Dichter seiner einmal gefaßten Ansicht von der Reichsfreiheit nicht ganz traute und sich einen Zwang anthun mußte, dieselbe durchzuführen. Das ganze Buch ist daher nicht, — wie die Geschichte der niederländischen Rebellion es war — ein Werk der Begeisterung, sondern vielmehr des Verstandes. Der historische Kunststyl Schiller's hat dabei unstreitig gewonnen: die Schilderungen sind von hoher Anschaulichkeit, die Portraittirung ist meisterhaft, in gleichmäßiger Ruhe und Würde, nur bei dringend gebietenden Veranlassungen höher gefärbt und bilderreich, geht die Darstellung einher. Deutlich sieht man, wie den Dichter vor Allem das dramatische Interesse anzog, welches dieser beispiellose Kriegetumult allerdings in ungewöhnlichem Grade darbot. Denn nachdem die zwei vorragendsten Gestalten des ungeheuren Drama's welches für Deutschland ein bis auf den heutigen Tag so schmerzlich nachwirkendes Trauerspiel war, nachdem Gustav Adolf und Wallenstein von der Bühne abgetreten, erlahmte Schiller's Theilnahme für seinen Gegenstand so sehr, daß er die weiteren

Begebenheiten bis zum westphälischen Frieden nur noch ganz summarisch erzählte. Aber mochte er auch möglichst rasch zum Abschluß seines Geschichtswerks eilen, von der Zeit, welche dasselbe behandelte, hatte er einen so tiefen Eindruck empfangen, daß er zu ihr zurückkehrte, als er dazu verschritt, sein größtes Dichterwerk zu schaffen. Mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges beendigte er seine Laufbahn als Historiker, denn die später (1797) als Lückenbüsser für die Horen nach einer französischen Quelle gearbeiteten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville“ können auf den Werth eines selbstständigen Werkes keinen Anspruch machen und die Idee, einen deutschen Plutarch zu schreiben, womit sich Schiller längere Zeit getragen hat, ist nie zur Ausführung gekommen ⁸⁾.

Neben den Arbeiten des Dichters schritt im ersten Jahre seiner Ehe auch sein Leben rüstig und heiter fort. In den Osterferien von 1790 führte der Herr Professor seine junge Frau nach Rudolstadt, wo er „in der schönen Reminiscenz der vorigen Zeiten“ mit ihr „gar angenehme Tage“ verlebte und sich auch die „treßlichen Torten und Pasteten“ bekagen ließ, welche die Verwandten den Gästen aufsticht. Wieder nach Jena zurückgekehrt, gab er in Briefen an Körner vom 16. Mai und 18. Juni seiner Zufriedenheit Ausdruck, indem er schrieb: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein, auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust Ich wundere mich selbst über den Muth, den ich bei meinen drückenden Arbeiten beibehalte, eine Wohlthat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit, und dennoch geht's so leichtlich wie sonst nie.“ Am 14. Mai eröffnete er seine Vorlesungen für den Sommer und zwar las er ein Privatum über Universalgeschichte und ein Publicum über die tragische Poesie. Zur Vorbereitung für letzteres hatte er des Aristoteles Poetik durchgearbeitet, welche ihm

„wahrhaft flüchte und erleichterte.“ Als blühendes Beispiel dieser akademischen Thätigkeit gewann er die beiden ästhetischen Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „Ueber die tragische Kunst.“ War gemüthlich hört es sich an, wenn wir erfahren, wie die Frau Professorin dem Herrn Gemahl die Last seines Amtes erleichterte. „Lottchen — meldete der Dichter am 15. Mai an Caroline — hat gestern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen gehört und mir Thee gemacht. Sie hat sich erst vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz.“

Die geselligen Verhältnisse von Jena waren angenehm, ungetrüb und munter. Im Griesbach'schen und Paulus'schen Hause fand Lotte freundliche Aufnahme, Reinhold's Frau wurde ihre Freundin. Die gelehrten Herren machten mit ihren Damen häufige Ausflüge in die freundliche Umgegend und auch daheim fehlte es nicht an Kurzweil. Eine gewisse Unbekümmertheit und Leichtigkeit kennzeichnete damals das Dasein der gebildeten Kreise und man verstand und befolgte das weise „Carpe diem!“ des römischen Schäfers. Schiller fand neben allen seinen Arbeiten noch Zeit zum Billard- und Tarockspiel, ja sogar die Uebungen im Kegelschieben, welchen er vor Zeiten im Garten der Kräftigenherberge zum Döfen in Stuttgart obgelegen, nahm er jetzt dann und wann wieder auf. An seinem Mittagstisch, welchen die „Hausjungfern“ besorgten, nahmen zwei Landeute theil, der Privatdozent Methammer und der Hofmeister Görz, ferner der Professor Fischenich und Frtz von Stein, der Sohn Charlotte's. In dieser Tischgesellschaft, zu welcher noch Lotte und häufig auch Caroline gehörte, war nicht allein der satirische Ernst, sondern auch der aristophanische Scherz heimisch. Man verspiel da auf allerlei Poffen, wie z. B. auf die von unserem Dichter angegebene, daß die Tischgenossen eine Art Uniform, blauen Frack mit himmelblauem Futter und silbernen Knöpfen tragen sollten und wirklich tragen.“ Görz, der uns dieses erzählt, weiß auch von einem Bankett zu melden, wobei die gute Laune bis zu einem alle

gemeinen, die Damen keineswegs ausschließenden Studentenmollis fortgegangen sei. Glaublicher als dieses Abenteuer, welches Caroline ausdrücklich zu desavouiren sich veranlaßt sah⁹⁾, ist das harmlosere, daß Schiller eines Abends auf der Regalbahn eine Gesellschaft aus dem Stregreif zum Abendessen bei sich eingeladen habe, und wie dann dieses improvisirte Souper, behufs dessen geschwind ein paar ungleiche Tische zusammengedrückt und eine Schüssel mit etwas Braten und eine andere mit Salat beschafft wurden, in idyllischer Heiterkeit vor sich gegangen sei. Ja, sie wußten zu leben und sich zu freuen, die Menschen von damals. Dräben in Weimar, wie hüben in Jena. So erzählt uns der wadere Bof von einem bei seiner Anwesenheit in Weimar im Juni 1794 im Hause Herder's stattgehabten Symposion, welchem Wieland, Göthe, Knebel und Böttiger anwohnten: — „Wir wurden ausgelassen lustig. Die Erzväter der Bibel wurden recensirt mit unauslöschlichem Lachen, indem Herder komisch ihre Bertheidigung übernahm. Dabei wurde rechtschaffen gezecht, Steinwein und Punsch. Göthe saß neben mir; er war so ausgeräumt, wie man ihn selten sehen soll“¹⁰⁾. Zur Abwechslung strich auch wohl mitunter eine Wolke an dem Himmel des häuslichen Glücks unseres Dichters hin, aufgestiegen aus der Region hypochondrischer Grillen, welche leider in keinem Gelehrten-dasein fehlt, und von Lotte mit sanfter Hand bei Seite geschoben¹¹⁾ — oder unterbrach ein burschlicher Tumult die akademische Stille. Ein sonst ganz solider Student war auf Betreiben des Prorectors Ulrich relegirt worden, weil er, in der Weinlaune an dem vor dem Posthause haltenden Reisewagen eines durchreisenden gräflichen Paares vorbeigehend, die schöne junge Dame um einen Kuß gebeten hatte. Obgleich der Herr Gemahl und wahrscheinlich auch die Dame über diesen galanten Einfall nur lachten, war der pedantische Prorektor mit äußerster Strenge gegen den armen Kußlustigen vorgefahren und hatte dadurch die Wuth der Commilitonen desselben gereizt. Bei erster bester Gelegenheit brach diese Wuth in einen jener Tumulte aus, um welchen willen Jena früher berüchtigt gewesen. Ulrich's

Haus wurde erstürmt und verwüthet und in Schiller's Studirzimmer wurden die Fenster eingeworfen, weil er den durch die Gassen tohenden Ruf: Lichter aus! nicht beachtet hatte. Am andern Morgen erschien dann freilich — zum Beweis, wie sehr der Dichter bei der Studentenschaft in Achtung stand — eine Deputation, welche ihn im Namen sämmtlicher Landsmannschaften dieses „Versehens“ wegen um Verzeihung bat. Als dann Executions- truppen von Weimar einrückten, zogen die Studenten in Masse aus und nach Erfurt hinüber. Darüber wurde es nun begreiflicherweise Professoren und Philistern nicht wenig „graulich“, und als die Ausgezogenen unter Zusicherung einer Amnestie zur Rückkehr eingeladen wurden, beschloffen Senat und Bürgerchaft eine feierliche Einholung der Rückkehrenden, wogegen sich Schiller als gegen etwas der Würde des akademischen Lehramts Unangemessenes unverholen ausgesprochen haben soll.

Das Jahr 1790 war für unseren Dichter auch nicht arm an interessanten neuen Bekanntschaften. Friedrich von Hardenberg, berühmter unter dem Dichternamen Novalis, der genialste der Romantiker, damals Student in Jena, suchte eine freundlich gewährte Annäherung, welche vertraulich wurde und es blieb, bis der junge Mann in die Schlegel'schen Kreise hinübergezogen ward, wo dann freilich die Beziehung zu Schiller sich lösen mußte. Reinhold führte dem Dichter einen begeisterten Verehrer zu, den dänischen Dichten Jens Baggesen, der mit seiner jungen Frau aus den schweizerischen Alpen kam. Baggesen war ein so gutmüthiger Enthusiast, als nur immer das achtzehnte Jahrhundert einen hervorgebracht hat. Daneben besaß er ein ganz hübsches poetisches Talent und jetzt noch sind die Schilderungen unübertroffen, welche er in seiner „Parthenais“ in deutschen Hexametern — damals herrschte in Dänemark überhaupt das deutsche Element — von der Größe und Lieblichkeit der Alpennatur entwarf. Er verweilte mehrere Tage in Jena und Weimar und, nach Kopenhagen zurückgekehrt, konnte er nicht satt werden, seinen Gönnern und Freunden; dem Erbprinzen Christian Friedrich von Holstein-Oldenburg.

gustenburg und dem Minister Grafen Ernst von Schimmelmann, sowie der Herzogin und der Gräfin, von Schiller zu sprechen und die Kenntniß und Schätzung von dessen Werken in diesen Kreisen einheimisch zu machen, — eine Bemühung, deren Folgen sich dem Dichter bald höchst wohlthätig kundgeben sollten. Ältere Bekanntschaften wurden anhänglich gepflegt: so die mit dem Coadjutor in Erfurt, von welchem sich Schiller im Herbst hinsichtlich seiner Zweifel, ob er bei der Geschichtschreibung bleiben oder aber zur Poesie zurückkehren sollte, Rath und Entscheidung erbat. Dalberg schrieb zuerst ausweichend, daß er nicht zu bestimmen wage, was Schiller's „allumfassender, allbelebender Genius“ unternehmen sollte, sondern daß er nur wünsche, „mit Riesenträften ausgerüstete Geister möchten sich selber fragen, wie sie der Menschheit am nützlichsten sein könnten;“ auf eine wiederholte Anfrage jedoch gestand der Prälat, zu wünschen, daß unser Dichter „in ganzem Maße dasjenige leiste, was nur er leisten kann, und das ist das *Dr a m a*.“ Das war nicht vergeblich gesprochen, um so mehr, da es mit Schiller's Neigung zusammenstimmt. Er mochte um jene Zeit auch des Aristoteles Ausspruch: „Die Tragödie ist gedankentiefer und erhabener als die Geschichte“ — gelesen und beherzigt haben. Genug, gegen Ende des Jahres finden wir ihn mit tragischen Entwürfen beschäftigt, unter welchen der Wallenstein gewissermaßen eine dämonische Anziehungskraft auf den Dichter zu üben begann, ohne jedoch jetzt schon bestimmtere Umrisse zu gewinnen. Das Sommersemester war inzwischen zu Ende gegangen und Schiller ging mit Lotte in die Herbstferien nach Rudolstadt, wo er „zwei Tage mit Essen, Trinken und Schachspielen oder Blindelustspielen verbrachte,“ wie er am 1. November an Körner schrieb, nachdem er, heimgelehrt, am 22. Oktober seine Vorlesungen für's Wintersemester begonnen hatte. Im nämlichen Briefe meldet er dem Freunde auch eine freundliche Wiederbegegnung mit Göthe, welcher kurz zuvor in Dresden gewesen war und an Körner Gefallen gefunden hatte. Bekanntlich flüchtete sich Göthe aus dem *Weimarer Hof- und Geschäftsleben* von Zeit zu Zeit immer.

gern in das „Liebe närrische Nest“, wie er Jena nannte, um hier Mensch, Poet, Er selbst zu sein. In seinem stillen Asyl im Jenaer Schloß und mehr noch in seiner auf die rauschende Saale niederblickenden Erkerstube im Wirthshaus „zur Lauer“ an der nach Ramsdorf führenden Brücke hat er die schönsten Dichterstunden gelebt. Lotte meinte noch 1798 gegen Charlotte von Stein, Göthe sei in Jena „ganz anders“ als in Weimar. „Es ist recht eigen — schrieb sie — welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar ist er gleich frey und zurückgezogen; hätte ich ihn nicht hier kennen gelernt, so wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden.“ Was Schiller angeht, so kam er Göthen nicht viel näher, als ihn dieser in den letzten Oktobertagen von 1790 besuchte. „Göthe — schrieb er an Körner — hat uns viel von dir erzählt und rühmt gar sehr deine persönliche Bekanntschaft. Er war gestern bei uns und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er Alles in seine eigene Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel¹²⁾. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann.“

Also um Kant drehte sich das Gespräch der Beiden? Aber wo auch hätten damals in Deutschland zwei Männer von Bildung zusammenkommen können, ohne von Kant zu reden? In Wahrheit, es ist eine der wundersamsten Parallelen, welche die Weltgeschichte aufzeigt, daß, während jenseits des Rheins die Revolutionstragödie in Szene zu gehen begann, dahinten in Königsberg, in der Studirstube des friedsamsten aller Professoren die kühnste Gedankenrevolution wissenschaftlich durchgeführt wurde. Ein Wunder,

unansehnliches Männchen, in seinem Gebahren behutsam bis zur Angstlichkeit, in seinen Lebensgewohnheiten regelmäßig bis zur Monotonie einer Uhr, wohlfrisiert, wohlbezopft, in ein stilltes Forscherleben so eingesponnen, daß es so zu sagen nie einen Schritt über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausthat, — dieses Männchen ließ Gedanken in die Welt ausgehen, welche den Himmel stürzten und, zum System des „kritischen Idealismus“ organisiert, die theologische Weltanschauung geradezu umkehrten, indem sie unsere Welt zum Zwecke machten und Gott nur noch als eine Hypothese zur Lösung ihrer Widersprüche herbeizogen, als ein Postulat der praktischen Vernunft, als ein Etwas, dessen Dasein auf theoretischem Wege zu erweisen unmöglich sei. Die Wirksamkeit von Immanuel Kant begann erst in seinen alten Tagen mit Herausgabe seiner drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft (1781), Kritik der praktischen Vernunft (1785) und Kritik der Urtheilskraft (1787). Seine Lehre bedurfte ihrer abstrusen Form wegen der Dolmetschung, wie begeisterte Jünger, unter denen Reinhold vorragte, sie unternahmen, aber ihrer Verbreitung vermochte die ganze Brutalität der Reaction gegen die Aufklärung, welche unter Friedrich's des Großen Nachfolger von Berlin aus durch die Bischofswerder, Wöllner und Consorten ins Werk gesetzt wurde, keinen Einhalt zu thun. Wunderbare Zeit, wo die Sehnsucht nach Erlösung von Wahn und Unfreiheit so allgemein war, daß selbst gretje Dorfpastoren gegen das Wöllner'sche Gemäßregel der Aufklärungstendenzen in die Schranken zu treten sich gedrungen fühlten¹²⁾. Durch Hume's Untersuchung über den Begriff von Ursache und Wirkung zu seiner Kritik des Erkenntnisvermögens angeregt, deren Resultat er den transcendentalen Idealismus nannte, hat Kant die philosophische Arbeit ganz von Neuem begonnen und das Reich des Wissens neu construirt, mit gänzlicher Beiseitesetzung des Materials des Offenbarungsglaubens. Die letzten Gründe unseres Erkennens einer voraussetzungslosen Kritik unterswerfend, fand er, daß nicht das Wahrnehmen die Quelle des Allgemeinen und Nothwendigen sei, sondern vielmehr die menschliche

Schheit (Subjectivität), das selbstbewusste Ich. Zu den subjectiven Denkformen gehört unter andern auch das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Jede Erkenntniß besteht aus Erfahrungsstoff und darauf angewandter Denkform, es gibt also keine aus bloßem Denken gewonnene Erkenntniß und demnach gehört insbesondere die Erkenntniß des Uebersinnlichen ins Gebiet der Unmöglichkeit und ist es nur ein Umhertappen im Dunkeln, wenn wir uns aus der Erscheinungswelt ins Uebersinnliche versteigen: mithin sind unsere Vorstellungen von einer übersinnlichen Welt leere Hirngespinnste, willkürliche Behauptungen über Dinge, von denen sich ebenso gut die Nichtexistenz als die Existenz, in Summa Nichts beweisen läßt. An dieser Theorie der reinen Vernunft findet aber die praktische Vernunft kein Genügen. Die letztere geht auf die Bestimmung des freien Willens des Menschen zum Handeln. Des Willens Aufgabe ist die Verwirklichung des höchsten Sittengesetzes: Handle jeder Zeit nach Maximen, welche fähig sind, allgemeine Gesetze zu werden! und die allgemeine Verbindlichkeit dieses Sittengesetzes äußert sich als kategorischer Imperativ, d. h. als innere Nöthigung zum Guten in der Form des befehlenden Sollens. Unterwerfen wir unsere selbstjüchtigen Reigungen der durch den kategorischen Imperativ befohlenen, um ihrer selbst willen zu üben den Pflicht, so haben wir Tugend. Die Verbindung der Tugend mit der Glückseligkeit macht das höchste Gut aus, das letzte Ziel des Willens, dessen Realisirung einerseits das Dasein Gottes, andererseits die Unsterblichkeit der Seele voraussetzt. Um also der Tugend ein entsprechendes Aequivalent in Aussicht zu stellen, fand es Kant praktisch=vernünftig, das, was die reine Vernunft vernennen mußte, Gott und Unsterblichkeit, wieder zu setzen.... Die Kant'sche Philosophie war die höchste wissenschaftliche Formulirung der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und zugleich ist sie das Fundament der ganzen neueren Geisteskultur. Sie hat alle Disciplinen, das ganze Reich der Intelligenz mit neuem Leben durchdrungen, Alles umgestaltet oder wenigstens beeinflusst, Alles auf neue Grundlagen gestellt. Ueberwältigend, wie diese Erscheinung war,

Konnte es ihr dennoch an Gegnern nicht fehlen. Ein Herder polemisierte vom Standpunkt eines rationalistischen Christen aus gegen Kant, ein Jacobi vom Standpunkt einer Gefühlseligkeit, welcher es vor den kühlen Aetherhöhen der reinen Vernunft graute und die nach Jacobi's eigener Aussage in einer „Unphilosophie“ Befriedigung fand, welche im Nichtwissen ihr Wesen hat und der zufolge das an sich Wahre, Gute und Schöne uns ohne irgend eine Vermittlung durch Begriffe im Gefühl als unmittelbares Geistes- und Gottesbewußtsein geoffenbart wird.

Es konnte nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite Schiller sich stellen würde, nachdem die philosophischen Probleme ihm einmal ernstlich nahegetreten. Denn bis jetzt hatte er sich gegen dieselben ziemlich gleichgültig verhalten und auch Körner's eifrige Beschäftigung mit Kant's Schriften hatte ihm keine Theilnahme abgewonnen. Als ihm der Freund im Mai 1790 meldete, daß ihm die „Kritik der Urtheilskraft“ viel zu schaffen mache, schrieb er kühl zurück: „Biel Glück zu der neuen Kant'schen Lectüre. Hier in Jena höre ich sie bis zum Sattwerden preisen.“ Diese Kühle sollte aber bald dem wärmsten Interesse Platz machen, als die Schriften des Königsberger Weisen der Trost seines Krankenbettes wurden. Denn, ach, wir haben die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, schon hier zu sagen, daß Schiller's Lebensgeschichte vom Neujahr 1791 an eigentlich nur noch eine Krankengeschichte ist. In seinen Briefen an Körner hat er sie selbst geschrieben¹⁴⁾. Man muß diese Leidensberichte lesen, wenn man in ihrem ganzen Umfange die beispiellose Energie des Willens kennen lernen will, welche einem hinfälligen, schmerzdurchwühlten Leib zwang, noch so lange im Dienste des Geistes auszuhalten. Die Passionsgeschichte unseres Dichters ist seine schönste Apotheose.

Nicht selten wiederholt sich die Laune der Natur, große Herzen und kräftige Geister in schwächliche, für jede Unbill des Klima's und der Bitterung doppelt und dreifach empfängliche Körper einzuschließen. Wie unglücklich solche Existenzen sind, nur sie selber wissen es. Für sie birgt jede Wolke, die am Horizont aufsteigt,

Schmerz in ihrem Schooße und der Wechsel der Jahreszeiten ist für sie nur ein Wechsel wechvoller Empfindungen. So ein Dasein, so ein Purgatorium hat Schiller von jezt an gelebt. Nur auf flüchtige Stunden oder Tage, in günstigsten Fällen auf Wochen, ließen die Schmerzen von ihm ab. Sie zwangen ihn, aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag zu machen, und sogen aus dieser Umkehr der Lebensordnung neue Nahrung. Bewunderungswürdig hat sich in dieser vierzehnjährigen Trübsal die Liebe Lotte's bewährt und es unterliegt keinem Zweifel, daß ohne die zärtliche Pflege seiner Frau der Dichter viel früher unterlegen wär. Das Uebel fing in den ersten Tagen des Januar 1791 zu Erfurt an, wo Schiller mit seiner Frau dem Coadjutor einen Neujahrsbesuch abstattete. Einem Concert auf dem Stadthause anwohnend, zog er sich eine Erkältung zu — die Männer des Schreibtißches sind dafür, wie bekannt, ganz unglaublich empfänglich — und die Folge davon war ein heftiges Katarrhfieber. Scheinbar genesen, kehrte er am 11. Januar über Weimar nach Hause zurück und schrieb in heiterer Stimmung an Körner: „Man hat mir auf Veranstaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der kurmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. N ü ß l i c h e ! Du siehst, daß ich es schon weit gebracht habe.“ Aber kaum hatte er seine Vorlesungen wieder angenommen, so erfolgte ein Rückfall und das Fieber steigerte sich rasch zu einer lebensgefährlichen Brust- und Unterleibsentzündung, welche die Kunst und Sorgfalt des trefflichen Arztes Starke kaum zu bewältigen vermochte. Erst gegen Ende Februars konnte der „kümmerlich Genesende“ wieder „am Stode herumtriechen“ und dem Freunde in Dresden schreiben: „Die Pflege war vortrefflich und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Zuhörer und hiesigen Freunden mir erwiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dies dreimal in der Woche¹⁵⁾. Der Antheil, den man sowohl hier als in

Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt. Nach den ersten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolstadt und ist noch hier, ein höchst nöthiger Beistand für meine Lotte, die mehr gelitten hat als ich. Auch meine Schwiegermutter besuchte mich auf acht Tage und diesem innigen Leben mit meiner Familie, dieser liebevollen Sorge um mich, den Bemühungen meiner Freunde, mich zu zerstreuen, danke ich größtentheils meine frühere Genesung. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Duzend Bouteillen Madera.“ Nachdem er so seinen Dankgefühlen Worte gegeben, redete er von Arbeitsplänen, die er sofort weiter verfolgen wollte, und am 3. März meldete er dem Freunde, daß er das Studium Kant's begonnen habe: — „Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten.“ Die Osterferien verlebte er mit Lotte wieder in Rudolstadt, von wo er unterm 10. April an Körner schrieb, der Herzog habe ihn für diesen Sommer vom Lesen dispensirt: — „indessen dispensirte es sich von selbst, denn ich würde nicht gekonnt haben, was mir unmöglich ist.“ In der That, das Professorthum Schiller's war eigentlich schon im Winter 1791 zu Ende. Denn der Zustand seiner Brust verbot ihm die Anstrengung, Publica zu lesen, schlechterdings und er mußte sich daher von da ab, und so lange er überhaupt noch lehrte, auf Privatissima beschränken, die er auf seinem Zimmer vortrug. In dem eben angezogenen Briefe ließ er sich die leise Klage entwerfen, es sei „nicht gut, daß er diesen Sommer nicht frei von Arbeit set“; doch fügte er bei: „Mein Gemüth ist übrigens heiter und es soll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmste über mich kommen wird.“ Ach, es kam sofort Schlimmstes und er hatte Gelegenheit genug, seinen Muth zu bewähren. Ein abermaliger Rückfall warf den Dichter in Rudolstadt aufs Lager und heftigste asthmatische Beklemmungen brachten ihn wieder dem Tode nahe. Zuweilen wurden „die Extremitäten schon ganz kalt, der Puls verschwand und nur die stärksten Frictionen brachten wieder

Leben in die Glieder“¹⁶). Der Kranke hielt sich für verloren und in fieberfreien Augenblicken suchte er mit männlicher Fassung seine Lieben zu beruhigen und sie das Unvermeidliche ertragen zu lehren. Karoline las ihm Stellen aus Kant's Kritik der Urtheilskraft vor. „Den Lichtstral aus der Seele des ruhigen Weisen — erzählt sie — und den tröstenden Gedanken meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, und nicht für immer entzogen werden könne, nahm er ruhig auf.“ Auf den liebevollen Zuspruch der schwesterlichen Freundin gab er zur Antwort: „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben, und müssen wirken, so lange wir es vermögen.“ Als der Tod anzupochen schien, bat er, die Freunde eintreten zu lassen, das mit sie lernten, wie man ruhig sterben könne¹⁷). Das Bedrohliche ging aber vorüber und Blid und Hoffnung des Kranken kehrten sich wieder dem Leben zu. Als der Arzt, Conradi aus Rudolstadt, bestimmte Aussicht auf Genesung eröffnete, sagte der Kranke, die Augen auf Lotte und Lina geheftet: „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammenblieben.“

Im Laufe des Juni schritt seine Genesung soweit vor, daß er in Begleitung Lotte's nach Karlsbad gehen konnte, um durch den Gebrauch des dortigen Sprudels namentlich seine sehr geschwächten Verdauungswerkzeuge wieder zu kräftigen. Die berühmte Heilquelle erfüllte wenigstens einigermaßen die Erwartungen des Arztes und des Patienten und der Letztere erholte sich soweit, daß er seinem Verleger Obſchen, welchen er in Karlsbad traf, die Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges versprechen konnte. Obſchen meldete dies an Wieland und der gute Patriarch des Weimarer Rosenhofes schrieb voll Freude zurück: „Der Himmel belohne Sie durch die glücklichsten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünschen und erwarten können, für die Freude, die Sie meinem Herzen durch die Nachricht von dem hoffnungsreichen Ausfichten zur Wiederherstellung unseres vortrefflichen Schiller gegeben haben. Mit der lebhaftesten Ungeduld sehe ich der Bestätigung dieses Evangeliums für mich und Alle entgegen.“

gen, die wie ich den unschätzbaren Werth unseres Freundes zu schätzen und zu erkennen fähig sind" ¹⁸). In dem böhmischen Thaleßel legte sich der Genesende das Problem des Wallenstein mehr und mehr zur dramatischen Behandlung zurecht. Die in Karlsbad gemachte Bekanntschaft mit mehreren ausgezeichneten österreichischen Offizieren gab ihm lebendige Anschauungen vom kaiserlichen Heer und er machte auch einen Ausflug nach Eger, um das Haus zu besichtigen, wo Wallenstein ermordet worden war. Sehr wahrscheinlich ist in dieser Zeit auch die bekannte Zeichnung entstanden, welche unseren Dichter auf einem jener weltberühmten Karlsbader Esel reitend darstellt. Der Zeichner war der treffliche Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart, welcher als Neunzigjähriger 1847 zu Rom gestorben ist. Er hatte schon in der Bauerbacher Zeit Schiller's Bekanntschaft gemacht und scheint während der Karlsbader Cur wieder mit ihm zusammengetroffen zu sein. Das Bild ist hübsch: — Der Dichter sitzt schößlings auf dem Grauchem, angethan mit einer weiten Redingote, kurzen Beinleidern und Stulpenstiefeln; auf dem Kopf hat er einen breitrandigen Schlapphut und in der Linken eine brennende holländische Pfeife, während er mit der Rechten den Zügel hält. Das rechte Bein baumelt ihm fast bis auf den Boden herab. Die lässige Haltung und der stannende Gesichtsausdruck des Reiters bilden einen artigen Contrast zu der efelhaften Grandezza des Grauchens; es steht komisch aus ¹⁹). Nach vollbrachter Cur und einem kurzen Aufenthalt zu Hause diente im September ein Besuch bei Dalberg in Erfurt als Nachcur. Von hier aus schrieb er am 6. September dem Freunde in Dresden: „Mit der Besserung geht es leiblich, aber langsam und noch immer bleiben die Krampfszufälle nicht ganz aus; auch der kurze Athem hält noch immer an. Doch nehmen die Kräfte zu und man findet mich auch frischer aussehend.“ Dann, nach Jena zurückgekehrt, unterm 24. October: „Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir. Obgleich der Athem nie frei ist und noch immer Krämpfe im Unterleibe mich beunruhigen, so bin ich doch zu Beschäftigungen aufgelegt und kann, wenn sie mich Karl interessieren,

Schheit (Subjectivität), das selbstbewusste Ich. Zu den subjectiven Denkformen gehört unter andern auch das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Jede Erkenntniß besteht aus Erfahrungsstoff und darauf angewandter Denkform, es gibt also keine aus bloßem Denken gewonnene Erkenntniß und demnach gehört insbesondere die Erkenntniß des Uebersinnlichen ins Gebiet der Unmöglichkeit und ist es nur ein Umhertappen im Dunkeln, wenn wir uns aus der Erscheinungswelt ins Uebersinnliche versteigen: mithin sind unsere Vorstellungen von einer übersinnlichen Welt leere Hirngespinnste, willkürliche Behauptungen über Dinge, von denen sich ebenso gut die Nichtexistenz als die Existenz, in Summa Nichts beweisen läßt. An dieser Theorie der reinen Vernunft findet aber die praktische Vernunft kein Genügen. Die letztere geht auf die Bestimmung des freien Willens des Menschen zum Handeln. Des Willens Aufgabe ist die Verwirklichung des höchsten Sittengesetzes: Handle jeder Zeit nach Maximen, welche fähig sind, allgemeine Gesetze zu werden! und die allgemeine Verbindlichkeit dieses Sittengesetzes äußert sich als kategorischer Imperativ, d. h. als innere Nöthigung zum Guten in der Form des befehlenden Sollens. Unterwerfen wir unsere selbsttätigen Neigungen der durch den kategorischen Imperativ befohlenen, um ihrer selbst willen zu üben den Pflicht, so haben wir Tugend. Die Verbindung der Tugend mit der Glückseligkeit macht das höchste Gut aus, das letzte Ziel des Willens, dessen Realisirung einerseits das Dasein Gottes, andererseits die Unsterblichkeit der Seele voraussetzt. Um also der Tugend ein entsprechendes Aequivalent in Aussicht zu stellen, fand es Kant praktisch=vernünftig, das, was die reine Vernunft verneinen müsse, Gott und Unsterblichkeit, wieder zu setzen.... Die Kant'sche Philosophie war die höchste wissenschaftliche Formulirung der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und zugleich ist sie das Fundament der ganzen neueren Geisteskultur. Sie hat alle Disciplinen, das ganze Reich der Intelligenz mit neuem Leben durchdrungen, Alles umgestaltet oder wenigstens beeinflusst, Alles auf neue Grundlagen gestellt. Ueberwältigend, wie diese Erscheinung war,

konnte es ihr dennoch an Gegnern nicht fehlen. Ein Herder polemisierte vom Standpunkt eines rationalistischen Christen aus gegen Kant, ein Jacobi vom Standpunkt einer Gefühlseligkeit, welcher es vor den kühlen Aetherhöhen der reinen Vernunft graute und die nach Jacobi's eigener Aussage in einer „Unphilosophie“ Befriedigung fand, welche im Nichtwissen ihr Wesen hat und der zufolge das an sich Wahre, Gute und Schöne uns ohne irgend eine Vermittlung durch Begriffe im Gefühl als unmittelbares Geistes- und Gottesbewußtsein geoffenbart wird.

Es konnte nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite Schiller sich stellen würde, nachdem die philosophischen Probleme ihm einmal ernstlich nahegetreten. Denn bis jetzt hatte er sich gegen dieselben ziemlich gleichgültig verhalten und auch Körner's eifrige Beschäftigung mit Kant's Schriften hatte ihm keine Theilnahme abgewonnen. Als ihm der Freund im Mai 1790 meldete, daß ihm die „Kritik der Urtheilskraft“ viel zu schaffen mache, schrieb er kühl zurück: „Biel Glück zu der neuen Kant'schen Lectüre. Hier in Jena höre ich sie bis zum Sattwerden preisen.“ Diese Kühle sollte aber bald dem wärmsten Interesse Platz machen, als die Schriften des Königsberger Weisen der Trost seines Krankenbettes wurden. Denn, ach, wir haben die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, schon hier zu sagen, daß Schiller's Lebensgeschichte vom Neujahr 1791 an eigentlich nur noch eine Krankengeschichte ist. In seinen Briefen an Körner hat er sie selbst geschrieben¹⁴⁾. Man muß diese Leidensberichte lesen, wenn man in ihrem ganzen Umfange die beispiellose Energie des Willens kennen lernen will, welche einen hinfälligen, Schmerzdurchwühlten Leib zwang, noch so lange im Dienste des Geistes auszuhalten. Die Passionsgeschichte unseres Dichters ist seine schönste Apotheose.

Nicht selten wiederholt sich die Laune der Natur, große Herzen und kräftige Geister in schwächliche, für jede Unbill des Klima's und der Bitterung doppelt und dreifach empfängliche Körper einzuschließen. Wie unglücklich solche Existenzen sind, nur sie selber wissen es. Für sie bligt jede Wolke, die am Horizont aufsteigt,

Schmerz in ihrem Schooße und der Wechsel der Jahreszeiten ist für sie nur ein Wechsel wehvoller Empfindungen. So ein Dasein, so ein Purgatorium hat Schiller von jezt an gelebt. Nur auf flüchtige Stunden oder Tage, in günstigsten Fällen auf Wochen, ließen die Schmerzen von ihm ab. Sie zwangen ihn, aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag zu machen, und sogen aus dieser Umkehr der Lebensordnung neue Nahrung. Bewunderungswürdig hat sich in dieser vierzehnjährigen Trübsal die Liebe Lotte's bewährt und es unterliegt keinem Zweifel, daß ohne die zärtliche Pflege seiner Frau der Dichter viel früher unterlegen wäre. Das Uebel fing in den ersten Tagen des Januar 1791 zu Erfurt an, wo Schiller mit seiner Frau dem Coadjutor einen Neujahrsbesuch abstattete. Einem Concert auf dem Stadthause anwohnend, zog er sich eine Erkältung zu — die Männer des Schreibtisches sind dafür, wie bekannt, ganz unglaublich empfänglich — und die Folge davon war ein heftiges Katarrhfieber. Scheinbar genesen, kehrte er am 11. Januar über Weimar nach Hause zurück und schrieb in heiterer Stimmung an Körner: „Man hat mir auf Veranstaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der kurmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. N ü ß l i c h e ! Du siehst, daß ich es schon weit gebracht habe.“ Aber kaum hatte er seine Vorlesungen wieder angenommen, so erfolgte ein Rückfall und das Fieber steigerte sich rasch zu einer lebensgefährlichen Brust- und Unterleibsentzündung, welche die Kunst und Sorgfalt des trefflichen Arztes Starke kaum zu bewältigen vermochte. Erst gegen Ende Februars konnte der „kümmerlich Genesende“ wieder „am Stode herumtriechen“ und dem Freunde in Dresden schreiben: „Die Pflege war vortrefflich und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Zuhörer und hiesigen Freunden mir erwiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dies dreimal in der Woche¹⁵⁾. Der Antheil, den man sowohl hier als in

Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt. Nach den ersten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolstadt und ist noch hier, ein höchst nöthiger Beistand für meine Lotte, die mehr gelitten hat als ich. Auch meine Schwiegermutter besuchte mich auf acht Tage und diesem innigen Leben mit meiner Familie, dieser liebevollen Sorge um mich, den Bemühungen meiner Freunde, mich zu zerstreuen, danke ich größtentheils meine frühere Genesung. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Duzend Bouteillen Madera.“ Nachdem er so seinen Dankgefühlen Worte gegeben, redete er von Arbeitsplänen, die er sofort weiter verfolgen wollte, und am 3. März meldete er dem Freunde, daß er das Studium Kant's begonnen habe: — „Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten.“ Die Osterferien verlebte er mit Lotte wieder in Rudolstadt, von wo er unterm 10. April an Körner schrieb, der Herzog habe ihn für diesen Sommer vom Lesen dispensirt: — „indessen dispensirte es sich von selbst, denn ich würde nicht gekannt haben, was mir unmöglich ist.“ In der That, das Professorthum Schiller's war eigentlich schon im Winter 1791 zu Ende. Denn der Zustand seiner Brust verbot ihm die Anstrengung, Publica zu lesen, schlechterdings und er mußte sich daher von da ab, und so lange er überhaupt noch lehrte, auf Privatissima beschränken, die er auf seinem Zimmer vortrug. In dem eben angezogenen Briefe ließ er sich die leise Klage entwerfen, es sei „nicht gut, daß er diesen Sommer nicht frei von Arbeit sei“; doch fügte er bei: „Mein Gemüth ist übrigens heiter und es soll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmste über mich kommen wird.“ Ach, es kam sofort Schlimmstes und er hatte Gelegenheit genug, seinen Muth zu bewähren. Ein abermaliger Rückfall warf den Dichter in Rudolstadt aufs Lager und heftigste asthmatische Beklemmungen brachten ihn wieder dem Tode nahe. Zuweilen wurden „die Extremitäten schon ganz kalt, der Puls verschwand und nur die stärksten Frictionen brachten wieder

Leben in die Glieder“¹⁶). Der Kranke hielt sich für verloren und in fieberfreien Augenblicken suchte er mit männlicher Fassung seine Lieben zu beruhigen und sie das Unvermeidliche ertragen zu lehren. Karoline las ihm Stellen aus Kant's Kritik der Urtheilskraft vor. „Den Lichtstral aus der Seele des ruhigen Weisen — erzählt sie — und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, und nicht für immer entzogen werden könne, nahm er ruhig auf.“ Auf den liebevollen Zuspruch der schwesterlichen Freundin gab er zur Antwort: „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben, und müssen wirken, so lange wir es vermögen.“ Als der Tod anzupochen schien, bat er, die Freunde eintreten zu lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne¹⁷). Das Bedrohliche ging aber vorüber und Blick und Hoffnung des Kranken kehrten sich wieder dem Leben zu. Als der Arzt, Conradt aus Rudolstadt, bestimmte Aussicht auf Genesung eröffnete, sagte der Kranke, die Augen auf Lotte und Lina geheftet: „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammenblieben.“

Im Laufe des Juni schritt seine Genesung soweit vor, daß er in Begleitung Lotte's nach Karlsbad gehen konnte, um durch den Gebrauch des dortigen Sprudels namentlich seine sehr geschwächten Verdauungswerkzeuge wieder zu kräftigen. Die berühmte Heilquelle erfüllte wenigstens einigermaßen die Erwartungen des Arztes und des Patienten und der Letztere erholte sich soweit, daß er seinem Verleger Götschen, welchen er in Karlsbad traf, die Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges versprechen konnte. Götschen meldete dies an Wieland und der gute Patriarch des Weimarer Musenhofes schrieb voll Freude zurück: „Der Himmel belohne Sie durch die glücklichsten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünschen und erwarten können, für die Freude, die Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsreichen Aussichten zur Wiederherstellung unseres vortrefflichen Schiller gegeben haben. Mit der lebhaftesten Ungeduld sehe ich der Beschäftigung dieses Evangeliums für mich und Alle entgegen.“

gen, die wie ich den unschätzbaren Werth unseres Freundes zu schätzen und zu erkennen fähig sind“¹⁸⁾). In dem böhmischen Thale legte sich der Genesende das Problem des Wallenstein mehr und mehr zur dramatischen Behandlung zurecht. Die in Karlsbad gemachte Bekanntschaft mit mehreren ausgezeichneten österreichischen Offizieren gab ihm lebendige Anschauungen vom kaiserlichen Heer und er machte auch einen Ausflug nach Eger, um das Haus zu besichtigen, wo Wallenstein ermordet worden war. Sehr wahrscheinlich ist in dieser Zeit auch die bekannte Zeichnung entstanden, welche unseren Dichter auf einem jener weltberühmten Karlsbader Esel reitend darstellt. Der Zeichner war der treffliche Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart, welcher als Neunzigjähriger 1847 zu Rom gestorben ist. Er hatte schon in der Bauerbacher Zeit Schiller's Bekanntschaft gemacht und scheint während der Karlsbader Cur wieder mit ihm zusammengetroffen zu sein. Das Bild ist hübsch: — Der Dichter sitzt schößlings auf dem Grauchens, angethan mit einer weiten Redingote, kurzen Bein Kleidern und Stulpenstiefeln; auf dem Kopf hat er einen breitrandigen Schlapphut und in der Linken eine brennende holländische Pfeife, während er mit der Rechten den Zügel hält. Das rechte Bein baumelt ihm fast bis auf den Boden herab. Die lässige Haltung und der stauende Gesichtsausdruck des Reiters bilden einen artigen Contrast zu der eselhaften Grandezza des Grauchens; es sieht komisch aus¹⁹⁾). Nach vollbrachter Cur und einem kurzen Aufenthalt zu Hause diente im September ein Besuch bei Dalberg in Erfurt als Nachcur. Von hier aus schrieb er am 6. September dem Freunde in Dresden: „Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam und noch immer bleiben die Krampfszufälle nicht ganz aus; auch der kurze Athem hält noch immer an. Doch nehmen die Kräfte zu und man findet mich auch frischer aussehend.“ Dann, nach Jena zurückgekehrt, unterm 24. Oktober: „Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir. Obgleich der Athem nie frei ist und noch immer Krämpfe im Unterleibe mich beunruhigen, so bin ich doch zu Beschäftigungen aufgelegt und kann, wenn sie mich Karl interessieren,

Rundenlang meine Umstände darüber vergessen.“ Dann legt er das schöne Zeugniß für Lotte ab: „Es macht mir, auch wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist, und ihr liebes Leben und Wesen um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir Beide nur gesund, wir brauchten weiter Nichts, um zu leben wie die Götter.“ Wie eben nur ein liebendes Weib es kann, verbarg Lotte vor dem Gatten das eigene Leiden und die quälende Angst um ihn, aber in einem Schreiben an den Vetter Wilhelm von Holzjogen äußerte sie unterm 13. August 1792 so ihre Besorgnisse: „Wir leben eben immer so still fort, und wenn Schiller wohl ist, bin ich es meistens auch; doch ist meine Gesundheit und daher auch die Stimmung oft nicht gut und ich bin gar ernsthaft und trübsinnig. Es ist so traurig, daß man noch gar nicht sagen kann, daß es viel besser mit Schiller wäre. Das Uebel ist oft noch stark und die Krämpfe im Unterleib lassen nicht nach. Manche Tage ist er ganz leicht und wohl, aber doch kann man auf keinen Tag ganz rechnen. Diese Ungewißheit und das öftere Sehen des Uebels hat freilich keinen guten Einfluß auf mich und du fühlst wohl, wie ich ernst und traurig werden kann, wie Einen das beugen kann.“ Die Sorge um den geliebten Mann verschwand nicht wieder aus Lotte's Leben, denn sein Uebel blieb und er ist nie wieder auch nur andauernd halb, geschweige ganz gesund geworden. Im folgenden Jahre, unterm 1. Juli 1793, schrieb Karoline an den Vetter Wilhelm: „Ach, Lieber, immer fürchte ich, daß unser Schiller wird frühzeitig aus unserem Kreise gerissen. Die Aerzte finden sein Uebel bedenklich und ich glaube nicht, daß er noch länger als ein paar Jahre leben kann. Es kann sein, daß meine große Anhänglichkeit an ihn mich so besorgt macht, aber ich kann die furchtbare Ahnung nicht loswerden“²⁰⁾. Neben den Leiden und Sorgen der Krankheit meldete sich im Jahre 1791 auch die finanzielle Bedrängniß wieder, obgleich Schiller's Schriften eine

immer stärkere Verbreitung fanden. Der Herzog Karl August zeigte gutem Willen, dem Dichter zu helfen, allein die Kasse des Fürsten, dem seine Stellung als preussischer General große Ausgaben verursachte, befand sich damals „in nicht sehr glänzenden Umständen“ ²¹⁾. Später erhöhte er, wie wir sehen werden, Schiller's Besoldung oder Pension auf 400 und zuletzt, unlange vor des Dichters Hingang, auf 800 Thaler. Zunächst aber kam ganz unerwartet Hülfe aus dem Ausland, aus Dänemark, allerdings von Männern deutscher Abstammung, aber doch immer aus Dänemark, dem wir all unserem gerechten Ingrimm über die Mißhandlung Schleswig-Holsteins zum Trost das nicht vergessen wollen. Selbst das brennende Schamgefühl, welches wir darüber empfinden, daß nicht das Vaterland, sondern das Ausland es sein mußte, welches der tranken Brust unseres theuren Geistesheros für ein paar Jahre die Mittel bot, sorgenfrei zu athmen, soll uns nicht verhindern, mit inniger Befriedigung diese Hülfeleistung zu erzählen.

Troben in Kopenhagen hatte der enthusiastische Waggejen im Juni 1791 eines jener typischen Feste veranstaltet, wie die gebildeten Kreise des vorigen Jahrhunderts sie häufig zu feiern pflegten, Draußen am Reersduser, bei Hellebæk, im Angesicht der von der schwedischen Küste herüberblickenden Felsenklippe Kullen, wollten die Verehrer Schiller's diejem zu Ehren eine poetische Frühlingsfeier begeben. Schon war Alles vorbereitet und Waggejen schiedte sich an, mit seiner Frau in den Wagen zu steigen, um unterwegs die Schimmelmann'sche Familie abzuholen, als er von der Gräfin ein Billet erhielt, des Inhalts, der Ausflug könne nicht stattfinden, denn — Schiller sei todt. Waggejen wurde durch diese Nachricht miederengeschmettert und im ersten Schmerzgefühl schrieb er an Reinhold: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei dieser schrecklichen Nachricht. Ist's möglich? Unser Schiller ist gestorben? . . . Trösten Sie mich über den Verlust von Mirabeau ²²⁾ und den noch empfindlicherem von Schiller! O, was haben wir an diesem seltenen Geiste verlor-

ren! Er stieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in seinem Meridian geworden sein! O, warum mußte diesen Raphael vor seiner Transfiguration sterben!“ Es ließ dem waderen Dänen keine Ruhe, seine Trauer mußte einen entsprechenden Ausdruck finden. Mit seiner Sophie, mit Schimmelmann, einem dritten Verehrer des Dichters und den beiden Gattinnen der Freunde fuhr er nach Hellebed hinaus und hier, am „romantischsten, erhabensten, naturgrößten Ort, welchen man diesseits der Alpen finden kann,“ begingen diese sechs guten, idealisch gestimmten Menschen Schiller's Todtenfeier. Baggesen intonirte: „Freude, schöner Götterfunken“ — worauf Flöten, Clarinetten und Hörner einfielen und, während weißgekleidete, blumenbekränzte Knaben und Mädchen einen Reigen aufführten, Alle mit feuchten Augen in den Chor einstimmten. Drei Tage lang blieben die Freunde im Andenken Schiller's versammelt, Lieblingsstellen aus seinen Werken lesend und ihre Gedanken darüber aussprechend²³). Eben hatte Schiller den Brief Baggesen's erhalten, worin von diesen Exequien Meldung geschah, als Schiller aus Karlsbad nach Jena heimkehrte. Er beillte sich, dem in Kopenhagen todtgesagten und todtgeglaubten Dichter Mittheilung zu machen und — schrieb er an Baggesen — „ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe.“ Tiefer noch als Schiller war Lotte gerührt. Sie zog Reinhold bei Seite und sagte zu ihm: „Wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm, — Thränen ersticken ihre Stimme. „Ich kann ihm nichts Ruhrenderes schreiben, als was ich jetzt sehe und höre,“ gab der Freund zur Antwort. Und er schrieb dem dänischen Poeten, was er gesehen und gehört, zugleich aber schrieb er auch, Schiller könnte sich viel leicht ganz erholen und wieder zu fester Gesundheit gelangen, „wenn derselbe nicht im Fall einer Krankheit ungeschläffig sein müßte, ob er seinen Gehalt von 200 Thalern in die Apotheke oder in die Küche schicken sollte.“ Mit diesem Briefe, worin mit so wenigen Worten eine ganze deutsche Jammergegeschichte erzählt war, eilte Baggesen zu dem Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und


dem Grafen von Schimmelmarm und die Folge davon war, daß ein von diesen beiden Herren unterzeichnetes, vom 27. November 1791 datirtes Schreiben am 13. Dezember in Schiller's Hände gelangte. Dieses Schreiben, eines der schönsten Documente der humanen und weltbürgerlichen Tendenzen des 18. Jahrhunderts, lautete so: — „Zwei Freunde, durch Weltbürgerstinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber Beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei Ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch Ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode und Ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben. Dieses lebhafteste Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Aufdringlichkeit. Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab in einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Jugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf. . . . Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann!

Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen; mehr als die Gränzen des Weltall's umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen . . . Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die Einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen. Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung (Ihres Aufenthalts) zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen" 24).

Ein so gehobenes Geschenk durfte selbst ein Schiller annehmen und er that es mit freudiger Rührung und Dankbarkeit. Er konnte erst am 16. Dezember dazu kommen, die frohe Bottschaft aus Dänemark einigermaßen ruhig zu beantworten, so hatte sie ihn erschüttert. In der ersten Aufwallung glaubte er seinen hochherzigen Freunden in Kopenhagen versprechen zu dürfen, daß er sie bald persönlich dort begrüßen würde. Auch an Baggesen schrieb er ausführlich und sagte ihm unter Anderem, er sehe jetzt heller in die Zukunft und es solle wenigstens an seiner Beharrlichkeit nicht fehlen, „die Hoffnungen zu rechtfertigen, welche zwei vortreffliche Bürger unseres Jahrhunderts auf mich gegründet

haben.“ Gegen den Freund in Dresden machte der Dichter schon unterm 13. Dezember seinem stürmischen Freudegefühl Luft: — „Das, wonach ich mich so lange ich lebe auf's Heurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tausend Thaler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit, zu bleiben wo ich bin, blos um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delicatesse und Feinheit, womit der Prinz mir dieses Anerbieten macht, bunte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungsorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen, zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten.“ Da übrigens die Sache nicht verholten blieb und auch in die Zeitungen kam, so hielt es Schiller für passend, dem Herzog von Weimar Mittheilung zu machen und dem Fürsten zu sagen, daß er zwar eine Reise nach Kopenhagen, nicht aber einen Wegzug aus Jena beabsichtige. Unterm 8. Januar 1792 schrieb Karl August zurück: „Ich statte Ihnen meinen Glückwunsch ab, daß Sie so thätige Freunde gefunden haben, welche Ihnen zu erkennen zu geben wünschen, wie sehr sie ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es freut mich, daß sie Jena nicht verlassen wollen. Ich werde gern beitragen, Ihnen den Voratz angenehm zu machen, der Unversität durch Ihre Gegenwart aufzuhelfen, und jede Gelegenheit will ich ergreifen, Sie von der Wahrheit der Werthschätzung und Freundschaft zu überzeugen, welche ich Ihnen gewidmet habe“²⁶). Körnern, so sehr er die Großmuth des Prinzen und des Grafen anerkannte, verdroß doch einigermassen der Lärm, den man darüber aufschlug. „Eine traurige Empfindung — äußerte er gegen den Freund — mischt sich bei mir in die

Freude über dein Glück: daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist." Der gute Körner! Als ob das Gute, Schöne, Menschliche nur so alle Tage geschehe, weil es „doch eigentlich so natürlich ist!"



Zweites Kapitel.

Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Eintritt ins Jahr 1792. — Philosophische Studien. — „Ueber Anmuth und Würde.“ — Auszug nach Dresden. — Liebe Besuche. — Verhalten deutscher Größen zu der französischen Revolution. — Forster. — Klopstock. — Wieland. — Herder. — Göthe. — Schiller will als Kavalier Ludwig's des Sechzehnten auftreten. — Er bricht mit der Revolution. — Aus Paris. — *Le mouton Gillo citoyen francais.* — Einrichtung einer eigenen „Menage“. — „Der Schwabe regt sich.“ — Der Heimat zu! — In Heilbronn. — In Ludwigsburg. — Lotte's „Campagne“ und Schiller's erste Vaterfreude. — Tod des Herzogs Karl. — Ein Triumph. — In Stuttgart. — Danneberg. — Der Freiheitsbaum zu Tübingen. — Schelling, Hegel, Berlin. — Eine Weissagung. — Rückkehr nach Jena. — Die ästhetische Erziehung des Menschen.

Weiteren Muthes schritt der Dichter in das Jahr 1792 hinüber. Am 1. Tage desselben schrieb er seinem Körner: „Ich beginne das neue Jahr mit den besten Hoffnungen. Bin ich auch noch nicht gesund, so hat mein Kopf doch seine ganze Freiheit und an meiner Thätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig gehindert. Indess werde ich jetzt noch einen entscheidenden Schritt zu meiner Wiederherstellung thun, da meine ökonomischen Umstände es zulassen und die Rücksicht auf meine Gesundheit für jetzt die dringendste ist. Wir haben ausgemacht, wenigstens für dieses Jahr eigene Pferde zu halten, daß ich alle Tage in der Regel zwei Stunden ausfahren kann.“ Diese heitere Stimmung wurde freilich Anfangs Februars durch einen neuen Krankheitsanfall gestört, indem der Winterfrost die Unterleibskrämpfe, an denen Schiller

oft Nacht für Nacht litt, in verstärktem Maße wiederbrachte. Auch der großartige Equipageplan wurde bedeutend ermäßigt, indem der Dichter am 15. März dem Freunde meldete, er habe sich Behufs einer „Motionscur“ einstweilen ein Reitpferd angeschafft. Die Kant'sche Philosophie war jetzt der Hauptgegenstand seiner geistigen Thätigkeit. „Mein Entschluß — schrieb er — ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte.“ Er führte diesen Vorsatz redlich durch.

Göthe hat freilich, wie bekannt, die Ansicht geäußert, daß Schiller's „philosophische Richtung seiner Poesie geschadet habe.“ Er sagte dieses am 14. November 1823 zu Edermann und fügte hinzu: „Es ist betäubend, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm Nichts helfen konnten.“ Aber fast in demselben Athem gab Göthe die beste Kritik dieser seiner Ansicht, indem er fortfuhr: „Es war nicht Schiller's Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren; vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflectiren.“ Da haben wir es! Der Unterschied ist: Göthe war ein naiver Dichter, Schiller ein bewußter. Der Zug der Göthe'schen Poesie ging auf die Natur, während die Schiller'sche auf die Freiheit gerichtet war. Es war keine Zufälligkeit, keine Willkür, daß Schiller's Genius am Feuer philosophischer Erkenntniß zur poetischen Meisterschaft sich aufbaute. Freiheit ist eine Sache des Bewußtseins, die sittliche so gut wie die künstlerische und politische: nur der bewußte Mensch kann ein freier sein. Und errungen will die Freiheit sein, sie fliegt Einem nicht an, wird Einem nicht im Schlafe gegeben. Der bewußt freie Künstler ist der wahrhaft idealische Mensch. So sagte auch Schiller den Dichter, als er noch 1790 seine Rezension von Bürger's Gedichten schrieb, welche im folgenden Jahr in der Allgemeinen Literaturzeitung erschienen und dem Schöpfer der Lesmore freilich Unrecht that, weil der Maßstab, den Schiller an ihn legte, ein zu hoher war. Aber sie ist höchst merkwürdig, insofern

Schiller hier der Welt und sich selber das Bild des Dichters, wie er sein soll, vorzeichnete. „Es ist nicht genug — sagt er — Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen: wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt.“ Von diesem hohen Standpunkt der Kritik herab ermahnt Schiller die Wegstrede, welche ihn selber noch von seinem Ideal eines Dichters trennte, und ging rüstig daran, diesen Zwischenraum zu verringern. Zunächst theoretisch, philosophirend. So las er, durch Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen angeregt, im Winter 1792—93 ein Privatissimum über Aesthetik und schrieb dann im Frühling für die Neue Thalia die schöne Abhandlung: „Ueber Anmuth und Würde“ in den „guten Intervallen“, wo ihm das „alte Uebel“ bei dem unbefändigen Wetter Ruhe ließ²⁶). Diese Abhandlung, von welcher Kant urtheilte, daß sie „mit Meisterhand verfaßt sei“, ließ an Ideenfülle alles Philosophische, was unser Dichter bisher geschrieben, weit hinter sich und diese Ideenfülle war in eine Form gegossen, welche die Gesetze der Schönheit „schon im Leben erfüllte“²⁷). Schiller ist in dieser Schrift bereits dem Zenith seiner Weltanschauung nahe: mit dem Freiheitsprinzip hat er das Humanitätsprinzip verbunden. Würde und Anmuth sind die Erscheinungsformen dieser Prinzipien. Auf dem harmonischen Wechselspiel der sinnlichen und der sittlichen Kräfte des Menschen beruht die Schönheit der Seele, deren unwillkürlicher

Ausdruck in der Erscheinung die Anmuth ist. Aber nicht immer verhalten sich die sinnlichen und die sittlichen Kräfte harmonisch oder, mit anderen Worten, nicht immer stimmen Natur und Vernunft überein. Wenn nun der Mensch in diesem Conflict die Natur der Vernunft, seine Neigung der Pflicht unterwirft, handelt er erhaben und die Erscheinungsform dieser sittlichen Kraft ist die Würde. Man sieht, der Dichterphilosoph ging darauf aus, der Freiheit die Humanität, der Würde die Anmuth, der Sittlichkeit die Schönheit zu gesellen. Doch ist der moralische Gesichtspunkt noch vorwiegend, denn Schiller will das Schöne moralisch gerechtfertigt und begründet wissen. Damit hatte er freilich weder einem Kant noch einem Göthe genug gethan. Jenem erschien das Ideal, welches in der Abhandlung über Anmuth und Würde aufgestellt war, zu sinnlich, diesem zu sittlich: Kant meinte, Schiller räume der Natur zu viel ein, Göthe, er abstrahire viel zu sehr von ihr. Den letzten Schritt in die Region, wo ihm das moralische Ideal völlig im ästhetischen aufging und Natur und Geist, Neigung und Pflicht, Anmuth und Erhabenheit harmonisch im Schönen zusammenfloß, that unser Dichter unlange darauf in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Er dachte schon im Mai 1792 daran, sie zu schreiben, und aus einer damals gegen Abnater gethanen Aeußerung ersehen wir recht klar, daß Schiller bei seinen philosophischen Arbeiten als Ziel stets und bewußt seine Künstler-schaft im Auge hielt. „Eigentlich — schrieb er am 25. Mai — ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen; da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden erspüren, den sie mir zugefügt hat, und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermißte ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderor Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr

ohne Zwingen weiß. Bin ich aber erst soweit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgefügten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück und setzt sich keine anderen als freiwilligen Schranken." Hierin liegt eine scheinbare Bestätigung einer oben angezogenen Aeußerung Göthe's, aber eben nur eine scheinbare; denn wenn Schiller's philosophische Studien ihn der naturalistischen Unmittelbarkeit seiner dichterischen Erstlingsperiode beraubten, so haben sie ihm dafür die Kunstmäßigkeit zur Natur gemacht.

Zwischen dem 7. April und dem 14. Mai war der Dichter mit seiner Frau für mehrere Wochen bei seinem Herzogsfreund in Dresden zu Besuch²⁰). Heimgekehrt, wurde er durch den Besuch eines liebsten Jugendgenossen überrascht. Gonz, der als Knabe mit ihm unter der Klosterlinde von Lorch gespielt und später als angehender Vikar den rebellischen Regimentsmedicus in der Räuberhöhle auf dem „Kleinen Graben“ in Stuttgart besucht hatte, kam nach Jena, weil er, jetzt wohlbestallter und schon ziemlich fetter Repetent, aus welchem später ein fabelhaft fetter Professor wurde, doch mal mit eigenen Augen sehen wollte, was der Landsmann mache, dessen Ruf auch daheim in Schwaben so laut erscholl. Der dicke Repetent und Poet hatte alle Ursache, mit dem Jugendfreunde zufrieden zu sein. „Schiller — erzählte er dreißig Jahre später²⁰) — lebte und webte damals ganz in Kant's Schriften. Auch bildete diese Philosophie den Hauptgegenstand der geselligen Unterhaltung, welchen Schiller oft das größte Interesse zu geben wußte. Im Uebrigen war er die Humanität selbst, sowie seine treffliche Gattin ein Muster edler Gefälligkeit und Bescheidenheit. Sie führten damals keine eigene Haushaltung, sondern ließen sich von einem älteren Frauenzimmer des Hauses, das sie bewohnten, die Kost reichen. Die einfache Tafel, welche Nießhammer, Göritz und dessen Zögling theilten gewann durch Schiller's sokratischen Ernst und Scherze die beste Würze. Er sprach nicht viel, aber, was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth; er liebte den gemäßigten Scherz. Ein Feind des Leeren, gleichförmig und heiter, wie er

war, wenn ihn Anfälle seiner Tränklichkeit nicht verstimmen, hörte man nur selten einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden brausenden Schiller von ehemals erinnert hätte. Einmal nur konnte er über die niederträchtige That eines damals in Jena angesehenen Mannes, die während des Essens erzählt ward, lebhaft entrüstet, sich nicht enthalten, wenn auch mit edler Haltung und selbst lächelnd zu sagen: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit nicht augenblicklich verwesen!“ Zu Anfang Septembers wurde dem Dichter von daheim, von der Solitude aus eine große Freude angekündigt, der bevorstehende Besuch seiner Mutter, und wirklich kam einige Wochen später Frau Elisabeth Dorothea, begleitet von ihrer jüngsten Tochter Rane. „Meine Mutter — schrieb Schiller unterm 21. September an Körner — hat mich zwei Tage früher überrascht als ich erwarten konnte. Die große Reise, schlechte Witterung und Wege haben ihr Nichts angehabt. Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war; aber nach so viel ausgestandenen Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngste Schwester, die fünfzehn Jahr alt ist, hat sie begleitet. Diese ist gut und es scheint, daß Etwas aus ihr werden könnte.“ Schiller und Lotte führten die Mutter und Schwester am 23. September nach Rudolfsbad, wo die Familie zehn behagliche Tage verlebte. In der frohen Stimmung, in welche das Wiedersehen der geliebten Mutter ihn versetzt hatte, beschäftigte sich der Dichter mit dem schon in Dresden mit Körner durchgesprochenen Plan zu einem „großen Journal“, so daß der Gedanke, welcher damals in den Horen verwirklicht wurde, schon in den Sommer von 1792 gehört.

Gegen den Winter zu drängten sich die revolutionären Ereignisse, welche am Rheine spielten, der Betrachtung Schiller's auf, welcher bis dahin so zu sagen gar keine Notiz davon genommen hatte. Johannes von Müller kam auf seiner Reise von Mainz nach Wien im November durch Jena und erzählte im dortigen

Professorenclub viel von den Vorgängen in der alten Regentia, wo bald darauf unter französischer Hegide das Zerrbild einer Republik etabliert wurde. Schon hatte die kurzfristige Cabinetpolitik der deutschen Höfe gegenüber der französischen Revolution für unser Land bittere Früchte zu tragen angefangen. Der dynastische Interventionsversuch von deutscher Seite, welcher im eigentlichen Sinne des Wortes im Roth der Champagne erstickt war, wurde Seitens der Franzosen mit einem Einfall in das Reich vergolten, dessen Wehrlosigkeit jetzt klar zu Tage kam. Der Krieg war wie der Kampf zwischen einer Mumie und einem Berauchten. Ende Octobers machte der Befehlshaber der französischen Invasionsarmee, General Custine, „im Namen der französischen Republik“ einen Aufruf „an die gedrückte Menschheit in Deutschland“ bekannt, hinter dessen bombastischen Freiheitssphrasen bekanntlich nur eine gemeine Eroberungs- und Raubsucht sich versteckte. Und doch, so in den Tiefen aufgewühlt war die Zeit, so allgemein die Erwartung, daß von Paris das Heil der Welt ausgehen werde, so weltbürgerlich die Stimmung, daß selbst reblichste und gebildetste deutsche Männer den Rheinübergang der Franzosen als eine Garantie einer anbrechenden neueren und besseren Zeit enthusiastisch begrüßten. So Georg Forster, der den 18. Januar 1793, wo er unter dem Schutze französischer Bajonette den ersten Freiheitsbaum in Mainz pflanzen half, als den schönsten Tag seines Lebens pries. Forster war aber auch einer der wenigen, der sehr wenigen Deutschen, welche die Idee der Revolution erkannten, welche erkannten, daß es sich hier nicht um etwas willkürlich Gemachtes, sondern um eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit handle, nicht bloß um eine politische Rebellion, sondern vielmehr um eine soziale Umwälzung, und noch auf dem Pariser Schmerzenslager, auf welchen den unglücklichen Mann am 12. Januar 1794 der Tod antrat, hielt er, unberührt von den Gräueln des Terrorismus, standhaft den Glauben an diese Idee fest. Von solcher äußersten Consequenz waren andere Deutsche in ihrem Verhalten zur französischen Revolution weit entfernt. Klopstock hatte alles Feuer seines Alters in einer

Ode zur Begründung der ersten Thaten der Revolution gesammelt und hatte nur beklagt, daß nicht Deutschland es war, „das der Freiheit Gipfel erstieg“³⁰⁾; bald aber schlug sein Ton um und er verwünschte auf's Heftigste die „mörderische Freiheit der Neufrauzen.“ Wieland trat bis gegen 1794 hin in seinem Merkur, und zwar in Form einer Reihe von politischen Gesprächen, als begeisterter Apologet der constitutionellen Grundsätze auf, welche die französische Nationalversammlung bekannt und verkündigt hatte; als jedoch in Paris der Jacobinismus herrschend geworden, wurde Papa Wieland wieder ein eifriger Monarchist und seine politischen Auslassungen im Merkur nahmen eine so reactionäre Färbung an, daß seine Freunde Herder und Knebel mit äußerstem Mißfallen darauf blickten, und ihn von der Fortführung der Gespräche abzubringen suchten³¹⁾. Knebel nämlich und Herder blieben im Ganzen ihrer anfänglichen Sympathie für die Grundsätze der Revolution getreu. Der Letztere hatte sogar einen Zug demokratischer Verbissenheit an sich, welchen er nicht selten wahrhaft sanscüllotisch-grobantisch gewähren ließ, und zwar auch in den Hofkreisen³²⁾. Was Göthe betrifft, so hat er bekanntlich gar kein Verhältniß zur Revolution gewinnen können, ausgenommen ein entschieden abweisendes oder ein kleinlich ironisches, wie es die seines Genius so unwürdigen Tendenzdramen „der Bürgergeneral“ und „die Außerregten“ darlegten. Bei seinem Mangel an geschichtlichem Sinn verstand er die Revolution so wenig, als er die nationale Erhebung Deutschlands im Jahre 1813 verstand. Die Revolution war ihm zuwider, wie ihm auch die Reformation zuwider war, weil beide, wie er sagte, den Entwicklungsgang „ruhiger Bildung“ störten³³⁾.

Schiller's Interesse an dem Verlauf der Revolution wurde im Spätherbst 1792 lebhafter als bis dahin erregt und er hatte damals, wie wir aus einem Briefe Wilhelm's von Humboldt vom 7. Dezember an ihn sehen, große Lust zu einer Reise nach Paris. Die Lectüre des *Moniteur* führte ihn, wie er unterm 26. November an Adrner schrieb, mehr in die Ereignisse hinein und erhöhte

für eine Welle seine Erwartungen von den Franzosen. Als der Convent sich anschickte, den Prozeß des Königs vorzunehmen, fühlte unser Dichter sich sogar gedrungen, als Mithandelnder in der großen Tragödie aufzutreten. „Weißt du mir Niemand — schrieb er am 21. Dezember dem Freunde — der gut in's Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streithache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einzelner aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst du mir, zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.“ Armer sechszehnter Ludwig, der du den Irrthum der Geburt, welcher dich zu einem König machte, während die Natur dich zu einem fleißigen Schlossermeister und gutmüthigen Familienvater bestimmt hatte, mit dem Kopfe bezahlen mußt, vielleicht hätte es dir in der trauervollen Kerker einsamkeit des Temple eine Stunde des Trostes verschafft, wenn du gewußt, daß im fernem Deutschland ein

Dichter der Freiheit den Entschluß gefaßt, für dein Leben in die Schranken zu treten. Es war eine Illusion, welcher sich Schiller hingab, aber eine Illusion, die ein schönsten Blatt in seinen Ruhmesstranz flicht. Er sollte bald erfahren, wie sein Doppelgänger Posa es erfahren hatte, daß das Jahrhundert für sein Ideal der Freiheit und Humanität nicht reif sei. Als er vernommen, was am 21. Januar 1793 auf dem Revolutionsplatz in Paris geschehen war, schrieb er unterm 8. Februar erschüttert und gramvoll an Körner: „Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schindertnechte mich an.“

Seltzam, während der Dichter, eine damals freilich noch nicht erfundene Lebensart zu gebrauchen, mit der Revolution brach, mußte er, freilich ohne Wissen und Willen, das Feuer derselben schüren helfen. Wilhelm von Holzogen, welcher sich im Jahre 1793 als Geschäftsträger des Herzogs von Württemberg in Paris befand, schrieb damals in sein Tagebuch: „Man hat die Räuber von Schiller übersetzt und spielt sie unter dem Namen Robert, chef des brigands, auf dem Theater des Marais. Es ist jedoch in Wahrheit keine Uebersetzung, sondern vielmehr ein elender Versuch, die Grundsätze, welche im Schiller'schen Drama herrschen, auf die jetzige Revolution anzuwenden. Im Ganzen falsch verstanden, die einzelnen Szenen aus ihrem Zusammenhange herausgerissen und so verstümmelt dargestellt, erregt das Stück Abscheu und Schauer, nur Pariser finden dafür Entschuldigung und Lob. Es ist die Büste des Brutus, die man zu ehren glaubt, wenn man die großen Züge seiner Physiognomie mit recht grellen und blutigen Farben anstreicht. Die Rolle des Franz ist ganz verändert und eigentlich in den Hintergrund gedrängt, wahrscheinlich, weil man sonst darin Anspielungen auf gewisse merkwürdige Personen, die jetzt in Frankreich herrschen, gefunden haben würde. Im Gang des Stückes sind merklliche Veränderungen angebracht. So

erhält z. B. Karl Moor für sich und seine Bande am Ende laienförmlichen Pardon und kehrt in die Arme seiner Amalie zurück. Die übrigen Veränderungen beziehen sich hauptsächlich auf die Klarlegung des Prinzips, daß Tyrannen bestraft und auch in "brigands" die Menschenwürde erkannt werden müsse. Wie sie sich fühlten, die guten Pariser, und wie sie das Lob beklagten, das Robert seinen Spießgesellen ertheilt! „Man nennt euch Brigands,“ sagt er, „aber ihr seid ehrliche Leute; man verurtheilt euch zu Galgen und Rad, aber ihr verdient Lorbeerkronen.“ Das Stück gleicht dem Rumpf eines Kolosses, dem man Kopf, Arme und Beine eines gewöhnlichen Menschen angefügt hat, daß er nicht mehr stehen und gehen kann. Der Eindruck ist empörend. Nicht nur unsern Armeen kündigt diese Nation den Krieg an, sie raubt, plündert und mordet auch die Producte unserer Literatur, indem sie dieselben in den Geist ihrer Revolution übersezt²⁴⁾. Wenn wir uns vorstellen, daß es vielleicht dieselben Hände waren, welche den Tag über auf dem Revolutionsplatz den monotonen Schlägen der Guillotine und Abends im Theater des Marais den gefälschten Gestalten und Worten Schiller's Beifall klatschten, so ersteht vor unsern Augen die ganze Schwedenszeit mit ihren grellen Gegensätzen und Widersprüchen, mit ihren Rousseau'schen Illusionen, ihrem todverachtenden Enthusiasmus, ihrem Weltbürgerthum in Phrasen und ihrem Welträuberthum in Thaten, ihrer blutgierigen Philanthropie und ihrem echt französischen Leichtsinne, welcher letztere selbst vorragende Mitspieler der täglich neu in Szene gebenden Tragödie Abends an Plünderpiel und Plumpsack sich erhalten ließ²⁵⁾. . . . Unser Dichter also brach, wie wir sahen, schon zu Anfang des Jahres 1793 entschieden mit den Franzosen und ihrer Revolution. Wunderlicher Weise war er, als er dies that, seit vier Monaten — Citoyen Français. Es wäre von Interesse, zu erfahren, wer der Mann gewesen, welcher am 26. August 1792, als die Nationalversammlung beschlossen hatte, an Washington, Rosciuceo, Wilberforce, Klopstock, Pestalozzi und Andere das französische Bürgerrecht zu verleihen, sich erhob und beantragte, daß,

diese Verleihung auch auf "le sieur Gille, publiciste allemand" ausgedehnt werde. Der Mann meinte es gut, aber mit echtfranzösischer Oberflächlichkeit scheint er nicht einmal den eigentlichen Namen Schiller's gekannt zu haben. Sein Antrag ward angenommen, das Bürgerdiplom ward von Clavière ausfertigt, von Danton contrasignirt und durch Roland, als Minister des Innern, mit einem Begleitschreiben an unseren Dichter übermacht. Aber erst im März 1798 gelangten diese merkwürdigen Documente durch Campe in seine Hände und zwar, wie er nach Empfang der Papiere an Körner schrieb, „ganz aus dem Reich der Todten,“ da inzwischen Clavière, Roland, Danton und Cüstine, welcher letztere auf seinem deutschen Feldzug das Bürgerdiplom an Schiller hätte besorgen sollen, vom Strudel der Revolution verschlungen worden waren³⁶⁾.

Im Sommer 1793 wohnte Schiller mit seiner Frau in einem Gartenhause, das aber nicht mit der später von ihm erworbenen Gartenwohnung verwechselt werden darf. Am 7. April schon meldete er dem Freunde den Umzug und fügte bei: „Wir haben jetzt eine eigene Menage angefangen: meine Gesundheit vertrag sich mit der Kost nicht länger, die wir bei unseren Ramsells hatten.“ Seine Hauptbeschäftigung den Sommer über waren Vorstudien für seine ästhetischen Briefe, welche er dankbar an den Prinzen von Augustenburg richten wollte. Daneben war er reisefühtig. Die Besuche aus Schwaben hatten ihm die alte Heimat wieder recht lebhaft im Gedächtniß aufgefrischt. Er wollte sie auch seiner Lotte zeigen und hoffte für ihre und seine Gesundheit viel von der Luft des schönen Schwabenlandes. Der kränkelnde Herr Johann Kaspar daheim auf der Solitude verlangte sehnfühtig, seinen Friß noch einmal zu sehen, und wie eine dringende Einladung langte von dorthier das Bild der Frau Elisabeth an, gemalt von der Jugendfreundin des Dichters, Ludovike Reichenbach, welche sich inzwischen mit einem württembergischen Offizier, Simanowiz verheirathet hatte³⁷⁾. Dazu kam noch, daß auch Karoline damals in Schwaben weilte. Ihre Scheidung von Beulwitz war jetzt ein-

geleitet und gelangte dann im folgenden Jahre friedlich zur Erledigung. Im Sommer von 1793 gebrauchte sie das Cannstadter Bad und lebte meist zurückgezogen in der ländlichen Stille von Gaisburg, einem an der alten Straße von Stuttgart nach Eßlingen an der Halbe des Neckarthales anmuthig gelegenen Dorfe. Hier schrieb sie den größten Theil ihres Romans „Agnes von Lilien,“ in dessen Heldin sie unwillkürlich ihr eigenes Wesen und Sein gelegt hat. Ihr Schicksal entschied sich bald darauf, denn die Freigewordene reichte am 27. September 1794 ihrem aus Paris zurückgekehrten Vetter Wilhelm von Wolzogen, der seit vielen Jahren so unveränderlich treu um sie geworden, in der Kirche von Bauerbach die Hand zu einem Bunde, welcher, obchon von ihrer Seite ohne leidenschaftliche Neigung eingegangen, eine sehr glückliche wurde. Am 1. Juli 1793 schrieb unser Dichter an Körner: „Meine schwäbische Reise kann ich und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf und ich bin ihm diese Liebe schuldig“ — und am 17. Juli: „Meine Abreise wird wahrscheinlich gleich mit Anfang August's vor sich gehen. Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann. Den Herzog von Württemberg sehe ich schwerlich, denn mein Aufenthalt ist in Heilbronn und Stuttgart werde ich nicht besuchen.“ Auf sein an den Herzog Karl August gerichtetes Urlaubsge such erhielt er von dem Fürsten, welcher sich damals mit Göthe in dem Lager vor Mainz befand, diese vom 23. Juli datirte Antwort: „Die guten Wünsche aller Deutschen haben unseren Waffen Glück gebracht: das Elend, welches Mainz erlitt, hat gestern sein Ende erreicht, die Garnison capitulirte, in etlichen Tagen zieht sie aus. Die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist eins meiner lebhaftesten Anliegen; möge Ihre vaterländische Lust Ihrer und meiner Hoffnung entsprechen. Ihrer Gemahlin bitte ich meine besten Empfehlungen abzusenden und ihr Glück zu ihrer

bevorstehenden Campagne zu wünschen.“ Lotte erröthete fieberlich allerliebst über diesen Glückwunsch und ihr Gatte hatte gewiß ein gärtliches Lächeln für dieses Erröthen. Der Fürst aber hatte guten Grund zu seiner schelmischen Anspielung: der jungen Frau stand wirklich eine „Campagne“ bevor, eine schwere zwar, aber doch glückliche.

In den ersten Tagen des August fuhr der Dichter mit seiner Frau der Heimat zu. Die Reiseroute ist nicht mit Bestimmtheit auszumitteln, aber unterm 27. August meldete er an Körner, daß er nach einer „zwar beschwerlichen, doch von allen übeln Zufällen freien Reise“ am achten in Heilbronn angelangt sei. Diese alte Stadt, damals noch im Besitze ihrer Reichsfreiheit, ist an der Gränze von Altwürttemberg im offenen Neckarthal freundlich gelegen, reich an historischen Erinnerungen, überragt von dem reben-grünen Wartberg, von wo herab der Blick weiter über das Land schweift, welches einem Garten gleicht. Zu jener Zeit erfreute sich Heilbronn noch behaglichst seines reichsstädtischen Wohlstands, welcher bald darauf bei der Einbuße der Reichsfreiheit für lange einen herben Stoß erleiden sollte. Bei seiner Ankunft im Gasthaus zur Sonne abgestiegen, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung im Hause des Kaufmanns Rueß am Sulmerthor vertauschte, benachrichtigte der Dichter den Magistrat von seiner Absicht, längere Zeit am Orte zu verweilen, und empfahl sich dem „landesherrlichen Schutze“ der Behörde. Der Magistrat ordnete darauf einen Senator an den Gast ab und ließ ihm „vergnügten Aufenthalt“ wünschen. Der begrüßende Senator, Herr Schübeler²²⁾, war ein gebildeter Mann, der sich viel mit Naturwissenschaften abgab, besonders mit der Astronomie, und Schiller kam rasch in freundschaftlichen Verkehr mit ihm, sowie mit dem Arzt Omelin, den er als einen „fidelen Patron“ bezeichnete und der seiner magnetischen Curen wegen berufen war. Der Dichter hatte halb und halb beabsichtigt, für sein Uebel die Heilkraft des Magnetismus zu versuchen, aber er unterließ es, weil er dem „Wunderbaren“ in der Sache nicht traute. Die Eltern Schiller's sowie

seine Schwestern Luise und Nane eilten von der Solitude, Schwägerin Karoline kam von Galsburg herab, den sehnlichst erwarteten Sohn, Bruder und Schwager auf der Schwelle zur Heimat zu begrüßen. Frohgestimmt durch dieses Wiedersehen, schrieb er dem Freund in Dresden: „Meine Frau befindet sich sehr wohl. Mit mir ist es immer das Alte. Die Meinigen fand ich wohl auf und, wie du dir denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem sechzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters; wer sein Alter nicht weiß, wird ihm nicht sechzig Jahre geben. Er ist in ewiger Thätigkeit und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schwester versteht die Wirthschaft sehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie.“

Aber der Dichter sah die Seinigen schon im August nicht nur auf der Schwelle zur Heimat, sondern in dieser selbst. Denn in dem eben angezogenen Briefe vom 27. August sagt er: „Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude, ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen.“ Dies scheint der von Karoline von Wolzogen gegebenen Notiz zu widersprechen, daß Schiller von Heilbronn aus „im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse aus seinem Vaterland entfernt“, an den Herzog von Württemberg geschrieben und daß er zwar auf diese Zuschrift keinen Bescheid erhalten, aber durch seine Freunde erfahren habe, daß der Herzog öffentlich geäußert, „Schiller würde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden.“ Der Widerspruch würde sich heben, wenn wir annähmen, der Dichter habe, wohl mehr seinen Eltern zu Gefallen als aus eigenem Antrieb, nach dem 27. Aug. wirklich an Herzog Karl geschrieben, und in diesem Falle dürfte man auch glauben, daß die Zuschrift dem Fürsten trotz Alledem wohlgethan habe. Es lag doch auch für ihn eine Genußgenuss darin, daß ein Zögling seiner Akademie ruhmgekrönt und von den

Besten seiner Zeit hochgeachtet in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müssen kein Schwabe sein, wenn er sich nicht innerlichst darüber gefreut hätte. Er war jedoch jetzt ein verbitterter Greis und, schon von den Schatten des nahenden Todes umdüstert, droben in Hohenheim durch die Gicht auf seinen Stuhl gebannt, um welchen her noch dazu die schwersten politischen Sorgen und Befürchtungen lagerten. Unter solchen Umständen könnte es erlaubt sein, in dem Worte des Fürsten, er werde den heimgekehrten Dichter ignoriren, d. h. demselben Nichts in den Weg legen, den Sinn zu finden, daß er ihm verziehen habe. Freilich, im Grunde steht diese gemüthliche Hypothese doch auf schwachen Füßen. Denn es ist gar zu auffallend, daß Schiller gegen Körner keine Sylbe von einer Zuschrift an den Herzog äußerte, sondern in seinen sonst ziemlich ausführlichen Berichten sich darauf beschränkte, dem Freunde einmal zu sagen: „Der Herzog, scheint es, will mich ignoriren und das ist mir gerade recht“ — und ein andermal: „Der Herzog sucht Etwas darin, mich zu ignoriren; er legt mir aber gar Nichts in den Weg.“ Alles zusammengehalten, möchte es dem Fürsten jetzt, im Jahre 1793, sicherlich noch viel unräthlicher erscheinen, als es ihm schon 1782, unmittelbar nach Schiller's Flucht, erschienen war, das vor Zelten an Schubart geübte Verfahren an Schiller zu wiederholen; aber der einzige sichere Beweis, daß seine Stimmung gegen unsern Dichter wieder versöhnlich und wohlwollend geworden, liegt doch nur in dem Umstand, daß Karl ohne Weiteres den Urlaub bewilligte, welchen Schiller's Vater ausdrücklich zu dem Zwecke, seinen in Heilbronn eingetroffenen Sohn zu besuchen, nachgesucht hatte.

Der Senator Schübler hat über seine Begegnungen mit Schiller während dessen Anwesenheit in Heilbronn ein Tagebuch geführt, welches vom 1. bis zum 7. September reicht. Am ersten Tage, erzählt Schübler, „Nachmittags drei Uhr kam Hofrath Schiller unvermuthet zu mir in einem schönen verzierten seidenen Kleide. Er bat mich, mit ihm zum Amtsbürgermeister von Wachs zu gehen. Er hätte schon lange ihm aufwarten sollen und könne

es nicht länger anstehen lassen. Ich hatte eben meine Spiegel im Zimmer, mit welchen ich das Bild der Sonne auffing, als Vorber-
 reitung zu der nächsten Sonnenfinsterniß. Schiller gab sich so-
 gleich viel mit den Spiegeln ab und bemühte sich, das Sonnenbild
 im dritten und vierten Spiegel zu finden. Alsdann ergözte er sich
 sehr an meinem Glasconus, mit dem ich ihm einen Regenbogen
 im Zimmer darstellte, und betrachtete die schönen Regenbogenfar-
 ben mit besonderem Interesse. Wir gingen nach vier Uhr zum
 Amtsbürgermeister, welchen die Bekanntschaft Schiller's sehr freute.
 Es wurde viel über Reichsstädte gesprochen, hierauf auch von
 Frankreich, von Mainz, den Emigranten — (welche letzteren, be-
 läufig gesagt, damals zum Dank für ihnen erwiesene Gastfreunds-
 chaft mit ihrer bis ins Unglaubliche gehenden Sittenlosigkeit die
 rheinischen Städte verpesteten). Schiller sprach sich über diese
 Ereignisse sehr vorsichtig aus. Wir gingen nach fünf Uhr weg.
 Schiller wollte noch einige Besuche machen; aber während wir
 über die Straße gingen, empfand er Frost und eilte nach Hause,
 um sich wärmer anzukleiden. Als ich wieder zu ihm kam, war er
 im Hauskleid. Er ließ mich nicht mehr fort und ich mußte mit
 ihm und den Seinigen Thee trinken. Er war sehr heiter und
 sprach viel. Als wir von den Sternen redeten, fiel ihm eine Stelle
 aus der Odyssee ein, welche er nach Voss's Uebersetzung recitirte.
 Sie handelt von Odysseus, der einsam in seinem Schiffe fahrend
 nach dem Wagen und dem Orion sieht³⁹). Der Senator be-
 schäftigte sich viel mit Astronomie und war nicht abgeneigt zu
 glauben, daß auch die Astrologie einen Kern von Wahrheit haben
 könnte. Schiller's Gespräche mit ihm drehten sich oft um dieses
 Thema und der Dichter hat für die astrologischen Vorkommnisse
 im Wallenstein hier wohl manche Anregung empfangen. Auch
 über literarische Verhältnisse verbreiteten sich die Unterhaltungen
 des Dichters mit dem reichsstädtischen Würdeträger und dieser hat
 in seinem Tagebuch angemerkt, daß Schiller in einer dieser Unter-
 redungen mißfällig über Kopebue's „windige Aufgeblasenheit“ sich
 ausgelassen habe⁴⁰). Am 7. September entschloß sich der Dichter,

seinen Aufenthalt nach Ludwigsburg zu verlegen, weil er dort der Solitude und Stuttgart bedeutend näher sei und auch mehr häusliche Bequemlichkeit zu erwarten habe. Der Senator widerrieth zwar den Umzug entschieden, da Schiller gar keine Garantie hätte, daß ihn der Herzog unangefochten lassen würde; allein der Dichter hegte keine Besorgniß, denn er führte den beschlossenen Umzug am 8. September wirklich aus und sah auch kein bedrohliches Omen darin, daß er, von Besigheim auf das Neckarplateau heraufgelommen, am Fuße des Hohenaspergs vorbeimusterte.

Raum war er mit seiner Frau in Ludwigsburg eingewohnt, als Lottes „Campagne“ anging. Am 14. September war das Haupttreffen und Tags darauf schrieb Schiller an Körner: „Wünsche mir Glück, — ein kleiner Sohn ist da. Die Mutter ist wohllauf, der Junge groß und stark und Alles ist glücklich abgelaufen. Nicht sechs Tage waren wir hier angelangt, so ging es los.“ Der Freund entgegnete: „Wohl dir und deinem Weibchen, daß ihr nun auch in unserem Orden seid. Es ist ein eigener Genuß, ein solches kleines Wesen um sich zu sehen, das Einem so nahe angehört. Wer diesen Genuß entbehrt, lernt den Werth des Lebens nie vollständig kennen.“ Gonz, welcher den Jugendfreund in Ludwigsburg besuchte, erzählt als Augenzeuge von der zärtlichen Vaterfreude, womit der Dichter seinen Erstgeborenen betrachtete. Er gab dem Kinde den Namen Karl, vielleicht ein Zug von Pietät gegen den Herzog. In Ludwigsburg sammelten sich von allen Seiten her die Jugendgenossen, welche noch im Lande waren, um den Dichter. Er war aber nicht eben von Allen erbaut, wie er denn am 4. Oktober an Körner schrieb: „Von meinen alten Bekannten sehe ich viele, aber nur die wenigsten interessieren mich. Manche, die ich als helle aufstrebende Köpfe gekannt, sind ganz materiell geworden und verbauert.“ Schiller legte wohl auch hier wieder einen zu hohen Maßstab an. Er selbst jedoch übertraf die Erwartungen seiner Jugendfreunde. Hoven, mit dem unser Dichter von seinem dreizehnten bis einundzwanzigsten Jahre „alle Epochen des Lebens gemeinschaftlich durchwandert hatte“ und der jetzt als

selbstbeschäftigter Arzt in Ludwigsburg lebte, fand, wie er erzählt, nach einer Trennung von zehn Jahren in Schiller „einen ganz andern Mann. Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vor- maligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“ In Ludwigsburg trat ihm unter vielen alten Bekannten auch ein neuer nahe, der Landschaftsdichter Matthiesson, dessen Gedichte er in der bekannten Rezension so schön, aber vielleicht etwas zu sehr gerühmt hat. Sonst beschäftigten in guten Stunden, d. h. wenn er von Uebelbefinden frei war, den Dichter seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und der Wallenstein, von welchem damals Scene um Scene langsam entworfen wurde, zunächst in Prosa⁴¹⁾. Seine Lectüre waren Kant und Homer. „Es ist mir — äußerte er am 8. November gegen seinen Vater — immer himmlisch wohl, wenn ich beschäftigt bin und meine Arbeit mir gebehrt.“ Mit lebenswürdiger Pietät müßigte er seiner Kränk- heit und seinen Arbeiten so viel Zeit ab, um für seinen alten Präzeptor Zahn, dessen Baculus die lateinische Schule der Stadt noch immer beherrschte, obgleich er alt und schwach geworden, dann und wann eine Lehrstunde in der Logik, Rhetorik und Geschichte zu übernehmen, und die Schüler haben sich dieser Lehrstunden stets mit Begeisterung erinnert.

Während unser Dichter so, auf der Ludwigburger Schußbank sitzend, die Erinnerungen seiner Knabenjahre wieder in sich wach-

rief, ging droben in Hohenheim ein vielbewegtes Dasein zu Ende. Nach langem Leiden trat am 21. Oktober die Nacht dem Herzog Karl ans Herz und in Gegenwart seines Bruders und Nachfolgers Ludwig Eugen und seines Neffen Friedrich, des nachmaligen ersten Königs von Württemberg, starb er in den Armen seines „Franzese“. Einige Tage darauf wurde der todte Herzog nächtlicher Weile bei Badelsheim von Hohenheim herab und nach Ludwigsburg hinübergeführt, wo er in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt ward. Im Angesichte dieser Gruft soll der Dichter, wie Hoven und auf dessen Autorität hin die Biographen Schiller's angeben, dem hingegangenen Fürsten Worte der Veröhnung und des Dankes nachgerufen haben. Unmöglich ist das gerade nicht, aber doch gibt uns der Dichter selbst einen starken Zweifel an die Hand, indem er gegen Körner in Betreff von Herzog Karl's Tod keine andere Aeußerung that, als (unterm 10. Dezember) diese: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes.“ Man sieht, Schiller hat auch am Grabe des Herzogs nie jener furchtbaren Stunde vergessen, welche er im Sommer 1782 in Hohenheim hatte erdulden müssen (vergl. B. I, K. 7), und wie hätte er auch derselben vergessen können! Es gibt Kränkungen, die, was auch auf der Kanzel darüber phantastirt werden mag, ein rechter Mensch nie vergeißt, nie vergeben kann.

Nachdem der Dichter seinen vierunddreißigsten Geburtstag im Kreise seiner Familie zu Ludwigsburg gefeiert hatte⁴²⁾, brachte der Winter trübe Tage, Tage der Krankheit, des Mißmuths und Verzagens⁴³⁾. Doch richtete sich Schiller aus diesen Verdüsterungen immer wieder zur Arbeit an seinen ästhetischen Briefen auf, in welchen die „reichhaltigsten Ideen aus den Künslern philosophisch ausgeführt wurden.“ Um diese Zeit widerfuhr ihm auch eine öffentliche Huldigung, die schon in Anbetracht des Ortes, wo sie

statthatte, seinem Herzen wohlthun mußte. Er hatte es trotz seiner anfänglichen Absicht, Stuttgart nicht zu betreten, nicht unterlassen können, seine Freunde in dieser Stadt zu besuchen, und dieser Besuch muß, wie das Folgende zeigt, nach dem Tode des Herzogs Karl stattgefunden haben. Ein damaliger Karlschüler, der nachmalige reußische Landesdirector J. Chr. Fr. Mayer, hat nämlich als sechzigjähriger Greis erzählt, des Dichters Andenken sei in den Räumen der berühmten Akademie in Ehren gehalten worden. Man habe dort Schiller's Bett gezeigt und das Beet im Garten, welches vormals dem Dichter zugewiesen war, habe den Namen „Schillergarten“ geführt. „Als nun Schiller 1793 die Akademie besuchte — fährt unser Gewährsmann fort — war ich Zeuge von dem Enthusiasmus, mit dem er im großen Speisesaal von den 400 Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten der Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch“⁴⁴). Das war doch wohl eine Genugthuung für die Slaverei, welche er unter dem Dache erduldet hatte, zu dessen Wölbung jetzt der Jubelruf einer von seinen Schöpfungen entzündeten Jugend emporstiege, und es war auch ein Trost für die Erinnerung, daß er einst bei Nacht und Nebel aus Stuttgart hatte entweichen müssen, um zu werden, was er geworden. Zugleich ist Schiller's Ehrentag in der Akademie der letzte Glanztag dieser Anstalt gewesen. Denn der Herzog Ludwig Eugen beehrte sich, das Lieblingswerk seines Bruders zu zerstören. Die Höhe Karlschule, an welche unvergängliche Erinnerungen der deutschen Kulturgeschichte sich knüpfen, wurde im Februar 1794 aufgehoben. Bald darauf, im März, finden wir den Dichter in Stuttgart in einem Gartenhause wohnend, wo er, wie er am 23. April an Körner schrieb, bei „beispiellos angenehmer Witterung“ unter blühenden Bäumen den „ganzen Einfluß des wiederauflebenden Jahres genoß“. Er war mit Frau und Kind von Ludwigsburg herübergezogen, hauptsächlich, um sich des Umgangs mit seinen Genossen von der Akademie her, Danneder und Zumsteeg, mehr

erfreuen zu können. Während hier der Entwurf des Ballenstein vorschritt, malte die Freundin, Ludovike Simanowiz, die Portraits Schiller's und Lotte's und modellirte Dannerer jene unvergleichliche Büste des Dichters, welche, nachmals von dem Künstler kolossal in Marmor ausgeführt, jetzt die großherzogliche Bibliothek in Weimar ziert. Als der edle Meister die letzte Hand an die Büste gelegt hatte und zu Karoline, welche bei der Schwester war, in's Nebenzimmer trat, standen ihm Thränen in den Augen und er sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe“⁴⁵).

Von Stuttgart aus besuchte Schiller seinen früheren Lehrer Abel in Tübingen und hier machte er die für sein späteres Leben und für die Zukunft seiner Familie so wichtige Bekanntschaft des ausgezeichneten Buchhändlers Johann Friedrich Cotta, mit welchem er in Geschäftsverbindung trat und die Herausgabe einer Zeitschrift im größeren Style, als bisher in Deutschland üblich gewesen, verabredete. Damals rumorte in der alten Universitätsstadt der französische Freiheitsgeist oder hatte wenigstens das Jahr zuvor dajelbst gewaltig rumort. Selbst die Zionsmauern des theologischen „Stiftes“, aus welchem unzählige schwäbische Magister in die Welt ausgegangen sind, waren für den revolutionären Sturm und Drang nicht hoch und unzugänglich genug gewesen. In diesem Capitol des altwürttembergischen Lutherthums waren damals Schelling, Hegel und Hölderlin Stubengenossen, welche weniger die symbolischen Bücher als vielmehr Kant, Spinoza, Platon und die griechischen Dichter studirten. Diese Jünglinge glaubten in Folge einer verzeihlichen Täuschung, die Republik des Perikles oder die des Brutus sei in Paris wieder auferstanden. Sie waren mit dabei, als bei Gelegenheit der ersten Jahresfeier der Gründung der französischen Republik auf dem Marktplatz zu Tübingen von der Studentenschaft feierlich ein Freiheitsbaum aufgerichtet wurde. Die Tradition will, daß Hölderlin und Hegel — welcher Letztere für einen derben Jakobiner galt — den bacchantischen Reigen angeführt hätten, welcher um diesen übrigens historisch festgestellten Freiheitsbaum her getanzt wurde. Einer zweiten Ueberlieferung

zufolge wären Schelling und Hegel eines schönen Tages aus dem Stift ausgezogen, um auf eigene Hand auf dem Wörth, einer Wiese am Neckar, einen Freiheitsbaum zu pflanzen⁴⁰⁾. In Schiller's Sinn wäre das nicht gewesen. Ihm, der für wahre Freiheit mehr, unendlich viel mehr gethan hat als irgend ein anderer Dichter und Denker, ihm, der später in einem der schönsten Werke, welche der Menscheng Geist erfunden, ein sich befreiendes Volk zu seinem Helden erwählte, während ein Goethe, während sogar ein Shakespeare von keinem Volk, sondern nur von einem Pöbel weiß, ihm war sein anfängliches Mißtrauen gegen das französische Freiheitswesen, wie wir bereits gesehen, zu entschiedenem Widerwillen geworden. Er erblickte in der französischen Revolution ein Werk der Leidenschaften, nicht der Weisheit, welche allein Dauerndes zu schaffen vermag. Er gab zu, daß viele wichtige Ideen, welche zuvor nur in Büchern oder in den Köpfen aufgeklärter Menschen vorhanden waren, durch die Revolution in Umlauf gesetzt und zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden seien. Aber indem er auf die vor ihm liegende Kritik der Vernunft von Kant wies, setzte er, wie uns Karoline erzählt, hinzu: „Die eigentlichen Prinzipien, die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind noch nirgends als hier.“ Karoline hat uns aus dieser Zeit auch eine prophetische Aeußerung Schiller's überliefert, welche Zukünftiges so genau vorher sagte, daß wir versucht wären, zu meinen, die Schwägerin des Dichters hätte seine Worte erst später den Ereignissen angepaßt, falls Schiller's Seherblick nicht über allen Zweifel erhaben wäre. Wenn man erwägt, welcher Geist echter Prophetie im Wallenstein, in der Jungfrau von Orléans und im Tell weht, so wird man nicht überrascht sein, zu hören, daß unser Dichter zu Anfang des Jahres 1794 voraussagte: „Die französische Republik wird eben so schnell aufhören als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, er

mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch von einem großen Theile von Europa machen wird.“ Zehn Jahre später war Bonaparte unumschränkter Herr von Frankreich und begann seine erobernden „Tigersprünge“, die bis zur Donau, bis zum Golf von Neapel, bis zum Guadalquivir und Tago, bis zur Weichsel und bis zur Moskwa reichten.

Der 5. Mai 1794, wo Schiller von der Solitude herab sein in Frühlingsblüthenpracht stehendes Heimatland noch einmal überschaute, war ein Tag schmerzlichen Abschiednehmens. Denn am 6. Mai verließ er die Heimat, welche er nicht wieder sehen sollte, und traf nach einer neuntägigen Reise am 15. Mai mit Frau und Kind wohlbehalten wieder in Jena ein⁴⁷⁾ Als beste geistige Ausbeute dieser Fahrt ins alte Schwabenland brachte er seine in der Hauptsache vollendeten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ mit zurück. Sie enthalten die Darstellung von Schiller's Philosophie als eines Ganzen; was er später noch Philosophisches geschrieben hat, ist nur die weitere Ausführung einzelner Partien dieses Ganzen. Wer die ästhetischen Briefe aufmerksam liest, wird mitansehen, wie in denselben der leitende Gedanke von Vorstellung zu Vorstellung, von Begriff zu Begriff aufsteigt, bis er durch eine Stufenreihe von Entwicklungen hindurch, welchen man mit Recht einen „dramatischen“ Charakter zugeschrieben hat⁴⁸⁾, auf der Höhe anlangt, wo die Verwandlung des moralischen Ideals, von welchem der philosophirende Dichter ausgegangen, in das ästhetische eine vollendete ist. Im Eingang entschuldigt sich der Dichter, daß er zu einer Zeit, „wo der Ruß das große Ideal, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen“ — (ach, das gilt in noch ganz anderem Maße vom 19. Jahrhundert als es vom 18. galt) — „zu einer Zeit, wo die Blicke des Philosophen wie des Weltmannes auf den politischen Schauplatz geheftet sind, auf welchem, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird,“ vom Schönen, von der Kunst zu reden unternehme. Aber er hofft seinen Leser zu überzeugen und

überzeugt ihn wirklich, „daß man, um das politische Problem zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert.“ Grundgedanke der Schrift ist also, vermittelst der ästhetischen Erziehung der Völker, d. h. vermittelst Heranbildung derselben zum Gefühl und Verständniß des Schönen, in welchem das Ideal, das Absolute, die göttliche Idee zur Verwirklichung kommt, die Möglichkeit der Umwandlung des „Staats der Noth“ in den „Staat der Freiheit, der Vernunft“ herbeizuführen. Veredelt die Einbildungskraft der Menschen, füllt sie mit Schönheit an und ihr werdet dadurch auch ihr Herz veredeln. Die Grundkräfte des Menschen, Vernunft und Sinnlichkeit, und seine diesen Grundkräften entsprechenden Grundtriebe, der Formtrieb und der Stofftrieb, sollen durch die Kultur harmonisch entwickelt und endlich in der Schönheit völlig ausgeglichen werden. Dann entsteht die vollendete, die schöne Humanität und diese schafft den ästhetischen Staat, wo „die ungeheilige Begierde ihrer Selbstsucht entsagt und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Reiz der Anmuth auch über die Geister auswirkt; wo der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, ihre vorwerfende Formel verändert und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehrt; wo aus den Mysterien der Wissenschaft der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinfinns herausführt und das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft verwandelt; wo die Kraft sich binden läßt durch die Huldgöttinnen und der trogige Löwe dem Zaum eines Amors gehorcht; wo auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger ist und der Verstand, der die duldbende Masse unter seine Zwecke beugt, sie um ihre Beistimmung fragen muß.“ Der Dichter verkirgt es sich nicht, daß die Anbahnung solcher Zustände eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert sei. Er gab sich in Betreff der Verwirklichung seines Ideals keiner sanguinischen Täuschung hin und, fürwahr, es war sehr überflüssig, vorhin für die Prophetengabe Schiller's zu plaidiren, wenn wir beherzigen, mit welcher wunderbaren Schärfe er in den

ästhetischen Briefen voraussetzte, was die Geschichte der europäischen Ummälzungen von 1789 an bis auf den heutigen Tag buchstäblich bestätigt hat: — „Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwischen tritt und den Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet“ Und wie soll sich in und zu dem großen Läuterungsprozeß der Menschheit, durch welche diese dem Reich der Schönheit, d. i. der Freiheit und Humanität, zugeführt werden soll, der Künstler, der Träger des Ideals, der Normalmensch, in dessen „reinem Gemüth sich die Welt, die ewige, spiegelt“ ⁴⁰), verhalten? Schiller hat es gesagt, und zwar in Worten, die mit zu den schönsten gehören, welche je von Menschenlippen kamen: — „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mannbarkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden, so kehre er in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits der Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glüd und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick

gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungebildigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier heimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit. Gib, werde ich dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der von mir wissen will, wie er dem edlen Erbe in seiner Brust bei allem Widerstande des Jahrhunderts Genüge zu thun habe, zur Antwort geben, — gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen“ Dies war Schiller's Credo, als er auf der Höhe seiner philosophischen Erkenntniß angelangt, dies seine Ansicht von der Bestimmung des Künstlers, und er hat sie nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten, er hat sie durch sein eigenes Beispiel herrlich verkündigt.

Drittes Capitel.

Goethe und Schiller.

Schiller und Goethe schließen ihren Bund. — Aeußerungen der Freunde darüber. — Wer ist der Größere? — Wilhelm von Humboldt. — Schiller's Gesprächsweise. — Jichte. — Jena und Weimar. — Die wissenschaftliche Bewegung der Zeit. — „Ueber naive und sentimentalische Dichtung.“ — Die Hören. — Schiller's und Goethe's Widersacher. — Berufung nach Tübingen. — Uebergang von der philosophischen Speculation zur Poesie. — Schiller's Gedankenlyrik in ihrer Vollreife. — „Ideal und Leben.“ — Der Rußenalmanach. — Die Xenien. — In Frankreich und in Deutschland. — Herder drückt mit Goethe und Schiller. — Krieg. — Goethe's und Schiller's Verhältnis zum Christenthum. — Der Patriotismus des Dichters.

Eines Abends im Juli 1794 verließen zwei Männer das Auditorium des Professors Batzsch, wo die naturforschende Gesellschaft, welche von dem genannten Gelehrten gegründet worden, eine ihrer Sitzungen gehalten hatte. Die Beiden — Goethe und Schiller — hatten sich beim Weggehen zufällig im Flur getroffen und wandelten nun, das eben Geschehene und Gehörte recapitulirend, in lebhaftem Gespräch die Straße entlang. Die zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, kann den Laien, der sich gern darauf einlasse, keineswegs anmuthen, bemerkte Schiller. Sie bleibt vielleicht den Eingeweihten selbst unheimlich, entgegnete Goethe, und es könnte doch wohl eine andere Weise geben, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen; die Erfahrung gibt dies an die Hand. Ich wünschte sehr, hierüber aufgeklärt zu sein, sagte Schiller, aber ich muß bezweifeln, daß eine solche Be-

handlung der Natur aus der Erfahrung hervorgehe Mittlerweile waren die Sprechenden bei der Wohnung Schiller's angelangt und das Gespräch lockte den Herrn Geheimrath die Treppe hinauf. Droben empfing Lotte den Gast mit inniger Freude, denn es war ja schon lange ein Herzenswunsch von ihr und Karoline gewesen, das Eis zwischen Schiller und Göthe gebrochen zu sehen. An diesem Julitag ging endlich der Wunsch in Erfüllung; das Eis schmolz und zwar für immer⁶⁰). Göthe, das angeschlagene Thema weiter ausführend, trug' seine Theorie der Pflanzenmetamorphose lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen. Dieser vernahm und schaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als aber Jener geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Göthe stuzte, „verdrücklich einigermassen; denn — erzählt er — der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs Strengste bezeichnet. Ich nahm mich aber zusammen und verjette: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen. Schiller — fährt Göthe fort — der viel mehr Lebensflughheit (?) und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe stand, mehr anzuziehen als abzustossen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus einem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht. Keiner von Beiden konnte sich für den Sieger halten, Beide hielten sich für unüberwindlich. Der erste Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß; er hielt Alle fest, die sich ihm näherten. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseitigen Freunde waren froh und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat. Für mich ins-

besondere war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander leimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.“

Noch am 18. Juni, als Schiller eine Einladung zur Mitarbeit an den *Foren* an Göthe gerichtet hatte, war zu einer Verständigung zwischen den Beiden wenig Aussicht gewesen. Zwar hatte Göthe auf den Antrag bejahend geantwortet, allein Anfrage und Antwort ließen in keiner Weise eine so baldige persönliche Annäherung und Befreundung erwarten. Nachdem aber jener Zullabend die Stellung der Beiden zu einander geklärt hatte, schrieb Schiller, als er erfahrene, daß Göthe von seinem inzwischen nach Dessau unternommenen Ausflug zurückgekehrt sei, am 23. August den berühmten Brief, worin er „mit freundschaftlicher Hand die Summe von Göthe's Existenz zog“, d. h. den Entwicklungsgang von Göthe's Geist darlegte. Göthe antwortete mit dankbarer Wärme und damit war zwischen den Beiden, welche unser größter Ruhm und Stolz sind, jener Briefwechsel in Gang gebracht, welcher die kostbare Urkundensammlung einer Freundschaft bildet, wie sie ein zweites Mal in der Kulturgeschichte nie und nirgends vorgekommen ist. Es ist wohlthuend und erhebend, zu betrachten, wie die beiden großen Männer selbst dieses in ihrem Leben „epochemachende“ Ereigniß ansahen und wie ihnen Zunächststehende darüber urtheilten.

Am 1. September schrieb Schiller mit Bezug auf die berührte Begegnung mit Göthe an Körner: „Wir haben uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern Etwas geben, was ihm fehlte, und Etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Göthe Wurzel gefaßt und er fühlt jetzt das Bedürfniß, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzu-

sehen. Ich freue mich schon auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel.“ Unterm 4. September lud Göthe den neugewonnenen Freund zu sich nach Weimar ein und unterm 7. September zeigte Schiller die Annahme der Einladung mit Worten an, die ein erschreckendes Licht auf seine damaligen Gesundheits- oder vielmehr Krankheitsumstände werfen: — „Mit Freuden nehme ich Ihre Einladung an, doch mit der ernstlichen Bitten, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen, und überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. Sie werden mir also erlauben, mich in Ihrem Hause als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz isolire, der Verlegenheit zu entgehen, Jemand von meinem Befinden abhängen zu lassen. Die Ordnung, die jedem andern Menschen wohl macht, ist mein gefährlichster Feind; denn ich darf nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht möglich sein wird“⁵¹). Nach seiner Heimkehr aus Weimar nach Jena schrieb Schiller an Göthe (29. September): „Mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoff ich, soll verloren sein.“ Göthe erwiderte (1. Oktober): „Wir wissen nun, mein Wertheater, aus unserer vierzehntägigen Conferenz, daß wir in Prinzipien einig sind und die Kräfte unseres Empfindens, Denkens und Wirkens theils coincidiren, theils sich berühren; daraus wird sich für Beide mancherlei Gutes ergeben.“ Später, am 18. Juni 1797 that Schiller gegen Göthe eine Aeußerung, welche, wie mir scheint, die Art des Einwirkens von Diesem auf Jenen recht klar macht, — die Aeußerung: „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt

von einzelnen Fällen zu großen Geseßen fort." Ein Jahr später, am 31. August 1798, schrieb er an Körner: „Ich bin in Rücksicht auf wechselseitige Belebung und Bildung Göthe sehr viel schuldig und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe.“ Göthe seinerseits hat sich an verschiedenen Orten darüber ausgelassen, welches Glück die Freundschaft Schiller's für ihn war und wie sie Beide gegenseitig sich ergänzt und gefördert hätten. In der vierten Abtheilung seiner „Maximen und Reflexionen“ sagt er: „Mein Verhältniß zu Schiller gründete sich auf die verschiedene Richtung Beider auf e i n e n Zweck, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten.“ An einer Stelle seiner Ansätze „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen“ erläutert er dies kurz vermittelt des Satzes: „Unsere Gespräche waren durchaus productiv oder theoretisch, gewöhnlich Beides zugleich; er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen.“ Ferner, so man erwägt, daß Göthe in allem Hohen und Großen etwas „Dämonisches“ sah, gewinnt es einen erhöhten Sinn, wenn er am 24. März 1829 gegen Eckermann äußerte: „Es waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für Beide von größtem Erfolg.“ Endlich liegt ein dankbares Zeugniß für den Werth, welchen Göthe der Freundschaft Schiller's beimaß, darin, daß er in alten Tagen an einen Bekannten schrieb: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'sche Anregung aus mir geworden wäre. Meyer war wieder nach Italien gegangen und meine Absicht war, ihm zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über die Alpen näher gewahr wurde.“

Hätte es ihm nicht an dem Manuscript zu den Horen und Musen almanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersezt, ich hätte die sämtlichen Lieder und Balladen, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegieen wären wenigstens damals nicht gedruckt worden, die Kenien hätten nicht gesummt und im Allgemeinen wie im Besonderen wäre gar Manches anders geblieben" 22).

Im Schiller'schen und Göthe'schen Kreise war die Freude aufrichtig und laut, als man erfuhr, daß die Beiden endlich sich gefunden. Gleich damals, wie später, gab sich diese Zufriedenheit der Befreundeten kund. Am 10. September 1794 schrieb Körner an Schiller: „Daß du und Göthe euch einander genähert habt, macht mir wahre Freude. Meyer erzählt mir von einem Briefe Göthe's, der deines Lobes voll ist: er habe lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt als bei dir in Jena.“ Wilhelm von Humboldt schrieb am 25. Oktober 1795 an Schiller: „Die Vergleichung zwischen Ihnen und Göthe hat mich oft beschäftigt. Gerade Sie Beide können das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden.“ Lotze ihrerseits äußerte unterm 1. Oktober 1798 gegen Frau von Stein: „Es ist erstaunend, welchen Einfluß Göthe's Nähe auf Schiller's Gemüth hat und wie belebend für ihn die häufige Communication seiner Ideen mit Göthe ist. Mir selbst ist Göthe auch sehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schiller's willen.“ Karoline schrieb in ihre Lebensgeschichte Schiller's die Worte: „Aus dem vertrauten freundschaftlichen Verkehr solcher Geister mußten die edelsten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen so schönen, aus echter, reiner Begeisterung für Wahrheit und Schönheit entsprungenen Verein, ein so inniges, neidloses Zusammenstreben nach dem höchsten Ziele dar; und auch als Muster des deutschen Nationalstums, der das Große und Wesentliche rein zu ergreifen und sich aller Kleinlichen Beziehungen zu ent schlagen vermag, kann dieses Verhältniß gelten. Göthe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schiller's

Lebensweise verbaute wir es auch, daß dieser wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann und sich regelmäßiger dem Schläfe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ.“ Im Mai 1830, als Wilhelm von Humboldt die Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller aufsetzte, that er darin über den Bund zwischen Göthe und Schiller die von einem Hauch antiken Geistes durchzogene Aeußerung: „Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermuntert auf seiner eigenen Bahn, Jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den Andern in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht. Mehr darüber zu sagen, würde theils überflüssig sein, theils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Göthe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dieses einzige Verhältniß ausgesprochen, daß so Gesagtem noch Etwas hinzuzufügen Niemand versucht werden kann“ Ja, als ein „nie gesehenes Vorbild“, nicht als Nebenbuhler, sondern als Mithrebende, stehen die zwei großen Freunde in unserer Literatur und in der Weltgeschichte da, und so stehen sie auch, untrennlich zusammen gehörend, von Nietzsche's Meisterhand in Erz geformt, vor dem Theater zu Weimar. Zur Stunde, als dieses Denkmal aufgerichtet wurde, war der alte unerquidliche und unerspriessliche Jant: ob Schiller, ob Göthe der Größere? abgethan für immer. Wie sie selbst über diese Streitfrage dachten, haben sie uns deutlich gesagt. Am 21. März 1796 schrieb Schiller an Humboldt: „Man wird Göthe und mich, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specifiiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem



höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.“ Das ist das Richtige, das einzige Richtige, und das meinte auch Göthe, als er am 25. Mai 1825 zu Edermann das Kernwort sprach: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; und sie sollten sich vielmehr freuen, daß ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können“ . . .

Mit großer Genugthuung hatte unser Dichter in den Reihen der Freunde, welche ihn bei seiner Rückkehr aus Schwaben nach Jena begrüßten, auch Wilhelm von Humboldt gefunden. Der Treffliche hatte sich in der alten Universitätsstadt angesehelt, eigens in der Absicht, des Umgangs mit Schiller zu genießen, und der rege Verkehr der Beiden kam auch ihren Frauen zu gut, die sich schwesterlich an einander schlossen. Fast allabendlich waren die Freunde beisammen, in belebtem Wechselgespräch philosophische und künstlerische Fragen erörternd. Humboldt, der gründliche Gelehrte, der scharfe Beobachter und feine Kenner der Welt und der Menschen, ward stets von Neuem überrascht von der „genialischen Wahrheit der vielseitigen Weltansicht“ des Dichters, und zwar um so mehr, als dieser weder Zeit noch Gelegenheit noch Mittel gehabt hatte, durch umfassende Studien oder Reisen eine solche Weltansicht zu erwerben. Der Freund hat auch, in der Erinnerung an die Jena'schen Gesprächsabende, von Schiller gesagt, daß derselbe „ganz eigentlich für das Gespräch geboren schien,“ und hat die Gesprächsweise des Dichters so charakterisirt: — „Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung; er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Er sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen

geistigen Gewinns zu; er beherrschte das Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher behauptete er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich trugen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkte führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab" (so). Die beste Frucht der zwischen Schiller und Humboldt in dieser Zeit mündlich geführten und später, nach des Letzteren Wegzug aus Jena, schriftlich fortgesetzten Dialoge war unseres Dichters Rückkehr zur Poesie. Humboldt's gemüthvolle und feinsinnige Anregung hat mehr, weit mehr, als seine Bescheidenheit gestehen wollte, den Uebergang Schiller's von der speculativen zur schöpferischen Thätigkeit gefördert.

Auch von anderer Seite her kamen mannigfache Einflüsse sympathischer sowohl, als antipathischer Natur. Schiller stand im Mittelpunkt eines wissenschaftlich und gesellig vielfach bewegten Lebens. Die Glanzzeit Jena's hatte begonnen. An der Stelle Reinhold's, der einem Ruhe nach Kiel gefolgt war, hatte zu Ostern 1794 Johann Gottlieb Fichte den philosophischen Lehrstuhl bestiegen, er, der tapfere Denker, der hochherzige Patriot, welcher die unmittelbare Beziehung der freien Wissenschaft auf den freien Staat zuerst klar und scharf vom Katheder herab verkündigte und, wenngleich er die in der ursprünglichen Form seines Systems auf eine schwindelnde Spitze getriebene Souverainetät des menschlichen Selbstbewußtseins später bedeutend zu modificiren sich veranlaßt sah, dennoch das große Freiheits- und Humanitätsprinzip seiner Philosophie bis zuletzt standhaft aufrecht erhielt. In den Erinnerungen einer Dame aus jener Zeit, wo neben Fichte und den übrigen schon gelegentlich genannten Gelehrten auch Wolzmann und die Brüder Schlegel in Jena wirkten, erscheint der mannhafte Philosoph als eine kurze gebrungene Gestalt. Das Haar fiel ihm

bis auf die Schultern herab, wo es glatt abge schnitten war. Unter starken Brauen schossen dunkle heftige Augen „wie Kugeln“ hervor und nicht minder herausfordernd war die Adlernase und das stolze befehlende Wort. Mitten in der belebtesten Unterhaltung sei er Abends oft plötzlich auf und fort gesprungen, sich „noch einen Louisd'or zu erscrieben;“ aber Buchhändler- und Studentenhonorare hatten nur ein „sehr flüchtiges Absteigequartier“ in seiner Tasche, weil er das Geld auf unglaublich schnelle Weise auszugeben verstand. Nichts Grelleres habe man sehen können als Fichte und Woltmann neben einander, Jener stets „wie ein Chiffonnier, Dieser im mohrfarbenen zierlichen Rod, in der Weste von blauem Atlas mit blühend weißer Wäsche und schwarzseidenen Unterleidern.“ Mit Ausnahme Woltmann's und Göthe's, welcher Letztere damals den „verzweifeltsten Geschmack“ hatte, stets fleischerfarbene braunrothe Ueberröde zu tragen, sei es überhaupt mit der äußeren Eleganz dieser Heroen schlecht bestellt gewesen. Das Schnupfen und Rauchen sei in diesen Kreisen entseßlich stark betrieben worden, besonders im Hause des Orientalisten Ilgen, wo Humboldt, welcher den Tabaksrauch haßte, oft in große Noth gekommen. Wann nach Tisch die Herren sich rauchend zum Kaffee zusammengejeßt, hätten Humboldt's Manövers begonnen, einen Augenblick abzu kommen, um den Rod zu wechseln, da er den Staatsrod vor dem Tabalsgeruch retten wollte, und das Spaßhafte hiebei sei gewesen, daß Humboldt's Staatsgarderobe ohnedies höchst unscheinbar war und daß er „in Ilgen's Schlachtendampf mit einem Kleide trat, was ein reputirlicher Barbier unserer Tage verschmäht haben würde.“ Auch Bedenklicheres meldet uns die Dame. So von den Brüdern Schlegel, daß Jeder derselben eine Lebensgefährtin besaß, welche „die Kirche nicht dazu sanctionirt hatte,“ und daß die beiden Herren mit ihren Gläubigern zuweilen in mehr oder minder ergößliche Conflictte gerathen seien⁶⁴). Diese Romantik des Jena'schen Lebens steigerte sich dann gegen das Ende des Jahrhunderts zu, als der brausende Most der romantischen Schule in der Stadt gährte, freilich ohne jemals zu rechter Klärung zu

kommen. August Wilhelm Schlegel's Haus versammelte zu Zeiten die Chorfürher der Schule, unter denen neben Friedrich Schlegel Tieck und Novalis vorragten. Clemens Brentano, damals noch Student, fand da Raum, seine Eulenspiegelchen zu treiben. Als er eines Abends seine tolle Humoreske: „Naturgeschichte des Phyllsters“ vorgelesen hatte, stand der ebenfalls anwesende Fichte auf und sagte: „Nun will ich euch aus dieser Geschichte beweisen, daß eben der Brentano hier der erste und ärgste unter allen Phyllstern ist“ — welcher Beweis denn auch sofort in Form einer schlagenden Kritik geliefert wurde⁶⁶). Auch Schelling, der Schöpfer der Naturphilosophie, trat in diese Kreise, wo schon seine persönliche Erscheinung — der „runde Kopf mit der kleinen slavischen Nase und den strahlenden Augen“ — Aufsehen erregte, und machte in der ersten Zeit die gerade im Schwange gehenden romantischen Genialitäten in einem Grade mit, welcher bösen Zungen hinlängliche Veranlassung zu standalsfreudiger Aeußerung gab.

Während so in der Musenstadt an der Saale eine neue Generation von Stürmern und Drängern, unbekümmert um die näher und näher rückenden großen Katastrophen der Zeit, in einem bunten Treiben sich gefiel, welches im Lößlichen wie im Bedenklichen vielfach an das erinnerte, was zwanzig Jahre früher drüben in Weimar geschehen war, hatte in der Musenstadt an der Ilm mehr und mehr ein ernster und gemessener Ton Platz ergriffen. Die genialisch unbändige Lustigkeit der Tage und Nächte von Eitersburg und Tiefurt war längst dahin. Was drüben in Jena, in den weltfernen Gelehrtenstuben, ob dem Geräusche wissenschaftlicher Strebungen und literarischer Händel vergessen werden konnte, die politische Lage, drängte sich hüben in Weimar mit der ganzen Macht der Thatfachen der Betrachtung auf. Freilich trugen sich bis zum Schlusse des Jahrhunderts und noch in das neue hinein hinsichtlich der Resultate, welche das kriegerische Vorgehen der jungen französischen Republik gegen das alte monarchische Europa für Deutschland haben mußte, auch sonst heillosliche Männer mit wunderlichen Illusionen. So Göthe, welcher im März 1798, als die

Nachricht von den Niederlagen eingetroffen, welche die Franzosen dem verrotteten schweizerischen Aristokratismus beigebracht, zwar mit Besorgniß gegen Schiller äußerte: „Wer wird der beweglichen, glücklich organisirten und mit Verstand und Ernth geführten französischen Masse widerstehen?“ — aber doch mit der politischen Einsicht eines preussischen Garde=Gensdarmarie=Offiziers von damals hinzufügte: „Ein Glück, daß wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird.“ Der unbeweglichen nordischen Masse sollte das Vochen auf ihre Unbeweglichkeit gegenüber der französischen Beweglichkeit bald genug theuer zu stehen kommen. Der Herzog Karl August, den Franzosen schon darum abgeneigt, weil er französischem Uebermuth gegenüber als Deutscher sich fühlte, und zwar im Vertrauen auf die Macht Preußens, an dessen Politik er sich angeschlossen, weit entfernt, ein Schicksal zu ahnen, wie der Tag von Jena es für die Monarchie Friedrich's des Großen und für Deutschland bringen sollte; allein trotzdem konnte er als Mann und Fürst der Sorge über die unheildrohende Verbüsterung des politischen Horizontes sich nicht entschlagen. Seine Gemahlin, die Herzogin Luise, schon von Natur mehr der ernsten als der heiteren Seite des Lebens zugekehrt, vermochte jetzt, da die Stimmung am Hof eine ernstere geworden war, den stillen Einfluß einer würdevollen Weiblichkeit mehr geltend zu machen als früher und so trug das Weimar'sche Leben überall eine gedämpftere Färbung. Die Theilnahme des Hofkreises am Rechten und Schönen war deßhalb keine lässigere; aber wie sie früher an dem Geloder genialischer Klammen sich erfreut hatte, so bethätigte sie sich jetzt einerseits an der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit, andererseits an jenem Cultus der schönen Form, für welchen besonders die italiischen Reiseerfahrungen Göthe's, Herder's und der Herzogin Amalia befruchtend geworden waren. Diesem Cultus sollte auch das seit 1791 eingerichtete Hoftheater dienen, dessen Bildung und Leitung Göthe übernommen hatte. Damit begannen dann die Experimente Behufs der Schaffung einer idealen Bühne, welche, gegenüber

dem Ungeschmack, den Gemeinheiten und Ausschreitungen der gäng und gäben theatralischen Praxis, die Ergebnisse künstlerischer Bildung dem Publikum dramatisch vermitteln sollte, — Experimente freilich, die keineswegs immer gelungene waren und überhaupt aus der Region eines wohlmeinenden Dilettantienmus erst dann herausstraten, als Schiller mit der ganzen Wucht seines dramatischen Genie's und seiner Begeisterung dem Unternehmen zu Hülfe kam. Die gute Gesellschaft von Weimar — man zählte dazu außer den Fürstlichkeiten und ihrer nächsten Umgebung Charlotte von Stein, Charlotte von Kalk, Karoline Herder, Amalia von Imhof, Frau von Berlepsch, dann selbstverständlich Göthe, Wieland, Herder, ferner Bode und Bertuch, Jener als Uebersetzer, Dieser als Gründer und Leiter des Industrie-Comptoir vielbeschäftigt, weiterhin den Schwelzer Meyer, Göthe's künstlerischen Hausgenossen, den hochgebildeten Geheimrath Voigt, den gutmüthigen Satiriker Hall und den gelehrten Archäologen Böttiger, in seinen bessern Tagen von Göthe und Schiller als „Magister Ubique“ und „Allerweltschäfer“ wohl etwas zu scharf perhorrescirt — die gute Gesellschaft von Weimar, in deren Kreisen wir ab und zu auch den hoffatten Knebel treffen, dann Besucher wie Bürger, Voss, den großen Philologen Wolf, die Brüder Humboldt, also diese Gesellschaft zeigte nach dem Vorgang und Beispiel Göthe's zu Anfang der neunziger Jahre ein lebhaftes Interesse für naturwissenschaftliche Probleme. Alle Welt sammelte Steine, legte Herbarien an und selbst zarteste Damenhände wirthschafteten in dem „Beinhaus“ der Osteologie umher, aus welchem Göthe durch Schiller wieder in den „freien Garten des Lebens“ herausgerufen worden zu sein bekennt⁶⁰). Auch die Naturwissenschaften hatten durch die Kant'sche Revolution einen mächtigen Anstoß erhalten. Schon Riemeyer ahnte, in Anwendung Kant'scher Prinzipien auf die Naturforschung, die Erfassung des Naturganzen als eines Organismus und aus dieser Abnung entwickelte sich sofort ein vielseitiges Studium der Natur. Blumenbach, in der Vielerleiheit seiner Forschungen stets die bindende Einheit der Idee

seßhaltend, wurde mit Sömmern der Begründer einer wissenschaftlichen Physiologie. Ein Hufeland, ein Reil und Andere führten die neugewonnenen naturwissenschaftlichen Resultate in die medizinische Praxis ein. Werner und Sternberg, die Geognosie und Geologie auf neue wissenschaftliche Grundlagen stellend, eröffneten dem staunenden Auge der Zeitgenossen den Einblick in eine Geschichte der Erde, deren Zeitrechnung nicht Tausende, sondern Millionen von Jahren umfaßt, und schon rüstete sich Alexander von Humboldt, die glorreiche Laufbahn anzutreten, welche ihn zum Seher und Deuter der erhabenen Kosmos-Idee machen sollte. Alle diese Strebungen, verbunden mit den geschichtlichen, philologischen und ästhetischen Studien und Bindungen jener Tage, spielten in den Weimarer Kreis herein. Mit dem Jena'schen fand ein reger Ideenaustausch statt. Göthe ging, ernste wissenschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, häufig in die Universitätsstadt hinüber, wie er denn auch daselbst unter Loder's Leitung zugleich mit Alexander von Humboldt Anatomie studirt hat. Wiederum kamen die Jena'schen Gelehrten nach Weimar herüber, um an den Erörterungen des wissenschaftlichen Vereins sich zu betheiligen, dessen Sitzungen seit 1791 jeden ersten Freitag im Monat im Palais der Herzogin Amalia gehalten wurden, ein ernstes Gegenbild zu dem bunten Nummenschanz der fruchtgeniallustigen Wirthschaft von ehemals. In diesem Verein, wo man mit anständiger Zwanglosigkeit sich bewegte und wo Karl August, seine Mutter und seine Gemahlin selten oder nie fehlten, wurden in freiem Gespräch oder mittelst förmlicher Vorträge die Ergebnisse wissenschaftlicher Thätigkeit in Umlauf gesetzt. Hier las Göthe seine Beobachtungen über das Farbenprisma und seine Forschungen über *Euglioistro* vor, Herder seinen Aufsatz über wahre Unsterblichkeit, Andere Anderes. Von dem edlen Freimuth, welcher da heimisch war, zeugte die von Knebel vorgetragene Abhandlung über „Wohlfühlen, Werthschätzung und Höflichkeit.“ Es kam darin die Stelle vor: „Andere Nationen nennen die Höflichkeit mit Ausdrücken, die vom Adel hergenommen sind (*gentilosse, gentleman-like*).“

Auf deutschem Boden geht das nicht Die Fürsten erhielten ihre Hochschätzung zuerst, weil sie die Stärksten und Klügsten im Volke waren. Diese Hochschätzung ist erblich geworden unter der Voraussetzung, daß die Nachkommen der Fürsten den Wechsel richtig bezahlen werden, den ihre Vorahren auf sie zogen.“ Und gerade bei dieser Stelle bezeugte der Herzog dem wackeren Knecht laut seinen Beifall⁵⁷). Man war in Weimar in keiner Weise mehr revolutionär gestimmt, aber man war und blieb ideal.

Indem wir uns zu Schiller zurückwenden, finden wir den Dichter im Sommer und Herbst von 1794 an seiner berühmten Abhandlung: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ arbeitend. Er war darauf geführt worden, als er die letzte Feile an seine ästhetischen Briefe legte. Zu Anfang Septembers äußerte er darüber gegen Körner: „Ich schreibe aus dem Herzen und mit Liebe. Es ist gleichsam eine Brücke zu der poetischen Production.“ Der schöpferische Geist begann sich demnach wieder in ihm zu regen; aber bevor er dieser Regung nachgab, empfand er, wie der genannte Aufsatz beweist, das Bedürfnis, seinen künstlerischen Idealismus, der in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen den vollendetsten philosophischen Ausdruck gefunden, gegenüber dem künstlerischen Realismus, welcher ihm in Göthe inzwischen freundschaftlich nahegetreten, allseitig ins Klare zu setzen. Die Beziehung auf Göthe und ihn selbst ist in dieser Schrift, wenn auch unausgesprochen, überall eine augenscheinliche: — Göthe ist der naive, Schiller der sentimentalische Dichter. Aber was ist naiv? was sentimentalisch? In Beantwortung dieser Frage hat Schiller nicht nur das Wesen seines Genius sich zum Bewußtsein gebracht, sondern auch bedeutendste Probleme der Poesie psychologisch erledigt. In uns Allen lebt das ästhetische Ideal. Wir genießen desselben als einer Wirklichkeit oder aber wir streben danach als nach Einem, welches sein sollte. Mit anderen Worten, unser Idealismus ist entweder Natur oder Sehnsucht. Ist er erstere, so empfinden wir naiv; ist er letztere, so empfinden wir sentimentalisch. Dieses auf die Poesie angewandt, welche die

Aufgabe hat, das ästhetische Ideal darzustellen, finden wir, daß sie entweder naiv oder sentimentalisch sich äußern muß. Der naive Dichter bildet, was er als schöne Wirklichkeit empfindet, ab; der sentimentalische bildet, was er als zu verwirklichende Schönheit in sich fühlt, vor. In beiden Fällen ist die schöne Natur Gegenstand dichterischer Thätigkeit, aber der naive Dichter ahmt die gegenwärtige nach, der sentimentalische sucht sie als etwas Verlorenes. Jener fühlt seine Verwandtschaft mit der Natur, er ist in ihr daheim und seine Liebe zu ihr ist daher kindlich einfach und unbefangen, ist etwas Selbstverständliches, wovon man nicht viel Aufhebens macht; dieser fühlt die Entfremdung von der Natur, er empfindet also Heimweh nach ihr und seine Liebe zu ihr ist eine schwärmerische, sehnüchtige, begeisterte. Und es kann nicht bloß eine naive Empfindungsweise geben, denn die sentimentalische — die sentimentale sagt Schiller als Bastardkühlung der sentimentalischen, als Empfindelci — ist ein nothwendiges Moment in dem Entwicklungsprozeß des menschlichen Geistes. Die Kultur entfremdet dem Menschen der Natur. Diesen Verlust zu ersetzen, schafft die Phantasie eine ideale Natur und aus dem Gegensatz, in welchem diese zur Wirklichkeit steht, entspringt die schöpferische Arbeit des sentimentalischen Dichters, wogegen die Aufgabe des naiven in der möglichst treuen und lebendigen Nachschöpfung der wirklichen Natur besteht. Im Verlauf seiner Untersuchung hat Schiller dann nachgewiesen, daß sich auf den Gegensatz des Naiven und Sentimentalischen die Begriffe antik und modern oder classisch und romantisch basiren. Das Classische ist wesentlich naiv, das Romantische wesentlich sentimentalisch. Man muß sich aber hüten, classisch und antik für identisch zu halten, denn im Sinne Schiller's ist Shakespeare nicht minder ein classischer Dichter als Homer . . . Die weiteren Entwicklungen der Schiller'schen Poetik, wie die in Rede stehende Abhandlung sie darlegt, brauchen wir hier nicht zu verfolgen. Es genügt, zu sagen, daß Schiller in dem Sinne, in welchem er Vorstehendem zufolge die sentimentalische Poesie verstand, entschieden und klar als sentimentalischer Dichter sich fühlte.

und wußte: der Contrast von Ideal und Wirklichkeit ist die Wurzel seiner Dichtung. Wir werden bald einem glänzenden Versuche begegnen, die Kluft poetisch zu überbrücken, d. h. aus der Durchdringung und Verschmelzung von Idealismus und Realismus das wahre Bild schöner Menschheit hervorgehen zu lassen.

Mit dem ernstesten und größten Sinne, welcher sein ganzes Wirken kennzeichnet, ging Schiller seit seiner Rückkehr aus der schwäbischen Heimat an die Ausführung des daselbst mit Cotta vereinbarten Planes einer literarischen Zeitschrift, welche, wie er am 12. Juni 1794 an Körner schrieb, „ein epochemachendes Werk“ sein sollte. Die ökonomische Seite des Unternehmens war von Cotta freigebig sichergestellt und Schiller begann sein Redactionsgeschäft damit, daß er in Jena Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann für die Sache gewann. Dann wurden Göthe, Kant, Harve, Engel, Jacobi, Körner, Herder, Gotter, Klopstock, Voß, Reinhold, Baggejen, Thümmel, Lichtenberg, Matthißen, Salis und Andere zur Mitarbeit eingeladen und in einem vom 13. Juni datirten Kreisreiben setzte der Dichter den Eingeladenen Plan und Zweck der Zeitschrift auseinander. Für das Publikum schrieb er eine ausführliche Ankündigung der „Horen“, welche im December im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung erschien. Förderung wahrer Humanität war die Lösung der neuen Zeitschrift. Die Schwierigkeiten und Hindernisse bei Verfolgung dieser Tendenz waren voraussichtlich keine geringen und Schiller hat sich das auch von Anfang an nicht verhehlt. „Zu einer Zeit“ — so begann die Ankündigung der Horen — „wo das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Girkel erneuert und nur allzu oft Müssen und Gragien daraus verschleucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu

versprechen, die sich über das Lieblingsöthema des Tages ein strenges Stillischweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas Anderes zu gefallen als wodurch jetzt Alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.“ Dieser Gesichtspunkt wird dann weiter entwickelt: — „Mitthen in dem politischen Tumult soll unsere Zeitschrift für Frauen und Charitinnen einen vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem Alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Paratrigest gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft gegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein.“ Gewiß, gediegen und schön war die Tendenz dieser Zeitschrift, welche „Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede“ zu ihrer Regel machte und demnach mit Grund unter dem Namen der drei schwesterlichen Horen Eunomia, Dike und Irene erschien, in welchen Göttergestalten der Griechen die „welterhaltende Ordnung“ verehrte. Das Unternehmen war kühn, und um die ganze Kühnheit dieser Manifestation des Idealismus unseres Dichters zu verstehen, vergegenwärtige man sich nur die Unruhe, Angst und Bedrängniß der realen Welt von damals, wo — wie irrthümlich im Grunde zu jeder Zeit — nicht Vernunft und Gerech-

rühmen konnte, das „solide, dauerhaft
vortheilhaft von dem Ganzen der Zeit-
schrift“ sofort begannen auch die Redaktionsleiter.
29. Dezember hatte er Veranlassung,
„Unserer guten Mitarbeiter sind bei a
Publikum vormachen, wenige und von
die Hälfte für diesen Winter nicht zu n
(römischen) Elegieen nicht gleich in den
Herder will auch einige Stücke erst abwo
sungen überhäuft, Garve krank, Engel
Nichts von sich hören.“ Doch ist er gute
und Lotte's dem Freunde dargebracht.
Jahreswechsel die Worte bei: „Mein k
gesund und macht die Freude meines L
meines ewigen Krampfübels, selten so n
gewesen“ . . . Im Laufe des Januar 1
melden, daß Cotta mit dem Abjag der k
sei, daß sogar in „sehr kleinen Städten“ zu
bestellt seien und daß die Gesamtzahl de
Tausend betrage, was immerhin für di
Publikums zeugte, da zu jener Zeit Lesec
noch länger nicht einmal . . .

Herder, weiterhin den Lorenz Starck von Engel, Proben der Verdeutschung von Dante's göttlicher Komödie durch A. W. Schlegel. Die erwähnten Novellen Göthe's waren für das Publikum nur eine Enttäuschung hochgepannter Erwartungen. Die Herrlichkeit der darauf folgenden Römischen Elegieen riß dann freilich alle überhaupt Empfänglichen hin, aber über Schiller's ästhetische Briefe herrschte — wie Humboldt noch im Juli 1795 dem Dichter schrieb — selbst im intelligenten Berlin "aktum silentium". Dieses „tiefe Stillschweigen" über ein so bedeutendes Werk kann uns zeigen, daß Schiller bei Unternehmung der Horen einen viel zu idealischen Maßstab an den Bildungsgrad der großen Lesewelt gelegt und übersehen hatte, daß nur auserwählte Geister unter den Zeitgenossen die Ansichten vom Wesen und Beruf des Dichters und Schriftstellers, welche er als Resultat eines schweren Läuterungsprozesses gewonnen, zu verstehen und zu würdigen vermochten. Die bittere Erfahrung, daß von Allem, was die Horen brachten, Engel's philisterhafter Lorenz Starck den allgemeinsten Beifall fand, konnte ihn nach dieser Seite hin aufklären. Dazu kam, daß das ganze Heer der lieben Mittelmäßigkeit, wie es damals in der deutschen Publizistik organisiert war, von Anfang an mit Scheelsucht auf die Horen geblickt hatte und alsbald zu mehr oder minder offener oder versteckter Feindseligkeit überging. Allen diesen Leuten war der mittelst der Horen manifestirte Bund zwischen Göthe und Schiller ein Dorn im Auge. Es zeigte sich jetzt recht deutlich, wie hoch die beiden Dichter mit ihren Anschauungen und Ueberzeugungen über dem Niveau standen, welches die deutsche Bildung damals erreicht hatte. So eine isolirte Stellung hat aber zu allen Zeiten den Neid und Haß herausgefordert und es ist selbstverständlich, daß auf die vorragendsten Vorkämpfer der Zukunft die meisten Köcher sich entleeren. Der Kreis der Gegner unserer beiden Dichter war ein eben so zahlreicher als gemischter: da waren gelehrte Pedanten, die von wahrer Poesie überhaupt keine Ahnung hatten; ferner Aufklärer aus der Schule Nicolai's, die der Menschheit ein für allemal nicht gestatten wollten, aus den

Schwärmer à la Lavater, die Empfind-
Rührseligen à la Kopebue; endlich
Trivialen und Denksaulen, — diesel-
ben überall dem Mittelmäßigen, ge-
zogen und das Ungewöhnliche, ver-
lästert und verfolgt hat. Im Ueb-
rigen will, nicht verschwiegen werden, da-
ß das Wort ich hier keineswegs im ver-
denn doch nie und nirgends zumuth-
Sprung in Regionen zu versetzen, wo-
len, in welchen der höchste Schwung der
ordentlichsten Begabung begegnet, und es
daß die Ankündigung der Horen mehr
Zeitschrift wirklich leistete. Allerdings
gleichzeitigen literarischen Blätter auch
Schung mit ihr aushalten, allein Schiller
Willen des Publikums, sondern auch der
vertraut. Er hatte seinen eigenen Ent-
worfengesetzt und fand sich von Seiten
wadersten hielt Göthe aus, aber seine An-
gen vermochten ein Organ nicht in die
Wissen in Wissen bekannt zu sein.

die Horen nach dreijährigem Bestehen eingehen, obgleich der Verleger bereit war, die Zeitschrift fortzusetzen⁵⁸).

Wenn jedoch unser Dichter von Mißgriffen bei diesem publizistischen Unternehmen keineswegs freizusprechen ist, so ist auf der andern Seite leicht zu begreifen, wie sehr er, der Reinheit seines Willens gewiß, durch die Gemeinheit der Anfechtungen, welche er als Herausgeber der Horen zu befahren hatte, empört und erbittert werden mußte⁵⁹). Bevor der Horentanz ein Jahr gewährt hatte, mußte Schiller dem Freund in Dresden schreiben (2. Nov. 1795): „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine (ästhetischen) Briefe — aber von lauter trivialen und eiselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu replizieren.“ Er konnte sich indessen der Replik doch nicht enthalten. Schon im 12. Monatsheft der Horen, welches einen Theil seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung brachte, versetzte er in Form einer Anmerkung den Gegnern scharfe Stiche. Tröstlich mußte es ihm sein, daß zu eben der Zeit, wo das Heer der Angreifer in der Fremde sich gegen ihn sammelte, seine Geltung in der alten Heimat bedeutend stieg. Während seines Besuchs in Schwaben waren Abel und andere seiner Freunde auf den Gedanken gekommen, den Dichter für die Landesuniversität zu gewinnen. Ihre bezüglichen Bemühungen hatten Erfolg gehabt und im Frühjahr 1795 erhielt Schiller von daheim den Ruf zu einer Professur in Tübingen. Unterm 5. April schrieb er darüber an Körner: „Ich habe eine förmliche Vocation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbessernden Gehalt. Ich habe sie aber ausgeschlagen, weil ich keine bestimmten Pflichten übernehmen kann. Aber auch ohne dieses würde ich Jena und meine fleißige freie Existenz mit keinem andern Orte vertauschen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Falle meine Gesundheit mir die Schriftstellererei untersagte. Dies ist mir bewilligt worden und nun habe ich meine Existenz auf gewisse Weise affecurirt“⁶⁰). Noch tröstlicher als dieses ihm hiebei von

Stuttgart und von Weimar her bezogte Wohlwollen war unserem Dichter in allen Widerwärtigkeiten jener Zeit der mehr und mehr vertraulich sich gestaltende Bund mit Göthe. Die gegenseitige segensreiche Einwirkung der Beiden auf einander hatte begonnen: sie fühlten lebhaft, was sie einander schon waren und immer mehr werden mußten. Hier war wechselseitiges Verständniß, hier ein Austausch wahrhaft fördernder Kritik. Für eine seiner größten Geistesthaten, für seine ästhetischen Briefe, erfuhr Schiller zunächst außer von Körner und Humboldt nur noch von Göthe die gebührende Anerkennung. Dieser schrieb ihm schon am 26. Oktober 1794: „Das mir übersandte Manuscript habe ich mit großem Vergnügen sogleich gelesen; ich schlürfte es auf e i n e n Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?“ Schiller seinerseits, wie herzlich begrüßte er Göthe's römische Elegieen, „diese wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius“, und wie brüderlich liebevoll interessirte er sich für die Fortführung des Wilhelm Meister! Die Freude an dem neidlosen Zusammenstreben dieser erwählten Geister kann wahrlich nicht oft genug ausgedrückt werden. Bis zu welchem Grade der Vertraulichkeit der mündliche und schriftliche Verkehr der Beiden während der Jahre 1794—95 gediehen war, wird uns dadurch bezeugt, daß Göthe, damals den meisten Menschen gegenüber schon vornehm zugeknöpft, als er dem Freunde unterm 1. November 1796 meldete, es sei ihm ein Sohn geboren, das artige Scherzwort hinzufügte: „Nun wäre es an Ihnen zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen.“

Die Vermehrung der dichterischen Familie in dem von Göthe gemeinten Sinne blieb nicht aus, aber von größerer Bedeutung

war es, daß der scherzhafte Wunsch des Freundes auch im geistigen Sinn Erfüllung fand. Denn wir schon oben Gelegenheit hatten, ein Bekenntniß Göthe's anzuführen, daß der freundschaftliche Verkehr mit Schiller befruchtend auf seine poetische Thätigkeit gewirkt habe, so ist jetzt zu sagen, daß auch für Schiller in diesem Verkehr eine Fülle von Anregungen zu neuem künstlerischen Schaffen lag. Mitten in dem Genuße, welchen ihm Göthe's Wilhelm Meister bereitete, fühlte er sich ebenfalls wieder als Dichter; auch seine Freude an der Luise von Boff rief ihm dieses Gefühl zurück. Der Gedankenaustausch mit Göthe — welchen Letzteren er ja dessen eigenem Geständniß zufolge aus dem „Weinhaus der Osteologie“ zur Dichtung zurückführte — wurde ihm zu einem rechten Ariadnefaden, der ihn aus dem Labyrinth der philosophischen Speculation zur schöpferischen Bildnerei hinüberleitete. Es war schon ein Anhauch der poetischen Begeisterung, welcher ihn am 7. Januar 1795 an Göthe schreiben ließ: „Der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn.“ Ein äußerer Sporn zu dichterischem Schaffen war der Umstand, daß er schon im October 1794 Göthe zur Betheiligung an einem Musenalmanach eingeladen hatte, welchen er im Verlag eines jungen Buchhändlers aus Neustrelitz, Michaelis, zur Herbstmesse 1795 für das folgende Jahr erscheinen lassen wollte und wirklich erscheinen ließ. Das Geschlecht der deutschen Musenalmanache, durch Voss und Götter 1770 in Göttingen gestiftet und heute noch blühend, spielte zur Göthe-Schiller'schen Zeit in der literarischen Welt eine sehr bedeutende Rolle und erreichte gerade durch Schiller seinen höchsten Glanz⁶¹). Humboldt schrieb zu Anfang des August 1796 von seinem Familiengute Tegel bei Berlin, daß er Schiller's Beiträge zum Musenalmanach mit Ungeduld erwarte und sehr begierig sei, zu sehen, wie der Dichter den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht habe. In der That, dieser Uebergang war kein leichter. Die Briefe des Dichters an Körner vom Sommer 1796 geben Zeugniß, daß er, noch dazu von mitunter sehr heftigen Krankheitsanfällen gepeinigt, alle Energie seiner

hereingetreten sei, ein durchcorrigirtes G
die Worte sprechend: „Ich habe da Etw
nicht, ob es Etwas ist.“ Und dann habe
„Ein Regenstrom aus Felsenriffen“ — d
„Macht des Gesanges“ ⁶²). So war aus
des philosophischen Gedankens des Gesan
hervorgebrochen, und wenn man den Reic
Hervorbringung betrachtet, welchen Schiller
culativen Läuterungsprozeß, von jetzt an
auch auf ihn jenes schöne Bild von der
jahrelang still in sich arbeitet, um dann m
und Reifezeit den herrlichen Blüthenstaat
Noch vor Eintritt des Herbstes waren außer
ges — dessen Idee ist, daß, wie Schiller un
Körner schrieb, der Dichter durch eine zäus
wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur i
herstellt — noch die Ideale, der Tanz, das
Würde der Frauen, der Spaziergang, der G
Gedichte geschaffen, in welchen zur freudl
Freunde Schiller's Gedankenpflanz plötzlich so
voll und formprächtigt aufwuchs.

So sehr erschien dasselbe seinem Schöpfer selbst als eine Offenbarung von Göttlichem⁶³⁾. Ganz wie eine solche wirkte es denn auch auf Humboldt, welcher entzückt zurückschrieb: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat! Es trägt das volle Gepräge Ihres Genie's und die höchste Reife und ist ein treues Abbild Ihres Wesens.“ In Wahrheit, Humboldt hat nicht zu viel gesagt. In diesem unvergleichlichen Gedankenlied tritt zum ersten Mal der ganze Schiller vor uns hin. Die Dissonanz zwischen Leben und Ideal und die endliche harmonische Aufhebung derselben in der ästhetischen Weltanschauung ist das Thema des Gedichts. Die Wirklichkeit krankt an streitenden Gegensätzen, im Ideal werden diese zur Harmonie. Künstlerisch-schöne Gestaltung des Lebens, das ist Verwirklichung des Ideals. Indem der Mensch die „Angst des Irdischen“ von sich wirft, d. h. das sinnliche Element seines Wesens vermittelt des geistigen überwindet, indem er des „Genusses wandelbare Freuden“ für die reine Betrachtung der Erziehungswelt hingibt, erhebt er sich über die sinnlichen Schranken, um „frei von jeder Zeitgewalt“ in des „Ideals Reich“ zu leben, in der „Schönheit stillen Schattenlande,“ durch welches „des Lebens Fluß sanft und eben rinnt,“ d. h. der Mensch kann sich vermöge der ästhetischen Weltbetrachtung zu einem Zustand ästhetischer Freiheit hinaufkläutern, in welchem ihm das „zephyrleichte Leben klar und spiegelrein wie den Seligen auf dem Olymp dahinstreift.“ Diese frohe Botschaft von der Verklärung des Irdischen durch das Ewige wird in einer Reihe von Bildern voll Tiefinn und Anmuth ausgeführt, so daß das Gedicht — wie mit Fug gesagt worden ist⁶⁴⁾ — „bis in die äußerste Form, bis in den einzelnen Reim hinein die selbige Harmonie zwischen Inhalt und Gestaltung an sich trägt, welche Schiller als Ideal alles Menschenlebens hinstellt,“ und zuletzt wird der ganze Gedankengang, wie Perlen an einem Goldfaden, zusammengefaßt in dem schönen Mythos vom Herakles, der sich aus den Schranken und Nöthen des irdischen Daseins freithätig ins Reich der Schönheit hinaufkämpft, bis „des Erdenlebens

schöneres Traumbild“ hinter ihm verfaßt und der Held, unrauscht „von des Olympus Harmonieen,“ aus der Hand der Göttin ewiger Jugend den Trank der Unsterblichkeit empfängt.

Es galt aber nicht nur, diese ideale Weltanschauung aufzubauen, sondern zugleich auch, den Bau gegen die oben näher bezeichnete Schaar der Widersacher zu verteidigen. Dies, scheint mir, ist der eigentliche Sinn des berühmten Xenienkrieges, zu dessen Führung Schiller und Göthe sich verbanden. Zunächst allerdings handelte es sich dabei nur um eine Abwehr der den Horen widerfahrenen Angriffe, allein diese Absicht erweiterte sich zu der Idee und Ausführung eines umfassenden Straßengerichts, welches über alles Unzulängliche, Verzerrte und Gemeine in der zeitgenössischen Literatur ergehen sollte. Der Gedanke ging ursprünglich von Göthe aus, welcher unterm 23. Dezember 1795 an Schiller schrieb, daß ihm „der Einfall gekommen, auf alle Zeitschriften Epigramme, wie die Xenia des Martial sind, zu machen und im Schiller'schen Musenalmanach für das nächste Jahr (d. i. für das Jahr 1797) einzurücken.“ Drei Tage später überbandte er dem Freunde bereits ein Duzend Epigramme als Probe und meinte ironisch, man könnte sich mit einem Hundert solcher Xenien „sowohl dem Publico als seinen Collegen aufs angenehmste empfehlen.“ Unterm 29. Dezember schrieb Schiller zurück: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Sobald wir uns selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Auf Ihre baldige Hieherkunft freue ich mich nicht wenig. Wir wollen wieder einmal Alles recht durch einander bewegen. Und dann soll es auch heißen: nulla dies sine epigrammato.“ Göthe kam wirklich am 3. Januar 1796 nach Jena und schon am Abend des folgenden Tages konnte Schiller an Wilhelm von Humboldt melden: „Seitdem Göthe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme im Geismade der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Wenn wir etliche hundert fertig haben, so soll sortirt werden. Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird

sehr gierig danach greifen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, so viele Menschen zugleich in Bewegung setzen kann, als diese Xentien in Bewegung setzen werden.“ Am 18. Januar, als Göthe wieder nach Weimar zurückgekehrt war, sandte Schiller seinen inzwischen erschienenen Musenalmanach an Körner und bemerkte dazu: „Für das nächste Jahr sollst du dein blaues Wunder sehen. Göthe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den nächsten Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.“ Als Antwort auf die neugierige Erkundigung des Freundes nach dem „gemeinschaftlichen Opus“ schrieb er am 1. Februar: „Das Kind, welches Göthe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard sein. Die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen.“ An demselben Tage setzte Schiller auch Freund Humboldt in Kenntniß, daß die Arbeit an den Xentien bereits bis ins dritte Hundert vorgeschritten sei, und fügte bei: „Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Göthe und mir wird es selbst Ihnen öfter schwer und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch zwischen Göthe und mir förmlich beschlossen worden, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt Jeder die Xentien ganz abdrucken.“ Dieser Voratz wurde aber nicht in seinem ganzen Umfang ausgeführt und so erhielten denn nachmals die Chorizonten und Commentatoren reichliche Veranlassung, ihren Scharffinn in der Ausmittelung der Urheberschaft der einzelnen Epigramme zu erproben⁶⁵). Göthe hat freilich darüber am 16. Dezember 1827 kopfschüttelnd gegen Eckermann geäußert: „Die Deutschen können die Philisterei nicht loerwerden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene

Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schiller gehören und welche mir. Als ob Etwas darauf ankäme, als ob Etwas damit gewonnen würde und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind! Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Verührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein?" Ein andermal hat aber doch Göthe, ebenfalls im Gespräche mit Erdmann, selber den Unterschied zwischen seinen und Schiller's Epigrammen hervorgehoben, indem er seine eigenen „unschuldig“, die Schiller'schen dagegen „scharf und schlagend“ nannte. Diese Angabe ist ihrer Allgemeinheit ungeachtet sehr richtig. Die kritische Sonderung der Xenien, Göthe's Kopfschütteln zum Troß vom literarhistorischen Standpunkt aus nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch sehr wünschbar und — hauptsächlich mit Hülfe eines Exemplars der Xenien, in welchem Schiller's Frau 1797 die Namensschiffren Sch. oder G. unter die einzelnen Distichen setzte — durch Kenner wie Wadernagel, Hoffmeister, Gervinus, Schäfer, Viehoff, Dünker und Boas vollzogen, ermächtigt zu dem Urtheil, daß die Schiller'schen Xenien vorwiegend energische Polemik und scharfsatirischen Witz athmen, während die Göthe'schen, einige wenige ausgenommen, im Ton ruhiger Betrachtung und kühler Ironie sich bewegen⁶⁰).

Die Arbeit der Freunde an den Xenien währte, mit bedeutenden Unterbrechungen freilich, acht Monate lang. Bis zum August 1796 hatte die zwischen Jena und Weimar gehende Botenfrau das Manuscript beständig hin und her zu tragen. Die „fröhliche Post der Xenien, der auf den Moment berechnete Schabernack“⁶¹),

war demnach in der Ausführung ein wohlüberdachtes, vielfach erwogenes, auch vielfach verändertes und modificirtes Werk geworden. So nun, wie die 414 Distichen Ende Septembers im Schiller'schen (in den Verlag von Cotta übergegangenen) Muses-almanach auf 1797 erschienen, war ihre Wirkung eine ganz außerordentliche, in unserer Literaturgeschichte bis dahin beispiellose. Selbst die poetischen Jugendthaten Klopstock's, Göthe's und Schiller's hatten ein solches Aussehen bei Welttem nicht erregt. Die ganze literarische Welt gerieth in tumultuariſche Bewegung. Wunderbar zu sagen, etliche Hunderte von Epigrammen vermochten Deutschland aufs Heftigste anzuregen zu einer Zeit, wo den Augen der Deutschen die ungeheuersten geschichtlichen Schauspiele kürzlich vorüber gegangen waren und noch vorüber gingen, ja, wo so zu sagen jeder Tag eine neue weltgeschichtliche Scene brachte, — Scenen, in welchen mit erschütterndster Tragik unerhörteste Komik wechselte. Königliche Häupter waren in Frankreich über die Dielen des Schaffotes gerollt und in selbstmörderischem Kampfe zerfleischt worden; hierauf die Vernichter des Königthums. Der Heroldsmus des Verbrechens, in Danton personifizirt, war dem gefrorenen Doctrinarismus Robespierre's erlegen, welcher dann mit einem feierlichen Ernste, der einen Aristophanes oder Rabelais vor Ersauern hätte verstummen machen können, angethan mit einem himmelblauen Sammetfrack und einen zierlichen Blumenstrauß in der Hand, den Parisern im Tuilergarten die vom Convent decretirte Wiedereinsetzung Gottes verkündigte. Dann waren die methodischen Schredensmänner von den anarchischen zur Guillotine befördert worden und schon ließ sich in dem Degen Bonaparte's, welcher den Aufstand der Gegner der Directorial-Regierung in den Straßen von Paris niederschmetterte, das künftige Kaiserſcepter ahnen. Der unselige Friede von Basel und die Siege des Erzherzogs Karl im südlichen Deutschland verlängerten nur die Agonie des deutschen Reiches und in Italien band sich Bonaparte den Lorbeerkranz, welcher nach wenigen Jahren das Diadem des modernen Cäsars beschatten sollte. Angesichts alles dessen wurde in

Deutschland ein literarischer Kienkrieg geführt, welchem alle Gebildeten mit gespannter Aufmerksamkeit folgten! Es klingt märchenhaft und ist doch buchstäblich wahr. Wir Epigonen, in literarischen Händeln aufgewachsen und längst daran gewöhnt, es ganz in der Ordnung zu finden, daß die Kritik meist nur noch aus Invektiven besteht, können uns kaum noch annähernd eine Vorstellung machen von der Aufregung und Erbitterung, welche die Schiller-Göthe'sche Kienengabe hervorrief. Eine Menge von Männern der Gelehrsamkeit, der Literatur, der Politik, der Journalistik wurden von den tönenden Epigrammenpfeilen getroffen, manche tödtlich, viele schwer, selbst Wieland erhielt einen neckenden, Fichte und Jean Paul einen verbererischen Streichfuß. Am schlimmsten kamen Nicolai, Manso, Stolberg⁶⁸⁾ und Lavater⁶⁹⁾ weg, sowie die lärmenden Mitmacher der französischen Freiheitsmode. Unbedingte Verwerflichkeit war die Art, wie Forster angegriffen wurde; unbedingte Huldigung erfuhr nur Einer, Lessing⁷⁰⁾. An einzelnen Mißgriffen, Härten und Ungerechtigkeiten fehlte es nicht, aber im Ganzen hat das Kienengewitter doch sehr wohlthätig reinigend, klärend und erfrischend auf die literarische Atmosphäre gewirkt und ohne Frage gebührt ihm deshalb eine bleibende Stelle in unserer Kulturgeschichte.

Der Lärm war groß. Wenige Tage nach dem Erscheinen des Musenalmanachs konnte Göthe an Schiller schreiben (5. Oktober): „Unsere mordbrennerischen Füchse⁷¹⁾ haben schon angefangen, ihre Wirkung zu thun. Des Verwunders und Rathens ist kein Ende.“ Das Rathen mißrieth freilich mitunter gar lächerlich: so, wenn man das auf die „zierliche Jungfrau von Weimar“, d. i. Wieland, gemünzte Distichon auf die Herzogin deutete⁷²⁾. Einige der Betroffenen gehärdeten sich ganz absurd oder wüthend. So Nicolai, welcher, wie Schiller am 28. Oktober an Göthe meldete, dem Musenalmanach den Titel Furienalbumach gab. Das war leicht zu ertragen, dagegen mußte es für die beiden Freunde kränkend sein, wenn ein Mann wie Herder bei Erscheinung der Kien verrieth, daß er für das Wollen und Streben Göthe's und Schil-

ker's gar keine Theilnahme, ja gar kein Verständniß mehr habe. Herder scheint den Bund der Beiden von Anfang an mit Abneigung betrachtet zu haben: es war in ihm eine Eifersucht der Freundschaft, welche namentlich Göthe'n gern ganz für sich allein behalten hätte. Sodann schlug in Herder mit den Jahren der Theolog immer mehr durch und „Humanas“, wie Göthe den Freund in besseren Tagen getauft hatte, ließ mitunter starke, sehr starke Anwandlungen von Infallibilitätsucht bliden. Die Kant'sche Philosophie haßte er mit wahrhaft theologischem Haß und deshalb wandte er sich entschieden von Schiller ab, um so mehr, da er besorgte, dieser würde auch Göthe in den Kreis Kant'scher Anschauungen hinüberziehen. Doch erhielt sich, trotz Alledem und obgleich Herder, in seiner grämlichen Betrachtungsweise von Welt und Menschen allmählig vertrocknend, die künstlerische Richtung Schiller's und Göthe's nicht mehr zu erkennen vermochte, ein so leidlich gutes Verhältniß zwischen ihm und den Beiden, daß Herder an den Horen und dem Musenalmanach sich betheiligte. Mit dem Erscheinen der Kenien erfolgte jedoch der Bruch, obgleich kein Pfeil auf Herder gerichtet worden war. Den Vorwand ließ der Umstand, daß die Keniendichter es nicht hatten über sich bringen können, dem „würdigen Pallas“, dem „Vater“ Gleim seine allmählig ganz und gar fäselnd gewordenen Reimerelen nachzusehen. Da auch Wieland der „zierlichen Jungfrau“ wegen schmolte, so muß es damals im Herder-Wieland'schen Kreise scharf über die beidgen Epigrammatiker hergegangen sein. Herder und seine Frau äußerten sich in bestigster Weise und Jener ließ sich sogar über die Horen ein wohl bekanntes cynisches Wortspiel entwißchen ⁷³). Es wurde jetzt aber nur offenbar, was sich nicht mehr verbergen ließ: Herder vermochte das Ziel, welches Göthe und Schiller sich gesteckt, nicht mehr zu sehen, geschweige zu erreichen. Als er zu Anfang des Sommers 1796 zwei neue Bände seiner Humanitätsbriefe hatte erscheinen lassen, schrieb Schiller unterm 18. Juni darüber an Göthe: „An seinen Confessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich noch außer der Kälte für das Gute auch die sonderbare Art von Toleranz

Berehrung gegen Kleist, Verß
alles Verſtorbene und Vermoß
Kälte gegen das Lebendige.“
ſich Göthe zwei Tage ſpäter ge
vor Kurzem ein böſes Beiſpß
Urtheile, wenn man ſie ſich ein
ſtande für traurige Folgen nach
nicht ſahmer ſein als das, was
Literatur geſagt wird. Eine
Mittelmäßige, eine redneriſche
Unbedeutenden, eine Verehrung
ten, eine Gleichgültigkeit gegen
man den Zuſtand des Verfaßers
ſo traurige Compoſition entſprin
wieder durch das Ganze die alte
Künſte das Sittengeſetz anerke
ſollen. Das Erſte haben ſie im
weil ihre Geſetze ſo gut als da
entſpringen; thäten ſie aber das
es wäre beſſer, daß man ihnen ei
und ſie erſäufte, als daß man ſie
abſterben li. 2. 2

redeten, wird uns recht klar gemacht durch den Umstand, daß Herder in Betreff des Wilhelm Meister erklärte: „Man mag unter allen diesen Menschen nicht leben; Nichts spricht uns an. Wie ganz anders ist es in Lafontaine's Romanen! ⁷⁵⁾“ Soweit also war es mit Herder gekommen, daß er Vorzüglichstem geradezu Elendestes vorzog, und da kann es denn kaum Wunder nehmen, daß Schiller am 1. Mai 1797 an Körner schrieb: „Herder ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Er hat einen giftigen Reiz auf alles Gute und Energische und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Es muß Einen indigniren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht.“ Der Reiz war geschehen und wurde nicht wieder geheilt, obgleich von beiderseitigen Freunden wiederholte Versuche gemacht wurden, denselben nothdürftig zu verkleinern. Die Abneigung gegen die Göthe-Schiller'sche Richtung, welche Herder empfand, wurde durch seine leidenschaftliche Frau mehr und mehr ins Maßlose gesteigert. Sein altes Gefühl für Göthe brach zwar noch einmal innig durch, als diesen zu Anfang des neuen Jahrhunderts eine gefährliche Krankheit ergriffen hatte. Er besuchte den Jugendfreund, „aber — schrieb Karoline Herder — er fand leider den Herzog und Schiller da. Ein solcher Dreiklang war seiner Natur fremd, ungewohnt und er kam verstimmt nach Hause.“ Mit Recht hat Dünker hiezu tadelnd angemerkt: „So sehr hatten die Feindschaft gegen Kant und die Gespensterfurcht vor der sich überschätzenden Genialität den Vorkämpfer der Humanität heruntergebracht, daß er vor Schiller, dem großsinnigen Verkünder menschlicher Freiheit, zurückschreckte und seine Nähe wie die eines seelenbethörenden Rebers floh“ ⁷⁶⁾. Es ist schmerzlich, auf diese jämmerlichen Menschlichkeiten in der Glanzperiode der Geschichte des deutschen Geistes aufmerksam zu machen; aber es gehört eben auch zur Signatur der Zeit, daß Herder's Frau nicht erröthete, im Jahr 1801 zu schreiben: „Göthe spielt ewig seine Buhlerkünste, wenn er glaubt, jetzt sei ein Augenblick, da ein Anderer außer

Jagdlichen war der Krieg, zu welchem 49. und 414. ihrer Dichtchen die Gegner (ten⁷⁷), aufs Heftigste entbrannt. Der erste die beiden Freunde geschah in Beder's Reichs folgten nicht weniger als vierunddreißig an regnete ordentlich Anti-Kenien in Versen und herbster und herbster Pasquillform. Die Wahrung der Gegner waren aber, mit wenigen, nahmen⁷⁸), so elend, daß es allen Denkenden wie sehr Göthe und Schiller berechtigt gewesen. Wenn man den Kampf, dessen Verlauf hier verfolgt werden kann, überblickt, so thut es wol wärtigen Allerlei von Erbitterung, Schwäche welches die Gegner zu Markte brachten, hinweg edelster Rache aufzusehen, welchen Einer der dur lebten viele Jahre später vollzog. Ich meine anmuthigen Verse, womit der Philologe Fr Schiller-Album von 1837 den Tod des Di Was die beiden großen Freunde angeht, so kurzer Erwägung, den Kampf gegen die Gegner mischen, sondern vielmehr in der edleren schöpf aufsehen. Weil jedoch viele ihnen

heptischen Atmosphäre athmeten, daß sie zu einer Zeit lebten, wo die eigentlich wissenschaftliche Forschung, welche stets die Steppas zur Mutter haben wird, erst begann, wo, von der Zerstörungsarbeit der Freidenker und Encyclopädisten zu schweigen, die angebotene philologische Kritik eines Wolf und die anhebende historische eines Niebuhr die bisher gläubig hingegenommene Kunde vom Alterthum in ein Trümmerfeld verwandelte, zu einer Zeit, wo die religionsgeschichtlichen Vorstellungen und Thatfachen noch chaotisch durcheinanderlagen und demnach auch die Stellung, welche dem Christenthum als einer historischen Thatfache in dem Kulturzusammenhang der Weltgeschichte zukommt, unmöglich schon klar zu erkennen war. Es gab damals, und nicht nur damals, sondern bis über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus bloß eine zerstörende Kritik, keine aufbauende, welche erst in unseren Tagen sich zu regen anfang. Göthe hat bekannt, daß ihn nach seiner Rückkehr aus Italien ein „wahrhaft Julianischer Haß“ gegen das Christenthum besetzte, und wenn sich dieser Haß im Verlaufe der Zeit bedeutend milderte, so hat man dem Dichter des Faust doch nie begreiflich machen können, daß „Eins Drei und Drei Eins“ sei. Das widerstrebte, wie er sagte, zu entschieden dem „Wahrheitsgefühl seiner Seele“ und so ist er sein Lebenlang Pantheist oder, wenn man will, Heide geblieben. Wer aber auch von Göthe Nichts gelesen und beherzigt hätte als jenen Brief, worin er am 17. April 1823 den wohlgemeynten Versuch seiner Jugendfreundin Auguste Stolberg, ihn zu dem Christenthum der Stolberge und Consorten zu belehren, so sanft und schön zurückwies, müßte zugeben, daß Göthe ein frommer Mensch gewesen, — ein frommer in höherem Sinne freilich als in dem der Fanatiker und Pietisten von älterem und jüngerem Datum. Schiller seinerseits hat in einem bekannten Distichon erklärt, daß er sich zu keiner der bestehenden Religionen bekenne, und zwar „eben aus Religion“. Man hat nicht unwürdig bemerkt, das sei gerade so, als wolle Einer abstractes Obst essen, während er die concreten Obstgattungen, als Kirichen, Birnen, Äpfel u. s. s., verschmähte. Aber das Gleichniß

besitzt, wie eben der Wisp gar oft, nur den Schein der Wahrheit. Schiller hat in jenem Distichon nur die einfache Wahrheit ausgesprochen, daß man religiöses Gefühl besitzen könne, ohne Jude oder Christ oder Moslem, Katholik oder Protestant, Orthodoxer oder Rationalist sein zu müssen. Der „allwaltende Allumfasser“, an welchen Göthe glaubte, war auch Schiller's Gott. Das christliche Dogma ließ ihn entweder völlig gleichgültig oder stieß ihn geradezu ab. Zu den biblischen Urkunden brachte er einen „entschiedenen Unglauben“ mit und die Bibel war ihm „nur wahr, wo sie nativ ist“ (so). Aber die christliche Idee an sich hat er hochgestellt und mit schönsten Worten äußerte er sich über dieselbe, indem er auf Veranlassung der „Bekanntnisse einer schönen Seele“ im Wilhelm Meister unterm 17. August 1795 an Göthe schrieb: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deshalb so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kant'schen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Eitlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion.“ Diese Aeußerung setzt auch des Dichters Interesse am katholischen Cult ins Klare, welcher wenigstens den Versuch gemacht hat, das Leben im Christenthum ästhetisch zu gestalten.

Bei der Stellung, wie sie die beiden Freunde zu der französischen Revolution und ihren unbedingten Bewunderern in Deutschland genommen, bei ihrer ganzen Art und Weise, auch für das bürgerlich-staatliche Leben nicht von gewaltthamen Erschütterungen, nicht vom Parteigekänke, sondern nur von der stillwirkenden Macht „ruhiger Bildung“ Heil zu erwarten, konnten sie der politischen Verleperung nicht entgehen. Mit Recht jedoch trifft sie nur der

Tadel, allzu sehr übersehen zu haben, daß die großen Fortschritte der Menschheit keineswegs immer auf dem Wege ruhiger Bildung, sondern im Gegentheil meist auf dem gewaltthamer und gewaltthamer Erschütterungen und Umwälzungen vor sich gegangen. Man hat den Beiden schon zu ihrer Zeit, wie noch heute, häufig den Vorwurf gemacht, daß ihr Wirken keine unmittelbare Beziehung zum Staat habe gewinnen können oder wollen. Aber gab es denn damals in Deutschland überhaupt ein staatliches Leben? Das deutsche Reich war ja ein nur noch schwach zudender Leichnam des Mittelalters, und wenn so strebsame Geister, wie die Beiden gewesen sind, vor dem penetranten Leichengeruch in die reine Region ewiger Ideale emporflüchteten, welcher Denker kann es ihnen verargen? Man hat gesagt, sie seien keine Patrioten gewesen, und hat ihnen besonders zwei bezügliche Distichen unter den Feilen übelgenommen⁵¹). Nun ja, Patrioten im beschränkten Sinne des Wortes waren sie nicht, weil sie, wie jeder echte Dichter thut, fühlten, daß die ganze Welt ihr Vaterland sei. Beide waren Weltbürger in des Wortes höchster Bedeutung. Schiller schrieb gerade in der Hören- und Keniengzeit an Jacobi: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Beste und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.“ Keine Frage, es ist höchlich zu beklagen, daß es den Beiden nicht vergönnt war, in der Vollreise ihres Genies ein großartiges Nationalleben poetisch aufzufassen; allein die Schuld hiervon lag nicht an ihnen, sondern an den Verhältnissen. Und dann dürfte es sich doch auch noch fragen, ob Göthe und Schiller der Welt, der Menschheit geworden wären, was sie ihr wurden, wenn die Verhältnisse anders gewesen, als sie eben waren. Daß sie, unter diesen gegebenen Verhältnissen, den Begriff des Deuththums zum menschheitlichen erweiterten, daraus kann ihnen doch wohl kein Tadel entstehen: es ist ja im Gegentheil ihr höchster Ruhm. Im Uebrigen werden

wir Zeugen sein, wie Schiller, durch Napoleon's nach unversetzter Geltung strebenden Despotismus hinsichtlich des abstracten Kosmopolitismus enttäuscht, am Schlusse seiner Laufbahn auf die Idee des Vaterlandes zurückkam, um sie herrlich zu feiern. Daß er schon früher den Ausschreitungen dieser Abstraction mißtraute, wird dadurch erwiesen, daß er unterm 18. Mai 1798 an Göthe die Worte schrieb: „Es ist ebenso unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll.“ Göthe seinerseits hat noch kurze Zeit vor seinem Hingang über den Patriotismus des Dichters goldene Worte gesprochen, indem er im Sommer 1831 gegen Erdmann äußerte: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an kein besonderes Land gebunden ist und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Und was heißt es denn: sein Vaterland lieben? und was heißt es denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmach zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, — was soll er denn da Besseres thun und wie soll er patriotischer wirken?“

Viertes Kapitel.

Das Lied von der Glocke.

Hölderlin in Jena. — Schiller in Weimar. — Ifland's Gastspiel. — Göthe und Körner in Jena. — Trübe Nachrichten von daheim. — Dem Dichter wird ein zweiter Sohn geboren. — Die Wendung in unserer Literatur von der Classik zur Romantik. — Jean Paul und der Humor. — Jean Paul'sche Abenteuer in Weimar und Berlin. — Fürstliche Litanomanie. — Hingang des Vaters und Klage des Sohnes. — Schwager Wilhelm und Schwägerin Karoline. — Wilhelm von Humboldt. — Verhältniß zum Publikum. — „Es schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen.“ — Schiller im Besitze von Haus und Garten. — Poetische Abichten und Probleme. — Der ästhetische Gewissensrath. — Die Ballatenzeit. — Kulturhistorische Kritik. — Fichte verläßt Jena. — Verkehr mit Göthe.

Während der penialsische Feldzug vorbereitet und der Krieg geführt wurde, welcher, wie ein Genofß der Kenienzeit erzählt, vom November 1796 bis Ostern 1797 „alles andere Literarische überwältigte und verschlang“⁸²), — war die stille Häuslichkeit unseres Dichters wieder um manches Erlebniß reicher geworden, und zwar in Freud' und Leid. Zu den wohlthuenden Erfahrungen Schiller's in dieser Periode gehörte die Bekanntschaft mit seinem jungen Landsmann Friedrich Hölderlin, der sich von Schwaben aus vertrauensvoll an ihn gewandt hatte und den er in jeder Weise zu fördern suchte. Als Hölderlin, von dessen Gedichten Schiller einige in die *Iphalia* eingerückt, seine akademischen Studien im Tübinger Stift beendigt hatte, verschaffte ihm sein Landsmann, wie schon früheren Ortes berührt worden, die Hofmeisterstelle im Hause der Frau von Kalb zu Waltershausen. Hier arbeitete er an seinem „Hyperion“ und Frau von Kalb bemühte sich, ihn mit den Nota-

über den gemeinschaftlichen Freund und Stud-
ling: „Er hört Fichte und spricht mit Hegel
einem Titanen, der für die Menschheit Län-
gungskreis gewiß nicht innerhalb der Wän-
de bleiben werde.“ Sicher wäre es für den
Glück gewesen, wenn ihm seine dürftigen
hätten, länger in Jena zu verweilen. Bei
Schiller's, welcher den Landsmann freundlich
liebsten Schwaben“ nannte, wirkte augenscheinlich
auf den jungen Poeten, welchen später sein tra-
nach Frankfurt in die Nähe der von ihm ver-
und dann im fernen Bordeaux in die Nacht der
aus welcher ihn der Tod erst 1843 befreite.
unddreißigsten Lebensjahre für die Kunst verlor
dennoch zu den eigenthümlichsten Erscheinungen
Literaturperiode. Denn wenn feststeht, daß
den Gipfel ihrer Wirkung erreichten im mode-
d. h. dadurch, daß sie die classisch edle Form mit
tem Seelenleben füllten, so darf gesagt werden,
mit seiner Lyrik nicht ganz unebenbürtig ihn
plastischer Anmuth hat er die antiken ~~Antiken~~

Im März 1796 gab unser Dichter einen Besuch zurück, welchen ihm Göthe kurz zuvor abgestattet hatte, und war bis weit in den April hinein der Gast des Freundes, welcher Alles that, ihm den Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen. „Ich habe mich — schrieb Schiller unterm 10. April an Körner — in den neunzehn Tagen, die ich jetzt hier bin, ziemlich wohl befunden und die beträchtliche Veränderung in meiner Lebensart gut ausgehalten. Ich gehe zwar nirgends hin als in die Komödie und gehe auch dahin nicht zu Fuß; aber ich kann doch ohne große Beschwerlichkeit die Gesellschaft besuchen, die hier im Hause sich versammelt, schlafe wieder die Nächte und bin bei heiterem Humor. Im Komödienhause, das keine Logen hat, hat Göthe mir eine besonders machen lassen, wo ich ungestört sein kann und, wenn ich mich auch nicht ganz wohl fühle, wenigstens den Vortheil habe, mich vor Niemand zwingen zu dürfen.“ Ifland gab damals in Weimar eine Reihe von Gastrollen und spielte am 16. April den Franz Moor in Schiller's Räubern. Zum Schlusse dieses für die junge Weimarer Bühne mehrfach fördernden Gastspiels des berühmten Mimen agirte derselbe die Titelrolle in Göthe's Egmont, welchen Schiller im Einverständniß mit dem Freunde für das Theater bearbeitet hatte⁸³). Körner sah, wie er am 15. April gegen Schiller äußerte, „eine Möglichkeit, wie Ihr (Schiller und Göthe) zusammen ein dramatisches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden!“ Die Beiden hatten an ihrem Zusammensein so großes Gefallen gefunden, daß Göthe den Freund nach Jena zurückleitete und hier fand sich am 27. April auch Körner zu ihnen. So verbrachten die Drei in regstem Gedankenaustausch — es war schon stehender Brauch, daß Göthe, wenn er in Jena sich aufhielt, mit Schiller vom frühen Abend bis 12 oder 1 Uhr Nachts im Gespräche saß⁸⁴) — einige Wochen mitammen. In begeisterter Rüderinnerung schrieb Körner am 18. Mai aus Leipzig: „Ein paar schöne Wochen sind vorbei, aber der bleibende Nachhall hat auch seinen Werth. Ich bin mit den glänzendsten Hoffnungen von dir abgereist. So wie ich dich gefunden habe,

kann ich die Ausführung der Pläne, von denen wir gesprochen haben, mit der größten Wahrscheinlichkeit von dir erwarten."

Göthe und Körner erfuhren erst später, welche Selbstüberwindung es den Freund gelostet haben mußte, ihnen ein heiteres Gesicht zu zeigen, da ihn gerade zu dieser Zeit heimliche Besorgniß und Trauer quälten. Von daheim aus Schwaben waren besorgniserregende Nachrichten eingegangen. In dem Feldzug zwischen den Oesterreichern und Franzosen im südwestlichen Deutschland war auf der Solitude ein österreichisches Lazareth errichtet worden und mit dem Lazareth auch das Lazarethfieber dahin gekommen. Schiller's zwei jüngere Schwestern Luise und Nanette wurden von der Epidemie ergriffen, während die Gicht auch zugleich den Vater aufs Krankenbett legte. Da war nun Frau Elisabeth's Noth groß und es ist aus den Briefen Schiller's an die Seinigen — Karoline von Wolzogen hat sie in ihrer Lebensgeschichte des Schwagers mitgetheilt — zu sehen, wie er sich voll kindlicher Angst und Sorge in die Situation der Mutter mithineinversetzte. Bloß die leider allzu gegründete Furcht, nur als Kranker zu Kranken zu kommen und so die mütterlichen Sorgen zu mehren statt zu mindern, hielt ihn ab, nach Schwaben zu reisen. Was er selbst nicht thun konnte, dazu vermochte er wenigstens seine älteste Schwester Christophine, welcher er die Mittel zur Disposition stellte, von Weiningen nach der Solitude zu eilen. Christophine kam freilich in ein Trauerhaus, denn Schwester Nanette war am 23. März der Epidemie erlegen. Die letzten Tage des schönen und talentvollen Mädchens waren durch die Gewißheit erheitert worden, daß ihr großer Bruder nach reiflicher Erwägung den glühenden Wunsch ihrer Seele billige, auf der Bühne die Trägerin seiner tragischen Frauencharaktere zu werden. Unterm 9. Mai schrieb der Dichter an Christophine: „Es gereicht mir zu großem Trost in diesen traurigen Umständen, dich, liebe Schwester, den Unsrigen zur Stütze dort zu wissen. Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die Gute ausgestanden und mit welcher Geduld und Stärke hat sie es ertragen! Wie hätte

mich's, daß sie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, sie nicht unmittelbar trösten und beruhigen zu können! Wärs du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich. Ich darf nicht daran denken. Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient! Du wirst sie trösten und wirst mich herzlich bereit finden zu Allem, wozu du mich auffordern wirst. Meine Lotte grüßt dich herzlich und nimmt den innigsten Antheil an euren Leiden. Sie ist seit einiger Zeit selbst nicht wohl und erst heute haben wir Gewißheit, daß sie sich in anderen Umständen befindet. Karl ist gesund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unserer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Grüße die Eltern aufs Herzlichste und sag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt." Bei dem innigen Mitgefühl, welches aus diesen Zeilen spricht, kann man sich unschwer vorstellen, daß Schiller wieder leichter aufathmete, als von daheim die Nachricht kam, daß der Zustand des Vaters sich gebessert habe und Schwester Luise völlig genesen sei. Eine große Freude erlebte er bald darauf. Am 11. Juli, in der Mittagsstunde, gab Lotte ihrem Gatten den zweiten Sohn, welcher die Namen Ernst Friedrich Wilhelm erhielt. Froh erregt, meldete er das Ereigniß sogleich an Göthe und Körner, fast mit denselben Worten: — „Vor zwei Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geschwind und ging unter Starke's Beistand leicht und glücklich vorüber. Meine Wünsche sind in jeder Rücksicht erfüllt, denn es ist ein Junge, frisch und stark." Tags darauf schrieb er an Göthe: „Donnerstags wird die Taufe sein. Frau Charlotte wird das Kind heben; es ist ihr eine große Angelegenheit und sie verwunderte sich, daß sie es nicht in Ihrer Gesellschaft sollte." Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß unter „Frau Charlotte“ Charlotte von Kalb zu verstehen sei, mit welcher ja unser Dichter seit einigen Jahren wieder in freundliche Beziehung getreten war, und dieser Annahme widerspricht der Umstand nicht, daß Schiller's

Brief an Körner vom 23. Juli zufolge die Frau des Lephten als zweite Patzin ins Kirchenbuch eingetragen wurde. Göthe wünschte zu dem neuen Ankömmling von Herzen Glück und grüßte „die liebe Frau und die Frau Gevatterin“; aber zur Taufe kam er doch nicht, weil ihn — schrieb er am 13. Juli — „diese Ceremonieen gar zu sehr verstimmen.“

Zu dieser abwechselnd leidvoll und freudvoll bewegten Zeit geschah es auch, daß Jean Paul, dessen Dichterruf damals meteorgleich „erschaunend“ am literarischen Himmel aufstieg, persönlich in den Lebenskreis Göthe's und Schiller's trat. Aber wir müssen hier etwas weiter ausholen, denn Jean Paul's Erscheinung bezeichnet ohne Frage eine anhebende bedeutame Wendung in der Geschichte unserer classischen Kulturperiode Wie die französische Revolution durch den thatsächlichen Sturz des Feudalismus das gealterte Europa zu verjüngen unternahm, so hatte seinerseits der Gedanke der Humanität, propagirt durch Wieland, Lessing, Herder, Göthe und Schiller, alle Räume des geistigen Lebens der Deutschen zu durchdringen angefangen. Unsere Wissenschaft und unsere Nationalliteratur hatten in innigem Bunde das erreicht, was bei der politischen Mißgestaltung unseres Landes und auf der damaligen Bildungsstufe unseres Volkes überhaupt zu erreichen war: die Freiheit und Selbstbestimmung der Kunst, die Freiheit und Selbstbestimmung der wissenschaftlichen Forschung und in beiden und durch beide die Befreiung des Individuums, die Autonomie der Persönlichkeit. Sodann war die weltbürgerliche Idee, zu deren Realisirung jenseits des Rheines ein freilich nur sehr kurzer praktischer Anlauf genommen wurde, diesseits desselben zu theoretischer Durchbildung gelangt oder wenigstens in derselben begriffen. Aber schon stand ein großer Rückschlag bevor, im politischen Leben Frankreichs durch den in Napoleon verkörpertem erobrerungsfüchtigen Despotismus, im literarischen Leben Deutschlands durch die Wirksamkeit der romantischen Schule. Hüben wie drüben trat an die Stelle der Freiheit die Willkür und aus dieser fiel man drüben wie hüben naturgemäß in die Unfreiheit zurück. Ein Volkspop

und ein Humorist, Fichte und Jean Paul, stellen in ihren Werken die beginnende Wendung von unserer Claisik zur Romantik dar. Denn das souveraine Fichte'sche „Ich“ ist so recht die Seele der humoristil Jean Paul's, so wenig dieser, der ja sogar gegen Fichte polemisirte, es hätte Wort haben wollen. Der Humor, dessen, unbedingt größter Träger in Deutschland Jean Paul gewesen ist, setzt das menschliche Ich als Mittelpunkt der Welt, nicht etwa im Sinne des gemeinen Egoismus, sondern um mit diesem absolut souverainen Maßstab alle Erscheinungen zu messen und sie durch den Contrast mit der Idee zu vernichten. Dem Paradiesvogel gleich schläft der Humor fliegend und „auf den ausgebreiteten Schwingen verschlummert er blind in seiner Höhe die unteren Erdsstöße und Brandungen des Lebens im seligen schönen Traum von seinem ideallischen Mutterlande.“ Der Humor anerkennt nur ein Gesetz, die Willkür seines Selbstgefühls, in welchem sich wie in einem Hohlspiegel die gegenständliche Welt zur Caricatur verzerrt. Weil aber diese humoristische Willkür nirgends wirkliche Befriedigung gewährt, gesellt sie sich als Ergänzung die schwermüthige Sehnsucht nach dem Ideallischen, die Sentimentalität. Jede Seite in Jean Paul's Werken kann das*angedeutete zweiseitige Auseinanderfallen des Lebens und der Poesie bestätigen, welches sich nirgends zu künstlerischer Einheit und Gestaltungskraft zusammenschließen will. Daß der große Humorist dessenungeachtet einen ganz außerordentlichen, zwar nicht sehr dauernden, aber desto unbedingteren Erfolg hatte, namentlich bei den Frauen, das verdankt er dem Adel seiner Gesinnung und der gränzenlosen Liebe und Milde seines Gemüths, welche hinter allen den Launen und Grillen seiner humoristischen Willkür immer wieder siegreich und schön hervorblühten.

In einer ärmlichen Pfarre zu Wunsiedel im Fichtelgebirge am 21. März 1763 geboren, hat Johann Paul Friedrich Richter seine gedrückte Jugendzeit mit Grund als eine wahre „Passionszeit und Hungerperiode“ bezeichnet. Aber trotzdem „wogte ihm noch in alten Tagen das Herzblut“, so oft er „das Ruhelosenpiel der hohen

Austritt aus der „Eisfabrik“
Roman, insbesondere die darin
Schulmeisterlein Wuz, enth.
Jean Paul's im Reime. I
Pankasmus, wie der Titan se
(1795), welcher die Popula
die deutsche Frauenwelt entz
Siebenlās (1796) und der
Vorstudien zum Titan (1800-
Humorist als seinen „Haupt-
sen wollte. Es sollte darin
wollte in diesem Werke „Rhei
gliche Orkane voll Tropen und
Hella sein und das Eis seines
sprengen und sich Nichts dar
wäre.“ Das war nun allerdi
umfassendste. Hier breitet der
gen über den ganzen Horizon
Denkens, Schauens und Wissen
ein und behält doch die Erde
Zelden im Auge. Aber dieser g

weil die ganze Zauberwelt, welche der Humor vor uns ansthat, haltlos in der blauen Luft schwebt und verschwebt. Es ist unmöglich, daß wir heimisch werden in diesem anarchischen Durcheinander, welches vom Hundertsten ins Tausendste geräth, in labyrinthischen Einsackungen sich gefällt, uns athemlos durch blasse Mondscheinlandschaften fortreißt, uns in Blütenstaubwolken einhüllt und mit Blumenthränen überschüttet, ohne uns doch jemals recht über die nüchterne Empfindung wegzubeheben, daß das Alles nur ein Spiel der Willkür sei, welche bacchantischen Taumel erkünste. Mit den Flegeljahren (1803) begann Jean Paul seinen Rückzug aus der hochidealischen Welt des Titan in die der Wuz'schen Trübsit und Kleinlebigkeit, in welcher Schmeltzle (1808), Rabenberger (1809) und Fibel (1812) daheim sind. In seinem letzten Roman, der Komet (1820), wollte er den Deutschen einen Don Quixote schaffen, aber die Ermattung der Phantasie ließ das Wollen nicht recht zum Thun werden Die Werke des großen Humoristen haben ihre Wirkung gehabt. Ihr Vorzug bestand darin, daß sie die Freiheit des Fühlens ihrem ganzen Umfange nach forderten und erkämpften, ihr Nachtheil darin, daß sie die Willkür der Genialität als höchstes Gesetz der Kunst proclamteten und daneben durch Verherrlichung der Misere des Lebens eine thatlos sentimentale Schwärmerei pflanzten, welches Letztere freilich Jean Paul durchaus nicht wollte. Denn bei aller Fühllosigkeit war in diesem Humoristen auch eine starke Ader energischer Freiheitsliebe und durch ihre mit dem männlichsten Freimuth vorgetragenen Aeußerungen stellt er sich als Kosmopolit zu Schiller, als Patriot zu Fichte. Einem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, daß überall in Jean Paul etwas Krankhaftes ist, jene Krankheit des „Weltchmerzes“, welche seither in der Literatur so großen Rumor gemacht hat. Was seine Form angeht, so ist sie nur Formlosigkeit. Das innerste Heiligtum der Kunst, jene „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen,“ hat er nie betreten. Die Materialien, die eine unendlich reiche Phantasie und ein ungeheures, aber diffuses Wissen sie in seiner humoristischen

„...seines stol-
Gedanken feiern“ wollte, n
aus Dämmerlicht und Blu
Mondscheinfiguren hinglei-
Wangen.

So, wie er einmal wa-
welche es sich so viel Müß-
und Erfassung der reinen
Schönheitsideals zu gelange-
ten. Was Schiller angeht
unter dem Einfluß von Göt-
Paul befreunden können, d-
gemein hatte. Was aber G-
ohne es zu sagen, von der A-
deutschen Kleinstaaterei unter
von „Flachsenfingen“ satirisch
baut. Göthe war doch immer
es ist auch von größten Mei-
alle kleinen Menschlichkeiten in
kam in die Beziehungen Je-
vorneherein ein Mißklang an
Göthe und Schiller ihren Bun-

Juni 1795 übersandte Göthe den ersten Band des Hesperus, welchen ihm Jean Paul zugeschickt hatte, an Schiller mit der lakonischen Bemerkung: „Hier ein Tragelaph — (Bockhirsch, d. i. Mißbildung) — von der ersten Sorte.“ Schiller erwiderte unterm 12. Juni: „Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus. Er gehört ganz zum Tragelaphen-Geschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lectüre für die langen Nächte ist.“ Worauf wieder Göthe am 18. Juni: „Es ist mir annehm, daß Ihnen der neue Tragelaph nicht ganz zuwider ist; es ist wirklich Schade für den Menschen, er scheint sehr isolirt zu leben und kann deswegen bei manchen guten Partieen seiner Individualität nicht zur Reinigung seines Geschmacks kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit der er umgeht.“

Gerade ein Jahr später eilte Jean Paul sehnsuchtsvoll Weimar zu, der „heiligen Stadt Gottes — wie er entzückt an Wieland schrieb — nach welcher er von Jugend auf wie nach einer Reblah seine Augen gerichtet.“ Jetzt begann seine Bekanntschaft mit den Größern von Weimar und Jena und seine Liebesgeschichte mit Charlotte von Kalb. Aus seinen Briefen, die er in dieser Zeit an seinen Herzensfreund Otto sandte, blitzen ganz eigenthümliche Streiflichter auf und über die Weimarer Gesellschaft hin. Am 12. Juni 1796 schrieb er: „Ach, hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zu Freunden; der ganze Hof bis zum Herzog hinauf liebet mich. Um 3 Uhr kam ich wieder zur Kalb, Knebel kam auch. Er ist ein Hofmann im Aeußeren, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach! Du findest hier Nichts vom jämmerlichen Gezierten, von der jämmerlichen Sorge und Mode.“ Dann eine schwärmerische Schilderung der unter Umarmungen und Thränen gemachten Bekanntschaft mit Herder und seiner Frau und: „Abends aßen wir Alle bei der Kalb. Sie haben Alle die liberalste Denkart. Male Dir den unter Wein, Ernst, Spott, Witz und Laune verschwelgten Abend und die Vormitternacht.

... Gott, daß sie n
Himmel als ein leuchtender
die Ferse auf ihr hat, aus
Grün. Gleichwohl kam i
und Jeder malte ihn ganz k
der Erde. Die Kall sagte,
mal sich; jedes Wort sei e
vorlasse; er habe etwas Stet
fachen wärmen noch seine He
bloß aus Neugierde. Sein
Weimars im italischen Gef
Pantheon voll Bilder und S
die Brust. Endlich tritt der
Sagt Knebel: Die Franzosen
Gott. Seine Gestalt ist mar
lich schüretz ihn nicht bloß der
über Kunst, Publicum u. s. w
Er spricht nicht so blühend un
bestimmt und ruhig. Zuletzt
sein Vorlesen ist ein tieferes D
Regenellispel; es giebt nicht
herrliches Gedicht vor, wodor

so viel Freiheit von göne sein, als hier. Du führst Niemand, du lässest keine Hand (du müßtest denn dabei nicht aufhören wollen), du machst bloß eine stumme Verbeugung, du sagst vor und nach dem Essen Nichts. Das ist der Ton der hiesigen Welt; der des Bürgers soll wie meine Halsblinde gestreift und gestärkt sein. Worüber man hier klagt, ist gleichmüthiger Egoismus und ungeschminkter Unglaube“ Charlotte von Kalb schrieb unterm 19. Juni aus Jena an Jean Paul: „Ich ging zu Schiller. In einem Monat erwartet seine Frau ihre Entbindung; sie leidet durch Krämpfe, er auch, wohl sind sie Beide nicht. Man fragte mich nach Weimar, ich sagte, Richter sei da. Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt und sie kann es nicht — das wußt' ich schon, im Tone merkt' ich's wieder.“ — (Man sieht, Charlotte von Kalb konnte es der guten Lolo doch nie ganz vergehen, daß Schiller diese ihr vorgezogen, und welche Frau könnte so Etwas auch?) — „Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Ton: er ist sehr, sehr interessant! Ja, sagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen.“ Unterm 22. Juni äußerte Göthe gegen Schiller: „Richter ist ein so complicirtes Wesen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu sagen. Sie müssen und werden ihn sehen und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier scheint es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehen; man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief und Niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen.“ Jean Paul meldete unterm 26. Juni aus Jena an Otto: „Ich trat gestern vor den seltsamsten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückspringen. Er erwartete mich aber, nach einem Brief von Göthe. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einem Collaborator der Horen um.“ Schiller seinerseits bemerkte über diese Zusammenkunft am 28. Juni gegen Göthe: „Ich habe ihn ziemlich ge'unden, wie ich

sehnfüchling, dem das I
Phantasie und Poesie in
eines Klimas auszugrabel
29. Juni schrieb Göthe a
daß Sie Richter gesehen
Wunsch, Etwas in sich au
genommen. Doch der ge
schem Menschen, und wenn
Richter im praktischen Sin
gleich im Theoretischen viel
Trop dieser gewundenen A
Schiller, nach gemachter pei
im Ganzen nicht ungünstig
literarische Klatscherei verda
den Hören Göthe'n geleger
und in Beziehung darauf sch
gelehrte Jean Paul an Kuel
cher eines Tyräus als ein
Göthe'n brühwarnt zu Dhre
gante Aeußerung des Herrn I
gehende flacheleiche Epigramm

verweilte daselbst bis zum Frühjahr 1800. Sein Roman mit Charlotte von Kalb, die noch immer schön, genial und liebebedürftig war, fing jetzt erst recht an. Unterm 28. Dezember 1798 schrieb er an Otto: „Durch meinen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. Jene Frau, die ich dir bei meinem ersten Hierssein als eine Titanide malte und mit der ich einmal eine Szene hatte, wo ich im Pukermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen. Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet sie tief und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau — und als der Widerschein dieser Altaroflamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu.“ Das Heirathsproject wurde ganz ernsthaft betrieben, wenigstens, wenn man Jean Paul glauben darf, von Charlotten's Seite. Sie that Schritte wegen der Scheidung und bei dieser Gelegenheit schreibt Jean Paul dem Freunde: „Hier sind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann,“ — was er später so commentirt: „Hier ist Alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten Nichts. Wieland nimmt im Frühling seine frühere Geliebte, die La Roche, ins Haus, um aufzuleben, und die Kalb stellt seiner Frau den Nupen vor . . . So viel ist gewiß, eine geistige und größere Revolution als die politische und nur eben so mörderisch wie diese schlägt im Herzen der Welt.“ Die Titanide wurde aber dem weichherzigen Jean Paul doch bald zu titanisch und er verzichtete auf das sehr problematische Glück einer Heirat mit ihr, wie früher Schiller darauf verzichtet hatte. Nach erfolgtem Bruch mit der Geliebten folgte der Humorist den enthusiastischen Einladungen, welche ihn nach Berlin riefen. Von da schrieb er am 18. Juni 1800 an Otto: „Himmel, welche Einfachheit, Bildung und Schönheit! Der gelehrte Zöllner und achtzig Menschen in der Portolage zusammen meinethwegen, Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises. Viele Haare erbeutete ich und viele gab mein eigener Schettel her, so daß ich ebensowohl von dem Leben wollte, wenn ich's verhaßte, was auf meiner Stirnschale wächst, als was unter ihr.“

... in Paris in Vergeß
welche damals in der Ver
hatte, die schöne und geistri
geistlich, daß der gute Jean
und namentlich von der dort
Sie sagt in ihren Denkwür
wie viel Aufmerksamkeit ihm
höchsten Stände, erwiesen wu
weist, daß er sich in seinen
beschäftigte und bis in die
Gemüthes zu bringen gesucht
ihm die vornehmen gedankt,
idealer darstellte als sie in de
Henriette Herz, seinen Grund
höheren Stände schilderte, er
kannte und einer reichen und
ihren freien Spielraum ließ;
welche er später kennen lernt
schmeichelhafte Täuschung in
ideal zu erscheinen." Dem Kö
für unseren Humoristen zu viel
Natur, deren ästhetisches Bedürf

doch ein Verdienst, das sich noch halten läßt. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen oder von einem Helden; der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen immer das Maßhalten nicht“⁸⁰). Im Uebrigen endigten Jean Paul's romantische Dichterfahrten mit seiner Heirat mit Karoline Meier, einer lebenswürdigen Berlinerin, die er im Frühjahr 1801 heimführte. Das Absonderlichste, was nachmals in seinem Lebenslauf vorlam, war seine freundschaftliche Verbindung mit dem Herzog Emil August von Sachsen-Gotha. Dieser barockste Sonderling, der je einen Fürstenhut getragen, ist auch als Autor aufgetreten, indem er den Roman „Kyllenion“ schrieb, in welchem er das griechische Leben „abgegriechet“ haben wollte. Der Fürst war vielleicht die seltsamste Figur einer an seltsamen Figuren überreichen Epoche. Jean Paul sagte von ihm, er habe die „Titanomantie“ und charakterisirt ihn höchst bezeichnend als „personifigirten Rebel.“ Die Gegensätze der Zeit verknaulten sich in ihm zu einer nebelhaften Großmannsucht, zu einer krankhaften Originalitätsbaschelei. Göthe hatte recht, ihn einen „Narren“ zu nennen — zur Erwiderung schalt der Herzog den Herrn Geheimrath einen „Bedanten“ — denn seine überreizte Phantasie war unanfsörlich beschäftigt, Wunderlichkeiten und geradezu Tollheiten auszuheden. Bald lag er als Grieche auf dem Sopha und spielte ein Stück Arkadien, bald saß er als chineffischer Mandarin gekleidet seinem Staatsrath vor, bald nahm er als Frau, mit einem Kaschmirshawl um die entblößten Schultern, dem ganzen Hofe die Lsur ab. Langeweile verzehrte den Blafirten, den man bemitleiden könnte, wenn er nicht durch sein bis zum Exceß undeutliches Verhalten in der Napoleons'schen Periode jedes Anspruchs auf Theilnahme sich begeben hätte.

Wir sind im Vorstehenden weit von Schiller's stillen Hause in Jena abgekommen; indem wir jetzt dahin zurückkehren, steht zu erwarten, daß auch für diese, wie für manche andere Abichweifung, eine Rechtfertigung in der Absicht liege, ein möglichst vollständiges Bild der Zeit unseres Dichters zu geben . . . Der Herbst von 1798 war für Schiller wieder eine Trauerzeit. Der Tod von

Ueberfall des Hauses durch eine Band
hülfreich bewährte. Es ist ein Ton
Schreiben, welches der Dichter nach er
an Frau Elisabeth abgehen ließ, und schl
er dabei auf die religiösen Vorstellung
nimmt. „Zwar habe ich schon eine Zeit
— schrieb er —, aber wenn das Unvern
ist es immer ein erschütternder Schlag.
Etwas, das uns so theuer war und wor
dungen der frühen Kindheit gehangen u
mit Liebe geheftet waren, daß so Etwas
mit allem unserm Bestreben es nicht mei
daran zu denken ist immer etwas Schred
erst wie Sie, theuerste liebste Mutter, Freu
verlorenen Freund und Gatten so lange, so
so ist die Trennung um so schmerzlicher.
einmal daran denke, was der gute verewi
Allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohr
den Beschluß eines so bedeutenden und thal
das ihm Gott so lange und mit solcher Ge
er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja

so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten, ich fühle Alle mit mir, wie viel wir verloren haben, allein ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unserm theuren Vater ist wohl und wir Alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild in unseren Herzen erlöschen und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen. Vor fünf oder sechs Jahren hat es nicht geschehen, daß ihr, meine Lieben, nach einem solchen Verluste noch einen Freund an einem Bruder finden würdet, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gewollt und er gönnt mir noch die Freude, euch Etwas sein zu können“ Der Dichter, welcher in diesen Zeilen mit frommer Hand dem hingegangenen Vater ein so würdiges Todtenopfer brachte, fand eine reiche Quelle des Trostes in dem zu dieser Zeit wieder erneuerten persönlichen Umgang mit innigst Befreundeten. Seine Schwägerin Karoline kam mit ihrem zweiten Gatten, Wilhelm von Wolzogen, aus dem stillen Bauerbach, wo sie zuletzt gelebt, vor den aus Schwaben nach Franken herüberdrängenden Kriegsstürmen weichend, nach Rudolstadt und dann nach Jena, von wo Wolzogen noch vor Ablauf des Jahres unter Göthe's Vermittlung als Kammerrath und Kammerherr nach Weimar berufen wurde. Es waren genussreiche Herbsttage, welche die beiden Schwestern und Schwäger mitjammen in Jena verlebten. Göthe war oft in ihrem Kreise. „Die Freude über diese so unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schwester und Schiller war groß — erzählt Karoline. Ein schönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, so wie es unsere Jugendträume gebildet hatten. Göthe zeigte sich theilnehmend bei diesem Ereigniß. Das Anschauen des innigen Verhältnisses zwischen ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechsel, das offene heitere Zusammenjehn — dies Alles bot tausendfältigen Genuß.“ Nach Wilhelm's und Karoline's Uebersiedelung nach Weimar, füllte Wilhelm von Humboldt die entstandene Lücke aus. Er kam mit seiner Frau in den ersten Tagen des Novembers zum Winteraufenthalte

von und Richtung nah
die trübsten Hefen der litera
Verbündeten hatten öffentl
gemeiner und gemeinster An
viele Selbstüberwindung es
der polemisch gegen alle die
doch Göthe noch im Jahr 17
gestimmt 87). Aber Beide l
das richtige Gefühl, es sei jet
Schöpfungen zu beweisen, wi
zulängliche und Schlechte, wi
strafend zu verneinen. Göth
das einzig-schöne elegische Jor
lich wieder sich angemeldet i
Jena im Nachsommer 1796 c
Einsamkeit von Ilmenau fort
und Dorothea. Schiller, an i
ternehmens des Freundes leb
nerseits nur mit ausgesproch
Stimmung der Lesewelt wieder
zwar sehr gut — schrieb er u
und für mich besonders 1796 .

bringen. Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen und mir wird der starke Gegensatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Masse das Publikum nie zum Freund machen können. Es ist nur gut, daß dies auch so gar nothwendig nicht ist, um mich in Thätigkeit zu setzen und zu erhalten.“ Zum Glück war unser Dichter über die Stimmung der Nation im Irrthum: sobald er wieder als schöpferischer Meister vor sie trat, war in der ungeheuren Mehrzahl der bittere Nachgeschmack des Kienzrieges verwischt. Um sich seinerseits dieses Nachgeschmacks ledig zu machen, versenkte sich Schiller vom Spätherbst an immer ernstlicher in die poetische Welt seines Wallenstein. Unter dieser alle Kräfte seines Geistes in Anspruch nehmenden und zu glänzender Entfaltung bringenden Arbeit verbrachte er den Winter friedlich und zufrieden. An anmuthender Geselligkeit fehlte es auch nicht. Alexander von Humboldt, schon seine epochemachende wissenschaftliche Zukunft errathen lassend, lehrte bei seinem Bruder und dessen Freunden ein. Auch Schelling trat seinem Landsmann näher und jede Woche hatte Schiller mit dem angehenden Philosophen und dem älteren Freunde Niethammer einen L'Hombre-Abend. Göthe kam herüber, so oft er konnte, und erfreute den befreundeten Kreis durch Mittheilung der neugedichteten Gesänge seines unvergleichlichen bürgerlichen Epos. „Mit Rührung erinnere ich mich — erzählt Karoline von Wolzogen — wie uns Göthe in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen den Gesang, der das Gespräch Hermann's mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen, sagte er, indem er sich die Augen trocknete.“ Glückliche Menschen! wie sehr haben wir Nachgeborenen Ursache, euch um die Fähigkeit zu beneiden, inmitten des Getöses einer stürzenden Welt euch mit so innigem Antheil und so lauterer Freude in der Region der Schönheit ergehen zu können!

Nach Neujahr 1797 regte sich in unserem Dichter der Wunsch einer Orts- oder wenigstens Wohnungsveränderung. Unterm 31. Januar äußerte er gegen Göthe schon jetzt die Absicht, nach Weimar

...zeit von Wi
spielt hatte — vermietthen wollte, st
ab, als er erfahren, das Häuschen se
zum Sommeraufenthalt tauglich. E
mert auf eine Wohnung im Freie
und konnte unterm 7. Februar an E
stehe jetzt im Handel wegen eines
werde es auch wahrscheinlich bekomme
zu einer Sommerwohnung für eine
wenn ich zu den 1200 Thaler, die
600 zulege, so wird es ein recht
Quartier auch für den Winter abg
klein und die Lage ist trefflich. Ich
einen glücklichen Erfolg für meine Ge
ihn, den gesund und anmuthig gelegen
lassen“, und so wurde der Kauf ab
Vorbereitungen zum Umzug ward den
her, aus der Heimat Gustav Adolf
Theil. „Dieser Tage — meldete er
— bin ich mit einem großen prächt
Stockholm überrascht worden. Ich g
mit dem großen wächsernen Siegel an

mich herum erheitert mich und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung.“ In Wahrheit, die Vorbedeutung täuschte nicht: unter den Baumwipfeln des Gartens, welchen Schiller am 2. Mai 1797 so heitergestimmt betrat, wurden die Balladen geschaffen und das Modenlied und der Wallenstein.

Auf der südwestlichen Seite von Jena läuft ein schmaler Fußweg, das sogenannte Mönchsgäßchen, zwischen Hecken und Gestrüppe hin und führt zu einer mäßigen Anhöhe empor, welche Schiller's ehemaliges Gartenhaus trägt. Es ist, jetzt als Sternwarte benützt und zu diesem Zwecke mit einem runden thurmähnlichen Aufsatz versehen, mehr ein Häuschen als ein Haus zu nennen, auf schmaler Basis zwei Stockwerke hoch aufsteigend, und stellt sich nicht sehr symmetrisch dar. Hinter dieser Wohnstätte zieht sich der Garten hügelan, ein in gut bürgerlicher Weise mit Blumen und Gemüse beplanter Garten. Im Hintergrund ragt eine Gruppe alter Bäume empor und hinter diesen Baumschatten fällt das Terrain jäb und tief in das Bett des Leutrabaches ab. Unter jenen Bäumen stand, beschattet von den Ästen einer Linde, einer Tanne und einer Alazie, zu Schiller's Zeit eine Hütte, zu deren einzigem Gemach eine kleine Freitreppe führte. Dies war im Sommer des Dichters Arbeitszimmer. Die Hütte ist jetzt abgebrochen und ein unbehauener Stein mit der Inschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein“ — bezeichnet die Stätte. Seitwärts steht in einer Laube ein verwitterter steinerner Tisch. Da hat der Dichter in lauen Sommernächten mit vertrauten Freunden oft gegessen, da hat er, während der Mond über den Bergen stand und drunten in der Schlucht des Leutrabaches die Nachtigallen schlügen, oft mit Göthe in vertrautestem Beisammensein Gespräche geführt voll von großen und lichten Gedanken, voll von Zukunft. Die kleine Besizung ist ihm recht ans Herz gewachsen. Er wußte sich halb im Ernste halb im Scherze Etwas mit seinem „Landbesiß“, welcher dem Leben „mehr Festigkeit und Sicherheit“ verleihe. Er ließ im Sommer 1798 verschiedene bauliche Verbesserungen vornehmen

in der Stille weithewoller 9
schöngesicht bestimmende“
Menschheit dauert; hier w
macht- und prachtvoll durd
„Poesie wird jetzt auf
Schiller nach Durchmessun
lation schon im October 17
ihm auch fest, daß es ihm
Kienlensturm etwas „Bede
Göthe, dem das Dichten
auch sofort ohne langes Bed
Dorothea. Auch seinen Fai
Für Schiller dagegen war
Blüthe des Gedankenprozesses
schwanlend, nach welcher Rid
schen Thätigkeitstrieb wenden
wie er an Humboldt schrieb, d
lung in Versen zu machen,
früher ins Auge gefasstes dra
zu dessen Behandlung ihn Göt
ermuntert hatte. Er konnte

Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genie's. Hier die größte Wirkung hervorzubringen, halte ich Sie für geschaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier Keiner erreichen." Der Freund hatte das Rechte getroffen und ein tragischer Gegenstand war ja auch schon glücklich gewählt, der Wallenstein. Allein Schiller konnte sich zunächst weder diesem Stoffe noch der tragischen Dichtung überhaupt ungetheilt hingeben, und zwar schon aus dem äußerlichen Grunde nicht, weil er für seinen Mufenalmanach zu sorgen hatte, welcher bis 1801 alljährlich erschien und dessen Bedeutung ja hauptsächlich von seinen eigenen Beiträgen abhing. Dazu kam noch, daß die vorwiegend epische Stimmung Göthe's in den Jahren 1796—98 auf den Freund nicht ohne Einfluß blieb, und endlich, daß in der Entwicklung von Schiller's Genius sich das epische Element als ganz naturgemäße Uebergangsstufe von der Gedankenlyrik zur Dramatik darbot.

So war denn das Jahr 1797 das „Balladenjahr“, welches aber besser die Balladenzeit hieße, denn diese dehnte sich über mehrere Jahre aus. In einem schönsten Wettstreit, wie eben nur Schiller und Göthe ihn entwickeln konnten, dichteten sie ihre Balladen und Romanzen. Im Juni schrieb Göthe den Gott und die Bajadere, Schiller den Taucher und scherzend äußerte Jener: „Es ist nicht übel, da ich mein Paar in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element ansucht.“ Außer dem Taucher schuf Schiller in den Jahren 1797—98 die Romanzen: der Handschuh, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, Ritter Loggenburg, der Gang nach dem Eisenhammer, der Kampf mit dem Drachen, die Bürgschaft, — ein

ungen ins Einzelne einzutreten, ist
überflüssig. Haben wir doch Alle,
mit den Gestalten der Schiller'schen
alten lieben Bekannten gelebt. In
Stimmungen und Unterscheidungen
kein Balladendichter heißen können,
gen — mit wenigen Ausnahmen —
manze als dem der Ballade entspre-
che der Geist noch in den Natu-
bar, reflectionslos, und oft finde
Heringreifen der Genies- und Dän-
statt; dagegen erscheine in der Roma-
selbst gestellt und in dem ihm eigent-
lichkeit wirksam. Diese philosophische
und Romane rührt bekanntlich von G-
zufolge wäre Göthe der Balladenfänge-
endichter. Die neuere Aesthetik hat
gefunden, man gerathe durch strenge A-
leicht in ein abstractes Kategorisiren hi-
die Schtermeyer'sche Bestimmung lange
Balladen- und Romangenpoesie. Vise
Erörterung des G-

zählung in Schiller's Romanzen — ich erinnere nur an den Taucher, an den Handschuh, an die prachtvolle Erscheinung des Furienchors im Iphigen, an die wundervolle Schilderung des Drachenlampjes — ist von dramatischen Säften geschwellt und die spätere Romanze, der Graf von Habsburg, rundet sich völlig zu einem kleinen Drama ab. Wunderlich, ja geradezu unbegreiflich ist, wie man in den Romanzen unseres Dichters den poetischen Realismus vermissen konnte. Es ist wahr, der psychologische Prozeß ist ihm auch hier die Hauptsache, während Goethe in seinen Balladen das geheimnißvolle Walten der Naturmächte unjerem Gefühle deutlich nahe bringt, eben dadurch, daß er dieses Walten objectiv gewähren läßt. Aber deshalb ist das psychologische Moment in Schiller's Romanzen kein abstractes, sondern vielmehr ein in dem Stoffe concret aufgehendes. Die Seelenstimmungen werden anschaulich in die Objectivität herausgestellt und die Betthätigung der sittlichen Kraft, welche Schiller auch als Romanzendichter von seinen Helden fordert, tritt uns in realen Gestalten vor Augen.

Der Romanzendichtung Schiller's in dieser Zeit ging eine Lyrik zur Seite, welche Hoffmeister mit einem glücklichen Ausdruck als kulturgeschichtliche bezeichnet hat, eine Lyrik, in welcher der Dichter den in den Künstlern ange schlagenen Ton wieder aufnahm, um ihn zuletzt zur vollen Harmonie des Gudenliedes anschwellen zu machen. Als das Verbindungsglied zwischen den beiden genannten Gedichten ist „der Spaziergang“ anzusehen, welcher, wie wir sahen, schon im Jahre 1795 gedichtet wurde. Diese Elegie bewegte einen Kunsttrichter wie Wilhelm von Humboldt von allen Gedichten seines großen Freundes „am lebendigsten und höchsten;“ denn sie umschließt, die veränderliche Strebbarkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite stellend, den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel in Bildern voll Wahrheit und entläßt den Leser, „wie sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit

gestalten, daß ich auf ihn des mit Schiller's
ten transatlantischen Essayisten Emerson
„Der Genius steht in jedem Gebiet des
ewige Einheit; er forscht nach der Grundt
in dem Gewebe der Dinge von e i n e m s
gehen, die auseinander laufen, bevor sie
messen herniederjensen.“ Von diesem kul
„rückwärts gewandten,“ im Spiegel der Be
wart und Zukunft erkennenden Propheten
anderen Gedichten Schiller's aus dieser D
1798 gedichtete „Eleusische Fest“, zuerst i
Bürgerlied“ im Musenalmanach auf 1799 i
nach als ein Hymnus gedacht, womit die i
Eleusis eröffnet wurde. Sehr glücklich ha
an dem griechischen Kulturmythus von der
von der civilisirenden Macht der Sitte entk
ist das Gedicht in bewußtem Gegensatz zu
der französischen Revolution geschrieben.
Manifestationen derselben wird die Segen b
Mission friedlicher Bildung entgegengehalten
der Kulturgöttin läßt Schiller den Völkern !

gegangen. Noch mehr: das Glockenlied ist das vollstündlichste Gedicht unserer, ja vielleicht der ganzen modernen Literatur geworden; denn bereits kommen uns seine Klangwellen wie ein vertrautes Echo aus der Fremde entgegen. Als Schiller dieses Lied schuf, stand er auf der Höhe seiner dichterischen Anschauung: sein philosophischer Idealismus hatte sich durch den Realismus des Lebens und der Geschichte substantialisirt. Daher die wunderbare Harmonie von Ideal und Wirklichkeit, welche das Gedicht kennzeichnet, wie die richtige Mischung der Metalle eine meisterlich gegossene Glocke. Die Form ist so glücklich, wie sie auch einem größten Meister nur selten aufgeht. Die dramatisch belebte Schilderung des Gießens umspannt wie ein kunstvoll gearbeiteter Rahmen das große und reiche Gemälde menschlichen Daseins. Zwanglos erweitert sich die Gießergewerkstatt zur Welt, zwanglos verknüpfen sich mit den Beziehungen des in innigsten Herzenslauten geschilderten Privatlichen Lebens die des staatsbürgerlichen, dessen Zeichnung mit goldenen Weisheitslehren durchwoben ist, und in den Geschehnissen der Familie widerspiegeln sich die der Menschheit. Schiller hat diese edle Schöpfung lange in der Brust getragen. Wir wissen, daß das erste leise Tönen des Glockenliedes, freilich nur erst der Seele des Dichters vernehmbar, in den Rudolstädter Sommer von 1788 fiel. An die wirkliche Ausführung des Werkes scheint er nicht früher als zu Anfang Juli's 1797 gegangen zu sein. Er meldete dies an Göthe und fügte bei: „Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmen dazu brauche und eine große Masse zu bearbeiten ist.“ Aus den Wochen wurden aber Jahre. Unterm 15. September schrieb er dem Freunde, daß er wegen Unwohlseins die Glocke habe liegen lassen müssen, und unterm 22. September äußerte er, daß ihm dieses nicht so ganz unlieb sei; denn „indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten.“ Göthe erwiderte hierauf unterm 14. October:

1797 und das folgende Jahr
große Lücke durch den Weg:
Jena verließ und nach Pa-
der Aufregungen einer begin-
seine berühmte Abhandlung
um an diesem Gedichte die Ge-
haupt zu entwickeln. Sum-
geeignet gewesen, die gesell-
Jena'schen Gelehrtenwelt im-
cher Vermittler fehlte, vereini-
mehr. Er mochte an den
welche damals die gelehrte We-
teten, in keiner Weise theiln-
welgte sich dem Ende zu, doch n-
Hichte's (1799) nicht so groß
bekannt, daß der tapfere Phil-
wurde, welchen die französische
vornehmen Kreise herbeigeführt
an vielen Orten. Hier war die
rung plötzlich zu einem Schrei-
jeden Preis hinweggemasregel

freigestellt Karl August von Weimar sein Lebenlang gewesen und mit welcher Entschiedenheit der treffliche Mann und Fürst noch wenige Tage vor seinem Tode, in einer Zeit allgemeiner Versin-
nerung, gegen religiösen und politischen Obscurantismus sich aus-
gesprochen hat,⁸⁸ so wird man es ganz natürlich finden, daß die
Weimar'sche Regierung gegen Fichte überhaupt nur versuhr, weil
sie bei Gestalt der Sachen mußte. Ihr Beschluß war auch milde
genug: der Philosoph sollte einen Verweis „wegen Unvorsichtig-
keit“ erhalten. Aber Fichte war nicht der Mann, einen Verweis
hinzunehmen, wo er im Rechte zu sein meinte. Er glaubte —
und dies allerdings nicht ohne Grund — in seiner Person die
Sache der Gedanken- und Lehrfreiheit angegriffen, beschloß dem-
nach, nicht um eines Haares Breite nachzugeben, und forderte auf
den Fall eines Verweises hin seinen Abschied. Dieser Forderung
wurde entsprochen und Fichte wandte sich nach Berlin, welches
damals nicht mehr das Berlin der Wöllner und Bischofswerder
und noch nicht das Berlin der Ramph und Schmalz war. Frie-
drich Wilhelm III., glücklich im Bunde mit jener hoch und mit
Recht gefeierten Luise von Mecklenburg, welche mit ihren drei
Schwestern, der Herzogin von Meiningen-Hildburghausen, der
Fürstin von Solms und der Fürstin von Thurn und Taxis, das
vierblättrige Kleeblatt von Prinzessinnen bildete, welches Jean
Paul entzückte und ihn zu dem Ausspruch veranlaßte, daß er „in
die Kester der höheren Stände nur der Frauen wegen hinauf-
steige, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männ-
chen“ — Friedrich Wilhelm III. war, noch nicht durch Unglück
befangen und verdüstert, bei freilich nur sehr mäßigen Geistesgaben
in der ersten Zeit seiner Regierung voll guten Willens, nicht im
Sinne seines Vaters, sondern vielmehr im Sinne seines großen
Großvaters den preussischen Staat zu verwalten, und es ist auch
Etwas von Friedrich'schem Geist in der Art und Weise, wie der
König die Bedenken zurückwies, welche gegen Fichte's Aufenthalt
in Berlin sich erhoben hatten. Der Philosoph konnte unterm 10.
Oktober 1799 aus der Hauptstadt Preußens an seine Frau schrei-

... Genusangereuten begriffen
ihm abmachen; mir thut da

Die größte Erfrischung!
des Schiller in den Jahren
Verkehr mit Göthe. Dieser
Schweiz an und verweilte in
wo er sich im Umgange m
Schiller's sehr wohl fühlte, c
Kaisers ein schlimmstes Wanz
Dichter, eben von einem he
erholend, schrieb unterm 7. E
Sie mir nicht in Stuttgart
Stimmung zu gerathen. I
darum gegeben, Ihnen auf di
wunderbar wird mir's, wenn i
welche dieses Lokal mir zurü
Verhältniß zusammendenke!"
Göthe aus Stäfa am Zürich
Stuttgart war mir ganz wohl:
von Vielen und immer aufs
Beide, glaub' ich, war es ein V
deter zusammentrafen." Ana 6

über die Reform des Theaters verhandelt. Schiller regte die Idee an, die Shakspeare'schen Stücke aus der englischen Geschichte für die Bühne zu bearbeiten, womit „eine neue Epoche eingeleitet werden könnte,“ und richtete sein Augenmerk auch auf die Oper, indem er der Ansicht war, daß „aus ihr wie aus den Uhören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte.“ Göthe meinte, daß diese Hoffnung durch den Don Juan eine bedeutende Stütze erhalten habe, beklagte aber zugleich, daß durch Mozart's Tod (5. December 1791) „alle Aussicht auf etwas Aehnliches vereitelt worden sei.“ Unterm 5. Januar 1798 berichtete Schiller dem Freunde, wie weit die Arbeit am Wallenstein vorgerückt sei, und bemerkte dazu: „Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umgangs ist; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden Natur konnte mich fähig machen, meine subjectiven Gränzen so weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, Nichts von der Wärme einer frühern gelöst hat. Doch es schiedte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte als daß Sie es von mir erfahren.“ Boll Herzlichkeit erwiderte Göthe: „Bei der Klarheit, mit der Sie die Forderungen übersehen, die Sie an sich zu machen haben, zweifle ich nicht an der vollen Gültigkeit Ihres Zeugnisses. Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objecte diene, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.“ Damals vertraute Schiller dem Freunde auch seinen Entschluß, nur noch historische Stoffe zu wählen, weil frei erfun-

... zugehen
herrührend, und sich seine
Lotte haben gewiß herzlich
ahnend, wer der „neue P
zurückschrieb: „Die Idyll
scheinung. Wieder ein bei
liche Ansichten der Welt
Gefühl“ Am 1. N
Braunschweig das französ
darüber an Göthe schrieb:
κατ' ἐξοχήν darin erschei
Als er einige Tage darauf
Körner meldete, bemerkte er
lich noch eine andere geko
Unsere Höfe haben mir aus
Professor ordinarius honori
babet, indessen hat es mich i
geringsten Vortheil von mir
viele Jahre lang nicht mehr
hat.“ Körner meinte: „I
dieser Zeit nicht viel bedeu
Menschen ist mir widerlich.

Winterquartier im Griesbach'schen Haus in der Stadt zu beziehen, und so kam unter lebhaft zwischen Jena und Weimar hin und her gehenden Verhandlungen in Betreff der Aufführung des Wallenstein das Jahr 1799 heran.

Das französische und das deutsche
Reform. — Entstehungsgeschichte des
der Weimarer Bühne. — Großartiger
— Fied als Wallenstein. — Resultate.
Ein Antrag aus England. — Charakter
und ihr Verhältnis zu Schiller. — S
Lied. — Ein

Die Geschichte des deutsch
unserer Darstellung mehrma
Entwicklung der deutschen Ku
sammengehalten mit der des
Welche den Unterschied zwische
unserer westlichen Nachbarn ve
wird mit der strafferen Cent
durch Richelieu auch das Bühn
tur, zur Staatsache. Die

Autorität dieser Formen wird um so größer und nachhaltiger, als ihre Monotonie und Geißlosigkeit durch die bedeutenden dichterischen Talente, welche sich ihrer bedienten, vergessen gemacht wird. Aber in der „classischen“ Gestalt, welche die Tragödien Corneille, Racine und Voltaire und der Komödie Molière dem französischen Drama gegeben, versteinert es und alle späteren Versuche, dem Strengbild wieder Leben einzuhauchen, mißglücken. Es wurde auch hier der Fluch offenbar, welcher dem Generalisiren anhaftet, der Sucht, Alles unter eine Schablone zu bringen, und als in unseren Tagen die französischen Romantiker gegen die akademische Polizei Sturm liefen und bei Gelegenheit dieser literarischen Emeute auch das erwähnte steinerne Götzenbild umstürzten, da wurde, wie man das ja an den Revolutionen der Franzosen überhaupt gewohnt ist, aus der dramatischen Umwälzung nur eine theatralische Orgie. Aus der classischen Pedanterie fiel man in die romantische Anarchie. Umgekehrt ist unsere deutsche Bühne von einer Anarchie ausgegangen, welche sie allerdings bis auf den heutigen Tag noch lange nicht völlig überwunden hat. Der Mangel an einem Centralhof und an einer tonangebenden Hauptstadt bewahrte unser Theater, wie unsere Literatur, vor einer akademischen Classe; allein auf der andern Seite hatte die Abwesenheit einer durchgebildeten Convenienz in Theaterdingen eine Menge von Uebelständen zur Folge. Dem deutschen Individualismus war bis zur Maßlosigkeit Raum gegeben. Nirgends ein fester Anhaltspunkt, nirgends ein Achtung gebietendes Gesetz, nirgends allgemein gültige Normen. Man mußte unsere Wanderbühnen auf ihren Zügen verfolgen, wollte man sich die Entwicklung des deutschen Theaters in ihrer ganzen Buntschiedigkeit vergegenwärtigen. Jeder Kritiker theorisirte, jeder Poet dramatisirte, jeder Theaterdirektor praktisirte ganz auf eigene Hand. Auch Gottsched's gallomanische Maßregelung der deutschen Bühne war nur das Privatunternehmen eines Stubengelehrten. Lessing gab seinem Lande als Kritiker eine Dramaturgie und schuf ihm als Dichter *das Drama*. Aber er war weit entfernt an eine durchschlagende

... mit voreingenommener Ansicht
auch wirklich vereingelte Erfolge
ein Echo, ein Schröder, welcher
ungebildeten Geschmack des
mächtig dazu beigetragen hat
eines rohen Naturalismus allzu
rücken. Die Entstehung der „
Wien und anderwärts, in so ge-
stolzen Namen die Wirksamkeit
sicherte doch der Schauspielkunst
ihrem Gedeihen bedarf, und ern-
stlichere Schulen, in welchen allmäh-
lich reinigen und zu künstlerischen
konnte.

Leider war nun aber unser
noch keineswegs zu einer Entwi-
ckelung klar und bestimmend in die Ge-
schichte greifen können. Der Widerwille
zwang hatte zum entgegenstehen
geführt. Die blinde Nachahmung
mehr Antheil als Gutes. Die dra-
matischen Schiller's ihrerseits waren eine ...

der langjährigen Abwesenheit der beiden großen Dichter von der Bühne die Mittelmäßigkeit und Gemeinheit daselbst freien Spielraum zu breiterer Entfaltung gewonnen hatte. Man konnte zwar nicht eben viel dagegen einwenden, wenn ein Iffland durch seine „Jäger“ dem Wohlgefallen der Deutschen an Familienstücken einen gewissermaßen klassischen Ausdruck gegeben hatte; allein diese Richtung war in ihrem ungehemmten Verlaufe zu einer breiherzigen, alle sittlichen und künstlerischen Begriffe verwirrenden Nüchternheit geworden, die mit der wahren Kunst zugleich auch die wahre Moral von unserer Bühne wegschwemmte. Der Prophet dieser falschen Sentimentalität, der Handhaber einer Dramatik, welche den Familienjammer mit dem spektakelnden Lärm der Ritter-, Räuber- und Staatsactionen-Romantik verquidete, war August Kosebue, der 1761 zu Weimar geborene Barnum der deutschen Literatur. Dieser Mann war ohne Frage mit einem glänzenden Talent begabt, besonders für das Lustspiel, aber ein Mensch ohne alle sittliche Basis, ohne alles künstlerische Gewissen, hat er es auch als Lustspielschreiber nur zur geschickten Inszenierung von Zoten gebracht. Er war, bei dem Einfluß, welchen das Theater damals hatte, eine Macht und so mag es gestattet sein, hier episodisch das Bild seiner persönlichen Erscheinung zu geben, wie es zwei sehr verschieden gearteten Zeitgenossen sich darstellte. Im Januar 1798 schrieb Jean Paul aus Leipzig an Otto: „Kosebue hat mich besucht. Wider meine Erwartung ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen, wie sein Auge. Auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu sein als fürchterlich schwach; das Gewissen findet in seinem Breiherzen keinen massiven Grund, um einzuhaken.“ Im Januar 1813 sah Ernst Moritz Arndt den vielberufenen Mann in Königsberg. „Er machte — schreibt Arndt — einen sehr gemeinen Eindruck, eine der widerlichsten Erscheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wenigstens als einen feingeschliffenen, etwas höfischen und höfischen Mann. Aber den Vornehmen und Hierlichen spielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altküfers von

mit einer unverschämten Offenheit, die Nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche schlaue und gewandte Weltleute gewinnen, und in seinen freundlichen Augen war zugleich etwas schleichend Lauerndes und unverschämt Gaunisches¹⁰⁰). Dieses Bild des Menschen Kopebue ist zugleich auch das des Schriftstellers.

Erwägt man, daß Göthe und Schiller es unternahmen, der von Kopebue mit rastloser Betriebsamkeit dem vornehmen und geringen Publicum genehm gemachten Richtung gegenüber, welche in plumpster Weise darauf ausging, die „Stimme der Natur“ vernehmen zu lassen, und diesen „Naturlauten“ die raffinierteste Unnatur zugesellte, einer Richtung gegenüber, welche in Ernst und Scherz nur an die gemeinen Instincte und Affecte des großen Haufens appellirte und demnach höchst populär war — ich sage, erwägt man, daß die beiden Freunde, seit Göthe die Leitung der Weimarer Bühne übernommen und Schiller dem Drama wieder schöpferisch sich zugewandt hatte, es unternahmen, dieser rohrealistischen Bühne eine ideale entgegenzustellen und von den Brettern derselben herab die Kunstanschauung zu verkündigen, zu welcher sie selbst nur langsam und mühevoll gelangt waren, so wird man diesem Unternehmen Muth und Kühnheit nicht absprechen. Sie vermieden hiebei, wie wir sehen werden, Irrthümer und Mißgriffe keineswegs und waren, bei Gestalt der Sachen, solche auch gar nicht zu vermeiden. Aber wenn man den Beiden vorgeworfen hat, sie hätten bei ihren dramaturgischen Bestrebungen die realen Verhältnisse nicht hinlänglich berücksichtigt, so vergaß man, daß eben der Versuch gemacht werden mußte, mit diesen realen Verhältnissen entschieden zu brechen, wenn man nicht die Bühne überhaupt rettungslos den Kopebue und Consorten überlassen wollte. Das konnte aber insbesondere Schiller nicht wollen, nachdem er sich endlich fest für die dramatische Poesie entschieden, er, welcher schon als Jüngling mit Begeisterung die Bühne als eine *s i e t - l i c h e* Anstalt begriffen hatte und, ein gereifter Mann, sie jetzt zur Würde eines nationalen Erziehungsmittels erheben wollte. Die

Anfänge des Repertoriums einer idealen Bühne waren gegeben, theilweise in Schiller's Don Carlos, mehr noch in Göthe's Iphigenie und Tasso. Es handelte sich nur darum, vermittelt eines überwältigenden Eindrucks das Publicum für eine Dramatik zu gewinnen, welche dem künstlerischen Schönheitsideal entsprach. Das unternahm Schiller mit seinem Wallenstein, und daß er es nicht ohne Erfolg unternahm, wird Niemand leugnen wollen.

Der Wallenstein, unbestritten die Krone der deutschen tragischen Kunst, ein Werk, so groß, daß, wie Göthe am 23. Juli 1827 zu Edermann sagte, „in seiner Art zum zweiten Mal nichts Aehnliches vorhanden ist,“ — war die Schöpfung vieler Jahre, während welcher die große Arbeit unter vielem Schwanken, unter wechselnden Stimmungen langsam vorrückte und aus dem Anfangs beabsichtigten einen Stück zur Trilogie sich erweiterte. Die Anfänge des Unternehmens sind uns schon früheren Ortes begegnet. Nach der Rückkehr des Dichters aus Schwaben ruhte es ganz, und als Schiller zu Ende des Jahres 1795 wieder die dichterische und dramatische Stimmung gefunden hatte, schien er dem Problem der Malteser, welches bekanntlich Problem geblieben ist, vor dem des Wallenstein den Vorzug geben zu wollen.⁹⁷⁾ Erst vom Frühling 1796 an läßt sich die Entstehungsgeschichte von unseres Dichters größtem Werke wieder mit Bestimmtheit verfolgen. Unterm 21. März schrieb er an Körner, daß er sich nun endlich ernstlich für den Wallenstein bestimmt habe und mit großer Freude und ziemlich viel Muth „an diese neue Art von Leben“ gehe. Von seiner alten Art und Kunst könne er freilich dabei wenig brauchen; aber er hoffe, in der neuen schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen, und, wenn auch lange nicht das, was er von sich fordere, so doch mehr zu erreichen als er früher in diesem Fache geleistet hätte. Im November bemerkte er gegen Göthe, er habe in der Oekonomie des Stückes einige nicht unbedeutende Fortschritte gewonnen; aber je mehr er seine Ideen über die Form rectificire, desto ungeheurer erscheine ihm die zu beherrschende Masse und ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst würde er schwerlich

die Gezeiten des Guten und Bösen
dem Freunde unterm 28. Novemb
dem Wallenstein zwar langsam, abe
schrieb er an demselben Tage an R
liege noch endlos und formlos vor t
liche Neigung für die Arbeit lasse ih
gen Erfolges. Zugleich hob er ei
indem er sagte: „Die Basis, worau
mung gründet, ist die Armee, mitl
Fläche, die ich nicht vor's Auge und
die Phantasie bringen kann; ich kan
ruht, nicht zeigen, und ebenjowenig
ebenfalls die Stimmung der Armee,
die Leidenschaften selbst, durch die er
Ehrbegierde, sind von der kältesten
endlich ist niemals edel und darf es
er nur fürchtbar, nie eigentlich groß
erdrücken, darf ich ihm nichts Großes
dadurch nothwendig nieder.“ Noch
entschlossen, das Werk in Prosa zu sd
ehemalige rhetorische Manier zu fälle
1797 schreibt er, durch Frankfurt a

24. November gegen Göthe äußerte, inzwischen die Ueberzeugung gewonnen, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst die äußere, zusammenhängen. Der Rhythmus leiste bei einer dramatischen Production außerdem noch das Große und Bedeutende, „daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetz behandelt und sie trotz ihres inneren Unterschiedes in einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seine Leser nöthigt, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, Reimenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Größere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Element getragen werden.“ Uebereinstimmend damit hatte er einige Tage zuvor gegen Körner geäußert, daß es unmöglich sei, ein Gedicht in Prosa zu schreiben, und daß der Wallenstein erst in der neuen (rhythmischen) Gestalt eine Tragödie genannt werden könne. Göthe billigte die mit dem Stücke vorgenommene Veränderung lebhaft und meinte, überhaupt solle alles Poetische rhythmisch behandelt werden, und wenn man in Deutschland eine sogenannte poetische Prosa eingeführt habe, so sei das gerade, als wenn sich Jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte und der Gartenkünstler die Aufgabe durch Anlegung eines Sumpfes zu lösen suchte. Unterm 1. Dezember beklagte sich Schiller gegen Göthe, daß ihm der Wallenstein „fast zu arg anjchwelle,“ weil die Jamben „eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten, die Einen in's Breite treibt“ — und hierauf deutete der Freund das Auskunftsmittel an, aus dem einen Stück „einen Epilog von Stücken zu machen,“ worauf unser Dichter bekanntlich eingegangen ist, indem er sein Werk zu einer Trilogie (Wallenstein's Lager — Die Piccolomini — Wallenstein's Tod) organisch gegliedert hat. Vom 8. Dezember existirt eine Aeußerung Schiller's, welche zeigt, mit was für Schmerzen die hohe Bollensbung des großen Gedichte erlauft wurde. Er schrieb da an Göthe:

Erregung mit fünf oder sechs
büßen.“

Gegen das Frühjahr von
„in Gang gekommen“ und zu
Viertel der ganzen Arbeit absol-
ten sehr, daß Schröder zur Lieb-
nach Weimar käme, was sich al-
Juni kam Göthe auf mehrere
es wurde, nach gewohnter Art,
den Wallenstein verhandelt. U-
erfahren, mit welcher allseitigen
bei Schaffung seines großen W-
dem ganzen Gange der Arbeit r-
nur so „hingeschleudert,“ nicht
gezaubert werden und daß ger-
Sorgfalt verfährt. Schiller li-
Belehrung zu suchen, wo er solch
ihn im Juli 1798 der Bruder s-
preussische General Ludwig von S-
dem Gaste die Kriegswissenschaftl-
„Er verlangte — erzählt der Ge-
Bild von einer Schlacht im Jahre

Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyt's Ende berichtet." " Er sann noch lange hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundzügen am besten aus der Welt schaffen möchte und jeden Tag brachte ich ein neues Project dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. „„Ich hab's — sagte er — Mar darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufschlag seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassierregiments des Todes Opfer werden!““ — und so entstand die herrliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns, die wir heute Alle mit Bewunderung lesen.“⁹⁸⁾ In der ersten Hälfte des Septembers war Schiller bei Göthe in Weimar und stärkte sich an dem herzlichen Beifall des Freundes zur Vollendung seiner Tragödie. Unmittelbar nach seiner Heimkehr schrieb er den Prolog, an welchem der Freund „eine sehr große Freude“ hatte. Zugleich sandte er unserem Dichter den Abraham a Santa Clara, damit dieser alte Humorist ihn „zu der Kapuzinerpredigt begeistere.“ Die prächtige Kapuzinade wurde denn auch im Oktober geschrieben und im November ging der Dichter an den „poetisch wichtigsten, bis jetzt immer aufgesparten Theil des Wallenstein,“ an die Liebesepisode von Mar und Thekla. Wenn er dann unterm 30. November an Göthe meldete, daß er „den Wallenstein zum ersten Mal in die Welt ausfliegen lassen und an Jßland — welcher 1796 als Direktor des Theaters nach Berlin berufen worden — geschickt habe,“ so sind darunter wohl nur Wallenstein's Lager und die Piccolomini zu verstehen. Denn die ganze Tragödie wurde mit „Wallenstein's Tod“ erst im Frühling 1799 abgeschlossen.⁹⁹⁾ Damals, am 19. März, schrieb er an Göthe: „Ich habe mich lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, — meines Werkes los zu sein, und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als der bisherigen Sklaveret. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg und mir dünkt, als wenn ich besinnungslos im luftleeren

Raume hänge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder Etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe.“ Der Brief, womit Körner unterm 31. März die wenige Tage zuvor geschehene Zusendung einer Abschrift des Werkes beantwortete, war wohl geeignet, den Dichter von der Möglichkeit, „wieder Etwas hervorbringen zu können,“ zu überführen. „Ich hätte dir gewünscht, den Eindruck zu sehen, den dein Werk auf mich gemacht hat — schrieb der Freund. Es ist ein Erfolg, der dir, das weiß ich, nicht gleichgültig ist. Nur soviel laß mich dir sagen, daß ich mich wieder ganz verjüngt und in die schönen Tage unseres ehemaligen Zusammenseins versetzt fühle. Ich erwartete viel Kunst vom Walzenstein, aber fürchtete eben deshalb eine gewisse Kälte. Destomehr wurde ich durch das jugendlich frische Leben überrascht, das in dem ganzen Werke athmet.“

Noch bevor die ganze Trilogie zum Abschluß gediehen war, hatten die beiden ersten Theile die „Feuerprobe der Lampen“ bestanden. Das Weimarer Theatergebäude war unter der Leitung des beim neuen Schloßbau angestellten Stuttgarter Architekten Thourret umgebaut worden und im Herbst 1798 stand es fertig da. Der heitere Saal, mit einem aus Säulen ruhenden Balkon, sollte mit Wallenstein's Lager zum Aufendienst eingeweiht werden. Die Hofschauspielertruppe war aus Lauchstädt, wo sie Sommers spielte, zurückgekehrt, und der Dichter aus Jena herübergekommen, um beim Einstudiren der Rollen gegenwärtig zu sein. Gemeinschaftlich mit ihm dirigierte Göthe die Proben. Der Freund, welcher für die äußere Anordnung eines Drama's, für Gruppierung und Scenerie ein mehr künstlerisch geübtes Auge besaß als Schiller, ließ sich mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme die Zurüstungen angelegen sein und wir wissen von ihm selbst, wie energisch er bei dieser Gelegenheit hemmende Schauspielerlaunen beseitigte¹⁰⁰). Am Abend des 12. October ging das Lager in Scene. Die Aufführung übertraf alle Erwartungen. Der neue,

fremdliche, hell beleuchtete Raum war mit Zuschauern angefüllt, die theils aus der Stadt theils aus der Umgegend dem festlichen Spiele zugeeilt waren. Gespannt lauschte die Versammlung dem Prolog, welcher sie auf den richtigen Standpunkt stellte. Bohs sprach denselben in dem Costüm, welches er später als Max Piccolomini trug. Die Darstellung des Stüdes selbst ging vortreflich: sie war ein harmonisch gerundetes Ganzes, wo jeder Schauspieler je nach dem Charakter seiner Rolle verständig hervortrat oder beschiden sich unterordnete. Genast trug als Kapuziner den Preis davon. Die lebhaft angeregte Spannung des Publikums auf die Fortsetzung des Stüdes, — welche Spannung sich dadurch nicht irren ließ, daß Wieland (!) das Lager „unmoralisch“ fand, Jean Paul über die Aufführung verdrießlich und der grämliche Herder vor Aerger über „die sittlichen und ästhetischen Fehler“ des Stüdes gar krank wurde — mußte sich länger als drei Monate gedulden, denn erst am 30. Januar 1799 betraten die Piccolomini die Bretter. Die Vorbereitungen wurden fast mit der Wichtigkeit einer Staatsangelegenheit betrieben, denn auch der Herzog nahm den größten Antheil an dem Gelingen des Werkes und für Schiller und Göthe war es ja alles Ernstes eine Art Staatsaction, da es sich dabei um den Sieg des idealen Drama's handelte. Schiller kam schon am 2. Januar mit seiner ganzen Familie nach Weimar, wo er fünf volle Woche blieb. Mit unendlicher Geduld und Sorgfalt leiteten die beiden Freunde die Proben und so überwand den sie zuletzt unter anderen Schwierigkeiten auch diese, den des Rhythmus ganz entwöhnten Schauspielern einen richtigen Vortrag der Jamben begreiflich zu machen. Endlich kam der entscheidende Abend. Aus der Nähe und Ferne, zumal aus Jena und Erfurt, waren Zuschauer herbeigeströmt, so viele das Haus nur immer fassen konnte. Als Thella glänzte Fräulein Jagemann, als Max Bohs und den Wallenstein agierte vortreflich Graff, welcher sich im Greisenalter mit dankbarer Nührung daran erinnert hat, daß Schiller selbst ihn den Helden spielen gelehrt habe¹⁰¹). Für die ruhigen Beobachter, deren es unter den Zuschauern freilich nur sehr

Phantasie so glänzend erschien ausdrücken konnten; das Herz Empfindungen hätten Worte wieder, daß Einige, denen man absprechen konnte, kalt blieben dagegen Andere, die man unmittelbar am lebhaftesten ergriffen und fühlten ohne sie sich deutlich machen. Schiller selbst war hochvergnügt. Schauspielern wiederholt zum zweiten Act noch einige Flasche unter dem Mantel auf das Theater später, am 20. April, erschien und der Dichter konnte unter der Wirkung sei eine außerordentlich „Unempfänglichsten“ mitfortger Stimme gewesen und in den nächsten gar nicht gesprochen worden. auch nur einem leisen Zweifel schwinden bei den Worten, worin von Folgt, in ihren Erinnerung Dichtung sich ausdrückt man.

gang Weimar's nachzufolgen. Schon am 18. Februar 1799 gingen die Piccolomini, schon am 17. Mai ging Wallenstein's Tod auf dem Berliner Hoftheater in Scene. Fied machte hier aus der Titelrolle seine vielleicht größte Meisterschöpfung. Mit raschem Griff hatte sich, Fied's Zeugniß zufolge, der große Rime des ganzen Umfangs der an Gegensätzen so reichen Aufgabe bemächtigt. Der ungekürzte dämonische Trieb der Herrschsucht Wallenstein's und die in sich versinkende Grübelei, die soldatische Härte und die zarte Neigung zu dem jungen Freunde äußerten sich durchaus natürlich als Eigenschaften einer geschlossenen Persönlichkeit, welche aber erst in dem unerschütterlichen Glauben an den geheimnißvollen Schuß der Sterne ihren Schwerpunkt fand. Dies Moment habe Fied auf so eindringliche Weise hervorgehoben, daß die ganze finstere Heroengestalt wie von unsichtbarer Macht getragen, wie von magisch anziehendem Grauen umgeben schien. Im Laufe des Sommers wurde der Wallenstein in Anwesenheit des Königs und der Königin von Preußen zu Weimar wiederum „mit großer Wirkung“ aufgeführt. Der Dichter ward bei dieser Gelegenheit dem königlichen Paare vorgestellt und hatte Ursache, die Grazie und das Wohlwollen zu rühmen, womit die schöne Königin ihn empfing, sowie das Gefühl und der Geist, womit sie in den Sinn seiner Werke einging¹⁰³). Diese Begegnung sollte auch, wie wir sehen werden, nicht ohne weitere günstige Folgen bleiben. Die Herzogin Luise von Weimar ihrerseits, seit lange unserem Dichter wohlgeneigt, ließ ihm zum Zeichen ihres Beifalls ein schwer und reich aus Silber gearbeitetes Kaffeegeräthe — Kaffee war ja das Lieblingsgetränk Schiller's — auf den Schreibtisch stellen. Der Geist des alten Feldherrn führte sich auch als würdiges Gespenst auf, indem er Schätze heben half, wie Schiller unterm 27. August scherzend an Göthe schrieb, den Empfang des Theatershonorars für den Wallenstein bescheinigend. Er hatte dasselbe, wie ich aus seinem Brief an Göthe vom 18. Dezember 1798 schließe, auf 60 Dukatens festgesetzt; da er aber in ersterem Schreiben von einem „schweren Palet“ und von einem „Geldstrom“ spricht, welchen

Bühnenhonorar von 60 Friedrich Sommer 1800 kam die Tragödie gedruckt ins Publikum. Der Erst Deutschland geradezu unerhörter b Herbst war die erste Auflage vo vergriffen. Freund Körner machte aufmerksam, künftig bei Geschäfte bisher auf den eigenen Vortheil bei ler gegenüber von Cotta das Hon Stüde auf 300 Tulaten fest. Beweise, daß auch in der Fremde si Der französische Exminister Narbon Französische übersetzen und aus Eng bale und Liebe schon 1795, von D erschienen waren, kam ihm der buc neue Drama mit 60 Pfund zu ho daß die englische Uebersetzung vierze als das deutsche Original 105).

Wer „unverwirrt durch der Pa bethe dem Wallenstein Schiller's i worden, an das Gedicht herantritt, Mängel desselben im (Mängel des)

haftet, welcher wohl dazu leiten konnte, hier die griechische Vorstellung von der Macht des Schicksals wirksam zu glauben und wirkend zu zeigen. Und so wird sie gezeigt. Denn bei näherem Zusehen erkennt man sofort, daß im Wallenstein das Schicksal keineswegs nur, wie Hoffmeister und Andere meinten, als ein abstractes Ding erscheine, welches hinter den Couliissen sein Wesen treibe. Nein, die Schicksalsidee ist in die Charaktere des Stückes eingegangen und in dem Betriebe ihrer Leidenschaften und Strebungen zu handhabender Realität herausgearbeitet. Was ist überhaupt die Schicksalsidee in ihrer Wahrheit? Doch nichts Anderes als die zum Begriff erhobene Erfahrung, daß der Mensch, wenn er mit selbstfüchtiger Eigenmächtigkeit die Schranken des ewigen Sittengesetzes überschreitet, an denselben zu Grunde geht. Dieser Conflict ist auch das Grundmotiv des Wallenstein. Der Held erhebt sich zum Idealismus, aber seine egoistisch unreinen Mittel setzen sein Handeln zu seinem idealen Willen in einen Widerspruch, welcher ihn erdrückt. Der Idealismus wird sich selber untreu und deshalb unterliegt er der gemeinen Wirklichkeit. Hier liegt der tragische Knoten des Stückes und er ist von dem Dichter so kunstvoll geschürzt worden, daß der Wallenstein aller scheinbar subjectiven Schicksalsfärbung ungeachtet in der That das ist, wofür Schiller ihn angesehen wissen wollte, ein großes, objectives Zeit- und Charaktergemälde. Mit Recht hat Ruge auf die plastische Vollendung des sprachlichen Ausdrucks aufmerksam gemacht, welcher nicht nur die ganze Schrecklichkeit des dreißigjährigen Krieges widerspiegelt, sondern auch mit höchst glücklichem Takt am rechten Orte das entartete Deutsch und selbst den Gurlalstyl jener Zeit wirksam andeutet¹⁰⁶). Die Liebesepisode von Max und Thekla — schon beim Erscheinen der Tragödie und heute noch das Entzücken der Jugend und namentlich der Frauen — bot den Gegnern unseres Dichters den meisten Stoff zum Tadel. Selbst eine Rachel Levin fand, Thekla sei „ganz und gar nur die tragische Gurl!“¹⁰⁷); aber man muß nicht vergessen, daß die hohe Geistesklarheit dieser Frau öfter als blüht durch die Voreingenommenheiten ihrer Freunde, der Romane

„Sichtbare Bilder von unsichtbaren A
werden sie für alle Zeit als Verkörpern
dastehen. Und noch mehr, sie lassen sie
wenn ich recht erwäge. Wer die des
Jahrhunderts kennt, weiß, daß gerade
des dreißigjährigen Krieges eine Idee
in den Gemüthern erwachte, welche
ersten und mehr noch der zweiten s
allerdings vorherrschend lascive, mitunt
tonisch-sentimentalische Färbung anna
daß auch zu jener Zeit Liebende so süß
fühlten wie Mar und Thella, und wenn
werden soll, Schiller habe diese geschic
mung mit Bewußtsein reproduziren wi
sein poetischer Instinct auch hier das A
habe, als die Unkenntniß zugeben wollte
tische im Wallenstein vom höchsten Bel
entrollte der Dichter eine Zeit, wo „
Welt ruhte“ und, wie auch damals,
„ernstem Ende“, um „der Menschheit
Herrschaft und um Freiheit ~~mark...~~

reich auszuspringen. Der Wallenstein ist im Einzelnen und Ganzen voll von Ahnung dessen, was Europa bevorstand, — eine Zeit voll Kriegetumult, eine Periode der Säbelherrschaft. Ja, den „großen Geschicken“ schritten in Schiller's Tragödie „ihre Geister“ voraus und mit dem Hellblick des Sehers zeigte der Dichter seinen Zeitgenossen in dem „Heute“ schon das „Morgen“.

Der ästhetischen Kritik kommt es zu, ein Werk von der Bedeutung des Wallenstein einlässlicher zu analysiren. Die Biographie kann sich begnügen, an die Hauptgesichtspunkte erinnert zu haben, von welchen die Beurtheilung ausgehen muß. Dagegen liegt ihr ob, die Eindrücke zu verzeichnen, welche die Zeitgenossen des Dichters von seinen Werken empfingen. In Betreff des Wallenstein ist in dieser Richtung oben schon Manches beigebracht worden und dem dort Gesagten füge ich hier bei, daß, wer erfahren will, wie die Tragödie auf Schiller's Freunde wirkte, welche zugleich Kenner waren, die ausführlichen Briefe nachlesen muß, welche Körner unterm 9. April 1798 und unterm 16. Januar 1800 an den Dichter schrieb. Hier ist gehaltvolle Würdigung, ohne eine Spur von Schmeichelei. Aber es fehlte der großartigen Schöpfung auch nicht an Tadeln, welche sich eifrigst bemühten, Fehler zu finden und, wo keine zu finden waren, zu erfinden. Wie schon angedeutet wurde, gingen diese Bemängelungen von der Coterie der Romantiker aus und es ist komisch mitanzusehen, wie sich ein Mitglied derselben, Steffens, in seiner Schilderung von der Wirkung der Tragödie dreht und windet, um der romantischen Lösung gemäß möglichst zu vertuschen, daß auch ihm diese Wirkung in ihrer ganzen Größe sich fühlbar gemacht habe¹⁰⁸). Da wir aber einmal auf die romantische Schule zu sprechen gekommen, so ist es nicht nur passend, sondern geboten, näher auf den Gegenstand einzutreten.

Bereits ist, bei Erwähnung Jean Paul's und Fichte's, die Wendung unserer Literatur von der Classik zur Romantik signalisirt worden. Zu den beiden genannten Initiatoren einer neuen Schule gesellte sich als dritter Schelling, welcher in seiner produc-

nach bildendes Prinzip offen
Menschen aber zu sich selber
lichen Daseins ebenso viele
seiner Freiheit und zum W
kannt, wie anregend die Sch
wissenschaftlichen Studien ei
Phantasterei Thür und Thor
frühreifen, heftig ausgereizten
der wunderlichen Verquickung
der Schelling'schen Lehre vom
zu gewinnen. Novalis, der e
h., einen Göthe'schen Ausdruck
christlichreligiöspatriotischen" A
die Durchführung des Versuchs
söhnen und die Poesie zu verchi
die Gefahr nahe lag, von der
welche der deutsche Geist seit E
denkliche Richtungen hineinged
weniger als ein „Dunkler“ au
eine Einheit zu finden, in we
und Trachten sich begegnen könn
Man kann ~~aber~~

Katholicismus als angewandtes, lebendiggewordenes Christenthum, er war die echte Religion, er war es durch seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilbarkeit, seine Freude an Armuth, Gehorjam und Treue." Nachdem sich Novalis einen Katholicismus, an welchen der Prüßstein kirchengeschichtlicher Kritik zu halten reine Zeitverschwendung wäre, zurechtgemacht, prophezeite er, „nur die geistliche Macht desselben könne den streitenden Völkern den Palmenzweig darreichen." Es werde so lange Blut über Europa strömen, bis „die Nationen ihres fürchterlichen Wahnsinns gewahr werden, der sie im Kreise umhertreibt, und bis sie, von heiliger Muß getroffen und besänftigt, zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Friedensfest auf den rauchenden Wohnstätten mit heißen Thränen gefeiert wird." Ganz folgerichtig geht dann Novalis bis zur Lobpreisung des Jesuitismus fort, verwirft die Reformation und die Aufklärung des Bestimmtesten, lehrt sich ab von dem „freschen Licht" des Tages, preist in trunkenen Hymnen die „heilige, unaussprechliche, geheimnißvolle Nacht" und feiert in Liedern voll mystischer Innigkeit die Jungfrau Maria als die Kybele oder Isis seines katholischenden Naturdienstes.

Die Rückkehr zur mittelalterlichen Katholizität, wie sie ja zur gleichen Zeit durch die Bonald und Chateaubriand auch in Frankreich empfohlen wurde, ist also schon von Novalis deutlich als Ziel der Romantik hingestellt. Friedrich Schlegel, der eigentliche Doctringebener der Schule, hat den Novalis'schen Gedanken nur breit, sehr breit getreten. Schlegel hat sich vermittelt seiner Zeitschriften (*Athenäum* 1798—1800, *Europa* 1803—4) ein Ansehen als Kritiker zu geben gewußt und sein kritisches Talent war in der That groß genug, um für eine Weile Lärm in der Welt zu machen, worauf es doch vor Allem abgesehen war. Was die negative Seite seiner Kritik betrifft, so war diese insbesondere gegen Klopke und Lafontaine, sowie gegen die Nicolaiten, d. i.

unsauberen und ohnmächtigen Weltkritik auf und sie charakterisirt sich so wenigstens im Vergleich mit den (war, im Athenäum einer rohen wurde.¹⁰⁹) Die Antwort auf die neue Doctrin wollte, lautete annehmen Einheit von Leben und Poesie in der, die Realität mit dem Idealismus poetisch verklären, hiedurch die (von der Philisterei aller Art bewirkte Sphäre erheben, wo Leben und Kunst Religion Eins würde. Um die Theodien und die Unmittelbarkeit des genügen, schrieb Friedrich Schlegel seinen Daß über dieses allerdings mehr nur Buch ein Schleiermacher, welcher nach der Novallas'schen Versuche, zur Vermittlung die „speculative“ Theologie cultivirte, Briefen schreiben konnte, beweist eine sittlichen und ästhetischen Prinzipien, gesundem Menschenverstand in der es auch ohne den

genialen Subjects sich selbst genießt. Je göttlicher der Mensch, desto ähnlicher wird er der Pflanze, welche unter allen Formen der Natur die schönste und sittlichste ist. So ist also das höchste und vollendetste Leben Nichts als ein reines Vegetiren, dieser Zustand des absoluten Nichtsthuns ist — Religion. Nach solchen Prämissen kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir den Autor der Lucinde, welche durch ein bekanntes Epigramm vortrefflich kritisiert wurde,¹¹⁰⁾ bald darauf aus dem heiligen Düster des Wiener Stephansdoms hervor verkündigen, hören, der Wendepunkt zum Bösen in der Weltgeschichte sei eingetreten mit den Kämpfen der Ghibellinen gegen das Papstthum und habe sich dann mit der Reformation und der Aufklärung vollendet. Die Umkehr zur mittelalterlich-katholischen Weltansicht, welche Kirche und Staat, Volk und Wissenschaft, Leben und Kunst zu einer Einheit zusammengefaßt hätte, sei demnach die unumgängliche Bedingung einer Wiederherstellung und Verjüngung der deutschen und der europäischen Gesellschaft. In der letzten Zeit seines Lebens, wo Friedrich Schlegel wie ein Kapuziner sprach und wie ein Epikuräer lebte, rief sein apokalyptischer Drakelton, womit er sich und Andere belügen wollte, selbst seine intimsten Freunde ab.¹¹¹⁾ August Wilhelm Schlegel gab sich willig dazu her, für die romantische Doctrin seines jüngeren Bruders Propaganda zu machen.¹¹²⁾ Der eitelste der Menschen, kokettirte er übrigens mehr nur mit der romantischen Mode, als daß es ihm wirklicher Ernst damit gewesen wäre. Er adoptirte sie als ein Mittel, Aufsehen zu erregen und sich eine Stellung in der Literatur zu machen. Mit wirklichem Interesse kultivirte er, ein eleganter Sprachkenner, nur die universalistische Seite der Romantik und in dieser Richtung hat er der Herder-Götheschen Idee von einer Weltliteratur wesentliche Dienste geleistet, indem er als geschmackvoller Uebersetzer zu der weltliterarischen Theorie von allen Seiten her praktische Belege holte. So schloß er in Verbindung mit seinem Bruder, und zwar nicht wie dieser mit zweideutigen Hintergedanken, dem deutschen Auge die Phantasiwelt der altindischen Dichtung auf, so führte er Dante,

schon Production lief er dem Bräu-
wufte er sich mehr das Ansehen ein
dessen dichterische Hohlheit in dem so
zu einer grellbunten Blase des Unsr
eiferte auch A. W. Schlegel in sein
schen Versuch, dem Schauspiel Ion,
Goethe'schen Iphigenie. Von jedem
kömmlcher Weise ein halb Duzend
fort, aber es sind kalte, leblose, gemad
wollten den Mangel an Schöpferl
Empfindungskraft durch Einführung
Formen verdecken und durch sie und
jene Sonetten-, Canzonnen- und Gloss
welche der wadere Voss so herb als tre
haupt ging das Schönthum der romar
lischen und spanischen Poesie bald so in
Nachtheil unserer Literatur eine Zeit la
durfte, die crude Phantastik der Itali
Gipfel dichterischer Kunst.

Es würde den Kreis meiner Aufgabe
wenn ich die Romantik in ihren verschi
verfolgen.

nisse dem erwachenden Nationalgeist zu gesunder Nahrung dienen. Diese vaterländische Seite der Romantik, wesentlich aus der herben Enttäuschung über den Kosmopolitismus der französischen Revolution hervorgegangen und nachmals in Großbritannien, durch Walter Scott, zu einer dichterischen Gestaltung gebracht, welche die Kunde um die Welt machte, hat unzweifelhaft auch auf Schiller bedeutend eingewirkt. Im Uebrigen wird, denke ich, das Vorstehende genügen, um klar zu machen, daß das gute Verhältniß zwischen unserem Dichter und den Schlegeln, wie es beim Beginn der Horen bestanden hatte, unmöglich von Dauer sein konnte. Die Kluft zwischen diesen Naturen war zu groß, und sowie die romantische Doctrin deutlicher sich hervorwagte, mußte der Bruch erfolgen. Für Schiller war es unleidlich, wenn sich, wie namentlich in den Kritiken von Friedrich Schlegel geschah, die Ohnmacht zur Arroganz aufbauschte, und so waren die Brüder in den Xenien mehrfach satirisch von ihm gestreift worden. Dessen ungeachtet blieb er mit August Wilhelm bis 1801 in leidlich guter Beziehung, wogegen er den Friedrich, welcher die aus den Xenien gesogene Galle bei jeder Gelegenheit gegen Schiller auszulassen suchte, schon im Mai 1797 in einem Brief an Göthe einen „Laffen“ nannte. Unterm 23. Juli 1798 schrieb er dem Freunde, die „majewaise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier,“ womit das Schlegel'sche Athenäum verfare, mache ihm „physisch wehe.“ Göthe antwortete nach seiner Weise beschwichtigend und Schiller wollte dann auch den Schlegeln „einen gewissen Ernst, ein tieferes Eindringen in die Sachen“ nicht absprechen, obgleich „diese Tugend mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt sei.“ Als aber die Lucinde erschien, sprach Schiller in einer Aeußerung gegen Göthe ein ebenso entschiedenes als gerechtes Verdammungsurtheil über das Buch, welches er als den „Gipfel moderner Unform und Unnatur,“ als eine „höchst seltsame Paarung des Nebulstischen mit dem Charakteristischen“ bezeichnete.

Wenige Tage darauf, Ende Juli's 1799, erhielt er einen Besuch von Ludwig Tieck, in welchem damals gerade die Schlegel

die Kreise romantischer Geistreichigkeit und
clausovität beschränkt blieb, ein wirkliches
Talent war er immerhin. Seine Lieder
zugleich mit den Armseligkeiten, gegen
verschollen; aber seine Märchen, in welch
den Zauber der vielberufenen „Waldeins
und der Natur ihre verschämtesten Geheiss
stand, bewahren den reinsten und feinsten
der Romantik und werden denselben auch
Freilich, wenn man Lied von vorneherein
posaunt hatte, berufen, das Größte zu schaff
thum allen Verständigen klar, als er 1794
hervortrat. Diese plan- und einheitslose
alters, in welcher die romantische Muse
Schmuck förmlich klingelnde Kokette er sich
höchsten Potenz frömmelnder Affectation hin
der Schule mit schallenden Fanfaren beg
Dichtungen Göthe's und Schiller's nicht nu
vorgezogen. Wer, außer dem Literarhistoriker
durch diese „Naturunmittelbarkeit“ durchar
gepriesene Stück heute noch? Niemand.
unserem Dichter „gar nicht übel“ gefallen
wie er unterm 24. Juli 1799 an Göthe
schrieb.

das noch so viel an sich zu thun hätte und schon so viel gethan glaubt. Ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm, denn mir dünkt, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle.“ Tiedt übrigens, zu seiner Ehre sei es gesagt, hat sich, wenn auch unserem Dichter nicht freundlich gesinnt, wenigstens nie zu der bornirten Ungerechtigkeit der Schlegel gegen denselben fortreißen lassen, und wenn er auch bis zuletzt an seiner Meinung festhielt, Schiller's Erstlingswerk, die Räuber, sei sein größtes geblieben,¹¹⁸⁾ so konnte und wollte er sich doch dem imponirenden Eindruck des Wallenstein nicht entziehen. Er bemühte sich zwar angelegentlich, in der Composition und Ausführung der großen Dichtung Fehler zu finden und aufzuzeigen, aber er setzte seinen Ausstellungen doch das Bekenntniß entgegen, sie werde „immer als die erste unter den deutschen Tragödien zu nennen sein,“ und sprach anderweitig die bekannten warmgefühlten Worte: „Wallenstein's mächtiger Geist trat unter die Jugendgespenster des Tages. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieses tief sinnige reiche Werk ist als ein Denkmal für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn stralt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, damit wir wissen, was wir sind und was wir waren.“ Im Jahre 1809, als die Geschicke, deren Geister im Wallenstein der Zeit vorausgeschritten waren, sich erfüllt hatten, da griff auch die Tablerin Rahel Levin wieder nach dem Werke, und als sie es gelesen, rief sie aus: „Wie paßt jetzt jedes Wort in der Tragödie! Wie versteh' ich jetzt Welthandel und Dichter erst!“

Maria Stuart. — Die Jungf Die Braut von F

Die letzte Lebensperiode. — Kurzes Schwanzen Stück
— Schwester Christophine und Schwager Reinwald. —
Jugend für die Wintermonate, beschlossen. — Haus
Karoline. — Die Mallefer. — Schwere Erkrankung
— Revolutionärer und contrerevolutionärer Überwip
des Macbeth. — Maria Stuart. — Wiederum im Ge
ist Poete und wer ist ein Poet? — Die Jungfrau. —
Körner'schen Weinbergshaus zu Loschwitz. — Der E
Schiller. — Das Mittwochstränken und eine Regel
Experimente. — Eigen Dach und Bach. — Der Weiss
Braut. — „Eine verwünschte Aelamation.“ — Unter
Morgenstücken zu Lauchstädt. — Schiller und

Wir treten in die letzte Lebensperiode
Anfang durch die Vollendung des Ballens
stand jetzt in der Vollreife seines Geistes.
Ziele bewußt, war er auch des Erfolges ge
nen Stimmen des Tadels, welche gegen

konnte jetzt kein Zweifel mehr aufkommen. Sein Beruf als dramatischer Dichter, als Tragöde war, wie für das Publicum, so auch für ihn selbst auf immer entschieden. Nur in Betreff der Stoffwahl fand noch ein Schwanken statt. Wir sehen, daß Schiller zu Anfang des Jahres 1798 sich entschlossen hatte, nur noch geschichtliche Stoffe zu wählen, und damals hatte er gegen Göthe geäußert, daß er große Lust hätte, die Geschichte Julian's des Apostaten dramatisch zu behandeln.¹¹⁴⁾ Unmittelbar nach dem Abschluß des Wallenstein war er jedoch anderen Sinnes, denn er bekannte unterm 19. März 1799 dem Freunde: „Neigung und Bedürfnis ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt.“ Dies war aber nur eine vorübergehende Laune und seine Aufmerksamkeit wandte sich sofort wieder der Geschichte zu. Am 20. April war Wallenstein's Tod in Weimar aufgeführt worden, am 25. April kehrte der Dichter nach Jena zurück und schon am folgenden Tage finden wir ihn mit dem Thema der Maria Stuart beschäftigt, welches ihm ja bereits vor Jahren, in der Einsamkeit von Bauerbach, anziehend nahegetreten war. Unterm 8. Mai schrieb er an Körner: „Jetzt bin ich Gottlob wieder auf ein neues Trauerspiel fixirt“ — womit nur Maria Stuart gemeint sein kann; denn wenn auch zu dieser Zeit der Gedanke, die Maltejer ernstlich vorzunehmen, flüchtig aufgetaucht war, so wurde er doch rasch wieder fallen gelassen und ein dritter tragischer Stoff, der Barbel, erregte erst im August die Aufmerksamkeit Schiller's.¹¹⁵⁾ Am 10. Mai bezog er mit seiner Familie wieder das Gartenhaus am Leutzbach und er erhielt daselbst den Besuch Göthe's, der ihn zu seiner neuen Arbeit gewiß sehr ermunterte. Hatte der Freund doch bei einer früheren Gelegenheit gegen Schiller bemerkt, „es scheint ihm beim dramatischen Dichter durchaus nothwendig, daß derselbe oft austrete und die Wirkung, die er gemacht, immer wieder erneuere.“ Unser Dichter las damals, wie um sich durch den Contrast in seinen dramaturgischen Grundsätzen zu versichern.

ganz er alle Unarten der französische
im Ganzen etwas schwach ist." U
Götze, daß er sich, obgleich das Sch
nicht vollständig entworfen sei, doch i
ersten Acts gemacht habe.

Ein paar Wochen später begrüßte
phine und ihren Mann bei sich, al
Vorstellungsweise des fleißigen, nicht
von Schwager bereilte ihm, wie er G
ten ließ, nicht eben viel Unterhaltung
dieser Zeit an unserem Dichter mitunt
fählbar, um nicht zu sagen eine ge
hohen Maßstab, welchem er sich selbst
zu legen. Wenn aber herbe Aeußerun
Art zu der gewohnten Herzensgüte S
sehen scheinen, so ist es wohl gestattet,
an die Reizbarkeit zu erinnern, welche
Folge fortwährender Kränklichkeit zu sei
sehen wir des Dichters Entschluß, nach I
nigstens für die Wintermonate, zur Reiz
den Motive legte er seinem Freunde J
dar, wo er schrieb: „Weil ich mich an

durch die höchste innere Anstrengung und nicht ohne große *saux frais* zu Stande brachte." Am nämlichen Tage theilte er auch Göthe seinen Entschluß mit und dieser schrieb umgehend zurück: „Es ist keine Frage, daß Sie unendlich gewinnen würden, wenn Sie in der Nähe eines Theaters sein könnten. In der Einsamkeit steckt man diese Zwecke immer zu weit hinaus.“ Der Freund war auch behülflich, in Weimar ein passendes Quartier auszumitteln, und da Charlotte von Kalb gerade im Begriffe stand, die von ihr innegehabte Wohnung aufzugeben, so mietete Schiller dieselbe zu dem jährlichen Zins von 122 Reichthalern. Er setzte unterm 1. September von seiner Absicht, nach Weimar zu ziehen, auch den Herzog in Kenntniß. Der Fürst billigte den Entschluß und sprach in seiner Antwort die Hoffnung aus, den Dichter „recht oft sehen und ihm mündlich die Hochachtung und Freundschaft beweisen zu können, die er für ihn hege.“ Die Herzogin Luise schrieb ihm ebenfalls in gütigster Weise, die „angenehme Aussicht auf einen näheren Umgang mit ihm mache ihr viele Freude.“ Endlich wurde bei dieser Veranlassung die Besoldung Schiller's um 200 Thaler erhöht und wir erhalten einen Einblick in seine Haushaltelage wenn er am 8. Oktober an seine Mutter schreibt: „Wir werden nach Weimar ziehen und den Winter dort zubringen. Ich habe Geschäfte dort und der Herzog will mich dort haben; er hat mir deswegen auf eine sehr schmeichelhafte Weise meine Besoldung verdoppelt, so daß ich jetzt 400 Thaler von ihm habe, jährlichen Gehalt. Es ist freilich noch ein kleiner Theil dessen, was unsere Wirthschaft jährlich braucht, indessen ist es doch eine große Erleichterung und das Uebrige kann ich durch meinen Fleiß, der mir wohl bezahlt wird, recht gut verdienen. Wir stehen uns jetzt doch, mit dem, was uns meine Schwiegermutter jährlich giebt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld; dies nehme ich an, ohne Etwas dafür zu thun, und 1400 Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient.“ Man ersieht hieraus, daß das Budget des Dichters zwar ein deutlichbürgerlichbescheidenes, doch aber nicht ein allzu knappes war. Freilich

der Musenalmanach für das kom-
berte. In Rudolstadt, das ihm
holte er sich frische Stimmung un-
bald nach seiner Heimkehr von da
nöthig war. Denn ihm stand ein
11. Oktober gab Lotte ihrem Gatt-
berkunft war schwer, doch glücklich vi-
mère" kam zur Pflege der Tochter
15. Oktober wurde die Neugebor-
Henriette Luise getauft und Alles so
daß Schiller freien Geistes den P-
ausarbeitete, „um dem Herzog sogle-
mar etwas Bedeutendes vorzulegen.
aus den gesammelten Werken kenne-
deutendes“ erwarten: er ist. viellei-
Dichter im tragischen Fache erfunden,
zu beklagen, daß er nicht zur Ausfü-
daß dem Dichter durch das traurige
diese Beschäftigung eingriff, die ge-
Denn am 23. Oktober mußte er is-
„An diesem Tage ist Lolo sehr krank
war von einem kalten Fieber ergriffen.“

Phantasieen gehen mir durchs Herz.“ Der Freund schrieb zurück: „Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle. Ich wünsche Nichts sehnlicher als bald etwas Tröstliches von Ihnen zu hören.“ Das Tröstliche ließ aber mehrere Wochen auf sich warten. Erst Mitte Novembers erhielt die Kranke Besinnung und Sprache wieder; doch machte von da an ihre Genesung so rasche Vorsschritte, daß am 8. Dezember der Umzug der Familie nach Weimar stattfinden konnte. Welche innige Anhänglichkeit sie in Jena zurüdließ, zeigt ein Brief, welchen Frau Griesbach am Tage des Umzugs an den Dichter schrieb. „Ich war so gewohnt, mit Ihnen zu leben — hieß es darin — daß mir jedesmal die Thränen in die Augen kommen, wenn Eins von uns fragt: Wie mag es jetzt bei Schiller's gehen?“

Es ging zunächst recht leiblich. Lotte hatte sich wieder vollständig erholt, die Kinder gediehen fröhlich, und nachdem das Hauswesen in ein regelrechtes Geleise gelenkt war, konnte man sich auch den wohlthätigen Einflüssen der Weimarer Geselligkeit überlassen. Der Dichter war von den Fürstlichkeiten mit Achtung und Theilnahme, von der Weimarer Gesellschaft mit Zuorkommenheit aufgenommen worden. Mit Papa Wieland stellte sich unschwer wieder ein freundliches Verhältniß her, mit Göthe kam Schiller täglich zusammen und häufig war der Herzog der Dritte in diesem kleinen Kreise. Daß der Verkehr mit Schwager Wolzogen und Schwester Karoline ein geschwisterlich-vertraulicher war, braucht kaum bemerkt zu werden: die beiden Familienmachten so zu sagen nur eine aus. So kam das Ende des Jahres heran, zugleich das Ende eines Jahrhunderts. Man beabsichtigte, das neue, das neunzehnte mit einem künstlerisch ausgedachten Feste zu begrüßen, und Schiller betheiligte sich lebhaft an diesem Plan, welcher zu Neujahr 1801 ausgeführt werden sollte. Allein nicht nur fehlten die Mittel, etwas Großartiges herzustellen, sondern es fehlte auch die rechte Festlust. Und woher hätte sie wohl kommen sollen? War doch die politische Lage so, daß jeder Denker sich schwer

Widerstand konnte diesem Bedrohli-
Baterland bieten? Keine. Pre-
Friedrichs des Großen an der erst
abschüssige Bahn der „Freundschaft“
hineingerathen, hatte sich durch den
Reiche losgesagt, allerdings nicht ohn-
gen Oestreich, welches dann seinerseits
Campo Formio aller Welt kundgab,
fürder eine deutsche Reichspolitik au-
dieser Gelegenheit der Schlüssel des 9
überliefert wurde, da stieß ein deutsche
„Rothem Blatt“, den höhnischen Jubi-
des Reichs ist zertrümmert! Bürger
die Frankenrepublik! Am 30. Dez
Uebergangs von Mainz, starb zu Re-
Alter von 955 Jahren, 5 Monaten,
einer gänzlichen Entkräftung und hi-
bei völligem Bewußtsein und mit alle
heilige römische Reich, schwerfälligen
wiß zeichnet die ganze Situation, d-
gebessert wurde, ~~wenn auf der anhem-~~

die Lage von Europa überschauend, in seinem Liede „zum Antritt des neuen Jahrhunderts“ auf die Frage: „Wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?“ nur die Antwort fand: „Ach, umsonst auf allen Länderarten spähest du nach dem seligen Gebiet, wo der Freiheit ewig grüner Garten, wo der Menschheit schöne Jugend blüht“ — und daß er, „aus des Lebens Drang fliehend“, resignirt „in des Herzens heilig stille Räume“ zurücktrat, in die Welt der Ideale, wo es wenigstens eine „Freiheit in dem Reich der Träume“ gab und „das Schöne im Gesang“ blühte. Fast möchte man auch bei dieser Gelegenheit die Gemeinde der Idealgläubigen von damals abermals um die Leichtigkeit beneiden, mit den realen Zuständen sich abzufinden. Und doch hat hinwieder diese ganze schöngeistige Weimarer Gesellschaft Etwas an sich, was uns, welchen denn doch Deutschland aus einem bloß „geographischen“ Begriff allmählig zu einer sittlichen Idee geworden, nicht sehr angenehm berührt. Im Hinblick auf diese Gesellschaft wandelt uns manchmal das Gefühl an, als hätten sich die Mitglieder derselben recht absichtlich die Augen verbunden, um nicht zu sehen, was in der Welt vorging, und zuweilen muß Einem, wenn Männer wie Göthe und Schiller sich in Dupenden von Billeten über literarische und theatralische Armseligkeiten wichtig ergehen, während die größten Ereignisse einer verhängnißvollen Zeit nicht mit *e i n e m* Worte berührt werden, dies Alles doch recht trähwädelig vorkommen. Der ehrliche und einsichtsvolle Knebel hatte nicht ohne Grund schon 1797 mißmuthig geschrieben: „In Weimar hat man über politische Sachen gar kein Urtheil.“ Wenn Göthe, der wie für Geschichte so auch für Politik kein Organ besaß, über den Patriotismus des Dichters so sich äußerte, wie früheren Ortes berührt worden, so hatte er von seinem Standpunkt aus unzweifelhaft recht. Aber dabei kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß in dieser Richtung sein Einfluß auf Schiller, wenigstens für eine Zeit lang, kein wohlthätiger gewesen sei. Schiller war nicht dazu gemacht, sich in die reine, man möchte sagen vornehm=abstracte Kunstphäre zu verschließen. Es ist ihm

er denselben doch am Ende seiner Lauf-
ten lassen.

In den ersten Monaten des neuen
Jahrs beschäftigte den Dichter mit der Bearbeitung des
Werks für die Bühne beschäftigt. Das Repertorium
verlangte gebieterisch Bereicherung und
den Goethe und Schiller allmählig in
den Hintergrund hineingedrängt, welches man
hatte. Goethe hatte sich herbeigelassen,
übersehen, wohl nicht ohne Rücksicht
welcher in Folge frühester Gewöhnung
Erscheinen des Wallenstein auf der Büh-
ne von der Rückkehr zu den Tru-
classen erwartete. Daß die beiden Frei-
gänger, mag mit auf Rechnung der
seien sein, welche sie als Gegengewicht
keit der Pfaffen-Rosebue'schen Schule
man den bekannten Stangen, welche Sch-
lesier die Voltaire'sche Tragödie auf die
das Unbehagen an. Im Grunde würde
Nur überall sich selber, wenn der Dichter

seine Bearbeitung des Macbeth ist kein Meisterstück¹¹⁴). Seine sehr mangelhafte Kenntniß der englischen Sprache, welche ihn zwang, sich doch hauptsächlich mit den unzulänglichen Uebersetzungen von Wieland und Eschenburg zu behelfen, war noch nicht so sehr vom Uebel wie das Colorit, welches er dem großen Briten aufzwang. Hier mußte das Antiklisiren ganz am unrechten Platze sein: man vergleiche nur die Schicksalschwesteren des Schiller'schen Macbeth mit den Witches des Shakspeare'schen.

Mit Befriedigung sehen wir die beiden Freunde von solchen im Ganzen verfehlten Versuchen wieder zu selbstständigen Arbeiten zurückkehren. Göthe in Fortführung des Faust schickte sich an, die Helena auftreten zu lassen, und Schiller nahm die Maria Stuart wieder auf. Neben dieser Arbeit her lief die Ordnung und Durchsicht seiner Gedichte, deren erste Sammlung Ende Juli's 1800 druckfertig war und auch im laufenden Jahre noch erschien. Gegen das Frühjahr zu brachte aber ein mehrwöchentlicher harter Krankheitsanfall seine Thätigkeit ins Stoden. Noch zu Ausgang des März beklagte er sich gegen Körner, daß seine Kräfte noch sehr weit zurück seien, daß er an heftigem Husten leide, die Treppen nur mit Mühe steige und nur mit zitternder Hand schreibe. Um ihn den stärkenden Genuß der Landluft zu verschaffen, hatte der Herzog die Güte, ihm einen Aufenthalt im Schloß Ettersburg anzubieten, und hier wurde im Laufe des Mai in stiller Waldeinsamkeit die Maria Stuart zu Ende geführt. Die Vorbereitungen zur Aufführung wurden rasch betrieben, obgleich die bekannte Communionsszene im fünften Act eine Klippe derselben zu werden drohte. War doch selbst Göthe'n, wie er unterm 12. Juni dem Freunde schrieb, „nicht wohl dabei zu Muth.“ Aber der Dichter blieb fest und bei seinem hohen Begriffe von dem Theater als einer sittlich-religiösen Anstalt konnte und mußte er es bleiben. „Vorgestern — meldete er unterm 16. Juni an Körner — ist die Maria Stuart gespielt worden und mit einem Success, wie ich ihn nur wünschen konnte.“ Es war ein heißer Sommer und eine *Welmarer Dame*, welche über die erste Aufführung der Tragödie be-

gelungener gefunden als den Wallen-
ungen idealische Gestalten, wie Maj
der Zankscene zwischen den beiden Al
der Abendmahlszene habe Mancher
schiedener war der Beifall zu Lauchstä
das Stück am 3. Juli wiederholte.
um die Billets zu der Vorstellung u
diese, welche ursprünglich 8 Groschen
aufzusteigern, weil in dem vollgepf
Niemand mehr Platz hatte.

Festgestellt dürfte sein, daß Maria
Tragödien der modernen Literatur ist;
angehen, unterliegt das Gedicht beg
hat, indem er nach Vollendung des A
worden, nach einem „bloß leidensd
Stoff“ verlangte, einen Fehlgriß geth
schichte der berühmten oder berüchtigt
wählte. Das bloß Menschliche und I
der That in diesem Trauerspiel das
Daher die allerdings genial angelegte
her die Vorliebe, mit welcher ~~Martin~~

Frauen gerückt. Carlyle hat daher nicht ohne Grund die Idee der Maria Stuart, im Vergleich mit dem Wallenstein, eng und beschränkt genannt. Den gerügten historischen Mangel zugegeben, wird man aber nicht viel dagegen einzuwenden haben, wenn Frau von Staël die Maria Stuart das planmäßigste und rührendste deutsche Drama nannte. Gibt doch selbst A. W. Schlegel zu, die Tragödie sei „mit großer Gründlichkeit und Kunstfertigkeit construiert“ und es sei darin „Alles so weiselich abgewogen,“ daß man schwerlich Etwas werde verrücken können ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Endlich gesteht auch Schlegel, der ausgesprochene Widersacher des Dichters, daß die Wirkung „unsehlbar“ sei. In Wahrheit, mit hoher Kunst weiß der Dichter in dieser Dichtung die Leidenschaften zu einem tobenden Sturm anschwellen zu machen, um dann mit noch höherer sie verschweben und versäuseln zu lassen. Die Art, wie Maria auf dem Wege der Religion zur Veröhnung mit sich und der Welt gelangt, ist unvergleichlich schön, und daher ist es auch schwer zu begreifen, wie man an der Abendmahlszene Anstoß nehmen konnte. Ein äußerlicher Cultact ist hier mit den geheimsten Regungen der Seele wundervoll vermittelt und keine Hand fühlt sich versucht, den Glorienschein anzustreifen, welcher das Haupt Maria's auf ihrem Gange zum Schaffot umgibt. Was schließlich den Vorwurf angeht, daß Schiller in diesem Drama mit dem Romanismus schöngethan habe, so ist derselbe unendlich lächerlich; denn das Gedicht gehört ja zu den furchtbarsten Streichen, die jemals gegen Rom geführt wurden.

Schon zu Ende des Juli war unser Dichter wieder an einer neuen Arbeit. Es ist, als hätte er geahnt, daß seine Zeit gemessen sei und daß er sich beeilen müsse. „Das Mädchen von Orleans ist der Stoff, den ich bearbeite — schrieb er am 28. Juli an Köbner. Der Plan ist bald fertig und ich hoffe binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehen zu können. Poetisch ist der Stoff in vorzüglichem Grade, so nämlich, wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir ist aber angst vor der Ausführung, eben weil ich sehr viel darauf halte und in Furcht bin,

Zeit, welche der Hof in Wilhelmsthal
alten närrischen Nest" weilte und der
Winter verlief unter stillem Musen-
Jahrhundert thätig beschloffen — sch
Januar 1801 an Körner — und m
gleich etwas langsam damit geht, g
Schon der Stoff erhält mich warm; id
gen dabei." Am 10. Februar konnte e
vorlegen und am 5. März ging er bei
um dort in der Stille seines Gartenha
seines Werkes zu sammeln. In diese
mehr eine solche war, da er Frau und
gelassen, hielt er sich fleißig an die Arbei
über Herder's „Adrastea," über dieses,
„erbärmliche Hervorklauben der früheren
um nur die Gegenwart zu ignoriren ode
anzustellen." An ein wissenschaftliche
knüpfte sich ein tiefsinniger Ausdruck
„Vor einigen Tagen — äußerte er i
Götze — habe ich Schelling den Krieg
Hauptung in seiner Transcendental-Phi
von dem Bemühten ~~auszuheben~~

auszuweisen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungechwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorbegeht, kann kein poetisches Werk entstehen und die Poesie, dünkt mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Object überzutragen. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen Idee gerührt sein, aber er kann sie in kein Object legen, er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen. Ebenso kann der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Product mit Bewußtsein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtsein an und endigt nicht mit demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus."

Am 3. April war der Dichter wieder in Weimar und bald darauf konnte er dem Freunde in Dresden melden, daß die Jungfrau beendet sei. „Mir ist nun wieder ganz unbehaglich — schrieb er dazn. Ich wünschte wieder in einer neuen Arbeit zu stecken. Es ist Nichts als die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht.“ Göthe hatte das neue Drama schon am 20. April gelesen und schickte das Manuscript an den Dichter zurück mit den Worten: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm Nichts zu vergleichen weiß.“ Der Haupttadel, welchem das Trauerspiel bei den Zeitgenossen und später unterstellt wurde, ist der, daß Schiller mit der Geschichte seiner Heldin zu dichterisch umgeprungen sei und die Tragik der Historie durch den von ihm erfundenen Conflict, in welchen das Herz der gottbegeisterten Jungfrau mit ihrer heldischen Mission geräth, keineswegs erreicht, geschweige übertroffen habe. So sagte A. W. Schlegel die Sache, indem er urtheilte: „Das wahre schwachvolle Märtyrertum der verrathenen und verlassenen Heldin würde uns tiefer erschüttert haben als das rosenfarb erhellerte, welches Schiller im

die Zeit des Leidens und der Berken
gestellt gegen den bleibenden Ruhm
der Menschheit." Zur weiteren Beg
Auge halten, daß Schiller mit ganz
schönste Verunglimpfung, welche Vol
Nationalheldin Frankreichs angethan
gen ist. Er hat das in seinen „das B
schriebenen drei Strophen deutlich aus
alle Kraft seines Witzes und die ganz
gebieten, um „das Erhab'ne in den
seinem heroischen Thema eine von So
machen. Der deutsche Dichter wollte,
prostituirte Jeanne d'Arc rehabilitire
gutmachen, was der Spott verbrochen.
Beginnen der Jungfrau als ein religi
Verbindung des Christenthums in sei
Katholicismus mit dem mittelalterliche
Wunderbares. Freilich hat das Mo
mystisch Somnambulistisches in die
durch die Berufung auf den Glauben
chens von Orleans an dessen höhere

die Helden zur Verliebten absinken zu lassen, sondern brachte auch in die Tragödie eine gewisse opernhafte Willkür, welche sich in den weit mehr störenden Episoden von Montgomery und dem schwarzen Ritter kundgibt, wie nicht minder in der zur Caricatur übertriebenen Figur der Königin Isabeau. Gibt man aber den Tadlern dies Alles zu und ebenso noch den Vorwurf, daß der Gang der Handlung mehr ein epischer als dramatischer sei, woher denn trotzdem die große Gesamtwirkung der Tragödie? Die Antwort ist leicht. Die große Gesamtwirkung kam von dem wunderjam kunstreichen Aufsteigen vom anmuthigen Idyll zum weltgeschichtlichen Trauerspiel, von dem herrlichen Contrast zwischen der schlichten Hirtin und der hochsinnigen Heldin, von dem energischen Hauch religiöser und patriotischer Begeisterung, welcher das ganze Gedicht durchathmet, und endlich von jenem undefinirbaren, geheimnißvollen Etwas, das den echten Dichter macht, wie den echten Tonkünstler die Melodie. Der Kunststrichter hat das Recht und die Pflicht, die Mängel der Tragödie aufzudecken; aber Hunderttausende, Millionen von Herzen haben dem Dichter das Wort nachgesprochen, womit er seine Johanna in die Welt entließ: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!“

Der sofortigen Aufführung der Jungfrau in Weimar stellten sich Hindernisse entgegen. Der Herzog, ganz in der Voltaire'schen Auffassung des Gegenstandes befangen, schrieb zu Anfang Aprils an Karoline von Wolzogen: „Mit Schrecken habe ich erfahren, daß Schiller ein Theaterstück, die Pucelle d'Orleans, wirklich geschrieben hat; ich hatte davon munkeln hören, glaubte es aber nicht. Machen Sie doch, gnädige Frau, daß ich dieses Stück zu Gesichte bekomme, ehe es in die Welt tritt oder ehe es, auf unserem Theater gespielt zu werden, die Einrichtung bekommt. Das Sujet ist äußerst scabros und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltaire'sche Poem fast auswendig wissen.“ Karoline veranlaßte hierauf den Schwager, dem Fürsten die Handschrift mitzutheilen, und im Mai sandte Karl August dieselbe an Frau von Wolzogen

zurück mit den Worten: „Schiller's Mädchen von Orleans hat gewiß in seiner Art das schönste Ensemble und poetische Verdienste, wie sie selten anzutreffen sind; eine Wärme herrscht in diesem Poem, das auch denjenigen nicht kalt bleiben läßt, der nie christlicher Mythologie Geschmack abgewinnen konnte und der nie Interesse an einer Person oder Heldin zu fassen vermochte, die durch nicht menschliche Inspiration zu das (sic!) wurde, was sie merkwürdig macht. Die betrüble deutsche Sprache ist in die schönste Melodie gezwungen, deren sie fähig ist, und die der deutschen Muse hat Schiller so veredelt wirken lassen, daß man zwischen Erhabenheit und Herzlichkeit schwebt, wenn man dieses Gedicht liest.“ Man sieht, die Tragödie hatte trotz aller Opposition, in welcher sie zu dem Geschmacke des Herzogs stand, bedeutend auf diesen gewirkt. Dessenungeachtet — schrieb Schiller unterm 28. April an Göthe — „meinte er, sie könne nicht gespielt werden, und darin könnte er recht haben. Nach langer Berathschlagung mit mir selbst werde ich sie auch nicht auf's Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen.“ Göthe war nicht dieser Meinung. „Einer Vorstellung Ihrer Jungfrau — schrieb er zurück — möchte ich nicht ganz entgehen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir schon große genug überwunden.“ Die Schwierigkeiten waren aber nicht so fast dramaturgische, sondern vielmehr in „Privatverhältnissen“ begründete, auf welche Schiller in einem Schreiben vom 17. November 1801 anspielte, worin er die Schauspielerin Bethmann in Berlin zur Uebernahme der Rolle der Jungfrau nach Weimar einlud. Das Lange und Kurze der Sache war dieses. Der Dichter hatte die Rolle seiner Heldin für Karoline Jagemann bestimmt; allein diese Karoline war dem Herzog, wie er der Frau von Wolzogen gestand, „zu lieb,“ als daß er „ihr schönes Talent und Bemühen so zwecklos und ihr so nachtheilig hätte gezwungen sehen mögen.“¹²⁰⁾ Der Fürst bewies hier einen ganz richtigen Takt, weil die Vermuthung nahe lag, Demoiselle Jagemann könnte in der Rolle der Jungfrau zu unliebsamen Bemerkungen Veranlassung geben. So wollte denn

Schiller, noch dazu gezeichnet durch „die schreckliche Empirie des Einkernens, des Behaltens und den Zeitverlust der Proben“, von der Darstellung der Tragödie absehen; allein die Ermuthigung von Seiten Göthe's und der Umstand, daß die Bühnen von Leipzig, Berlin, München und Hamburg dringend nach dem neuen Stücke verlangten, ließen ihn anderen Sinnes werden und bewogen ihn, das Trauerspiel bühnengerecht zu machen. So beschränkte die Jungfrau noch im Jahre 1801 in Leipzig die Bühne und zu Neujahr 1802 wurde die Tragödie in Berlin zur Einweihung des neuerbauten Theaters gegeben¹²¹). In Weimar waren die Hindernisse der Aufführung erst im Frühjahr 1803 gänzlich beseitigt, hauptsächlich dadurch, daß an der Stelle der Jagemann Fräulein Malcolm die Titelrolle übernahm. Am 23. April ging denn auch hier die Tragödie in Scene und unterm 12. Mai schrieb Schiller darüber an Körner: „Die Jungfrau ist vor drei Wochen hier zum ersten Mal aufgeführt und mehrmals repetirt worden. Ich habe mir mit den Proben viel zu thun gemacht; das Stück ist aber auch charmant gegangen und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles ist davon elektrisirt worden.“

Wieder in das Jahr 1801 uns zurückwendend, find wir Zeugen, wie rastlos unser Dichter schon zu Anfang des Mai, also kaum ein paar Tage nach Vollendung der Jungfrau, wiederum nach einem bestimmten Ziel seiner Thätigkeit suchte. Die Malteser boten sich ihm zur Ausführung dar, wurden jedoch abermals zurückgelegt, weil der Dichter meinte, noch „fehle ihm das punctum saliens zu diesem Stück.“ Warbet wurde ebenfalls wieder näher in Betracht gezogen und auch die Idee einer Komödie ging dem Dichter auf. Diese ließ er freilich sofort wieder fallen, weil er, wie er gegen Körner äußerte, bei näherem Nachdenken fand, „wie fremd ihm dieses Genre sei.“ Zuletzt entschloß er sich, eine „einfache Tragödie in der strengsten griechischen Form zu versuchen“, deren Thema „ganz eigene Erfindung“ sein sollte. Es ist also von der Brant von Messina die Rede, deren Plan schon am 13. Mai so fertig vorlag, daß Schiller zur eigentlichen Arbeit schreiten

heit machen" und dann über Berlin.
Diese Absicht kam aber nicht zur Aus-
führung. Schiller's Wohnung zu Anfang 1794
die Kinder lagen an den Mätern be-
setzte. Der ganzen Familie war bei-
kunft vonnöthen und so wurde ein Auszug
an welchem auch Schwester Karoline
räumte den hochwillkommenen Gäste
Loßwitz ein und hier verlebte der Dichter
und alter lieber Freunde einen glücklichen
müß ihn eigenthümlich bewegt haben,
Höhe des Nebengartens, wo der Dichter
worden war, wieder zu betreten. Wi-
ren, gethan, gelitten! Mit welchen
gereifte Denker und Künstler auf die
seiner Jünglingsjahre, auf die bunten
täuschungen seiner Wanderzeit zurückbl-
heit warf keine Schatten in die Gegen-
nachher in Dresden, wo die Familie
tember weilte, gab er sich unbesorgen
der Kunstschätze, an welchen die Dichter

Mal auf den Brettern erschien. Hier nun sollte Schiller erfragen, wie sehr Körner rechtgehabt hatte, als er unterm 22. August 1798 dem Dichter geschrieben: „Gegen das Publikum bist du nicht ganz gerecht. Du erfährst nur einen kleinen Theil von der Wirkung deiner Arbeiten. Der Deutsche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, den ein Kunstwerk auf ihn macht, laut werden zu lassen. Hiezu bedarf es immer noch eines besonderen Anlasses.“ Die in den wichtigsten Rollen sehr gelungene Aufführung der Jungfrau bot jetzt dem Publikum einen solchen Anlaß, seine Gefühle für Schiller zu manifestiren. Er feierte einen wahren Triumph. Dem heißen Abend zum Troß war das Theater bis zum Erdrücken voll und die Aufmerksamkeit auf die Tragödie liebevoll gespannt. Als nach dem ersten Act der Vorhang nieder ging, brachen die Zuschauer wie mit einem Munde in ein huldigendes: „Es lebe Friedrich Schiller!“ aus und Trompeten und Pauken verstärkten den jubelnden Ruf. Den Dichter hielt seine Bescheidenheit im Hintergrund seiner Loge zurück und nur wenige wurden seiner dankenden Verbeugung gewahr. Aber man wollte den Liebling der Nation sehen. Als das Stück unter allgemeiner Begeisterung zu Ende gegangen, war der Platz vor dem Schauspielhause bis hinab zum Rannstädter Thore dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller heraustrat, war schnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten sich. So schritt er durch die Reihen seiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Eltern ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuflüsterten: „Seht, dieser ist es“ ¹²³)!

Zur Erhaltung der heiteren Stimmung, in welcher der Dichter nach Weimar zurückkehrte, konnte es nur beitragen, daß am Tage nach seiner Heimkehr ihm die treffliche Schauspielerin Friederike Ungelmann aus Berlin seine Maria Stuart als Gastrolle vorführte. In diese Zeit fällt auch eine hübsche Begegnung Schiller's mit Zelter, welcher von Berlin gekommen war, um ihn persönlich kennen zu lernen ¹²⁴). Mit Eintritt des Spätherbstes bestimmte das Bedürfniß des Theaters den Dichter zur Bearbeitung des

nahm. Göthe vereinigte die beid-
dinnen zu einem munteren Kreise,
kränzchen, das sich regelmäßig alle
verjammelte und an welchem auch
Söhne sich betheiligten. Lotte, Karl
sen, die Gräfin von Egloffstein, die
und Fräulein Amalie von Imhof bei
Sitte in diesen zwanglosen Kreis.
zu — schrieb Schiller unterm 16. N
lassen uns — (durch die Anwesenheit
gen) — nicht stören und es wird stet
Im Mittwochsfränzchen ertönten zur
Schiller's Lieder „die vier Weltalter“,
und „an die Freunde“. Hier konnte
müthlichen Wohlbehagen überlassen, sei
schen Natur, das ihn die „Gunst des
ließ. Er hat es ja in einer seiner ebe-
reichen Tischreden vom Jahre 1801,
seiner Frau, Christiane von Wurmb, a-
sprochen, daß „ein frohes, heiteres Gen-
und Guten ist. Das Größte und Ge-
aus einer solchen

ten Veranlassung zu dem Versuche geben, einen Keil in den Bund zwischen Göthe und Schiller zu treiben; vielleicht denselben wohl ganz zu sprengen. Kosebue nämlich, welcher damals nach mancherlei Irrfahrten seinen Wohnsitz in Weimar genommen, betrachtete diesen Bund mit um so größerer Abneigung, als er es dem festen Zusammenhalten der beiden Freunde zuschrieb, daß das Theater seine Stüde lange nicht so berücksichtigt, wie sie anderwärts berücksichtigt wurden. Dazu kam die Wuth, daß ihm der Versuch, sich in das Mittwochsfränzchen einzudrängen, total mißglückt war. Er hatte gehofft, dies durch seine ziemlich ausgedehnten Verbindungen bei Hofe durchzusetzen, und Fräulein von Göchhausen hatte es übernommen, ihn einzuführen. Aber Göthe sagte: „Es hilft dem Kosebue Nichts, daß er am weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen ist, wenn er nicht auch bei dem geistlichen daselbst Zutritt erhält“ — und wußte durch eine Modification der Gesellschaftsstatuten dem Mißliebigen ein für allemal die Thüre zu verschließen. Kosebue brütete Rache und als geeignetstes Mittel hiezu erschien ihm der Versuch, Schiller und Göthe unter einander zu verheßen. Zu diesem Ende sollte dem Ersteren auf Kosten des Letzteren eine feierliche Apotheose bereitet werden, in Form einer Vorführung von Scenen aus seinen Trauerspielen in dem festlich decorirten Saale des Stadthauses. Zuletzt dann sollte der Dichter von schönen Händen mit dem Lorbeer bekrönt werden. Kosebue entwickelte bei diesem Anschlag seine ganze Betriebsamkeit. Mehrere Damen des Mittwochsfränzchens sagten ihre active Betheiligung an der Huldigungsfeier zu, Wieland nahm die Einladung dazu an, Göthe schwieg und ging nach Jena, Schiller, dem bei der ganzen Geschichte unheimlich zu Muth war, äußerte: „Ich werde mich wohl krank melden.“ Die ganze Stadt theilte sich für und wider, es war ein großes Regen und Bewegen, Flüstern und Zischeln und Alles sah mit gespannter Erwartung dem 5. März 1802 entgegen, an welchem die Feier stattfinden sollte. Allein siehe da, es wurde Nichts daraus. Der Bürgermeister verjagte die Erlaubniß zur Benützung des Stadthauses, und da man wieder

rentlich werden Sie bei Ihrer Zurück-
finden.“ Voll Aerger ging Klopke
seinen Zorn in einem anonym in Ba-
worin er seine beiden Erzfeinde, die E-
mit Invectiven überschüttete ¹²⁶).

Der Wahrheit die Ehre zu geben,
daß namentlich Göthe's Gebahren als
Seite hatte, welche selbst einen Klopke
Angriffen berechtigte. Auch Schiller i
zusprechen, durch allzu große Nachgiebl
den bedenklichsten dramaturgischen G
haben. Keine Frage, es war den bei
stellung einer idealen Bühne heiliger G
auch aus Schiller's bestem satirisch
Schatten, worin er die Dramatik von
köstlich perffilte. Aber die Beiden
Nation Geschmack und Urtheil nicht m
und noch schlimmer war es, daß die Bel
versuchten, zuletzt auf wunderlichste A
Lächerliche ging. Dazu kam, daß Göthe
Dingen von einer gewissen Steifigkeit i
sprechen war. En hatten

Billigung des Hofes sicher, glaubte Göthe dem Publikum Alles zumuthen zu dürfen. Solche Unternehmungen, wie die Aufführung von Lessing's Nathan, welcher hier zuerst (28. November 1801) würdig dargestellt wurde, waren gewiß höchst löblich. Aber man experimentirte mit Allem und Jedem, mit Voltaire wie mit Shakespeare, und führte sogar die Terenz'schen Komödien mit Anwendung der antiken Gesichtsmasken auf, im directen Widerspruch mit den Grundgesetzen der modernen Bühne. Man verlangte, daß das Publikum an einem so kalten, leblosen Nachwerk, wie der Ion von A. W. Schlegel war, ein Ergötzen fände, ja, man zwang ihm sogar den Alarkos von Fr. Schlegel auf. Als aber diese dramatische Monstrosität am 29. Mai 1802 über die Bühne hinlief, war die Geduld des Publikums doch gründlich zu Ende. Es wurde Gepöck und Gelächter laut. Vergebens erhob sich Göthe, mit donnernder Stimme rufend: „Man lache nicht!“ „Jedes monarchische Verhättniß des Unsinns — schrieb Karoline Herder schadenfroh an Anebel — wurde von einem Lachen des Publikums beehrt.“ Schiller war nur mit „bedenklichen Sorgen“ daran gegangen, dieses „seltsame Amalgam des Antiken und Neuestmodernen“, welches Körner kurzweg und treffend eine Geisteskrankheit nannte, den Schauspielern einzustudiren, und es ist bemerkenswerth, daß gerade zur Zeit, wo er sich so mit dem Alarkos abquälte, der Verfasser desselben passquillsche Verse gegen ihn schmiedete und unter der Hand in Umlauf setzte¹²⁶). Wir dürfen jedoch den Blick von der dramaturgischen Thätigkeit Göthe's und Schiller's nicht abwenden, ohne noch einmal zu betonen, daß ungeachtet der Fehlgriiffe, welche dabei mitunterliefen, dennoch ihren Bemühungen hauptsächlich die deutsche Bühne ihre Würde verdankt. Es fehlt nicht an sprechenden Beweisen, daß schon zu Anfang unseres Jahrhunderts die Schiller'sche Vorstellung vom Theater als einer sittlichen und ästhetischen Bildungsanstalt ins Bewußtsein der Nation eingegangen war¹²⁷).

Im Verlaufe des Kapitels ergab sich die Gelegenheit, der schwäbisch-gemüthlichen Seite in Schiller's Wesen wieder einmal

Weimarer. Der Jugend ist es
setzen und sich vorkommenden Falle
fühlen; aber den reiferen Mann i
Geld zu besitzen, auf dem er fühlen
ich daheim, ganz daheim! Das
Schweizer und wunderbar gibt hier
lichkeit des Heimbegriffes wieder.
eigen Dach und Fach, indem er im
der, Mellich geheißen, der abwechsel
lebte, dessen in letzterem Orte an
ablaute und zwar um den Preis von
des Ankaufspreises bedte er vermitt
in Jena, welches er freilich um 1150
erst im Jahre 1804 konnte er, wie
Schwager Wolzogen vom 20. März
Haus „vollends schuldenfrei zu machen
glänzendste Stadtheil von Weimar un
Gebäuden bejezt, unter welchen sich
drückt, ja fast kümmerlich ausnimmt, wa
welcher auf das außerhalb der Stadt
führte. Das Haus des Dichters war
die Sonne gerichteten nach h.

aber Sorge getragen, namentlich das Arbeitszimmer Schiller's so zu erhalten, wie es bei Lebzeiten des großen Bewohners war. Da steht noch der Schreibtisch des Dichters, jenes bescheidene Möbel, wegen dessen Anschaffung er sich einst gegen Körner fast entschuldigen zu müssen glaubte und dem gegenüber am Fenster ein carmoisinseidener Vorhang angebracht war, dessen röthlicher Schimmer belebend auf die Phantasie Schiller's wirkte. Eine Schublade des Schreibtisches mußte, worüber sich Göthe bekanntlich eines Tages entsetzte, stets mit halbsaulen Äpfeln angefüllt sein, weil ihr Geruch dem Dichter wohlthat, und unwillkürlich sucht das Auge des Besuchers mittheilend unter dem Schreibtisch jenes Gefäß mit kaltem Wasser, in welches der Tradition zufolge Schiller die Füße zu stellen pflegte, um sich bei nächtlicher Arbeit munter zu erhalten. Man kann sich nichts Einfacheres denken als dieses kleine Gemach, aus dem so viele große Gedanken in die Welt ausgegangen. Das spärliche Mobiliar besteht aus einfachem Holze, die Stühle sind mit ungefärbtem Leder überzogen. Dazu ein kleines Spinett, mit einer Guitarre darüber, und ein paar schlechtfarbrte Kupferstiche — das ist Alles. Daneben das gewöhnliche Schlafcabinet des Dichters, ein winziges Dachstübchen, worin die niedrige Bettstelle stand, mit einem kleinen Tischchen davor, worauf die unscheinbare Mundtasse und die ebenso unscheinbare Tabaksdose Schiller's ihren Platz hatten ¹²⁰).

In dieses bescheidene Bürgerhaus kam am 16. November 1802 ein — Adelsbrief. Karl August sandte ihn dem Dichter mit der Beischrift: „Dasjenige, was beilommender Harnisch in sich enthält, möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen; den freudigsten Anblick nehme ich an Ihrer Wappnung, wenn dieses Ereigniß Ihnen einen angenehmen Augenblick verschafft.“ Schiller der Dichter der Räuber, Schiller das Original des Posa, Schiller der Bürger der französischen Republik, geabelt! Das konnte wohl damals Aufsehen und allerlei Glossen hervorrufen und auch noch viel später mittelbige Anekdöten erregen.¹²⁰) Lotte schrieb darüber an Fritz von Soden,

Rom — da Sie von unserer Stand
ein Einfall von unserem Herzog, um
ich es um der Lolo und der Rind
lassen.“ Aber es war doch nicht so
Seiten des Herzogs, das Motiv lag
noch sehr mächtig in Weimar. Com
nicht als ein epochemachendes Ereignis
daß zu Anfang des Jahres 1800 die
zum ersten Mal mit s a m m e n einen
die Genieperiode noch der nachhaltige
hatten die Steifigkeit der Etikette und
beseitigen vermocht. Zwei Jahre schon
gewohnt, ohne daß die wichtige Frage
möglich sei, ihn o f f i z i e l l bei Hofe
eine offizielle Einladung erfolgte, lehnt
aber am 2. Januar 1802 an Frau
zwei Jahre hier wohne, ohne nach H
wünschte ich auch für's Künftige, wegen
von ausgeschlossen zu bleiben. Ich
nach keiner Auszeichnung begierig, die
Ihrer Güte hoffe ich, daß Sie nicht

tember 1802 wurde zu Wien die Urkunde ausgefertigt, vermöge welcher Kaiser Franz „mitt wohlbedachtem Muth, gutem Rath und rechtem Wissen den Johann Christoph Friedrich Schiller sammt seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben beiderlei Geschlechts in des heiligen römischen Reichs Adelsstand gnädigst erhoben und eingesetzt hat.“¹⁸¹⁾ Näheres über das Ereigniß, und zwar sehr Charakteristisches, erfahren wir aus Schiller's Brief an Körner vom 29. November 1802. „Der Herzog — schrieb der Dichter — hatte mir schon seit länger her Etwas zugehacht, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Batern ein Gut gekauft, was er als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht; denn er hatte sich immer als der größte Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindringen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hofe bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses Alles bringt nun der Adelsbrief in's Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirat hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel Nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vortheil, daß man von Nichts ausgeschlossen ist; denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, während man in einer größeren Stadt gar Nichts davon gewahr wird.“

Die erste Zeit, welche der Dichter in seinem neuermorbenen

sich nicht erwehren — schrieb der
— von einer solchen Verflechtung
griffen zu werden.“ Der letzte
Sohn hatte über dessen kindliche
niß abgelegt: — „Deine so groß
wird Gott mit tausendfachem Sa
keinen Sohn in der Welt mehr.“
glanz ihres Fris noch erlebt, abe
wohl noch wohlthuernder gewesen
glückliche war, daß er im Hinblick
konnte: „Von dieser Seite hat mir
gegeben.“ Zwei Tage vor ihrem
Medaillonbild ihres Sohnes geben
drückt und mit Rührung von dem
„Und so sind sie denn Beide hingege
schrieb der Dichter an seine Schwester
allein übrig. Laßt uns einander

In den Jahresübergang von 1
gung der Braut von Messina. An
fertig und Abends las sie der Dicht
mar anwesenden Herzogs von M

poetischen Form. Rechne übrigens hier nicht auf den lärmenden Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei echten Kunstfreunden der kommenden Geschlechter" — eine Prophezeiung, die nicht so ganz das Richtige traf. Wilhelm von Humboldt war über die neue Tragödie entzückt. Sobald er dieselbe gelesen, schrieb er aus Rom an den Dichter: „Sie sind ein unendlich glücklicher Mensch, diese Productionskraft ewig in sich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, ist es einem Dichter gelungen, so bestimmt einen selbst gezeichneten Weg zu verfolgen. In Ihnen kann das Niemand verkennen, wenn man ihre Stücke, wie sie nach einander gefolgt sind, vergleicht. In Rücksicht der strengen Form kann sich keines mit der Braut messen. In ihr ist Alles poetisch, Alles folgt streng auf einander und es ist überall strenge Handlung. Auch über den Chor bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks.“ Anders urtheilten Tieck, Schlegel, Hegel, Seume, der Letztere bekanntlich sonst ein unbedingter Verehrer Schiller's. Sie alle erklärten sich gegen die Einführung des Chors und zwar mit Recht. Dieser Versuch muß als eine Verirrung bezeichnet werden, so großartig schön an sich auch die Lyrik der Chorgesänge oder Chorreden ist. Der Dichter übersah, daß im Drama des demokratischen Athen der Chor einen Sinn hatte, welchen er im modernen Polizeistaat nicht haben kann. Dort theilte der Chor so zu sagen die ganze Zuschauerenschaft an der dramatischen Handlung, aber gleichsam nur als ideales Publicum. Wenn jedoch Schiller durch seine antikisirende Richtung sich einmal zur Einführung des Chors bestimmen ließ, so hätte er denselben wenigstens nicht theilen sollen, weil dadurch die Bedeutung des Chors als eines Sprachorgans des Schicksals verloren ging. Auch Humboldt tadelte diese Theilung und A. W. Schlegel hat richtig bemerkt: „Indem jedem der feindlichen Brüder ein eigener Chor parteilich anhängt, der sich mit dem gegenüberstehenden streitet, hören beide auf, ein wahrer Chor, d. h. die über alles Persönliche

...manigfaltigen Geist mit der antiken Form
harmonischen Gängen zu verschmelzen.

Löste, weil unlösbare Dissonanz durch die
schärfsten manifestirt sich dieselbe in der
Liebesideal in die antike Tragik einzuführen.

Aber wie über das Urtheil der zukünftigen
Körner auch über den Beifall der Zeitgenossen
Tragödie war im Einzelnen doch so voll
augenblickliche Wirkung nicht ausbleiben.
1808 wurde das Stück zum ersten Mal
„Der Eindruck war bedeutend und ungeheuerlich“
Schiller am 28. März an Körner. Auch
geren Theile des Publicums so sehr, daß man
ein Bivat brachte, welches man sich sonst hätte
nicht getraut. Ich kann wohl sagen, daß ich in der
zum ersten Mal den Eindruck einer wahren
Chor hielt das Ganze trefflich zusammen und
Ernst waltete durch die ganze Handlung.
ergangen; er meint, der theatralische Boden
scheinung zu etwas Höherem eingeweiht.
erwähnten Bivat hatte es eine Bewandniß
Leute, welche meinten, Kogebue's satirisch.

denn die Studenten waren, wie Körner unterm 23. April an Schiller schrieb, damals noch „diejenige Classe des deutschen Publicums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten hatte.“ Aber Se. Excellenz der Herr Geheimrath und Theaterdirector von Göthe — hier ja nicht zu verwechseln mit dem Dichter Wolfgang Göthe — gerieth über die „verwünschte Acclamation,“ wie er das Vivat in einem Billet vom 22. März an Schiller bezeichnete, ganz außerordentlich in Harnisch. Die Sache machte ihm „ein paar böse Tage,“ er ordnete auch zur Ausmittlung der Schuldigen sofort eine polizeiliche Untersuchung an und ließ hierauf dem jungen Dozenten einen Verweis ertheilen. Der Dichter Göthe hatte sich zwei Jahre zuvor wie ein Kind gefreut, daß ihm bei seiner Anwesenheit in Göttingen die Studenten ein Vivat brachten. „Ich vernahm — erzählt er — daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich zu begrüßen.“ Der Dichter Göthe hat auch noch in seinen alten Tagen sich gegen Eckermann über die ewige Polizeipladerei in Deutschland zürnend ausgelassen und hat bei dieser Gelegenheit namentlich in Betreff der Erziehung tadelnd gesagt: „Es geht bei uns Alles darauf hin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende Nichts übrig bleibt als der Philister.“ Fürwahr, nicht ohne Grund klagt Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ . . . Berlin folgte dem vorangegangenen Weimar mit Auführung der neuen Tragödie rasch nach und voll Enthusiasmus schrieb Iffland unterm 18. Juni an den Dichter: „Am 14. und 16. ward die Braut von Messina mit Würde, Pracht und Bestimmtheit gegeben. Gegenfüßler? Etliche. Totaleffect? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste. Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten wie ein Wetter sich über das Land. Gott segne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!“

Was sich Dozenten und Studenten in Weimar nicht „herausnehmen“ durften, nahmen sich bald nach der „verwünschten Accla-

mation“ die preussischen Offiziere in Erfurt heraus. Sein Wallenstein hatte unsern Dichter unter den Kriegsleuten höchst populär gemacht.¹³²⁾ Zu Anfang des Mai veranstalteten daher die Offiziere in Erfurt ihm zu Ehren ein Fest und er nahm die Einladung dazu an. „Ich habe da lustig gelebt — schrieb er unterm 12. Mai an Körner. Es hat mir viel Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militär zu finden. Denn es waren gegen hundert Offiziere beisammen, wovon mir insbesondere die alten gedienten Majors und Obersten interessant waren.“ Nicht immer jedoch waren die „alten gedienten Majors“ der preussischen Armee hinsichtlich der Literatur so ganz auf dem Laufenden. Es bildet zu der Huldigung, welche Schiller 1803 in Erfurt widerfuhr, einen ebenso charakteristischen als ergötzlichen Gegensatz, wenn im Spätherbst 1805, als preussische Truppen in Weimar einquartiert waren, ein alter dicker Major Abends im Weinhaus zu seinen Kameraden sagte: „Ich stehe bei einem gewissen Gothe oder Göthe oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt“ — und die jüngeren Offiziere ihm mit Emphase vorstellten, das sei ja der berühmte Göthe, bei dem er stehe, und der alte Kriegsmann darauf erwiderte: „Kann sein, ja, ja, nu, nu . . . das kann wohl sein; ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er scheint mir Nudeln im Kopfe zu haben“ . . . Die Studenten wollten aber nicht hinter den Offizieren zurückbleiben und ließen es sich nicht nehmen, ihren Gefühlen für Schiller Ausdruck zu geben. Als im Sommer die Weimarer Truppe, wie gewöhnlich, während der Kurzeit zu Lauchstädt spielte und in Halle, Leipzig und Jena verlautete, auch der Dichter befände sich in dem genannten Badeorte, strömte die akademische Jugend in hellen Haufen dahin. Schiller begabte sich einige Tage in dem bunten und lebhaften Treiben nicht übel; obgleich ihm „der gänzliche Müßiggang etwas Ungewohntes war“ und er „den Verlust der schönen Zeit“ bedauerte. Er verkehrte viel mit dem anwesenden Prinzen Eugen von Württemberg, entsprach einer Einladung seiner Verehrer nach Halle und ritt gegen Merseburg hinaus, ein Manoeuvre mitanzusehen, welches preussische und sächsische Offi-

ziere veranstaltet hatten. Am 3. Juli wurde unter Blitz und Donner in dem neuerbauten Theater die Braut von Messina gegeben.¹²³⁾ Nachher war Ball im großen Kursaal, und als sich der Dichter zurückgezogen, rückten ihm die Studenten vor das stille Gartenzimmer, welches er bewohnte, und brachten ihm unter Fädelschwingen eine festliche Serenade. Viel Voll hatte sich angeschlossen und die akademische Jugend war mit dieser Nachtfeyer noch nicht zufrieden; denn am folgenden Tage weckte sie den gefeierten mit einem Morgensländchen.¹²⁴⁾ Im Herbst desselben Jahres erhielt Schiller aus einer ganz anderen Gesellschaftsregion ein Zeichen der Achtung. Der Schwedenkönig Gustav IV. ließ sich bei seiner Reise durch Weimar dem Dichter vorstellen, sagte ihm viel Verbindliches über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und fügte zu den anerkennenden Worten einen Brillantring. „Wir Poeten — schrieb Schiller unterm 4. September an seinen Schwager Wolzogen, welcher sich damals in Petersburg befand, für den Erbprinzen von Weimar um die Hand einer Großfürstin zu werben — wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltener geschieht es, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren: unser Reich ist nicht von dieser Welt.“

Wilhel

Zwei Warnungstafeln im Bunde deutscher
und Napoleon. — Studien für den Teufel. —
Tod. — Anne Louise Germaine de Staël. —
Charakter des Gedichts. — Der Dichter am
— Henriette Herz über Schiller. — Ein
einer zweiten Tochter. — Der Dichter als M
Fuldigung der Künste. — Der letzte Winter
Demetrius. — Letzte Lebensstage und Tod des
haltung. — Die Trauer. — Lotte und
Hypothese. —

Wenn zu Anfang des 19. Jc
Geschichte überhaupt gesprochen n
etwas Anderes denn eine Chronik r
mung. Beschöniger dürfte jene P
Lobpreisler keinen. Lehren voll düß
hinterlassen und von Beachtung obei
ein gut Theil der Zukunft Deutschla
zwei Warnungstafeln.

war Joseph's aufgeklärtem Despotismus, der zuletzt an sich selber hatte verzweifeln müssen, die Leopold-Franz'sche Reaction gefolgt. Die Thugut und Cobenzl regierten. Systematisch wurde Alles niedergetreten, was Joseph zu Gunsten einer höheren Geistesbildung gepflanzt hatte. Das Wüthen der Censur gegen alles Freie, Große, Schöne ging ins Abgeschmackte. Die Werke eines Lessing, Herder, Göthe, Schiller durften nur arg verstümmelt cursiren. Die Bühne war der Kasperleispiessen preisgegeben. Macbeth durfte nicht gespielt werden, damit sich das Publikum nicht an die Ermordung von Königen gewöhne; Lear nicht, damit man nicht glaube, Fürsten könnten im Unglück den Verstand einbüßen; Maria Stuart nicht, weil darin eine Anspielung auf Marie Antoinette liegen könnte; Egmont, Fiesco, Wallenstein nicht, weil sie revolutionäre Emotionen erregen, der Kaufmann von Venedig nicht, weil er einen Hepp-Hepp-Tumult veranlassen könnte. Aber selbst ein Kasperle war nicht immer hinlänglich „gestimmungstüchtig“, d. h. seine Schurkencharaktere wurden degradirt: sie durften nicht über den Freiherrnstand hinausgehen. Die Wiener Gesellschaft, ganz wieder auf das Gebiet der Sinnlichkeit hingewiesen, erlitten damals fremden und einheimischen Beobachtern ebenso bildungslos als zuchtlos. Unwissenden Priestern überlassen, hatte die Erziehung der Jugend beklagenswerthe Resultate: dreizehnjährige Knaben spielten schon die Wüßlinge und durften sie spielen. Die Familienbande zerrissen, sogar die Frauen bei ihren Vergnügungen häufig alle Gezehe des Anstands, geschweige der Sitte, bei Seite setzend. Das Volk aller und jeder Ahnung vom Staatsbürgerthum entwöhnt, die Bureaucratie dumm, faul und feil, die Armees Leuten wie Mack anvertraut, die Finanzen in gränzenloser Unordnung: so schwankte der Staat den Katastrophen von Ulm und Austerlitz entgegen. Wie laut sprachen die Erfahrungen, welche Deutschland dem revolutionären und bonaparte'schen Frankreich gegenüber bisher gemacht hatte! Aber sie sprachen vergebens und umsonst bot ein Geng, welcher damals den Lustbächen etwas Exla

Man war mit Blindheit ge-
lin. Wie dort eine aus blinder
vor den Ideen der Zeit, so beherr-
schte die Lage Friedrich's des Ori-
entscheidenden Kreise. Preußen
fielen, auf welche der große König
einer fixen geworden und sie galt
den Thron bestiegen hatte. In
welche der junge Monarch mit sei-
nigstens ein preiswürdiger Gegen-
stand, welches damals in der pre-
ein Erbtheil der vorhergegangenen
wohlmeinend und er fühlte auch
was, sondern Vieles im Staate
lange nicht scharf genug, die Fuß-
durchbringen, womit bureaukratische
Die Nachtheile der Regierungsweise
ten sich jetzt erst recht geltend. In
Größe geworfen, hatte keine Männer
eiferfüchtige Autokratie hatte die ge-
schen Charakteren eher verhindert als

wie sie eben gehen wollten. Es herrschte hier keine unbedingte Verwerfung und Befehdung der zeitbewegenden Anschauungen, wie in Oestreich. Im Gegentheil, diese Anschauungen waren selbst in die privilegirten Stände eingedrungen und man ließ sich die politischen Ideen, welche die Aufklärungsperiode gereift hatte, wenigstens theoretisch gefallen. Ja, zur gleichen Zeit, wo das preussische Junkerthum seine bevorrechtete Stellung noch immer so anmaßlich und paßig zur Schau trug, daß in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen der Wunsch sich regte, die Junker möchten von den Franzosen recht tüchtige Schläge bekommen, zur gleichen Zeit tändelte man in den Berliner Salons mit demokratischen Gedanken. Auf der andern Seite charakterisirt es die allgemeine Unklarheit, Zersahrenheit und Verlassenheit, daß ein großer Theil der Berliner Gesellschaft noch immer für Napoleon schwärmte, als dieser schon sich anschickte, den preussischen Staat zu zertrümmern. Allerdings gab es auch eine franzosenfeindliche Partei, welche von der Königin ihre Inspiration empfing. Aber weder wußten die Franzosenfeinde klar, was sie wollten, noch besaßen sie Festigkeit genug, das, was sie etwa wollten, zu thun, und so konnte das Haupt dieser Partei, der geistvolle Prinz Louis Ferdinand, dazu kommen, seine Kraft in Gelagen zu vertoben, mit Gesellschaftern wie Johannes von Müller, dessen „zerflossene Züge und stets wie mit Fett bestrichener Mund“¹²⁶) vortrefflich den Mann charakterisirten, welchen Napoleon vermittelt einer Audienz von zehn Minuten aus einem glühenden Hasser in einen glühenden Vergötterer verwandeln sollte. Zuletzt, nachdem der günstige Moment, im Bunde mit Oestreich dem Franzosenkaiser Widerstand entgegenzustellen, verpaßt war, wurde im Vertrauen auf Rußlands Freundschaft, welche dann im Friedensschluß von Tilsit recht klärllich zu Tage kommen sollte, die ewig zwischen Ordres und Contreordres schwankende Neutralitätspolitik aufgegeben und die Fiction von einem unbeflegbaren Friedrich'schen Preußen trat activ auf. Die Kolarde, die Föhne, der Zopf, der Puder, die Kamaschen, die junkerliche Fuchstelllinge, Alles war noch da wie in des großen Königs Tagen. Nur der Geist.

genährt, schlecht bewaffnet, sch
einer genialen Hand geleitete (s
enthum bei Jena erfolgte, d
Zauberwort „Friedrich“ umson
zusammen und eine Zeit voll
für Deutschland hob an

Schiller sollte das Unheil
Schmerz wenigstens ist ihm
einer Erniedrigung zu sehen, we
nerale ermutigte, von deutsche
Lalaien zu reden 136). Er soll
Schicksalstag von Jena sein Be
weil derselbe seine Pflicht als de
neral brav gethan, ins Angesicht
von dem brutalen Eroberer „un i
ten wurde 137). Aber in unser
Ahnung der heraneilenden Verhär
Welt von dem jungen Ruhm Von
in Schiller's nächster Umgebung
den Vändiger der Anarchie, über d
die in Frankreich laut wurden,
an

gier, dieser schrecklichen Verzerrung der kosmopolitischen Idee gegenüber zu thun hätten, es hatte schon in der Jungfrau von Orleans prophetisch angeklingen. Jetzt, nachdem er durch die Braut von Messina den Forderungen reinidealer Künstlerische Genüge gethan, lehrte Schiller mit gereifter Kraft, mit geläutertem Enthusiasmus zu dem großen Problem zurück, von welchem all sein Denken und Dichten ausgegangen, — zu dem Problem sittlicher Menschenwürde und staatsbürgerlicher Freiheit. Mit dem Instinct des Genius hatte er im Wallenstein seine Nation auf ein ungeheures Kriegsspiel vorbereitet; jetzt schuf er den Tell, wie um ihr zu zeigen, daß und wie ein unterjochtes Volk sich befreien muß und kann. Sein Erstling, die Räubertragödie, war ein weltbürgerlicher Nothschrei gegen die Unfreiheit und Verkrüppelung des deutschen Lebens gewesen; sein letztes großes Gedicht war ein glorreiches Lied vom Vaterland. Das ist mehr als Zufall. Es ist der vorschauende Blick eines Propheten, welcher die Stadien der geschichtlichen Entwicklung zum Voraus durchläuft und hinter dem blutigen Wirrjal heranziehender Niederlagen schon die Siegesbahnen wehen sieht.

Unmittelbar nach Beendigung der Braut von Messina hatte der Dichter zu seiner „Erholung und um der theatralischen Novität willen“ jene zwei Lustspiele, die sich unter den Titeln „der Parasit“ und „der Reife als Onkel“ unter seinen Werken vorfinden, nach dem Französischen frei bearbeitet. Mit dem Tell beschäftigte er sich aber keineswegs erst nach seiner Heimkunft aus Lauchstädt im Sommer 1803 angelegentlich; denn schon unterm 9. September 1802 hatte er darüber ausführlich an Körner geschrieben. Es lief damals ein Gerücht um, Schiller habe einen Tell gedichtet, und von den Bühnen zu Hamburg und Berlin ergingen diesfällige Anfragen an den Dichter. Dadurch, berichtete er dem Freunde in Dresden, sei er aufmerksam geworden und habe Ischudi's Schweizerchronik zu studiren angefangen. Da sei ihm ein Licht aufgegangen, weil der treuhertzige, herodotische, ja fast homerische Geist dieses Chronisten ihn poetisch gestimmt. „Ob nun gleich — folgt

fortischen heraus und ins A
brauche ich dir nicht zu sagen, I
denn wenn ich auch von allen I
das Zeitalter gerade zu diesem I
hire, so bleibt doch eine sehr h
weil hier ein ganzes Localbeding
Zeitalter und, was die Hauptfac
individuelles und einziges Phän
sten Nothwendigkeit und Wahr
werden. Indes stehen schon di
ich hoffe einen soliden Bau zu E
ist für die richtige Würdigung d
insbesondere, daß der Dichter m
seinem Drama „ein ganzes B
Einer brieflichen Aeußerung (I
August 1803 zufolge war es e
genstandes, welche den Dichter b
zu scheuen, um den „widerstreber
gen.“ Seine Studien zu diesen
bemühte sich so ziemlich um alle
stens für ihn zugänglichen Hülf

gefaßt habe, und Göthe selbst bezeugt in seinen Jahresheften (1804), daß der Freund ihm „Nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung,“ nämlich von Land und Volk, schuldig sei. An der nämlichen Stelle bemerkt Göthe ausdrücklich, daß Schiller, loyal und gartfühlend wie immer, den Freund von seiner Absicht mit dem Telle sofort in Kenntniß gesetzt hatte.

Im Späthommer und Herbst von 1803 machten sich die beiden Freunde angelegentlich damit zu thun, wie der Universität Jena wieder aufzuhelfen wäre, deren Glanz durch den Weggang von Loder, Hufeland, Paulus und Schelling, wie durch den Tod von Batisch und die hoffnungslose Erkrankung Griesbach's sehr bedroht war. Göthe wollte damals viel in Jena und verkehrte häufig mit Hegel, an welchem er nur „Klarheit der Aeußerung“ vermifste. Schiller meinte dazu, diese Klarheit dürfte dem Philosophen „schwerlich gegeben werden können, aber der Mangel an Darstellungsgabe sei ein deutscher Nationalfehler und compensire sich, wenigstens deutschen Zuhörern gegenüber, durch die deutsche Tendenz der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes.“ Man sieht, der Dichter hat seinen philosophischen Landsmann richtig beurtheilt, insofern dieser in der That sein Lebenlang nie zur Klarheit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks gelangen konnte. Aber es war doch gut, daß ein Mann wie Hegel in den Kreis unserer Geistesheroen eintrat, welcher sich gerade zu dieser Zeit bedeutend leuchtete. Am 14. März 1803 war Klopstock gestorben und das kaufmännische Hamburg hatte noch mehr sich selbst als den großen Todten geehrt, indem es den Messiasfänger mit allem Pomp zu Grabe brachte, über welchen ein republikanisches Gemeinwesen verfügen konnte. Niemals wieder ist ein deutscher Dichter so feierlich bestattet worden¹²⁸). Am 18. Dezember starb Herder, nachdem er noch den Romanzentranz vom Eide seinem Volke als ein kostbares Vermächtniß gegeben hatte. Der arme Herder! Bei allen seinen großen Eigenschaften und Verdiensten ist er nie glücklich gewesen und wie eine herzzerreißende Klage über ein verfehltes Leben lautet es, wenn er nach der Lectüre von Trend's Selbstbiographie in der

letzten Zeit gegen Knebel äußerte: „Was will das heißen zehn Jahre an der Kette sitzen! Ich sitze dreißig daran.“ Schiller blickte verführten Gemüthes auf das Grab des Gegners. „Hier ist — schrieb er am 5. Januar 1804 an seine Schwester Christophine — kürzlich Herder gestorben, was ein wahrer Verlust nicht nur für uns, sondern für die ganze Welt ist.“ Am 12. Februar des nämlichen Jahres verschied droben in Königsberg der achtzigjährige Kant und vertauschte seine stille Gartenwohnung mit der noch stilleren im Professorengebäude neben der Domkirche. Ja, der Kreis der Heroen leuchtete sich: nur vierzehn Monate später sollte dem großen Lehrer sein großer Schüler folgen.

Aber noch blühte diejem reich und voll das Dasein. Während er an seinem großen Volksdrama dichtete, war im Winter von 1803—4 die Weimarer Gesellschaft durch die Ankunft eines berühmten Gastes in ungewöhnliche Aufregung versetzt worden. Anne Louise Germaine de Staël, eines berühmten Vaters berühmtere Tochter, hatte sich durch Bücher, welche zusammen mit den gleichzeitigen Schriften Chateaubriand's für Frankreich eine neue literarische Epoche begründeten, einen Ruf erworben, der über die gewöhnliche Sphäre weiblicher Autorschaft weit hinausging. So insbesondere durch ihren Roman Delphine (1802). Aber die geniale Frau, durch den Gang der Revolution keineswegs zur Verzweiflung an ihren Idealen gebracht, wollte mehr als schreiben: sie wollte auch rathend und handelnd in die Wirklichkeit eingreifen, und als der Nachthaber von Frankreich dies unbequem und störrisch fand, spitzte sich ihr Enthusiasmus zu prickelnden Epigrammen zu. Allein weder für Enthusiasmus noch für constitutionelle Epigramme war in dem uniformen Mechanismus der Bonaparte'schen Tyrannei Raum. Der Bühnen Dame ging ein Ausweisungsgedecret zu und so kam sie, mit einem neuen Nimbus ausgestattet als Verbannte nach Deutschland. Sie wollte die unfreiwillige Ruhe des Exils zu gründlichen Studien über das Land benützen, welches damals für die Franzosen noch geradezu eine terra ignota war. Sie hatte dunkle Sagen von deutscher Sitte, Art und Kunst, von

deutschen Lendern und Dichtern vernommen und sie wollte sich nun das räthselhafte Land der Philosophie und Poesie näher ansehen. In Wahrheit, sie sah es näher, viel näher an, als bis dahin ein Franzos gethan hatte, und das Resultat ihrer Beobachtungen, das später (1810) erschienene berühmte Buch *De l'Allemagne* ist bei allen großen Irrungen und Fehlgriffen im Einzelnen doch im Ganzen als der erste ernstliche Versuch von französischer Seite anzuerkennen, den Deutschen gerecht zu werden und den Franzosen eine Vorstellung von Deutschland zu geben. Schon der Umstand zeugt glänzend für den Werth des Unternehmens, daß das Buch dem Napoleon, welcher ja mit cynischer Offenheit „die Vernichtung der deutschen Nationalität als die Hauptaufgabe seiner Politik“ betrachtete, ein scharfer Dorn im Auge war. Natürlich hatte sich die Aufmerksamkeit der Staël insbesondere auf Weimar richten müssen und sie kam, von einer zweiten literarischen und politischen Notabilität ihres Landes, von Benjamin Constant begleitet, im Dezember 1803 dajelbst an. Göthe, mit einem heftigen Katarrh von Jena zurückgelehrt, war in seine Stube gebannt und so hatte in der ersten Zeit ihres Aufenthalts Schiller die bei seiner Ungeübtheit in französischer Conversation doppelt schwierige Aufgabe, der berühmten Reisenden die Honneurs der Muzenstadt zu machen. Frau von Staël hat von den deutschen Frauen gesagt: „Sie besitzen einen Reiz, der ihnen eigenthümlich ist, einen süßen Ton in ihrer Stimme, blonde Haare, einen blendenden Teint; sie sind bescheiden, ihre Gefühle sind wahr, ihr Benehmen ist einfach, ihre sorgfältige Erziehung und die ihnen natürliche Reinheit der Seele machen den Zauber, den sie ausüben.“ Mit solchen Frauen zu verkehren war unser Dichter gewohnt und nun denke man sich ihn der „französischen Philosophin“ gegenüber, welche, wie er unterm 4. Januar 1804 an Körner schrieb, „unter allen lebendigen Wesen, die ihm noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste war, eine unserm deutschen Wesen ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Kultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung.“ Aber sie zog ihn

macht, daß man sich trotz d
und Denkweisen vollkommen
von ihr hören und ihr Alles
bildung stellt sie rein und in
In Allem, was wir Philosoph
und höchsten Instanzen, ist
Naturell und Gefühl ist besser
Verstand erhebt sich zu einem
Alles erklären, einsehen, aus
Unzugängliches, und wohin sie
da ist Nichts für sie vorhanden.
nen, ist kein Sinn in ihr; sie
das Leidenschaftliche, Rednerisch
sie wird nichts Falsches schäpen,
nen.¹⁸⁰) Die Klarheit, Entsch
keit ihrer Natur können nur
Lästige ist die ganz ungewöhnl
muß sich ganz in ein Gehöror
können.“ Göthe scheint sich in
weniger behagt zu haben, als
unter „ganz unerträglich“ ~~man~~

Zurückhaltung des Dichters der Staël die Aeußerung: „Uebershaupt mag ich Göthe nicht, wenn er nicht eine Boutreille Champaner getrunken hat“ — worauf der Dichter vernehmlich genug den Trumpf setzte: „Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen besippt haben.“ Sehr beachtenswerth ist die Aeußerung Schiller's in seinem letzten Brief an Humboldt (vom 2. April 1805), Frau von Staël habe ihn „in seiner Deutschheit auf's Neue bekräft.“ Uebrigens wirkte die Anwesenheit der berühmten Schriftstellerin doch wie ein erfrischender Lustzug auf die Gesellschaft von Weimar, von wo sie gegen das Frühjahr zu nach Berlin ging, um den dortigen Damen zu zeigen, wie man einen literarischen Salon halten müsse.

Zu Anfang des Jahres 1804 war der Tell so weit gefördert, daß der erste Act in Reinschrift Göthe mitgetheilt und an Iffland nach Berlin geschickt werden konnte. Jener äußerte mit gewohntem Latonismus: „Das ist denn freilich kein erster Act, sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche.“ Iffland schrieb mit gewohntem Enthusiasmus: „Ich habe gelesen, verschlungen, meine Kniee gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein nagendes Blut haben Ihrem Geist, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O, bald, bald mehr! Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen.“ Mit außerordentlicher Energie arbeitend vollendete Schiller, Krankheitsanfalle und sonstige Störungen überwindend, zwischen dem 16. und 19. Februar sein Drama. Sofort wurde mit Eifer an die Einstudirung gegangen und schon am 17. März beschritt der Tell die Weimarer Bühne. Unmittelbar darauf war große Noth im Hause des Dichters, indem Lotte und alle drei Kinder zugleich „an einer Art Keuchhusten mit Fieber“ darniederlagen. Erst unterm 12. April konnte er dazu kommen, an Körner zu schreiben: „Der Tell hat auf dem Theater einen größeren Effect als meine anderen Stücke und die Vorstellung hat mir große Freude gemacht.“ Zu Anfang Juli's ging das neue Drama auch in Berlin in Scene und Zelter schrieb daz

über an Göthe: „Schiller's Tell ist mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen und seit acht Tagen schon drei Mal gespielt worden; der Apfel schmeckt uns nicht schlecht.“ Er schmeckte überall gut. Man kann ohne Phrasen sagen, daß das Prophetische, das Provis-
dentielle im Tell alle Gebildeten in Deutschland elektrisch berührte und auch die Ungebildeten wie eine Ahnung von Schicksalsmächtigem durchschauerte. Unter solchem Eindruck wagte sich selbst die Rörgelei der Romantiker nicht hervor und A. W. Schlegel meinte sogar, dieses nach seiner Ansicht „vortrefflichste“ von Schiller's Werken, diese „herzerhebende“ Dichtung sollte „im Angesichte von Tell's Kapelle, am Ufer des Vierwaldstädtersees, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde,“ dargestellt werden.

Die historische Kritik hat sich mit der Sage vom Tell viel zu schaffen gemacht und heutzutage gilt für feststehend, daß dieselbe nur die locale Auszweigung eines über die ganze altgermanische Welt verbreiteten und sogar bis in den alten Orient hineinreichenden Mythos sei. Daß auch Schiller schon hinsichtlich des geschichtlichen Gehalts der Sage in keiner Täuschung befangen war, erhebt aus seiner oben berührten Bezeichnung der Geschichte vom Apfelschuß als eines Märchens. Der Dichter konnte das freilich weiter nicht berühren und es wäre für ihn von keinem Belang gewesen, wenn er gewußt hätte, daß in Uri selbst urkundlich nur ein einziger Anklang an den Namen Tell existirt.¹⁴⁰ Es hätte seinen poetischen Plan auch nicht beeinflussen können, wenn ihm bekannt gewesen wäre, was jetzt bekannt ist, daß nämlich keineswegs „ein harmlos Volk von Hirten,“ sondern vorwiegend der reichsfreie Adel der Waldstätte jene Eidgenossenschaft vom 1. August 1291 gestiftet, deren lateinisch geschriebener Originalbrief im Archiv von Schwyz verwahrt wird und aus welcher allmählig der Schweizerbund erwachsen ist. Das Wort Adel darf dabei freilich nicht im heutigen Sinne verstanden werden. Es waren die Gemeinreien — (die Ingenui oder Liberi der altdeutschen Rechtsbücher) — der drei Waldstätte, welche jene Eidgenossenschaft gründeten und zwar in ganz diplomatisch-prosaischer Weise.

Allerdings fällt damit noch nicht die historische Existenz des Rütlibundes, denn jenem Territorialbündniß konnte recht wohl ein Personalbündniß vorhergehen oder auch nachfolgen. Für Schiller war, den historischen Hintergrund seines dramatischen Gedichtes betreffend, die Hauptsache, daß er, und zwar ganz richtig, die Waldstätte als Reichsgebiete faßte, welche dynastischen Sonderinteressen und Gelüsten gegenüber zur Behauptung ihrer altherkömmlichen Reichsangehörigkeit und Reichsfreiheit sich verbanden. Es ist demnach die Idee des Rechts, des Reichsrechts, auf welcher das ganze Drama sich aufbaut, und denkwürdig, ja prophetisch auf die Zukunft weisend muß es genannt werden, daß unser Dichter gerade zur Zeit, wo der Name des deutschen Reiches von der Karte Europa's zu verschwinden im Begriffe war, die Reichsidee, d. h. die Idee der Einheit Deutschlands, dichterisch verklärte. Unter diesem Gesichtspunkte dürfte auch die vielgetadelte Episode vom Johann Parricida im Tell eine andere, d. h. ihre richtige Bedeutung gewinnen. Parricida, welcher aus dynastischer Selbsthucht zum Verräther und Mörder am Reichsoberhaupt geworden, konnte dem Tell, welcher die Hand gegen einen Brecher der Reichsgeetze, der sich durch seinen Frevel außerhalb des Reichsfriedens gestellt, erhoben hatte, nicht allein ein sittliches, sondern auch ein politisches Relief geben.

Gegen den Charakter von Schiller's Tell sind große Bedenken erhoben worden und als Heldencharakter läßt er sich auch wirklich nicht halten. Aber Schiller's Tell ist gar kein Held; vielmehr ist er so recht ein Privatmensch, ein Bauer, der sich bäuerlich schlan den Verhältnissen scheinbar fügt, um sie nach seinem Sinne zu wenden, und der auch seinen Feind nicht heldisch von Angesicht zu Angesicht, sondern bäuerlich pfiffig hinter dem Busche hervor angreift. Zu diesem bäuerlichen Wesen stimmt dann freilich der berühmte sentimental-philosophische Monolog schlecht. Auf diesen, meine ich, passe es viel besser als auf die Einführung des Parricida, wenn Göthe am 16. März 1831 gegen Erdmann äußerte, Schiller habe bei Schaffung des Tell dem Einfluß der Romane da

und dort zu viel nachgegeben. Tell ist aber auch im Sinne der poetischen Technik nicht der Held des Stückes. Der wirkliche Held des Gedichtes ist das ganze Volk. Wenn man das festhält, so erledigt sich nicht nur der Tadel, das Drama ermangele der Einheit, sondern auch der weitere, die Epifode von Rudenz und Bertha sei willkürlich und störend. Auch dem Adel, und zwar nach seinen verschiedenen Parteilansichten repräsentirt, gebührte eine Stelle in dem Drama, welches mit unvergleichlicher Kunst, wie es alle Nuancen des deutschen Volkscharakters veranschaulicht, so auch alle Volksklassen zu einer nationalen Handlung vereinigt. Ja, ein ganzes Volk ist der Held des Schauspiels, welches darum auch seinen sittlichen und dichterischen Höhepunkt in jener Rütliene erreicht, deren einfacher Größe und herzbewegender Macht ich in alter und neuer Literatur Nichts an die Seite zu stellen wüßte. Selbst Göthe, dem doch gewiß keine demokratischen Sympathien zugeschrieben werden können, hat die Darstellung der Landgemeinde einen außerordentlich glücklichen Griff genannt. Hier weht der Geist echter, d. i. gesetzmäßiger Freiheit, hier hat Schiller's Republikanismus seine schönste Offenbarung gefunden. Da ist auch ein Stück Revolution, aber man beachte, romanisch-blinder Wütherei gegenüber, den durch und durch germanischen Charakter derselben. Die Männer vom Rütli sie stehen auf dem Boden des Rechtes, des Gesetzes. Diesen wollen sie behaupten, im Nothfall auch mit dem Schwert, gegen List wie gegen Gewalt. Jene berühmten Verse voll ewigen Gehalts, welche der Dichter mit seinem Takte nicht etwa dem jugendlich brausenden Melchthal, sondern dem besonnenen abwägenden Rechtsbodenmann Staufacher in den Mund legt, jene Verse von den „ew'gen Rechten, die ungerbrechlich und unveräußerlich wie die Sterne selbst droben am Himmel hängen,“ und vom letzten Mittel zu ihrer Behauptung, vom gegen Rechtsbruch und Willkür zu lehrenden Schwert, sie sind die deutsche Verkündung der „Menschenrechte.“ Von dem Realismus zu reden, womit unser Dichter den landschaftlichen Charakter der Dertlichkeit seines Dramas wiedergegeben, ist überflüssig.

Rein Gebildeter deutscher Junge fährt über den Vierwaldstättersee, steht auf der Rütlimatte oder steigt die Gotthardstraße hinan, ohne daß rings um ihn her jene Schilderungen lebendig würden, in welchen Schiller, der die Schweiz nie gesehen, vermöge einer aus Wunderbare gränzenden dichterischen Intuition die Größe und Schönheit der Alpenwelt in seinem heroischen Idyll vom Tell verherrlicht hat. Es ist da überall mehr als das bloße Bild, es ist mit diesem zugleich die Stimmung, die Seele der Landschaft gegeben. Endlich bedarf auch die hohe sprachliche Vollendung des Gedichtes, dessen Tonfall und Schmelz dem Gedächtniß schon so vieler Generationen sich eingeprägt hat, keines Lobes. Unser Dichter fand im Tell für Alles und Jedes in seiner Brust den entsprechenden Ton und sehr glücklich hat er passenden Ortes auch von dem vollsmäßig Charakteristischen in unserem Sprachschätze Gebrauch zu machen verstanden.

Im vorletzten Winter seines Lebens, während er den Tell vollendete, scheint sich Schiller's Gesundheit ziemlich gut gehalten zu haben, weil er zu dieser Zeit häufiger als sonst an geselligen Zusammenkünften sich betheiligte. Heinrich Voss, des „Eutimischen Leuen“ wohlgerathener Sohn, welcher damals eine Lehrstelle am Weimarer Gymnasium bekleidete, hat seine Erlebnisse im Winter von 1803—4 in einer Reihe von Briefen an seinen Freund Oßm in Holstein geschildert. Darin spricht er auch viel von Schiller, dem „sanften und anmuthigen Mann.“ „Ein paar Mal — schrieb der junge Voss am 2. Mai 1804 — ging ich mit ihm spazieren, wo er ganz allerliebste war. Er spricht am liebsten über Gegenstände des gewöhnlichen Gesprächs, wenigstens dann, wann er, von seinen Geschäften ausruhend, Kräfte zu neuen Anstrengungen sammelt. Der Mann ist durchaus hingebender Natur, sanft und freundlich. Einmal habe ich ihn sehr kalt und einsylbig gesehen, als ihm im Café ein Jeder Complimente über seine Maria Stuart machte. Wer aber in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menschen sucht, der ist ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen.“ Voss erzählt dann, daß er mit einigen Freunden da

...war, daß i
niste, worüber sich einige
verwunderten" 141). Da
sich und so mag gerade ei
Sage, Schiller sei ein Ei
eingeflochten werden. Die
wir nicht nachspüren.
Goethe zu Edermann; "E
sehr mäßig; aber in Augen
seine Kräfte durch etwas &
steigern." Des Dichters E
fröhlichen Mahl im Kreise vi
überließ er sich gern einem
Weines. Das Umaß stoh
Glas zu viel gleich den Kopf
wie Wein — (also directe
Klassisches) — aber oft Kaffee,
Wenn er sich einem Genuße
Fröhlichkeit in seiner Art zu ge
statten mußte, wie man sich an
stehen Kindes ergötzt." Es thu
daß es gerade den letzten A-

und den zwei älteren Kindern am 26. April nach der preussischen Hauptstadt auf. Ueber Leipzig, Wittenberg und Potsdam erreichten die Reisenden am 1. Mai Berlin, wo dem Dichter „allgemeine Bewunderung, begeisterte Anerkennung und herzlichste Theilnahme“ entgegenkam. Er traf hier von alten Freunden Fichte, Woltmann, Hufeland, er verlebte „viele vergnügte Stunden“ mit Zelter, er sah im Theater den Wallenstein, die Jungfrau und die Braut mit der höchsten scenischen Vollendung aufführen, welche Iffland's begeisterte Sorgfalt der Darstellung zu geben vermochte. Der Prinz Louis Ferdinand, der so bald darauf heldenhaft wie Max Piccolomini bei Saalfeld fallen sollte, zog den Dichter zur Tafel, die Königin Luise empfing ihn voll Huld. Ueber den edlen Eindruck, den seine Persönlichkeit bei Allen, die ihm nahelamen, hinterließ, hat uns aus jenen Tagen eine geistvolle Beobachterin, Henriette Herz, diesen Bericht gegeben: — „Schiller mußte auf die Mehrzahl der Menschen nothwendig einen angenehmeren Eindruck machen als Göthe. Die äußere Erscheinung sprach allerdings im ersten Augenblick mehr für den Letzteren; aber auch Schiller's Äußere war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchse, das Profil des oberen Theils seines Gesichtes war sehr edel. Aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten einigermaßen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Roth seine Wangen und erhöhte sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äußeren Erscheinung zu finden“¹⁴⁸). Am 21. Mai war der Dichter wieder in Weimar und am 28. Mai schrieb er an Körner: „Daß ich bei dieser Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst du dir leicht denken; es war um mehr zu thun und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung in meiner Lage vorzunehmen.“ Das hing so zusammen. Die Verehrer und Freunde Schiller's in Berlin hatten den Plan gefaßt, ihn zu beständigem Aufenthalt dorthin zu ziehen, und dieser Plan wurde ohne Zweifel durch die Königin Luise wesentlich gefördert, falls er nicht überhaupt von ihr

ausgegangen sein sollte ¹⁴⁴). Feinführend, großgesinnt, voll Patriotismus, wie sie war, hatte die Königin von Schiller's Dichtungen nachhaltigste Eindrücke empfangen und sie empfand das Bedürfniß, sich dankbar zu bezeigen. Der sehr einflußreiche Geheimre Kabinetstath Beyme nahm sich der Sache ebenfalls mit Eifer an und so wurde von Friedrich Wilhelm III. erwirkt, daß unserm Dichter, wenn er sich in Berlin niederlassen wollte, ein Jahresgehalt von 3000 Thalern nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage förmlich angeboten, daneben auch ein Platz in der Berliner Akademie in Aussicht gestellt ward.

Der Antrag war lothend, um so mehr, da es Schiller und seiner Frau in Berlin besser gefallen, als sie erwartet hatten, wie er denn gegen Körner die dortige „große persönliche Freiheit und die Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben“ zu rühmen sich veranlaßt sah. Die Anschauung der Verhältnisse der großen Stadt hatte offenbar seine Phantasie günstig angesprochen. „Ich habe — schrieb er nach seiner Heimkehr an Schwager Wolzogen — ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal ist es meine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben; meine dramatischen Arbeiten sollen auf sie wirken und ich sehe mich hier in so engen kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen Etwas leisten kann, das für die größere Welt ist.“ Aber „auf der andern Seite — äußerte er gegen Körner — zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse, und in neue mich zu begeben schreckt meine Bequemlichkeit (und Kränklichkeit). Hier in Weimar bin ich absolut frei und im eigentlichen Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun, zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz bietet, so habe ich Lust, zu bleiben.“ Und er blieb wirklich. Mit der Loyalität, die ihm eigen, legte er die ganze Angelegenheit dem Herzog vor, mit dem Bemerken, daß es sein Wunsch wäre, zu bleiben, wenn der Fürst es thünlich fände, seinen Jahresgehalt um 400

Thaler zu erhöhen. Karl August beehrte sich, diesem Gesuche zu entsprechen, und schrieb dazu: „Von Ihrem Herzen erwartete ich, daß Sie so handeln würden. Empfangen Sie, werthester Freund, meinen wärmsten Dank; ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unrigen nennen zu können.“ Froh dieses Ausgangs der Sache, meldete Schiller, als „ein ordentlicher Hausvater“, die Erhöhung seines Gehaltes an Humboldt, mit dem Beifügen: „Da ich nun auch für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Accorde gemacht, so bin ich in den Stand gesetzt, Etwas für meine Kinder zu erwerben, und wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, darf ich hoffen, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen.“

Voss der Jüngere hatte in dem oben angezogenen Briefe bemerkt, Lotte „denke ihrem Gatten ein neues Knäblein zu schenken, worüber er sich im Voraus fast über die Maßen freue,“ und da die „Kleine Frau“ bei obwaltenden Umständen für den alten Hausarzt Starke in Jena „ein ausschließendes Vertrauen“ hegte, so siedelte Schiller mit ihr und den Kindern im Juli für einige Monate in die Universitätsstadt hinüber. Gerade zur Zeit, wo Lotte's Niederkunft erwartet wurde, zog eine Erkältung dem Dichter einen heftigen Anfall seiner Unterleibskrämpfe zu, und während ihn die Schmerzen auf dem Lager hielten, kam zwar nicht ein drittes Knäblein, aber ein zweites Töchterlein an, welches am 7. August Emilie Henriette Luise getauft wurde. Schwägerin Karoline brachte dem kranken Vater die Neugeborene, „die er mit der lebhaftesten Freude empfing.“ Es ist geradezu unbegreiflich, wie man den klarsten Zeugnissen entgegen jemals an Schiller's Herzensgüte und an seiner Zärtlichkeit als Gatte und Vater hat zweifeln können. „Wie konnte er seine Kinder herzen und küssen, sich mit ihnen auf der Erde wälzen! schreibt Voss der Jüngere. Nie vergesse ich den innigen Blick, den er manchmal auf seine jüngstgeborene Emilie warf. Es war, als könne er sein ganzes Glück nicht ausschöpfen, mit solcher Wehmuth, Freude und Innigkeit hingen seine Augen an ihr“¹⁴⁵). Schnorr von Carolsfeld erzählt: „Als

Griesbach gesagt: „Die Meist
wir beweinen den g u t e n.“
Lebens hatte sich der Adel sei-
und Lebenswürdigkeit herausg-
wunderung erregte, so erregte
trat. „Schiller scheint mir ein
Vater im Dezember 1802 an-
näher kennen gelernt hatte. Es
zwanzig Jahre nach seinem Tode
Berehrung und Liebe von Schill-
In Göthe's Andenken lebte der
schen fort. So schrieb er unter
„Schiller'n war die Christus=
Bemeines berührte, ohne es zu v-
Jahre früher (am 11. Septem-
„Schiller erschien immer im absol-
tur. Er war so groß am Thee-
gewesen sein würde. Nichts ge-
Nichts zog den Flug seiner Geda-
großen Ansichten lebte, ging immer
ohne Bedenken. Das war ein re-
auch sein.“

verhältnissen. So wie Sie in Jena isst, in der Production stehen geworden, hat das zugenommen. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten."

Aber das Schicksal war unerbittlich. Der Dichter sollte von dem heftigen Krankheitsanfall, welcher ihn zu Jena betroffen, nie wieder recht genesen. Als er mit seiner Familie von der alten Universitätsstadt, wo ihn diesmal besonders der Verkehr mit Johann Heinrich Voß, dem Pothn der kleinen Emilie, erfreut hatte, nach Weimar zurückgekehrt war, schrieb er unterm 4. September an Körner, er fühle sich noch immer sehr schwach und es sei ihm selbst nach der schwersten Krankheit nie so übel zu Muth gewesen. Am 11. Oktober konnte er zwar dem Freunde in Dresden melden, daß er anfangs, sich wieder zu erholen und einen Glauben an seine Genesung zu bekommen; allein Karoline von Wolzogen berichtet aus derselben Zeit, daß die physischen Kräfte des geliebten Schwagers sichtlich abgenommen hätten und daß sie durch seine veränderte, ins Graue spielende Gesichtsfarbe oft erschreckt worden sei. Wie licht und warm in der zerfallenden Hülle der Geist noch flammte, bezeugt das Festspiel „die Huldigung der Künste“, welches Schiller auf Goethe's lebhaftes Andringen zur Begrüßung der Braut des Erprinzen binnen wenigen Tagen, vom 4. bis zum 8. November, gedichtet hat. Schiller legte auf dieses „Wert des Moments“, auf das „Nachwerk“, wie er es gegen Humboldt und Körner nannte, keinen Werth, und doch gehört dieses kleine lyrische Spiel zu den freundlichsten Blüthen seiner Kunst. Was haben sich die Romantiker Mühe gegeben, die Poesie und die übrigen Künste portisch zu verherrlichen; aber wie leicht fallen alle ihre bezüglichen Sonette und Ottaven in die Wagschale gegen die Schiller'sche Charakterisirung der Künste, gegen seine prachtvolle Strophe über die Poesie! Und wie edel ist die ganze Huldigung gehalten! Er konnte freilich zur Schmeichelei sich nicht erniedrigen. Sein Schwager Wolzogen, welcher das neuvermählte Paar aus Petersburg nach Weimar geleitet, hatte ihm von der Kaiserin von Rußland, die besonders an dem Don Carlos Gefallen gefunden, einen

hoffbaren Ring mitgebracht. Dankbar äußerte darauf der Dichter: „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit, in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen.“ Aber am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben.“ Am 9. November führte der Erbsprinz in festlichem Aufzug seine junge Gemahlin, die Großfürstin Maria Paulowna, in Weimar ein und zehn Tage lang war die Stadt festlich bewegt. Am 12. November kam die Huldigung der Künste, gewiß die passendste Hochzeitstagabe der Musenstadt, zur Darstellung und wir wissen, daß die fürstliche Frau, welcher die Künste huldigten, noch nach Jahren dankbar des erhebenden Eindrucks gedachte, welchen sie an jenem Festabend von der Muse Schiller's empfing.

Die Nachrichten über den letzten Winter des Dichters sind dürftig und es dürfte daher vergeblich sein, aus denselben ein volles Lebensbild gewinnen zu können. Wir müssen uns ihn denken, wie seit lange, arbeitend und leidend. Völlig schmerzloser Tage scheint er sich in dieser Zeit gar nicht mehr erfreut zu haben. Die peinlichen Krämpfe in den Eingeweiden nahmen an Heftigkeit zu und das häufige Fasten, womit er sie zu bändigen trachtete, vermehrte nur seine Hinfälligkeit. Um Weihnacht und Neujahr wurden die Anfälle schon höchst bedenklich. Eines Abends wachten Lotte und Peterich Boff bei dem Schlaflosen. Gegen Mitternacht bat er seine Frau, hinunter zu gehen und sich zur Ruhe zu begeben. Sie zögerte, bis er den Wunsch dringender und zuletzt heftig wiederholte. Aber kaum war Lotte die Treppe hinab, so sank der Kranke bewustlos in die Arme des jungen Freundes. Als ihn dieser durch Anwendung geeigneter Mittel ins Bewußtsein zurückgebracht hatte, fragte er sogleich: „Boff, hat meine Frau Etwas gemerkt?“ Er hatte die Ohnmacht kommen gefühlt und ihr den schmerzlichen Anblick ersparen wollen. Aber zu leben ohne zu arbeiten, war ihm unmöglich. Am 14. Januar 1805 meldete er Göthe, er versuche, sich für den Demetrius in die gehörige Stimmung zu setzen, und außer diesem Thema beschäftigten damals noch zwei andere Drama-

ttische Pläne seine Phantasie. Der eine, welcher den Tod des Themistokles zum Vorwurf haben sollte, ist nur ein flüchtiger Gedanke geblieben; der andere ist unter dem Titel „die Kinder des Hauses“ skizziert worden. Am 20. Januar schrieb er an Körner: „Sowie das Eis wieder anfängt aufzuthauen, geht auch mein Herz und mein Denbvermögen wieder auf, welches Beides in den harten Wintertagen ganz erstarrt war.“ Da ihm aber sein leidender Zustand selbstständiges Schaffen fortwährend verwehrte, so hatte er sich, um „doch nicht ganz müßig zu sein“, den Winter über daran gemacht, die Phädra des Racine metrisch zu übersetzen. Er sagt von diesem „Paradesperd der französischen Bühne“, wie er das Stück nennt, es habe viele Verdienste und könne, die Manier einmal zugegeben, sogar „fürtrefflich“ heißen. Daß außerdem eine wohlbegründete Rücksicht auf die Vorliebe Karl August's für das französische Drama bei dieser Arbeit mitwirkend gewesen, ist unbedenklich anzunehmen. Der Herzog hatte auch, wie seine Briefe vom 29. Januar und 5. Februar an Schiller darthun, eine große Freude an der wohl gelungenen Uebersetzung, welche schon am 30. Januar zur Aufführung gelangte. Mit einem wahren Heroismus, gelassen und selbst heiter, trug der Dichter seine winterlichen Leiden. „Eine unaussprechliche Milde — erzählt Karoline von Wolzogen — durchdrang im letzten Winter Schiller's ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Empfinden und Urtheilen; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm.“ In Wahrheit, er war im Frieden mit sich und der Welt und so sollte er scheiden.

Nachdem er zu Anfang des März mehrtägigen Fieberparoxysmen unterworfen gewesen, richtete er sich an dem großen Plane zu seiner Tragödie Demetrius zu neuer Lebenshoffnung auf. „Ich habe mich — schrieb er am 27. März an Göthe — mit ganzem Ernst an meine Arbeit angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge.“ Wie rührend ist an der schon halb geöffneten Pforte des Todes

Gedanken, unvergeßliche Worte, i
Tode abgerungen, aufs Papier z
lestes Werk nicht vollenden. Da
aber ein Torjo, der ein Kunstwerk
kült. Idee und Anlage, wie d
Scenen, Alles bezeugt noch die U
wenn die Sonne, im Untergehen i
ihre ganze Strahlenmasse über d
bevor die Goldbelle Zeit gehabt, da
ist das rothglühende Gestirn am H
. Die milderen Lüfte des Frühlir
bensträhte des Dichters noch einmal
bessere Jahreszeit — schrieb er am
sich endlich auch bei uns fühlen :
Stimmung; aber ich werde Mühe
neun Monaten zu verwinden, und
von zurückbleibt. Die Natur hilft
nicht mehr so wie im dreißigsten J
zufrieden geben, wenn mir nur Leb
zum fünfzigsten Jahre aushält.“ I
Worte bilden, war der letzte, welcher

daß er höchstens fünfzig Jahre alt werden würde, lebte in seiner letzten Lebenszeit oft bei unserem Dichter ein. Bis dahin, hoffte er, würde er bei fortdauernder Arbeitsfähigkeit seine Kinder einigermaßen unabhängig stellen können. Ueber den Tod sprach er sich mit der Gelassenheit aus, die einem weisen Manne ziemt. Ein bezügliches Gespräch mit seiner Schwägerin schloß er mit den Worten: „Der Tod kann kein Uebel sein, da er etwas Allgemeines ist.“ Für so nahe bevorstehend hielt er jedoch sein Ende nicht, um so weniger, da er sich in der zweiten Hälfte des Aprils eines Scheins von Genesung erfreuen durfte. Er empfand Reiselust, bei Kranken bekanntlich oft ein Vorzeichen der letzten großen Reise. Eine lebhafteste Sehnsucht, die Schweiz zu sehen, bemächtigte sich seiner. Dann sehnte er sich auch wieder nach dem Wiesengrün und den Waldschatten von Bauerbach, wo einst der Flüchtling Raft gefunden. Als die milde Witterung Bewegung in freier Luft erlaubte, ging er mit Lotte und Karoline mehrmals im Parke spazieren. Aber sein erster Gang galt Göthe, welcher sich ebenfalls von einer harten Krankheit, einer Nierentollst, nur langsam erholte. Heinrich Voß war bei dieser Zusammenkunft zugegen und konnte nie ohne Nührung daran zurückdenken. Die zwei großen Freunde fielen sich um den Hals und küßten sich mit einem langen herzlichen Kusse, bevor Einer ein Wort hervorbrachte. Auch sprach Keiner weder von der eigenen noch von des Anderen Krankheit, sondern Beide überließen sich der ungemischten Freude, endlich wieder mit heiterem Geiste vereint zu sein. Am 28. April war Schiller zum letztenmal bei Hofe. Voß war ihm bei seiner Toilette behülflich und freute sich der stattlichen Figur, welche der Dichter im grünen Galasleide machte. Am folgenden Tage erhielt Schiller, eben im Begriff ins Theater zu gehen, einen Besuch von Göthe, der zum erstenmal wieder ausgegangen war, sich aber noch so mißbehaglich fühlte, daß er den Freund nicht ins Theater begleitete, sondern an dessen Hauethüre von ihm Abschied nahm — auf immer. Denn sie sollten sich nicht wieder sehen. Karoline holte mit ihrem Wagen den Schwager ins Theater ab und auf dem Wege sagte er ihr,

Stimme zu Heinrich Voß, als ob
Mit dem Freunde waren die drei
aber sie vermochten dem Vater
Das war ein Zeichen, daß seine
licheres war als ein bloßes Rath
Anfangs hielt. Doch glomm die,
nächstfolgenden Tagen noch einmal
mehrere Freunde, darunter seinen
empfangen konnte. Er traf auch
auf ein Vorgefühl des nahen Todes
er lebhaft, seinen Schwager Wolze
zur Leipziger Messe begleitet hatte,
Mai nahm aber die Krankheit ein
bis dahin ganz frei gewesene Kopf
den, die Sprache abgebrochen. Am
folgenden Tage traf Voß den Götze
erzählte ihm von Schiller's bedrohli
sal ist unerbittlich und der Mensch
gesagt. Als am Abend des 7. Ma
Nacht bot, erwiderte er fast mit den
denke diese Nacht gut zu schlafen."

glühenden Zellen wahrscheinlich das Letzte, was er gedichtet. Als am Morgen des 8. Mai Karoline an sein Lager trat und nach seinem Befinden fragte, gab er zur Antwort: „Immer besser, immer heiterer!“ Als man darauf die kleine Emilie heraufbrachte, betrachtete er sie mit Freude und Wohlgefallen und es war der Mutter, als wollte er dem Kinde seinen Segen geben. Gegen Abend zu verlangte er die Sonne zu sehen. Man öffnete den Vorhang, mit heiterem Auge blickte er in den schönen Abendhimmel hinaus und „die Natur empfing seinen Scheidegruß.“ Am folgenden Tage unterzog er sich Morgens geduldig den Vorschriften des Arztes, welcher ein Bad und dann zur Stärkung ein Glas Champagner verordnete. Aber die Schwäche nahm zu und immer zu. Er forderte mit gebrochener Stimme Naphtha, doch die letzte Sylbe erstarb auf seinen Lippen. Vorher hatte er noch unzusammenhängend phantasiert, meist in lateinischer Sprache. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde das Athmen des Kranken unregelmäßig und stockend. Geprochen hat er dann Nichts mehr. Karoline stand mit dem Arzt am Fuße des Bettes und hüllte die erkaltenden Füße des Sterbenden in gewärmte Kissen. Die Kinder waren da: „Karl lag schluchzend am Boden, Ernst weinte still in einer Ecke, Karoline hielt sich neben der Mutter, die an dem Lager kniete. Ihr hat er noch in der Agonie letzte Liebeszeichen gegeben, indem er ihr die Hand drückte, sie anlächelte und sie küßte. Das Ende sollte schmerzlos und sanft sein. In der sechsten Abendstunde war es, da fuhr Etwas wie ein elektrischer Schlag über die Züge des Sterbenden. Dann sank sein Haupt zurück und auf seinem Antlitz lag die Ruhe des Todes¹⁵⁰) So starb Friedrich Schiller, fünfundsierzig Jahre, fünf Monate und neunundzwanzig Tage alt, am 9. Mai 1805.

Dem kranken Göthe die Todesbotschaft zu bringen, hatte Niemand den Muth. Meyer war bei ihm, als draußen die Nachricht von Schiller's Hingang eintraf. Meyer wurde hinausgerufen, aber er brachte es nicht über sich, zu Göthe zurückzukehren. Die Einsamkeit, in welcher dieser sich befindet, die Verwirrung, die er überall

Wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, — Alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke schon, sagte er endlich, Schiller muß sehr krank sein.“ Die übrige Zeit des Abends war er in sich gekehrt. Er muß geahnt haben, was geschehen war, denn man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?“ Der Nachbruch, womit er das „sehr“ aussprach, wirkte so heftig auf Jene, daß sie sich nicht länger halten kann, sondern in Thränen ausbricht. „Er ist todt?“ fragte Otthe mit Heftigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen,“ entgegnete sie. „Er ist todt!“ wiederholte er und schlug die Hände vor das Gesicht.¹⁶¹⁾

Es war bestimmt worden, daß die Bestattung des großen Todten Sonntags den 12. Mai stattfinden sollte. Weil aber der Leichnam zu schnell in Verwesung überging, wurde er in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag zu Grabe gebracht. Die trauernde Familie hatte die Beerdigung dem Oberconsistorialrath Günther übertragen. Der Sarg sollte nach gewohntem Brauch durch Handwerker getragen werden. Aber auf Anregung des nachmaligen Bürgermeisters von Weimar, Karl Leberecht Schwabe, vereinigten sich zwanzig junge Männer, Gelehrte, Künstler und Beamte, zu diesem Liebes- und Ehrendienst. Ein Sohn des Genannten hat aus dem handschriftlichen Nachlasse seines Vaters die folgende authentische Erzählung der Bestattung des Dichters veröffentlicht. „Still und ernst begab sich nach Mitternacht der kleine Zug von Schwabe's Wohnung nach Schiller's Haus. Es war eine mörkbelle Mainacht, nur einzelne Wolken verhüllten bläuelichen den Mond.¹⁶²⁾ Still war das Todtenhaus, nur aus einem Zimmer desselben tönte dumpfes Weinen und Schluchzen. Während die Freunde die Treppe hinab vorangingen, wurde der Sarg hinuntergetragen und vor der Hausthüre von ihnen aufgenommen. Kein Mensch war vor dem Hause oder in den Straßen; tiefe, lautlose Stille herrschte in der Stadt. So ging der Zug durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgasse

nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche. Gleich rechts am Eingange befindet sich noch jetzt das sogenannte Kaffengewölbe, vor dessen Thüre die Träger die Bahre mit dem Sarge niedersetzten. Hell durchbrach in diesem Augenblicke der Mond die verhüllenden Wolken und übergoss mit seinem Lichte den Sarg des Dichters. Gleich darauf verbarg sich die Lichtselbe wieder hinter den rasch am Himmel dahin eilenden Wolken und hörbar rauschte der Wind über Dächer und Bäume dahin. Nun öffnete sich die Pforte des düsteren Gewölbes, der Todtengräber und seine drei Gehülften nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, öffneten eine Fallthüre und der theure Todte wurde an Seilen in die unterirdische, von keinem Lichtstral erhellte Gruft hinabgesenkt. Die Fallthüre ward wieder niedergelassen und dann das äußere Thor des Grabgewölbes wieder verschlossen. Kein Trauergeiang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort unterbrach die Stille der Mitternacht. Still wollten sich die Männer des Trauergeleites vom Kirchhof entfernen, als Aller Aufmerksamkeit durch eine hohe, in einen Mantel tief verhüllte Männergestalt angezogen wurde, welche zwischen den dem Kaffengewölbe nahen Grabhügeln herumirrte und durch Gebärden und lautes Schluchzen ihre innige Theilnahme an dem eben hier Vollbrachten zu erkennen gab.¹⁶⁰) Dieser Trauernde, dessen Anwesenheit später Sage und Novellistil in einem romantischen Lichte erscheinen zu lassen versuchten, war kein Anderer als Wilhelm von Wolzogen, welcher, auf der Rückreise von Leipzig begriffen, zu Raumburg den Tod des theuren Schwagers erfahren, sich sofort auf ein Pferd geworfen und Weimar gerade noch zur rechten Stunde erreicht hatte, um sich unvermerkt dem kleinen Leichenzug anzuschließen. . . . Man hat es damals und später noch bitter getadelt, daß die Musenstadt Weimar unseren Dichter in einer Weise bestattete, welche die Vergleichung mit der Bestattung, die unlange zuvor die Kaufmannsstadt Hamburg Klopstock bereitet hatte, herausfordern mußte. Auf die in den Zeitungen darüber laut gewordenen Anklagen gab Göthe, wenigstens mittelbar, die Antwort: „Eben das ist es, was wir an

Nedars in einer dürftigen Bäderstg
Ihm in einem Sarge, welcher drei
gen worden. Uebrigens wurde am
Todten in der St. Jakobskirche eins
bei die herzogliche Kapelle Mozart's
Generalsuperintendent Voigt die Ged
vermochte die Menge der Theilnahme

Allgemein, tief und herzlich war
gegangen, in der Nähe und Ferne.
durch das ganze Vaterland. Henriette
der Prinzessin Karoline von Weimar,
ihren Bruder: „Das schmerzhafteste Ere
muthetem Tode hat mein Herz so vern
der Freundschaft sehr nothwendig ist.
von Schiller's Tod in Auerstädt erfah
zesh kam dieser Fall zu unerwartet. E
konnte sich kaum fassen, obgleich die Er
nahe ging, Alles that, um sie zu trö
bei Herrn G. 1797

Tod hat mich sehr niedergedrückt. Durch Kapellmeister Franz kam die fürchterliche Nachricht zuerst hieher. Im ersten Moment konnte ich kein Wort hervorbringen, es erstikte in mir. Ich glaubte, die Brust müßte mir zerpringen, und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen und da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen; aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose!" Und zu dem Churfürsten von Würtemberg hat der edle Künstler gesagt: „Ihr Durchlaucht, der Schwaben u. s. dem Schwaben ein Monument machen!" und wenn auch die Ungunst der Zeit die Ausführung dieses Gedankens verwehrte, so konnte sie Danneder doch nicht verhindern, seine berühmte Kolossalbüste des Dichters zu schaffen. Aus Erlangen schrieb Fichte unterm 1. Juni 1805 an Wolgogen: „Innigst erschüttert hat mich und meine Frau die Nachricht von dem Tode unseres theuren Schiller. Ich hatte an ihm noch einen der höchst seltenen Gleichgeanteten über geistige Angelegenheiten. Er ist hin. Ich achte, daß in ihm ein Glied meiner geistigen Existenz mir abgestorben sei." Zelter schrieb aus Berlin an Göthe: Der unermuthete Tod unseres lieben Schiller hat bei uns eine allgemeine und starke Sensation erregt." Jffland veranstaltete in der preussischen Hauptstadt zur Todtenfeier des Dichters die Aufführung einer Reihenfolge seiner Dramen. Göthe schrieb unterm 1. Juni an Zelter: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun den Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins." Als er sich ermannt hatte, erzählt er in seinen Annalen, blickte er nach einer entschiedenen, großen Thätigkeit umher und da war sein erster Gedanke, den Demetrius zu vollenden, um so „dem Tode zum Trotz die Unterhaltung mit dem Freunde fortzusetzen, dessen Gedanken, Ansichten und Absichten bis in's Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten hier zum letztenmal auf jenem höchsten Gipfel zu zeigen." Dieser so vollendete Demetrius sollte dann als Todtenfeier Schiller's auf allen Theatern zugleich

Stodenlied zum Gedächtniß sei
Lauchstädt dramatisch dargestellt
Herzenstöne wie in diesem Ged
gefunden. Wie Klage und Tri
Epilog mehrmals wiederkehrende
land hin. Er hatte das Gedicht
als Muse sprechen sollte, selber ei
ders ergreifenden Stelle überwält
er sie bat, innezuhalten, und mit
Worte ausbrach: „Ich kann, ich
geffen!“ 186) Lotte hatte in der
an Fischenich geschrieben: „Ich ha
Schiller sterben sehen! Die Erd
finde keinen Ruhepunkt mehr!“ &
ergoß sich ihre Trauer in sanfteren
vertrauten Freund von Jena her.
haß — schrieb sie — denn in dem
seine Seele freit auch unter dem drä
heit sich erhob, wo er immer milder,
Herz an dem unschuldigen Leben s
ganz anders, als da sie mit uns lebte
an den lieben

denk. Die Jahre verbanden und inniger fester, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nöthig zu seiner Existenz als er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwirken, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verknüpfte. Ich würde zu keinem Menschen sonst so sprechen, lieber Freund, so sprechen können. Aber sie sollen nur fühlen, daß ich Unerseßliches verlor, daß ich alle Kräfte meines Geistes zusammenrufen muß, um dieses Leben zu ertragen. Sie sollen Zeuge meines Lebens sein, daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines solchen Geistes zu sein, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Resignation auch zeigen will, daß ich meinen Geist an Schiller's Beispiel zu stärken verstand.“ Sie hat Wort gehalten. Mit religiöser Innigkeit das Andenken ihres großen Gatten pflegend und mit aufopfernder Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder leitend, lebte sie, im regen geistigen Verkehr mit vielen der Besten ihrer Zeit, geachtet und geliebt bis zum Jahre 1826. Da ist sie am 9. Juli in den Armen ihres Sohnes Ernst zu Bonn gestorben, und so hat die bescheidene, keusche, verständniß- und liebevolle Lebensgefährtin Schiller's am schönen Rheinstrom ihre letzte Ruhestätte gefunden. Ihre Schwester Karoline sollte sie um zwanzig Jahre überleben. Denn erst am 11. Januar 1847 starb Frau von Wolzogen, nahezu vierundachtzigjährig, nachdem sie 1809 den Gatten, 1825 den einzigen Sohn verloren und lange Jahre in Schiller's ehemaligem Gartenhaus zu Jena ihren Erinnerungen gelebt hatte. Dort hat sie auch die warmgefühlte Lebensgeschichte ihres großen Schwagers geschrieben. Die Drei, welche im Leben so innig, so treu verbunden waren, sollten im Tode getrennt werden: Karoline ruht in Jena, Lotte in Bonn, Schiller in der Fürstengruft zu Weimar.

Einundzwanzig Jahre lang hielt das Kassengewölbe auf dem Friedhof der Jakobskirche die irdischen Ueberreste des Dichters verschlossen. Im März 1826 erfuhr Karl Leberecht Schwabe, Bürger

meister von Weimar, daß das Landschaftscollegium damit umgehe, das Kassengewölbe „in der Kürze aufräumen zu lassen.“ Der treffliche Mann konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Schiller's Gebeine bei dieser Gelegenheit für immer verloren gehen könnten, ja müßten, und er setzte sofort Alles in Bewegung, um den Untergang der geweihten Reste zu verhindern. So wurde denn in der Nacht vom 19. März das Kassengewölbe von Sachkundigen durchsucht und aus dreiundzwanzig Todtenköpfen der Schiller'sche herausgefunden. Die genaueste, unter Beiziehung von Anatomen vorgenommene Untersuchung stellte die Echtheit der Reliquie fest¹⁵⁷). Im September gelang es dann auch, die meisten Theile des übrigen Skeletts aufzufinden, zu verifiziren und zusammenzusetzen. Der Schädel selbst wurde in Anwesenheit von Schiller's Sohn Ernst mit angemessener Feierlichkeit in dem hohen Piedestal der Schillerbüste von Dannerer niedergelegt, welche der Künstler der Familie seines großen Freundes zum Geschenk gemacht, Karl August von dieser käuflich erworben und im Bibliotheksaale der Büste Göthe's gegenüber hatte aufstellen lassen. Indessen erregte diese Trennung des Schädels von den übrigen Gebeinen manche Bedenken im Publikum und auch König Ludwig von Baiern sprach bei einem Besuche in Weimar eine Mißbilligung aus. So befahl denn Karl August, die verehrten Ueberreste sollten wieder vereinigt und in der Fürstengruft, welche er für sein Geschlecht auf dem neuen Friedhof erbaut hatte, bestattet werden. In der Morgenfrühe des 16. Dezember 1827 wurden demzufolge Schiller's Gebeine in einem nach einer Zeichnung von Göthe gefertigten Sarkophag in der Fürstengruft beigesetzt¹⁵⁸). Hier gesellte sich dem Sarge Schiller's am 28. Juni 1828 der Karl August's, am 8. Februar 1830 der Sarg der Herzogin Luise, am 26. März 1832 der Sarg Göthe's. In der Mitte des Friedhofs, auf einer sanftaufsteigenden Erhöhung, steht der einfache Grabtempel mit Vordach und Säulen. Aus dem innern Raume, einer schmucklosen, von oben erhellten Rotunde, führt zur Linken eine steinerne Treppe in das Gewölbe hinab. Etwa in der Mitte desselben steht

der Sarkophag von Erz, in welchem der treffliche Fürst ruht, und ihm zur Seite der Sarg seiner hochgeachteten Gemahlin. Links von der Treppe erblickt man auf gemauerten Unterlagen zwei ganz gleiche Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander. Auf dem einen ist in Metallbuchstaben zu lesen: Schiller, auf dem andern: Goethe. Sonst kein Schmuck, außer auf jedem der Särge ein von Zeit zu Zeit fromm erneuerter Kranz von Lorbeer und Eppich.

Der würdigen Bestattung des Dichters folgte nach zwölf Jahren die Apotheose. In Stuttgart hatte sich ein Verein gebildet, welcher alljährlich den Todestag Schiller's feierlich beging. Von diesem Kreise ging der Gedanke aus, dem geliebtesten Heros der Nation ein seines Namens würdiges Denkmal aufzurichten. Der Gedanke reifte zur That und am 8. Mai 1839 feierte auf demselben Platze, wo er vor achtundfünfzig Jahren, in der kümmerlichen Uniform eines Feldscherers bei der Parade erscheinend, halb das Mitleid halb den Spott seiner Kameraden erregt hatte, der große Todte durch die Liebe der Nation und durch die Kunst eine monumentale Auferstehung. Der Raum zwischen der Stiftskirche und dem alten Schloß mit seinen mittelalterlichen Thürmen war Kopf an Kopf von den Festgästen besetzt, unter welchen auch die zwei Söhne des Dichters nicht fehlten. Mörike's schöner Festhymnus erklang; dann zog der Enkel die bergende Hülle von dem Erzbild des Großvaters und, von feierlichem Glodengeläute begrüßt, blickte Thormaldsen's Schiller auf das ehrfurchtsvoll lauschende Volk nieder.

Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am fläiſchen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.

Diese Anspielung auf Achill's Geschick in Schiller's „Mänie“ schwebte ohne Zweifel Odthe vor, als er in die allgemeine Lobtenslage um den großen Freund hinein die herrlichen Trokmade

die Erde verläßt, wandelt er u
Achill als ein ewig strebender I
frühe hinwegschied, kommt aus
her stärkt auch uns der Anhauch
lebhaftesten Drang, das, was
immer fortzusetzen. So wird
wirkt, stets seinem Volke und de
glücklich, scheint mir, ist in die
getroffen, was unseres Dichters
Grade eigenthümlich. Ich in
Thaten Zeugende. Nur
Auserwählten besitzen diesen nie
am Eingange neuer Weltperioden
höchsten Ziele derselben auf Jahr
hinaus. Diese seltenen Geister
Menschheit, weil sie ihre Ergie
Heros ist Friedrich Schiller. W
daß seit den Tagen Homer's I
solchem Grade wie Schiller die G
hätte. Zu ihm, der sich mit bei
des ungestümen Naturkammer

zu jener Zeit, wo ein Patriot wie Stein keine Fußstapfen deutschen Bodens mehr fand, darauf zu stehen, zur Zeit, wo ein Poet ersten Ranges, ein Mann von Gente und Herz, Heinrich von Kleist, sich selber den Tod gab, um das überwältigende Elend nicht länger mitanzusehen zu müssen, — zur Zeit, wo Deutsche gegen Deutsche kämpfen mußten wie Gladiatorenbanden und alle Länder für fremde Interessen mit ihrem Blute düngten, — zu dieser Zeit voll Drud, Noth und Schmach haben sich am Tell und anderen Schöpfungen Schiller's die Gemüther erquickt, die Geister wieder aufgerichtet zu vaterländischem Fühlen, zu opferfreudigem Handeln. Auf jeder Seite jener ruhmreichen Kampfgeschichte, die von der Raibach bis nach Waterloo reicht, leuchtet für Jeden, der Augen hat, der Name unseres Dichters und er wird auch für alle Zukunft in der deutschen Geschichte da leuchten, wo immer Großes geschieht. Denn in seinen Werken ist, ich wiederhole es, ewige Jugend, Mannheit und Thaten zeugende Kraft. Den ganzen Werth und Umfang dieses Genius erkennt man erst, wenn man als reiferer Mann wieder zu ihm zurückkehrt. Da erst lernt man den Idealismus des Dichters, hinter dem „im wechsellosen Scheine alles Gemeine“ weit zurückgeblieben, so recht kennen, bewundern, lieben; da erst gewinnen alle seine hohen Worte, die uns vertraut sind wie süßeste Jugenderinnerungen, ihre volle Bedeutung; da erst stimmt man dankbaren Herzens in den Ausspruch jenes Aesthetikers ein, welcher gesagt hat, Schiller habe „die Erziehung des Volkes zum Idealismus nicht nur vorge schlagen, sondern durch seine Werke auch begonnen; er habe die Ideale der Nation geschaffen und den Volksgeist im Sinne der großen humanen Idee umgebildet.“ Und was ist das Grundmotiv dieser erstaunlichen, aus allen zeitweiligen Verdunkelungen immer wieder siegreich aufleuchtenden Wirksamkeit? Kein anderes als die sittliche Begeisterung, welche in Schiller lebte, der unwandelbare Glaube an den „göttlichen Lichtgedanken“, die Seele der Geschichte der Menschheit¹⁶⁹). In diesem hohen Sinne, im Sinne einer rastlosen Entwicklung seines Volkes und aller Völker zum Menschlich-Freien, Großen, Guten,



Belege

und

Erläuterungen

zum dritten Buch.

1) Dies zeigt auch die völlig unbesangene Art, womit Schiller seine Schwägerin als Schriftstellerin beurtheilte. Als Göthe in einem Schreiben vom 3. Februar 1798 den Einfluß Schiller's auf die Entstehung und Form des Romans „Agnes von Lilien“ sehr hoch anschlug, wies Schiller diese Ansicht zurück und sagte, das Buch sei durchaus das eigene Werk Karoline's. Dann fügte er bei: „Es ist wirklich nicht wenig, bei so wenig solider Kultur und bloß vermittelt eines fast leidenden Aufschwirtenlassens und einer mehr hinträumenden als hellbesonnenen Existenz doch so weit zu gelangen, als sie wirklich gelangt ist.“ (Briefwechsel zw. Schiller und Göthe, 2. Ausg. II, 34). Ich meine, der Dichter sei hier seiner Schwägerin als Frau nicht einmal gerecht geworden; denn gerade in ihrem Verhältnis zu ihm hat sie sich allerdings „hellbesonnen“ gezeigt.

2) Unterm 21. Oktober 1800 schrieb Schiller an Körner: „Im Ganzen bringt Göthe jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen.“

3) Der bess're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und welch, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch Alles ist so klein, so eng:
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgebräng
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter stolzer Ruß',
Schließt endlich sich der Liebe zu.

(Sämmtl. Werke, I, 407.)

4) Karol. v. Wolzogen, Sch. L. II, 290 fg.

5) Dessenungeachtet lief die Sammlung unter seinem Namen fort, was einen halb komischen, halb widrigen Eindruck auf ihn machte. Unter'm 12. Februar 1796 schrieb er an Göthe: „Ich habe vorige Wesse ein Buch herausgegeben, das ich gestern angefangen habe zu lesen. Es ist ein neuer Theil der Mémoires, Brantome's Charakteristiken enthaltend, die manchmal recht natz sind. Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Dies gehört auch zu den Germanismen.“

6) Briefw. Sch. m. R. II, 179.

7) Briefw. Reinhold's mit Daggesen, I, 190.

8) Briefw. Sch. m. R. II, 213.

9) In einem vom 5. Januar 1840 datirten Brief an G. Schwab. S. dessen L. Sch. 440.

10) Briefe von J. G. Voß, II, 387.

11) Götz (a. a. D.) erzählt einen hübschen Zug von Lotte's Sanftmuth. „Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Ballo im akademischen Hause in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sich Etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tische mit Schiller in seinem Hause zum Spiele gesetzt und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort? Aber sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhauferkommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen Nichts halfen, schwieg sie ganz.“

12) In diesen zwei merkwürdigen Sagen ist, scheint mir, der Unterschied zwischen Göthe und Schiller prägnanter angegeben als in manchem darüber geschriebenen andern Buch.

13) Voß bezeugt, daß er 1794 in Halle und andertwärts die entsehlendsten Demonstrationen gegen den Wölner'schen Obscurantismus mitangesehen, und erzählt (Briefw. II, 392) bei dieser Gelegenheit: — „Ein alter Landprediger, zu welchem Gleim mich führte, saß eben an seinem Schreibtisch und vermehrte des Dorfes Chronik mit einem Aufsatz Aber die thörichten Verbunkler, um ihn dem ausgebeßerten Thurmknopfe zu vertrauen.“

14) Sch. Briefw. mit R. II, 224, 230, 233, 238, 243; III, 93, 277, 301, 360; IV, 7, 53, 65, 73, 169, 225, 287, 369, 383, 392.

15) Karoline (Sch. L. II, 77) macht unter den Studenten, welche an Schiller's Krankenbette Nachtwache hielten und den Kranken mit zarterster Anhänglichkeit pflegten, Rovalis und den Piesländer Gustav von Adlerstrom namhaft.

16) Sch. Briefw. mit R. II, 243.

17) Karoline v. Wolzogen, Sch. L. II, 83. Man wird durch diesen Bericht an die hohe Schönheit der Schilderung erinnert, welche Schiller vorahnend vom Lobe des Ränklers entworfen hat. Vgl. oben die Anmerk. 127 zum 2. Buch.

- 18) Mitgeth. in Wieland's Leben von Gruber, IV, 227.
- 19) In der Illust. Zeitung, wo (Jahrg. 1843 S. 324) das Bild wiedergegeben ist, wird gesagt, dasselbe sei in der Zeit von Schiller's Aufenthalt in Bauerbach entstanden. Dies beruht entschieden auf einem Irrthum, denn damals kam der Dichter nicht nach Karlsbad.
- 20) Die angezogenen Briefe Lotte's und Karoline's sind mitgetheilt in der Letzteren Literar. Nachlaß, II, 165, 202.
- 21) Sch. Briefw. mit R. II, 260.
- 22) Der Vater der französischen Revolution in ihrer ersten Phase war am 2. April 1791 gestorben.
- 23) Briefwechsel Reinhold's mit Baggesen, I, 48 fg.
- 24) Der eine Schreiber dieses Briefes, Graf Schimmelmann, erlebte noch die erste Veröffentlichung desselben in Karoline's von Wolzogen Biographie Schiller's (II, 90). Er starb, ein Vierundachtziger, i. J. 1831, den wohlverdienten Ruf eines gerechten und liberalen Staatsmanns hinterlassend. Der andere, der Prinz von Augustenburg, starb schon in der Blüthe des männlichen Alters. Seines frühen Lobes erwähnend, hat Karoline mit Recht beigefügt: „Von dem Grabe edler Verstorbener geht ein belebender Hauch aus für die Nachwelt.“ Aus Schiller's Briefwechsel mit Körner [II, 283] wissen wir übrigens, daß der Prinz schon im Sommer 1790 sein warmes Interesse für den Dichter gegen Körner's Schwägerin Dora in Karlsbad geäußert und gesagt hatte, daß ihm besonders Schiller's Geschichte der niederländischen Rebellion „sehr lieb“ sei.
- 25) Dieses Schreiben eröffnet eine kleine Reihenfolge von Briefen Karl August's an Schiller, zuerst veröffentlicht in Weimars Album, S. 157—163.
- 26) Sch. Briefw. mit R. III, 105.
- 27) Unter den Richtern der Form bist du der Erste, der Einz'ge, Der das Gesetz, das er gibt, schon im Leben erfüllt.
Hebbel: Schiller als Aesthetiker.
- 28) Nicht im Juni, wie Hoffmeister (II, 285) angibt. Vgl. Sch. Briefw. mit R. II, 305.
- 29) In seinen Erinnerungen an Schiller in der Zeitung für die eleg. Welt 1823, Nr. 3—7.
- 30) Ach, du warst es nicht, mein Vaterland, das der Freiheit Gipfel erstieg, Beispiel strahlte den Völkern umher:
 Frankreich war's! Du labtest dich nicht an der frohen der Ehren,
 Brachest den heiligen Zweig dieser Unsterblichkeit nicht!
- 31) Hierauf bezieht sich die Aeußerung in Göthe's Brief an Schiller vom 2. Mai 1798: „Wielanden ist durch ein heimlich demokratisches Gerücht verboten worden, die Fortsetzung seiner Gespräche im Merkur drucken zu lassen. Der arme Verfasser des goldenen Spiegels und des Agathon, der zu seiner Zeit Königen und Herren die wunderbarsten Wahrheiten sagte, der sich auf Verfassungen so trefflich verstand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen

34) Mitgeth. durch A. v. E. 364.

35) „Gestern — schrieb Fe Paris an seine Frau — habe ich zum ersten Mal wiedergesehen. Hausman und Dorfsch's Frau ter, der ehrliche Recointre aus zu Tisch und erst nach elf Uhr a schwellene Hand vom Plumpsack am Pfänderspiel erholt.“ J. von Theresie Huber, II, 631.

36) Die beiden Documente in Paris, le 10 Oct. 1792, l'an p J'ai l'honneur de Vous adresser revêtu du sceau de l'Etat, de la le titre de Citoyen Français à que la Nation Vous a placé au de la société, auxquels Elle a délégué L'Assemblée Nationale, par le Pouvoir exécutif de Vous adresser priant d'être convaincu de la satisfaction cette circonstance, le Ministre de mes sentiments particuliers à ce Peuple dans l'enthousiasme des pr Je Vous prie, de m'accuser la Nation soit assurée que la Loi comptez également les Français par Le ministre de l'intérieur

A M. Gille Publiée

Considérant que, si cinq ans de domicile en France suffisent pour obtenir à un étranger le titre de Citoyen Français, ce titre est bien plus justement dû à ceux qui, quelque soit le sol qu'ils habitent, ont consacré leurs bras et leurs veilles à défendre la cause des peuples contre le despotisme des rois, à bannir les préjugés de la terre, et à réculer les bornes des connaissances humaines ;

Considérant que, s'il n'est pas permis d'espérer que les hommes ne forment un jour devant la loi, comme devant la nature, qu'une seule famille, une seule association, les amis de la liberté, de la fraternité universelle, n'en doivent pas être moins chers à une Nation qui a proclamé sa renonciation à toutes conquêtes, et son désir de fraterniser avec tous les peuples ;

Considérant enfin qu'au moment où une convention nationale va fixer les destinées de la France et préparer peut-être celle du genre humain, il appartient à un peuple généreux et libre, d'appeler toutes les lumières et de déférer le droit de concourir à ce grand acte de raison, à des hommes qui par leurs sentimens, leurs écrits et leur courage s'en sont montrés si éminemment dignes ;

Déclare déférer le titre de Citoyen Français au docteur Joseph Priestly, à Thomas Payne, à Jérémie Bentham, à William Wilberforce, à Thomas Clarkson, à Jacques Mackintosh, à David Williams, à N. Gorani, à Anacharsis Cloots, à Corneille Pauw, à Joachim Henri Campe, à N. Pestalozzi, à Georges Washington, à Jean Hamilton, à N. Madison, à Fr. Klopstock, et à Thadée Kosciuszko.

Du même jour.

Un membre demande que le sieur Gille, publiciste allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui l'Assemblée vient d'accorder le titre de Citoyen Français ; cette demande est adoptée.

Au nom de la nation, le Conseil exécutif provisoire mande et ordonne à tous les Corps administratifs et Tribunaux, que les présentes ils fassent consigner dans leurs registres, lire, publier et afficher dans leurs départements et ressorts respectifs, et exécuter comme loi. En foi de quoi nous avons signé ces présentes, auxquelles nous avons fait apposer le sceau de l'Etat. A Paris, le sixième jour du mois de septembre mil sept cent quatre-vingt-douze, l'an quatrième de la liberté.

Signé : Olavière.

Contresigné : Danton.

Et scellées du sceau de l'Etat.

Certifié conforme à l'original

Danton.

L. S.

A Paris.

de l'imprimerie nationale exécutive du Louvre.

1792.

37) Daß Frau Simanowiz um jene Zeit dem Dichter das von ihr gemalte Portrait seiner Mutter zum Geschenk gemacht, erheißt aus seinem vom 24. Juni 1793 datirten, dem Schillers-Album im Bar-

39) Freudig spannt' im Wind die
Selbst dann saß er am Ruder
Ueber die Flut. Wie dachte d

Auf die Plejaden gewandt und
Auch die Värin, die sonst der
Welche sich dort umbreht und
Und sie allein niemals in Plei

40) Morgenblatt 1854, Nr. 45; I

41) Karoline v. Wolzogen, Sch. 2
1796 schrieb Schiller an Göthe (Briefe)
reifer Uebersetzung für den Wallenstein
den sei, welche diesem Stoff auch viel m

42) S. das Einladungsschreiben S
fest an Frau Simanowicz vom 8. Novem
ber 1801, ein Lebensbild", S. 389.

43) Der Brief Schiller's an Körne
gibt davon Kunde.

44) Diese bisher noch von keinem B
Mittheilung steht in dem „Schiller-Albu
Arbeitszimmer im Schillerhause in We
mar, Schillerhäuser, S. 172.

45) Lubovitz, S. 390. Karol. v. M
46) Vgl. Hölderlin's Leben von Chr.
Sammtl. Werke, II, 279) und Haym, H
Die Tradition von Hegel's und Hölderlin
Freiheitsbaum hat eine sehr schöne poeti
durch J. G. Fischer, Gedichte. 2. A 1801

47) D. 1801

- 49) Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat Alles geseh'n, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter uraltestem Rath
Und behörchte der Dinge geheimste Saat. (Werke, I, 241.)

50) Ich setze das für den Freundschaftsbund zwischen Göthe und Schiller entscheidende Gespräch zwischen den Beiden, von welchem der Erstere ausführlich erzählt (Werke, Ausg. v. 1840, XXVII, 36 fg.), in den Juli 1794, im Widerspruch zwar mit Viehoff (Göthe's Leben, III, 332), aber gestützt auf den Brief Schiller's an Körner vom 1. September 1794, worin unser Dichter dem Freund in Dresden mittheilt, daß er „vor sechs Wochen“ ausführlich mit Göthe gesprochen habe. Augenscheinlich ist damit das Gespräch gemeint, von welchem Göthe an der bezeichneten Stelle seiner „Annalen“ Meldung thut. Der Brief Schiller's vom 13. Juni, worin er Göthe zur Mitarbeit an den Horen einlud und womit der Schiller-Göthe'sche Briefwechsel sich eröffnet, ist ohne Zweifel vor jener Begegnung in Jena geschrieben, weil derselbe ganz ceremoniös und geschäftsmäßig gehalten ist. Anlange nach dem Gespräch und wie noch ganz warm von demselben schrieb dann Schiller, als Göthe von seinem Ende Juli's nach Dessau unternommenen Ausflug zurückgekehrt war, seinen berühmten Brief (23. August), womit er, wie man treffend gesagt hat, „Göthe eroberte.“ — Damit ich nicht in den Verdacht „novellistischer“ Darstellung komme, bemerke ich für solche Leser, denen Göthe's Annalen im Augenblicke nicht gegenwärtig sein sollten, daß der Eingang des Kapitels eine fast wörtliche Wiedergabe der Göthe'schen Erzählung ist.

51) Wie wenig die Heimatluft unseren Dichter von seinen Leiden geheilt hatte, zeigt auch folgende Nachricht aus dem Sommer 1794. Als Eckermann sich am 31. März 1831 bei Göthe befand, erzählte Meyer: „Ich ging mit Göthe in dem sogenannten Paradies bei Jena spazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir (nämlich Schiller u. Meyer) zuerst mit einander redeten. Er war eben aus Schwaben zurückgekehrt und schien sehr krank und an den Nerven leidend. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Göthe dachte, er würde keine vierzehn Tage mehr leben.“

52) Briefw. zw. Göthe und Schülz, S. 26.

53) Humboldt in der Einleitung zu seinem Briefw. mit Schiller, S. 13 fg.

54) Raabe: Moderne Charakteristiken, I, 356—372.

55) Köpfe: Erinnerungen aus Lessing's Leben, I, 251.

56) Göthe's Werke, XXXVI, 251.

57) Böttiger, Literar. Zeitg. I, 32.

58) Sch. Briefw. mit R. IV, 72.

59) Eine Probe der beregten Gemeinheit mag folgende „Anekdote“ geben, welche am 14. November 1795 in der „Camera obscura von Berlin“ hand: — „Ein hiesiger Bürger, aus Mecklenburg gebürtig,

fand bei einem Freunde ein Stück von dem berühmten Journal: die Horen. In seiner Landesmundart bezeichnet der Name jener freundlichen Gottheiten gar zu freundliche Sterbliche und er ließ sich verleiten, in die Jeremiade auszubrechen: Gott bewahre uns für de Horen, en Schornahl. Nix as Schornahlen, roth, groen, blau und grau, ol für de Horen ens. Fründ, dat kann en nich so blieben. Der Freund bat ihn, das Stück, welches gerade da lag, mitzunehmen; er brachte es aber nach einigen Tagen mit der Versicherung zurück: er lasse sich nicht dumm machen; er habe es gelesen und verstehe sehr wenig davon; aber was er verstehe, wäre „„Horenkrum““.

60) Vgl. über die Berufung Schiller's nach Tübingen seine Briefe an Göthe vom 19. Februar und 25. März 1795. Briefsw. I, 48, 59.

61) Eine verdienstvolle gebrängte Bibliographie der Musenalmanache hat R. Gödeke („Elf Bücher deutscher Dichtung“, I, 727) geliefert.

62) Schwab, Sch. L. 532.

63) In einem späteren Brief an Humboldt (7. Septbr. 1795) bekennt Schiller: „Das Reich der Schatten ausgenommen, ist mir Natur und Schule (später „der Genius“ überschrieben) unter meinen Gedichten das liebste.“

64) R. Grün, „Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter“, S. 552.

65) E. Boas, ein gewissenhaftester Arbeiter auf dem Feld der deutschen Literaturhistorie, hat bekanntlich die Xenien-Angelegenheit am umfassendsten dargelegt. Sein zweibändiges Buch: „Schiller und Göthe im Xenienkampf“ (1851) ist ein schwerwiegender kulturgeschichtlicher Beitrag zur Aufhellung der Göthe-Schiller'schen Epoche.

66) Schiller's Epigramme ragen fast durchgehends über die Göthe'schen empor. Treffender Witz, leuchtender Humor, vernichtende Satire erfüllt sie. Er ging, ein ungestürmter Streiter, begeistert in die Schlacht, um alles Falsche, Unschöne und Gemeine mit der Wurzel auszurotten, während Göthe's Distichen, wenn er sie nicht wider Frömmel oder wider ihm verhasste politische Grundsätze richtet, eine gewisse Versöhnlichkeit und Kälte athmen. Boas, a. a. O. I, 47.

67) Schiller's Brief an Göthe vom 1. August 1796. Briefsw. I, 202.

68) Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.

Christlicher Hercules! Du erstickst so gerne die Riesen;
Aber die heidnische Brut steht, Herkuleskus, noch fest.

69) Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich

Eben vergessen und kam, ach, wie gereut's mich, zu dir.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

**Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der
Stoff.**

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt.

70) Vormal's im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter;
Nun du todt bist, herrscht über die Geister dein Geist.

71) Mit Beziehung auf das 43. Xenion:

Fort ins Land der Phylister, ihr Füchse mit brennenden Schweifen,
Und verderbet der Herrn reife paplerene Saat.

72) Briefw. zw. Sch. und G. I, 227.

73) Die Horen müßten sich fortan mit u schreiben. Böttiger's
Leben, 52, 133—37.

74) Aus Herder's Nachlaß, herausg. von H. Dünker und F. G.
Herder, I, 20.

75) Böttiger, Literar. Zust. u. Zeitg. I, 192.

76) Aus Herder's Nachlaß, I, 183.

77) Lange necktet ihr uns, doch immer heimlich und tückisch;

Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen den Krieg

Alles war nur ein Spiel. Ihr Freier lebt ja noch alle;

Hier ist der Bogen und hier ist auch zum Ringen der Platz.

78) In erster Linie derselben standen die zu Mannheim 1797 er-
schienenen geistvollen „Dornenstücke“, welche sich übrigens in ihrem
besten (ersten) Theile nicht gegen Göthe und Schiller richteten, sondern
mit wirklichem Wig über die Gebrechen der Zeit im Allgemeinen sa-
tirisch sich ergingen. Der wahre Name des Verfassers ist unbekannt
geblieben, denn er hatte sich nur mit dem fingirten Namen „Paul
Ehrenpreis“ unterzeichnet. Vgl. Boas, Xenientampf, II, 102 fg.

79) Wibder im Thierkreis hieß ich dir einst. O, war' ich es, freudig
Brächt' ich mein Alles den Beherrschern des nächtlichen Rei-
ches zum Lösgelb

Und du, Böttlicher, kehrest zurück zu den sehnennden Böllern.

80) Briefw. zw. Sch. u. G. I, 291.

81) Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu
finden;

Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Schiller.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!

Göthe.

82) Franz Horn, Dichtercharaktere, S. 57.

83) Schiller an Körner (10. April 1796): „Wenn du deine Reise
um fünf oder sechs Tage früher antreten könntest, so kommst du gerade
noch recht zu der letzten Vorstellung von Iffland und zwar zur Vor-
stellung des Egmont, den ich für das Theater bearbeitet habe und der
(heut) gewissermaßen Göthe's und mein gemeinschaftliches Werk ist.
Ich mußte verschiedene neue Szenen darin machen und mit den alten

Seine Armuth, du we
86) Fürst: Henriette Herz, 1
Ausf. S. 178, 181.

87) Briefw. zw. Sch. u. G.

88) Ebenda, II, 53, 63. St
in Göthe's Prolog zu Schiller's

Da schmückt' er sich die
Von wannen er der Stein
Das dem gleich ew'gen,
Geheimnißvoll und klar
Dort, sich und uns zu lö
Verwechselt er die Zeiten
Nun sank der Mond und
Vom klaren Berg herüber

89) Fischer, Aesthetik, IV, 135

90) Briefw. zw. Sch. und G. 2

91)
Freiheit liebt das
Frei im Aether her
Ihrer Brust gewalt
Zähmet das Natur
Doch der Mensch in
Soll sich an den Me
Und allein durch sein
Kann er frei und mi

92) Gedruckt erschien das Glöden
f. 1800.

93) „Nie — schreibt Alexander v
Büchlein, S. 150) über sein letztes An
Berlin im Juni 1800

94) Brief Jean Paul's an Otto aus Weimar vom 2. Februar 1799. Spazier, IV, 121.

95) „Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir (zum Wallenstein) Muth zu machen, und ein Nachwerk wie der Don Carlos ekelt mich nunmehr an, wie gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin.“ Schiller an Körner (4. September 1794).

96) E. W. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 3. Aufl. S. 197.

97) Briefw. zw. Sch. und H. 229.

98) Lubw. v. Wolzogen, Memoiren, S. 14.

99) Die Hauptmomente der Entstehungsgeschichte des Wallenstein finden sich in Schiller's Briefwechsel mit Körner (III, 167, 330, 394; IV, 7, 60, 67, 133) und in Schiller's Briefwechsel mit Göthe (I, 145, 240, 244, 248, 259, 261, 386, 402, 408, 412; II, 4, 61, 76, 81, 116, 130, 133, 136, 152, 155, 157, 186—88).

100) Der Schauspieler Becker hatte sich gewelgert, einen Ketter zu spielen. „Da — erzählte Göthe am 26. Februar 1824 Edermann — ließ ich ihm sagen, wenn er die Rolle nicht spielen wolle, so würde ich selber sie spielen. Das wirkte; denn sie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in solchen Dingen keinen Spaß verstand und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollste zu thun.“

101) Schiller's Album, S. 88.

102) Erinnerungen eines Augenzeugen über die erste Aufführung des Wallenstein zu Weimar, Weimars Album, S. 135—145.

103) Sch. Briefw. mit K. IV, 146. Karol. v. Wolzogen, Sch. R. II, 182.

104) Devrient, Gesch. d. d. Schauspiels. III, 281.

105) Briefw. zw. Sch. u. K. IV, 147, 158, 192, 242. Briefw. zw. Sch. und G. II, 204.

106) Ruge: Idealismus und Realismus im Reich des Ideals (Prug's Deutsches Museum 1858, S. 670).

107) Kogebue's Nachwerk „Die Indianer in England“ ist glücklicher Weise jetzt so verschollen, daß es nicht schulmeisterlich klingt, wenn ich darin erinnere, daß die Heldin dieses Märchstücks Gurli hieß.

108) Streffens: Was ich erlebte, IV, 103 fg.

109) „Citatio edictalis. Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielbing, Stern, Bayle, Voltairre, Crebillon, Hamilton und vieler anderen Autoren, Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtiges und dem Anschein nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden, — als wird Jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hierdurch vorgeladen, sich binnen sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen.“ Athenäum, II, 332.

- 110) Der Pedantismus hat die Phantasie
Um einen Fuß; sie schiedte ihn zur Sünde.
Frech, ohne Kraft umarmt' er die
Und sie genas von einem tobt'n Kinde,
Genannt Lucinde.

111) Als er im Spätherbst 1828 seinen alten Freund Tieck in Dresden besuchte, verkündigte er diesem „Erzromantironicus“ die Nähe des jüngsten Tages. Dann würden die Gestirne des Himmels sich gegen einander bewegen und die Gestalt eines Crucifixes bilden. Unwillkürlich brach Tieck bei diesem Orakel in den Ruf aus: „Mensch, sag' einmal, glaubst du denn wirklich das Alles?“ Köpfe, Erinnerungen aus Tieck's Leben, II, 74.

112) Das Verhältnis der beiden Brüder zu einander charakterisirt ganz gut der von dem Dänen Dehlenschläger gemachte Witz:

August sagt: „Mein Bruder und ich!“

„Ich und mein Bruder!“ sagt Friederich.

113) Köpfe, a. a. O. II, 193.

114) Schiller muß sich längere Zeit mit diesem Vorfaß getragen haben, denn in dem fraglichen Schreiben an Göthe vom 5. Januar 1798 spricht er davon als von einer „alten“ Idee.

115) E. Schiller's Brief an Göthe vom 20. August 1799. Daß er in Weimar davon gesprochen haben mußte, nach dem Wallenstein zunächst die Mailiefer auszuführen, erhellt aus der Zuschrift der Herzogin Luise vom 21. Oktober 1799 an den Dichter. Die Herzogin sagt darin, sie würde es bedauern, wenn Schiller „dieses schöne Unternehmen“ aufgeben würde.

116) Ich gestehe, nicht recht zu wissen, was ich daraus machen soll, wenn Göthe im directen Widerspruch mit Schiller's Brief an seine Mutter vom 8. Oktober und mit Karl August's Schreiben an Schiller vom 11. Novbr. 1799 am 18. Januar 1827 gegen Edermann äußerte: „Der Herzog bestimmte Schillern bei seiner Hieherkunft einen Gehalt von jährlich 1000 Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte, zu arbeiten.“ Da an einen vorsäglichen Irrthum nicht zu denken ist, bleibt nur die Annahme eines sehr beträchtlichen Gedächtnißfehlers. Aber es macht doch einen recht schmerzlichen Eindruck, wenn Göthe fortfährt: „Schiller lehnte dieses letztere Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „„Ich habe das Talent — sagte er — und muß mir selber helfen können.““ Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war. Sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich. Denn was geschiedte Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht lust sind, möchte ich pathologische Stellen nen-

nen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt; ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem". . . . Alles ganz wahr und schön. Göthe betonte nur den Umstand nicht stark genug, daß Schiller unter allen Umständen dem kategorischen Imperativ folgen, d. h. arbeiten mußte, um zu leben. Das war ja eben der Jammer!

117) Nachdem z. B. Gleim Ludwig den Sechzehnten aus eigener Nachvollkommenheit canonisirt hat, ruft er aus:

„Er ist mein Heiliger! Da steht, vor seinem Bilde
Kieg' ich und bet". . . .

Er hat aber nicht nur einen Heiligen, sondern auch eine Heilige, die Czarin Katharina II., und er vergeht fast vor Sehnsucht, ihres Anblicks zu genießen:

„Von fern nur, insgeheim nur sehen möcht' ich dich!

Ergößen mich an den gepries'nen Zügen

Des menschenfreundlichsten Gesichts.“

Bei einem Heiligencult dieser Art ist selbstverständlich die ganze französische Staatsumwälzung eitel Teufelswerk:

„Die Hölle hat sich aufgethan,

Daran ist nicht der kleinste Zweifel.“

In patriotischer Ekstase stellt Gleim dem revolutionären Frankreich das loyale Deutschland gegenüber und ruft aus:

„Von unsern deutschen Fürsten spricht

Selbst die Verleumdung Böses nicht.

Sie sind, was unsre Weisen wollen,

Daß es die Fürsten sei'n". . . .

Man sieht, der gute Alte hatte keine Zeit gehabt, sich um die Erlebnisse eines Schubart, eines Seume zu bekümmern. Auch die Zeiten Friedrich Wilhelm's II., und der Gräfin Lichtenau scheint er übersehen zu haben. Doch nein, das anzunehmen, bliese ihm Unrecht thun. Denn er bildete sich offenbar Etwas darauf ein, ein Knecht mit Bewußtsein und Methode zu sein, und er gibt auch ganz natv den Grund dieser Liebhaberei an. In einer seiner Reimerelen läßt er einen Jakobiner und einen Sklaven mit einander verhandeln. Der Erstere will den Letzteren zur Freiheit belehren, was aber dieser sich ein für allemal verbittet, denn, sagt er: —

„Ich lebe nur für meinen Herrn, bei Gott und meinem Leben!

Ich muß der Wahrheit Zeugniß geben:

Ich bin sein Sklave gern,

Er macht mich täglich satt!“

118) Schiller wußte das selbst recht wohl. Als er seine Bearbeitung des Macbeth am 16. Juni 1800 an Körner sandte, schrieb er dazu: „Freilich macht er gegen das Original eine schlechte Figur.“

119) Gedichte im Weimars-Album, S. 147—55.

120) Karoline v. Wolzogen, *Literar. Nachlaß*, I, 406.

121) Nicht diese Aufführung, sondern selbstverständlich die spätere. J. 1803 meinte Zelter, wenn er unterm 7. September genannten Jahres an Göthe schrieb: „Wenn Schiller seine Jungfrau von Orleans sehen will, so muß er jetzt nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand unserer Darstellung dieses Stückes ist mehr als lauterlich; der vierte Act ist hier mit mehr denn achthundert Personen besetzt und, Ruß! und alles Andere mitbegriffen, von so eclatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Ekstase geräth.“

122) Briefw. zw. Sch. und G. II, 346.

123) Die Quelle, aus welcher die Nachricht von diesem Triumph zuerst in Schiller's Lebensgeschichte überging, ist die „Skizze einer Biographie Schiller's“ von J. G. Gruber (1805). Die mitunter sehr weit gehende Unzuverlässigkeit dieses Büchleins hätte mich Anstand nehmen lassen, demselben gerade hier mehr Glauben zu schenken als anderwärts, um so mehr, da der Schiller-Rörner'sche Briefwechsel ganz über die Sache schweigt. Aber zum Glück bekräftigt uns Karoline von Wolzogen (Sch. L. II, 225) als Augenzeugin, daß Gruber im Wesentlichen den Sachverhalt ganz richtig angegeben habe.

124) Zelter an Göthe (13. November 1830): — „Schiller war nicht längst in Dresden gewesen. Raumann hatte „die Ideale“ in Ruß! gesetzt und sie dem Dichter durch seine Schülerin, eine Mademoiselle Schäfer, vorsingen lassen. Das Erste, wovon Schiller zu mir sprach, war diese Composition, über welche er ganz entrüstet war; wie ein so gefeierter, berühmter Mann ein Gedicht so zerarbeiten könne, daß über sein Geflimper die Seele des Gedichts zu Fesseln werde, und so ging's über alle Componisten her. Den Effect solcher tröstlichen Dration brauch' ich nicht zu beschreiben, ich hatte Schiller's und seine Gedichte (componirt) im Sacke mitgebracht und mit einem Schlage die Lust verloren, sie auszupacken. Es war vor Tisch; Schiller und ich sollten bei dir essen. Die Frau kam und sagte: Schiller, du mußt dich anziehen, es ist Zeit. So geht Schiller ins andere Zimmer und läßt mich allein. Ich setze mich ans Klavier, schlage einige Töne an und singe ganz sachte für mich den „Taucher“. Gegen das Ende der Strophe geht die Thüre auf und Schiller tritt leise heran. — nur halb erst angezogen. — „So ist's recht, so muß es sein!“ u. s. w. Dann wieder die Frau: Lieber Schiller, es ist nach 2 Uhr, mach' doch nur, daß du erst angezogen bist; du weißt, Göthe wartet nicht gern zu lange, und nun war die Sache in Ordnung.“ — Genau genommen, fällt übrigens Zelter's damalige Anwesenheit in Weimar in den Februar 1802. Briefw. zw. Sch. u. R. IV, 271.

125) Das Pamphlet führte den Titel „Expectorationen“ und war der Form nach eine dramatische Farce, worin Göthe der Große, Fall der Kleine, A. W. Schlegel der Mühsende, Fr. Schlegel der Rasende, ferner ein gebratener Wieland, ein geköpfter Böttiger u. s. w. vorliefen. Die Burleske war gemein, aber stellenweise nicht unwitzig.

So wenn die beiden Schlegel, „ein paar tüchtige Räucherpfannen,“
den „Literaturpapst“ Odise anfangen:

„Du reine poetische Poesie,
Du Poesie der Poesie!
Hier naht sich dein getreues Vieh,
Dem deine Hoheit Schutz verlieh.“

126) Friedrich Schlegel sandte diese stachellosen Stachelgebichte im April 1802 an Rahel Levin. Aus ihrem Nachlasse theilte Barnhagen sie Boas mit und, da sie durch diesen (Zenitenkampf, II, 266) doch einmal der Vergessenheit entrissen wurden, so mögen einige hier stehen, als Probe der Art und Weise, wie die romantische Impotenz und Inpubenz einen Schiller zu schmähren sich erfrechte: —

Ach, wie gefällt die Glücke dem Volk und die Würde der Frauen,
Weil im Takte da klingt Alles, was sittlich und platt.

Welches Schicksal! Es heißt Piccolomini; dennoch ist Keiner
Piccol uomo so sehr, als der es pikelte selbst.

Geschritten in die Welt kam Schiller
Und da ward's still und immer stiller.
Erkaut frug die Natur: Was will er?
Und dreimal schallte laut der höchste Triller.

Das ist Schlegel'scher Witz! Mit der Schlegel'schen Poesie hatte es gerade soviel auf sich. Es charakterisirt dieselbe, wenn Friedrich Schlegel gegen eine Freundin äußerte: „Er hätte beim Dichten des Alarfos nur mehr Optium nehmen sollen, so würde er erreicht haben, was er damit gewollt.“ Unvergessen. Denkwürdigkeiten von Helmina von Chezy, I, 265. . . . Auch der andere Bruder, August Wilhelm, wollte auf Kosten Schiller's wichtig sein und zwar noch viel später. Er war taktlos genug, in den Wendt'schen Rufenalmanach auf 1832 eine Reihe sogenannter „literarischer Scherze“ einzurücken, die nur eine Reihe grober Schmähungen auf Schiller waren. Die allgemeine Entrüstung aber, womit diese Rohheit aufgenommen wurde, konnte ihrem aus einem eleganten Kritiker zu einem alten Geden gewordenen Urheber zeigen, wie sehr seit 1800 die Bedeutung Schiller's gewachsen und die der Romantik gesunken.

127) So trug das neuerbaute Schauspielhaus in Nürnberg die Inschrift: „Der Wahrheit, Tugend, Weisheit und den Künsten fährte diesen Tempel auf aus Werthschätzung der Künste und mit dem besten Wunsche für seine Vaterstadt G. L. Aurnheimer 1801.“ Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. 1858, S. 263.

128) Einläßlichere Beschreibungen des Schillerhauses in Weimar finden sich in Stahr's „Weimar und Jena“, I, 60 fg., Rant's „Schillerhäuser“, S. 161 fg. und in Kühne's „Besuch im Schillerhaus in Weimar“, Gedenkbuch an Fr. Sch. 10 fg.

129) Gotthilf August von Kallig schrieb 1837 in das Schiller-Album (S. 140):

Deutscher Dichter frei und groß!
Seltsam fiel dein Lebensloos;

Wardst verlehrt und verwiesen
Wardst gefeiert und gepriesen,
Angestaunt in deinem Streben
Und der Armuth preisgegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt
Und zuletzt auch noch geabelt!
Ach, vergib dem Vaterland
Reisler, seinen Unverstand!

130) Göthe an Frau von Stein (17. Nov. 1781): „Die Herzogin Mutter hat mir gestern eine weitläufige Demonstration gehalten, daß mich der Herzog müsse und wolle adeln lassen. Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt und Einiges dabei nicht verhehlt, was ich dir auch noch erzählen will.“ Als er im Juni 1782 das Abelsdiplom erhielt, schickte er es der Freundin mit den Worten: „Ich bin so wunderbarlich gebaut, daß ich mir gar Nichts dabei denken kann.“

131) Das Diplom macht mit seinem weitläufigst-schleppenden Reichsanzleistyl einen seltsamen, fast gespenstigen Eindruck auf den Leser von heute. Als Schiller's Verdienste sind darin anerkannt, „daß er, als er zum ordentlichen Lehrer auf der Akademie zu Jena berufen worden, mit allgemeinem und seltsamem Beifall Vorlesungen, besonders über Geschichte, gehalten; ferner, daß seine historischen sowohl als in den Umfang der schönen Wissenschaften gehörigen Schriften in der gelehrten Welt mit gleichem ungetheilten Wohlwollen aufgenommen worden seien, und unter diesen besonders seine vortrefflichen Gedichte selbst dem Geiste der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben.“ Geradezu komisch wirkt der Passus, wo „alle und jede Kurfürsten, Fürsten, geistliche und weltliche Herren, Grafen, Freie und Ritter“ bei einer „Pön von 50 Mark löthigen Goldes“ verpflichtet werden, „genannten Johann Christoph Friedrich von Schiller als Unsern und des heiligen römischen Reichs rechtgeborenen Lebens- und Turniergenossen zu erkennen, zu ehren und zu würdigen.“

132) Beziehungsweise seine Popularität unter diesem Stande nur gesteigert. Der General Ludwig von Wolzogen erzählt uns in seinen öfters angezogenen Memoiren (S. 13) Folgendes von dem General von Grävenitz, welcher 1797 Commandant von Breslau war: — „Ich habe in seinem Quartier viel studirt, denn er störte mich wenig, außer wenn ihn sein großer Enthusiasmus für die Schiller'schen Gedichte, von denen er sich die schönsten auf Velinpapier besonders hatte abdrucken lassen, in eine Art Fieberparoxysmus versetzte, in welchem er sich gedrungen fühlte, mir einige Stunden lang seine Lieblingsstücke, namentlich das Lied an die Freude, mit großer Emphase vorzudeclamiren.“

133) Der Schauspieler Graff hat im Schiller's Album (S. 87) diese eigenthümliche Darstellung der Schiller'schen Tragödie so erzählt: — „Es war an einem sehr heißen Sommertage, als wir während unseres theatralischen Aufenthalts in Raachstädt die Braut von Messina aufführten. Unser lieber Schiller, unter dessen Leitung wir

seine Stöße gaben, hatte uns diesmal dahin begleitet. Seine Gegenwart, sein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu sehen, und führte uns von der Umgegend Raachstädt's, besonders von Halle, eine zahllose Menge von Zuschauern herbei. Unser Schauspielhaus war gebrängt voll. Mit einer wahren Feterlichkeit und Andacht begann unsre Vorstellung; mit jedem Akt steigerte sich der Beifall. Ich sprach den ältern Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Stelle zu sprechen anfang:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,

Wenn dumpfsosend der Donner hallt,

Da, da fühlen sich alle Herzen

In des furchtbaren Schicksals Gewalt" —

brach wirklich über dem Hause ein fürchterlicher Donner los, so daß das ganze Haus erzitterte; dies ergriff mich in dem Momente, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verse herausdonnerte. Den Eindruck, den diese Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitspielenden bis zum Schluß und am Schlusse des Stückes selbst machte, kann ich nicht beschreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Athem und sah nur todtensbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam unser Schiller auf die Bühne und begrüßte Jeden der Vorstellenden aufs freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebevollen, etwas näselnden Tone die Worte: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu Passe; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausbruche gesprochen werden!“

134) Schiller's Briefe vom 4., 6., 8., und 9. Juli 1803 aus Raachstädt an seine Frau, mitgeth. in Karoline's v. Wolzogen Leben Schiller's II, 239—50.

135) Henriette Herz, a. a. D. 202.

136) Zu Anfang Octobers 1806 beschrieb Napoleon den König von Württemberg zu sich nach Würzburg. Ludwig von Wolzogen — damals in Diensten des Letzteren — erzählt in seinen Memoiren (S. 35): „Es kostete viel Mühe, in Würzburg ein Quartier für den König ausfindig zu machen, weil der Marschall Lannes das Haus, welches für den König bestimmt war und dem Geheimrath Seyffert gehörte, nicht räumen wollte. Als ich deshalb mit ihm zu unterhandeln beauftragt wurde, sagte er mir: „ich sollte zum Teufel gehen, mein Herr sei nur ein König, er aber ein Marschall.““

137) In jener trüben Stunde imponirte die gefasste Würde der Herzogin Luise Napoleon so sehr, daß er unwillkürlich zu seiner Umgebung sagte: „Voilà une femme à laquelle nos deux cent canons n'ont pas pu faire peur.“

138) Der authentische, von Dr. F. L. W. Meyer beruhrende Bericht über Klopstock's prächtigen Leichenconduct ist mitgeth. in Wehl's „Literaturleben Hamburgs im 18. Jahrhundert.“

139) Was Schiller meinte, wenn er sagte, die Stael habe keinen Sinn für Poesie, wird durch Karoline v. Wolzogen commentirt, welche

die Nothiz gibt (Sch. L. II, 260), die berühmte Genferin habe bei jedem Dichtungswerke gefragt: „Quel en est le but?“ d. h. sie hatte keine Idee davon, daß die Kunst Selbstzweck sein könne.

140) Im Jahrbuch zu Atinghusen, wo S. 14 zu lesen ist: „Reichenza die hat gesetzt ein Hertel nussen von einem acherli dz heist tellingen zo Riphusen.“ H. von Liebenau hat diese Stelle in seiner Abhandlung: „Die geschichtl. Ursachen der Entstehung einer schweizer. Eigengesellschaft“ (Neujahrsblatt aus der Urschweiz, 1857, S. 24, Anm. 2) beigebracht. Tellingin heißt: „das Gut des Tell“ oder vielmehr Tello, ein altalemannischer Name, welcher aber kein Geschlechts-, sondern ein Taufname war, so daß allerdings schon der Name „Wilhelm Tell“ historische Bedenken erregen muß. — Die der Sage vom Tell analogen Schützenmythen finden sich bündig zusammengestellt bei Grimm, Deutsche Mythologie, 3. A. 353 fg. und 1214. Einläßliche kritische Untersuchungen der Tellofrage haben bekanntlich Ideler (1836) und Häuffer (1840) unternommen.

141) Morgenblatt f. 1857, S. 680. Vgl. Weimarer Sonntagsblatt für 1857, S. 359 fg.

142) „Island, der seine (Schiller's) Reise (nach Berlin) veranlaßte.“ Karol. v. Wolzogen, Sch. L. II, 260.

143) Henriette Herz, a. a. D. 221 fg.

144) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I, 56.

145) Weimarer Sonntagsblatt f. 1857, S. 461.

146) Schiller's Album, S. 207. Ueber des Dichters väterliche Zärtlichkeit vgl. auch „Gedenkbuch an Fr. Sch.“ 123.

147) Schiller's Album, S. 269.

148) Vgl. Göthe's Gespräch mit Eckermann vom 18. Jan. 1825.

149) Die Section von Schiller's Leichnam ergab überhaupt eine solche Desorganisation und Zerstörung des Innern, daß es einem Wunder gleichsaß, wie der Dichter auch nur so lange hatte leben können. Von allen Organen befanden sich nur noch Magen und Blase im natürlichen Zustand. S. den vollst. Sectionsbericht bei Hoffmeister, Sch. L. V, 329.

150) Ich habe mich in meinem Bericht über die letzten Tage und den Tod Schiller's genau an die Aufzeichnungen von Lotte (Brief an Fischentz vom 4. Juni 1805), von Karoline von Wolzogen, Göthe und Heinrich Voss gehalten, die nur in Unwesentlichem von einander abweichen. So z. B. wenn Göthe (Annalen 1805) seinen letzten Versuch bei Schiller, welcher am 29. April stattfand, irrthümlich in den Anfang des Mai setzt.

151) Briefe von Heinrich Voss, 2. Heft, S. 60 fg.

152) „Es war eine schöne Rainacht. Nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört als in ihr.“ Karol. v. Wolzogen, II, 280.

153) Dr. J. Schwabe, Schiller's Beerdigung und die Auffindung und Beisetzung seiner Gebeine, S. 17 fg. Froley sagt im Schiller-

Album (S. 77), daß er und ein Unbekannter — (eben Wolzogen) — die Einzigen gewesen seien, welche dem Sarge folgten.

154) Falk, a. a. D. 61.

155) Karol. v. Wolzogen, Sch. F. II, 281. Fräul. v. Göchhausen an Vöttiger, Literar. Zust. u. Zeitg. II, 251. — Schiller's ältester Sohn, Karl, widmete sich dem Forstfache, trat als Forstmann in den württembergischen Staatsdienst, wurde später für sich und seine Nachkommen durch König Wilhelm von Württemberg in den Freiberrnstand erhoben und starb am 21. Juni 1857. Sein einziger Sohn, Ernst Friedrich, geb. 1826 zu Rottweil, ist der einzige von Schiller's Enkeln, welcher seinen Namen fortpflanzte. Er ist zur Zeit, wo ich dieses schreibe, Rittmeister in einem österreichischen Kürassierregiment. Der zweite Sohn des Dichters, Ernst, studirte Jurisprudenz, trat in preussische Dienste und starb als Appellationsgerichtsrath, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, am 19. Mai 1841 zu Billich bei Bonn. Die ältere Tochter Schiller's, Karoline, war seit 1838 mit dem Berg-rath Junot auf der Raghütte bei Kuboldstadt verheirathet und starb kinderlos am 19. Dezember 1850 in Würzburg. Die jüngere Tochter, Emilie, verheirathete sich 1828 mit dem Sohn der Jugendfreundin ihrer Mutter, Freiherrn Heinrich von Gleichen-Rußwurm auf Greifenstein im Untermainkreis. Schiller's älteste Schwester, Christopbine, starb erst im hohen Alter 1847 in Meiningen. Seine zweite Schwester, Luise, war 1839 zu Mödmühl gestorben.

156) Weimarer Sonntagsblatt für 1857, S. 294. Nach dem Zeugniß von Göthe's legtem Secretair soll er auch in den Fieberphantasieen seiner letzten Stunden noch von „seinem Schiller, seinem Geliebten“ gesprochen haben. Vgl. Gedächtn. an Schiller, S. 91.

157) Bei dieser Gelegenheit schrieb Göthe seine Terzinen „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel,“ wo sein Gefühl für den vereinigten Freund noch einmal so innig sich kundgab, besonders in den schönen Zeilen: —

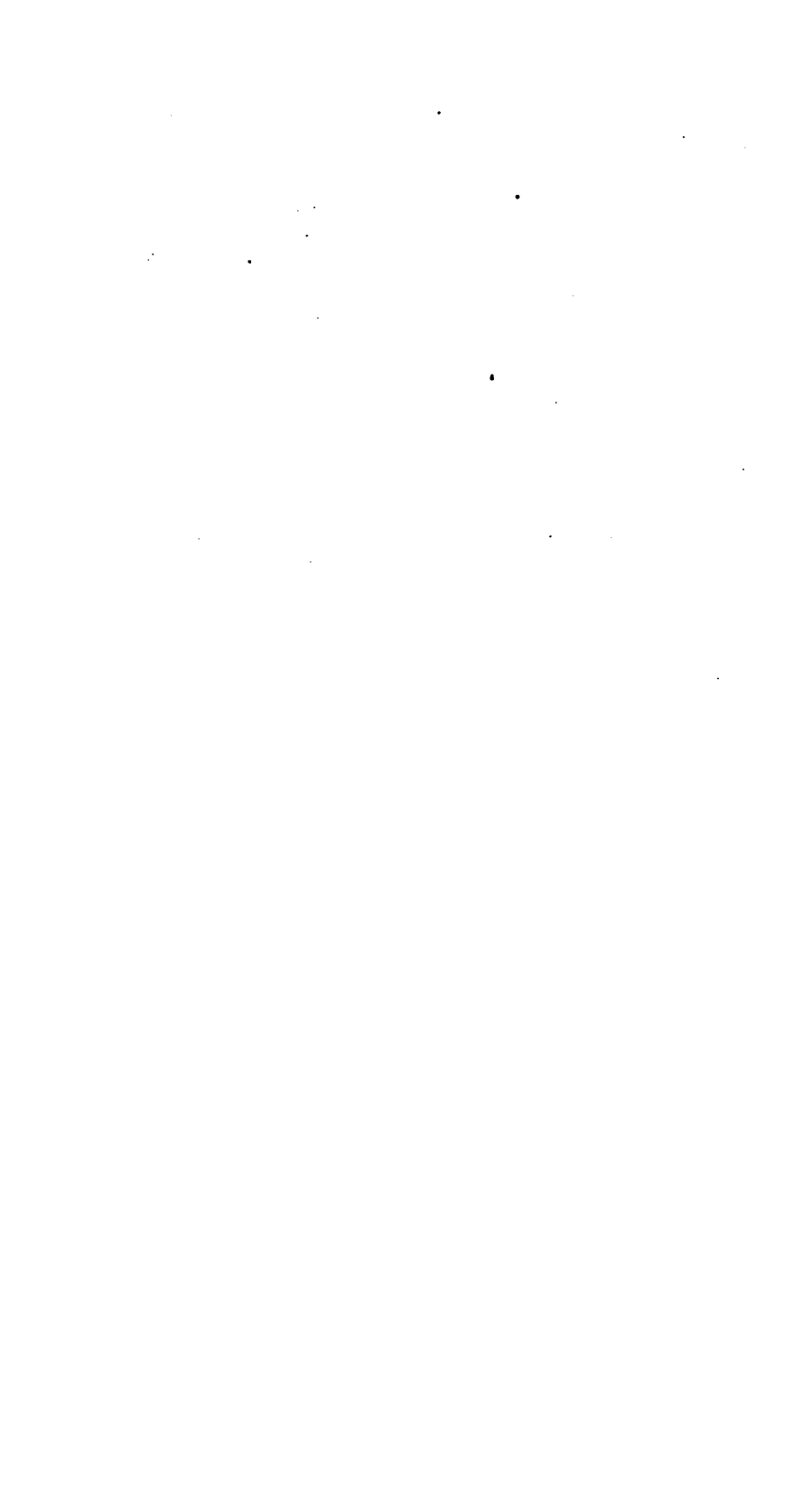
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Drakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?

158) Die ausführliche, mit Urkunden belegte Erzählung der Auf-suchung und schließlichen Bestattung von Schiller's Ueberresten s. bei Schwabe, a. a. D. 38—130.

159) Von dem allerersten Werden

Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgebante nur.

Sch. B. I, 235.



Inhalt zum zweiten Bande.

Drittes Buch.

Schiller's Meisterjahre.

Erstes Kapitel: Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Die deutsche Ede. — Charakter der dritten Lebensperiode Schiller's. — „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben.“ — Portrait des Dichters in den Jahren seiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedark. — Die Neue Thalia. — Historische Abhandlungen. — Geschichte des dreißigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit.“ — Vorlesungen. — Ästhetische Abhandlungen. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Kollern und Tumulte. — Novellen. — Gesehen. — Gothe. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeschichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein schönes Zeugniß für Lotte. — Oekonomische Sorgen. — Die frohe Beischaft aus Dänemark.

Zweites Kapitel: Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Eintritt ins Jahr 1792. — Philosophische Studien. — „Ueber Anmuth und Würde.“ — Auszug nach Dresden. — Liebe Besuche. — Verhalten deutscher Größen zur französischen Revolution. — Herder. — Klopstock. — Wieland. — Herder. — Gothe. — Schiller will als Anwalt Ludwig's des Sechzehnten auftreten. — Er bricht mit der Revolution. — Aus Paris. — Le sieur Gilles citoyen français. — Einrichtung einer eigenen „Menage.“ — „Der Schwabe regt sich.“ — Der Heimat zu! — In Heilbrunn. — In Ludwigsburg. — Lotte's „Campagne“ und Schiller's erste Vaterfreunde. — Tod des Herzogs Karl. — Ein Triumph. — In Stuttgart. — Danneder. — Der Freiheitsbaum zu Lüdingen. — Schelling, Hegel, Hölderlin. — Eine Weissagung. — Rückkehr nach Jena. — Die ästhetische Erziehung des Menschen.

Drittes Kapitel: Horenanz und Zenienkrieg.

Schiller und Gothe schließen ihren Bund. — Aeußerungen der Freunde darüber. — Wer ist der Größere? — Wilhelm von Humboldt. — Schiller's Gesprächsweise. — Richte. — Jena und Weimar. — Die wissenschaftliche Bewegung der Zeit. — „Ueber naive und sentimentalische Dichtung.“ — Die Horen. — Schiller's und Gothe's Witzfächer. — Berufung nach Lüdingen. — Uebergang von der philosophischen Speculation zur Poesie. — Schiller's Gedankenlyrik in ihrer Vollreife. — „Ideal und Leben.“ — Der Rusenalmannach. — Die Fenien. — In Frankreich und in Deutschland. — Herder bricht mit Gothe und Schiller. — Krieg. — Gothe's und Schiller's Verhältnis zum Christenthum. — Der Patriotismus des Dichters.

Viertes Kapitel: Das Lieb von der Glocke.

Hölderlin in Jena. — Schiller in Weimar. — Jffland's Gastspiel. — Gothe und Körner in Jena. — Frühe Nachrichten von dachheim. — Dem Dichter wird ein zweiter Sohn geboren. — Die Wendung in unserer Literatur von der Klassik zur Romantik. — Jean Paul und der Humor. — Jean Paul'sche Abenteuer in Weimar und Berlin. — Fürstliche Titanomanie. — Tingang des Vaters und Klage des Sohnes. — Schwager Wilhelm und Schwägerin Karoline. — Wilhelm von Humboldt. — Verhältnis zum Publikum. — „So schmilzt man bei seinen eigenen Kehlen.“ — Schiller im Besitze von Haus und Garten. — Poetische Absichten und Probleme. — Der ästhetische Gewissensrath. — Die Palladenzeit. — Kulturhistorische Porzell. — Richte verläßt Jena. — Verleß mit Gothe.



Inhalt zum zweiten Bande.

Drittes Buch.

Schiller's Meisterjahre.

Erstes Kapitel: Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Die deutsche Ehe. — Charakter der dritten Lebensperiode Schiller's. — „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben.“ — Portrait des Dichters in den Jahren seiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedark. — Die Neue Italia. — Historische Abhandlungen. — Geschichte des dreißigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit.“ — Vorlesungen. — Ästhetische Abhandlungen. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Wollen und Thun. — Kavalier. — Gage. — Göthe. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeschichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein schönes Zeugniß für Lotte. — Delonomische Sorgen. — Die frohe Botschaft aus Dänemark. 7

Zweites Kapitel: Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Eintritt ins Jahr 1792. — Philosophische Studien. — „Ueber Anmuth und Würde.“ — Auszug nach Dresden. — Liebe Befunde. — Verbalten deutscher Größen in der französischen Revolution. — Forder. — Klopstock. — Wieland. — Herder. — Göthe. — Schiller will als Anwalt Ludwig's des Sechzehnten auftreten. — Er bricht mit der Revolution. — Aus Paris. — Le amour des citoyens français. — Einrichtung einer eigenen „Menage.“ — „Der Schwabe regt sich.“ — Der Deimat zu! — In Heilbronn. — In Ludwigsburg. — Lotte's „Campagne“ und Schiller's erste Vaterfreude. — Tod des Herzogs Karl. — Ein Triumph. — In Stuttgart. — Danneder. — Der Freiheitsbaum zu Lützen. — Schelling, Hegel, Hölderlin. — Eine Weissagung. — Rückkehr nach Jena. — Die ästhetische Erziehung des Menschen. 26

Drittes Kapitel: Horenzanz und Zenientrieg.

Schiller und Göthe schließen ihren Bund. — Aeußerungen der Freunde darüber. — Wer ist der Größere? — Wilhelm von Humboldt. — Schiller's Gesprächsweise. — Richte. — Jena und Weimar. — Die wissenschaftliche Bewegung der Zeit. — „Ueber naive und sentimentalische Dichtung.“ — Die Horen. — Schiller's und Göthe's Witterfächer. — Berufung nach Lützen. — Uebergang von der philosophischen Speculation zur Poesie. — Schiller's Gedankenkreis in ihrer Vollreife. — Ideal und Leben. — Der Rufenalmanach. — Die Fenden. — In Frankreich und in Deutschland. — Herder bricht mit Göthe und Schiller. — Krieg. — Göthe's und Schiller's Verhältnis zum Christenthum. — Der Patriotismus des Dichters. 62

Viertes Kapitel: Das Lieb von der Glocke.

Hilberstein in Jena. — Schiller in Weimar. — Jffland's Gastspiel. — Göthe und Körner in Jena. — Frühe Nachrichten von daheim. — Dem Dichter wird ein zweiter Sohn geboren. — Die Wendung in unserer Literatur von der Klassik zur Romantik. — Jean Paul und der Humor. — Jean Paul'sche Abenteuer in Weimar und Berlin. — Härtsche Titanomanie. — Singang des Vaters und Klage des Sohnes. — Schwager Wilhelm und Schwägerin Karoline. — Wilhelm von Humboldt. — Verhältnis zum Publikum. — „So schmilzt man bei seinen eigenen Köhlen.“ — Schiller im Besitze von Haus und Garten. — Poetische Absichten und Probleme. — Der ästhetische Gewissenstrost. — Die Palladenzeit. — Kulturhistorische Vorst. — Nicht verläßt Jena. — Verkehr mit Göthe. 101

Fünftes Kapitel: Wallenstein.

Das französische und das deutsche Theater. — *Blank*. — *Rogge*. — Versuch einer Reform. — Entstehungsgeschichte des Wallenstein. — Die Wallenstein'sche Trilogie auf der Weimarer Bühne. — Großartiger Eindruck. — Aufführung der Tragödie in Berlin. — *Gied* als Wallenstein. — Resultate. — Schiller und die Königin Luise von Preußen. — Ein Antrag aus England. — Charakterbild des Wallenstein. — Die romantische Schule und ihr Verhältnis zu Schiller. — Schelling. — *Konals*. — Die beiden Schlegel. — *Lied*. — Ein Wort von *Rafel Levin*. 125

Sechstes Kapitel: Maria Stuart. Die Jungfrau von Orléans.

Die Braut von Messina.

Die letzte Lebensperiode. — Kurzes Schwanen hinsichtlich der Wahl eines neuen Stoffes. — Schwester *Christophine* und Schwager *Reinwald*. — Die Ueberfiedelung nach Weimar, zunächst für die Wintermonate, beschlossen. — Haushaltslage. — Ankunft einer kleinen *Karoline*. — Die *Kalteser*. — Schwere Erkrankung *Lotte's*. — Umzug nach Weimar. — Revolutionärer und contrerevolutionärer Abergwitz. — Frühwinkelig. — Bearbeitung des *Macbeth*. — *Maria Stuart*. — Wiederum im Gartenhaus am Leutrabach. — Was ist Poesie und wer ist ein Poet? — Die *Jungfrau*. — Neue dramatische Pläne. — Im Körner'schen Weinbergshaus zu Leisnig. — Der Triumph in Leipzig. — Fester bei Schiller. — Das Mittwochstränken und eine *Rogge*'sche Intrigue. — Dramaturgische Experimente. — *Eigen Dach und Fach*. — Der *Adelsbrief*. — Eine Trauerzeit. — Die Braut. — Eine „verwünschte Acclamation.“ — Unter Kriegsgelenten. — *Sternate* und *Morgenröthchen* zu Leisnig. — Schiller und der König von Schweden. 128

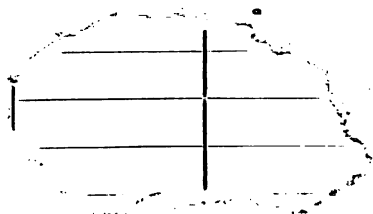
Siebentes Kapitel: Wilhelm Tell.

Zwei Warnungstafeln im Buche deutscher Geschichte. — *Wien* und *Berlin*. — Schiller und *Napoleon*. — Studien für den *Tell*. — *Hegel*. — *Klopstock's*, *Herder's* und *Rant's* Lob. — *Anne Louise Germaine de Staël*. — Der *Tell* vollendet und auf der Bühne. — Charakter des Gedichtes. — Der Dichter am Ernstlich. — In der preussischen Hauptstadt. — *Henriette Herz* über Schiller. — Ein lodender Antrag. — Ablehnung. — Geburt einer zweiten Tochter. — Der Dichter als Mensch und Vater. — Groß und gut. — Die Huldigung der Künste. — Der letzte Winter. — Uebersetzung von *Racine's* *Phädra*. — *Demetrius*. — Letzte Lebensstage und Tod des Dichters. — *Goethe's* Schmerz. — Die Beethatung. — Die Trauer. — *Lotte* und *Karoline*. — Die Fürstengrafi. — Die Apotheose. — *Schling*. 130









OCT 6 - 1924

